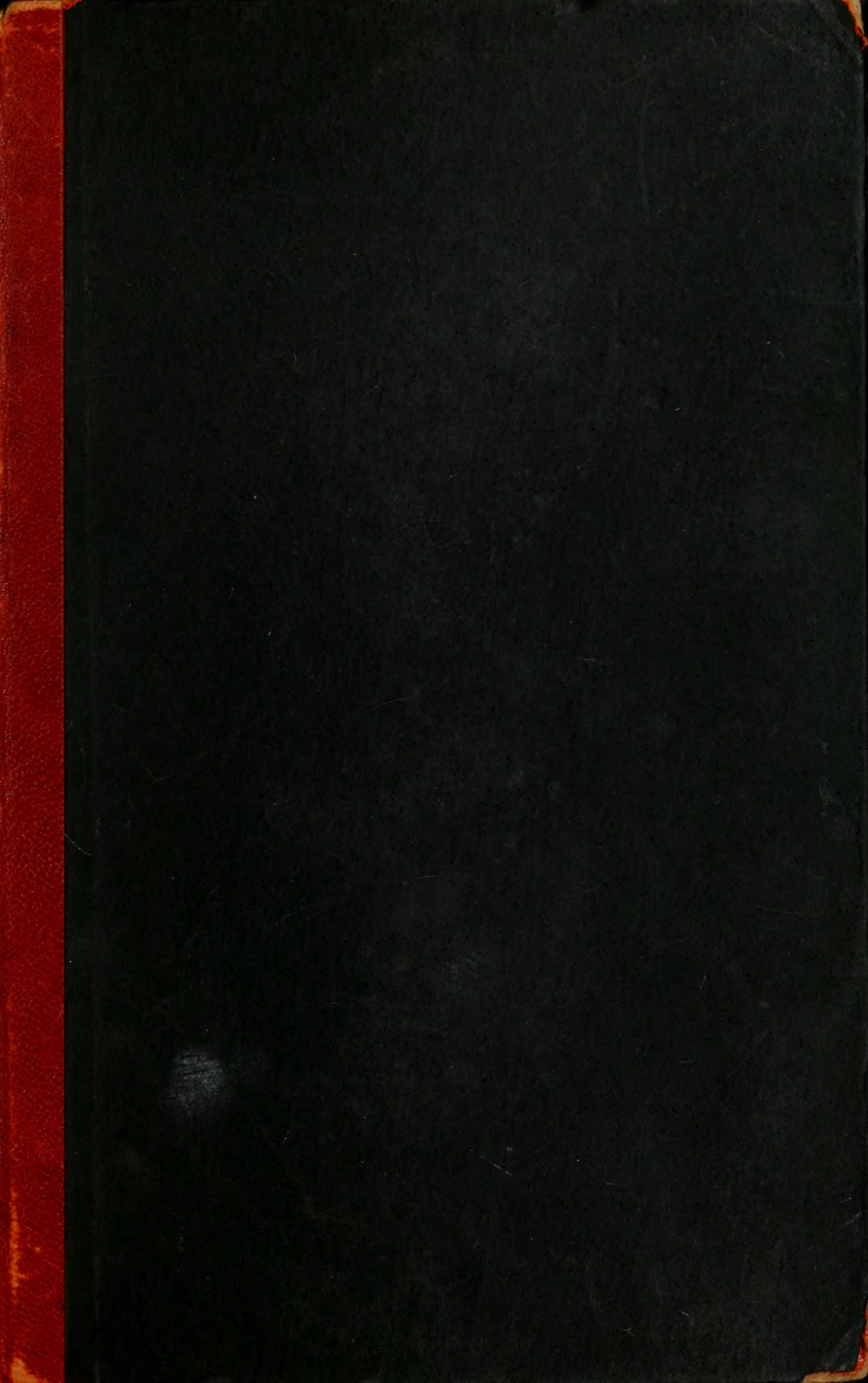


Gift of
Mrs Fred
Grunwald

To: G & E
ACQUISITIONS

From: Art Library

Gift of Mrs. Fred Grunwald

Not wanted in Art

Please plate if kept in
UC system



HENRI BEYLE-DE STENDHAL

Gesammelte Werke

Herausgegeben

von

Friedrich von Oppeln-Bronikowski

FÜNFTER

BAND

IM PROPYLAEN-VERLAG ZU BERLIN

HENRI BEYLE-DE STENDHAL

Reise in Italien

(Rome, Naples et Florence en 1817)

Deutsch

von

Friedrich von Oppeln-Bronikowski

✲

Mit zahlreichen Briefen
und unveröffentlichten Bruchstücken,
sowie 23 Abbildungen
nach alten Kupfern

✲

Zweite verbesserte Auflage

✲

IM PROPYLAEN-VERLAG ZU BERLIN

Einband und Druckanordnung von Hugo Steiner=Prag

Die Welt ist gleichsam ein Buch, von dem man nur die erste Seite gelesen hat, wenn man nichts als seine Heimat kennt.

Wer zufällig ein Herz und ein Hemd besitzt, der verkaufe dieses, um die Umgebung des Lago Maggiore, Santa Croce in Florenz, den Vatikan in Rom und den Vesuv bei Neapel zu sehen.

Stendhal

EINLEITUNG DES ÜBERSETZERS

I

Entstehung des Werkes

Gleichzeitig mit der „Geschichte der italienischen Malerei" erschien als Beyles erstes italienisches Reisebuch „Rome, Naples et Florence en 1817, par M. de Stendhal, officier de Cavalerie" — also das erste Werk, worin sein bizarres Pseudonym de Stendhal, unter dem er berühmt werden sollte, auftaucht. Weshalb er sich gerade dies deutsche Pseudonym zugelegt hat, darüber ist viel gestritten worden; keinesfalls war es eine Huldigung für den von ihm wenig geschätzten Winckelmann, daß er sich nach dessen Vaterstadt nannte. Vielleicht geht der Name auf eine Reminiszenz aus seiner Braunschweiger Zeit zurück; jedenfalls paßt er sehr gut für einen „in ausländische Dienste" getretenen Kavallerieoffizier, „der seit 1814 nicht mehr Franzose ist", als der er sich bei seinen Lesern einführt.

Der Innentitel trägt folgendes Motto:

„The smile which sank into his heart the first time he ever beheld her, played round her lips ever after: the look with which her eyes first met his, never passed away. The image of his mistress still haunted his mind and was recalled by every object in nature. Even death could not dissolve the fine illusion: for that which exists in the imagination is alone imperissable. As our feelings become more ideal, the impression of the moment indeed becomes less violent. The blow is felt only by reflection; it is the rebound that is fatal[1]".

Mémoires d'Holcroft

[1] „Das Lächeln, das sich in sein Herz senkte, als er sie zum erstenmal erblickte, umspielte fortan stets ihre Lippen. Der Blick, mit dem ihre Augen sich zum ersten Male begegneten, verging nie. Das Bild seiner Geliebten verfolgte seinen Geist, und jedes Ding in der Natur gemahnte ihn an sie. Selbst der Tod konnte den holden Trug nicht auslöschen; denn das, was in der Phantasie lebt, ist allein unvergänglich. Je mehr unser Fühlen sich

Alle Exemplare der Erstauflage enthalten ein Vorwort, dessen zweiter Absatz in den späteren Ausgaben (auch in der vorliegenden) in den Text verarbeitet wurde, während der erste und dritte fortfielen und deshalb hier wiedergegeben sein mögen:

„Diese Skizze ist ein natürliches Werk. Jeden Abend schrieb ich das auf, was mir den meisten Eindruck gemacht hatte. Oft war ich so müde, daß ich kaum den Mut hatte, zu Papier und Feder zu greifen. Ich habe an diesen schlechtgebauten Sätzen fast nichts geändert; doch da sie mir von den geschilderten Gegenständen eingegeben wurden, sind gewiß manche Ausdrücke maßlos . . .

„Man wird sehen, wie die Empfindungen des Autors sich natürlich entwickeln. Zuerst will er sich mit Musik befassen: die Musik ist die Schilderung der Leidenschaften. Er sieht die Sitten der Italiener; von ihnen geht er zu den Regierungen über, welche die Sitten hervorrufen, von da zum Einfluß eines Mannes [Napoleon I.] auf Italien. So will es der Unstern unseres Jahrhunderts: der Verfasser suchte lediglich sein Vergnügen, und seine Darstellung wird schließlich durch die trüben Farben der Politik verfinstert."

Zu diesen trüben Farben der Politik, die sein Buch verfinsterten, müssen wir auch die zahlreichen Liebeserklärungen und Treugelübde Stendhals an die ihm verhaßten Bourbonen und an die Verfassung von 1815 rechnen, deren eine wie ein Deckblatt auf die Erstausgabe gebreitet ist, um dem Autor Zensurschikanen und Schlimmeres zu ersparen. Schon Colomb hat sie in seiner Notice biographique als „Freipässe" entschuldigt, die lediglich der Furcht vor dem Staatsanwalt

idealisiert, desto mehr besänftigt sich der Eindruck des Augenblicks. Seine Atemzüge merkt man nur, wenn man darauf achtet. Das Spiegelbild ist das Schicksalsvolle." — In der „Geschichte der italienischen Malerei" (s. o.), Kap. 130, kehrt das gleiche Zitat wieder, mit dem Zusatz: „Biography of the A[ngelina]". Das Motto bezieht sich also auf Stendhals damalige Geliebte Angela Pietragrua (s. S. XXII ff.), die er hier noch idealisiert, während er sie später als „erhabene Dirne" bezeichnet hat. — Die Memoiren von Thomas Holcroft erschienen 1816 in London (3 Bde.).

entsprungen seien. „Gewöhnlich“, sagt E. Seillière[1] sarkastisch, „erfolgen diese unverhofften Ergüsse in kleinen unauffälligen Fußnoten, während der Text seines Werkes auf jeder Seite den Bonapartisten aus Widerspruchsgeist, den Jakobiner aus enttäuschtem Ehrgeiz, den romantischen Anarchisten gegen die soziale Ordnung verrät.“

Da diese machiavellistischen Huldigungen aus den späteren Ausgaben ganz verschwunden sind, so sei hier kurz darauf eingegangen. Die erste derselben, oben als „Deckblatt“ bezeichnet und an Ludwig XVIII. gerichtet, beginnt, ganz aus dem Rahmen einer italienischen Reiseschilderung herausfallend, mit der Mitteilung, daß die Manufaktur eines Herrn Taissaire in Troyes[2] zu neuer Blüte gelangt sei und jetzt über 800 Arbeiter ernähre. „So atmet das schöne Frankreich unter der Ägide des weisesten Königs von den Torheiten des Despotismus auf und macht rasche Fortschritte auf dem Wege zum Glück. Frankreich setzt seine Nachbarn in Erstaunen. Es wird England an Wohlstand bald überholt haben. Seit dreißig Jahren haben wir Ruhm und eine Konstitution gewonnen; England ist in Schulden geraten und hat seine Habeas-corpus-Akte verloren. Ein einziges der Gesetze, die wir der Festigkeit unseres Monarchen verdanken, würde Englands Sturz aufhalten, das rasch dem Abgrund einer Revolution entgegentreibt.“

Royalistische Gesinnung spiegelt nicht minder die häufige Benennung des Kaisers Napoleon als „Buonaparte“[3] oder „Usurpator“

[1] „Die Romantische Krankheit“ (Fourier und Beyle-Stendhal), Berlin 1906, S. 292.

[2] In einer Fußnote des Bandes heißt es: „Einige Engländer bemerkten 1815 die schöne Manufaktur des Herrn Taissaire in Troyes; zwei Tage danach steckte ein Regiment der Alliierten sie in Brand.“ — Napoleon hatte es übrigens nicht besser gemacht. So wurde die Porzellanfabrik Buen Retiro bei Madrid, eine unbequeme Konkurrentin von Sèvres, im spanischen Feldzuge dem Erdboden gleichgemacht.

[3] Die Form Buonaparte (statt Bonaparte) kommt freilich auf Rechnung des Druckers, wie eine Anmerkung in Stendhals Handexemplar zeigt. Siehe „Amateur des autographes“, August 1911, S. 290.

vor; — eine Verleugnung seines einstigen Herrn und Meisters, die sich bis zu dem frommen Wunsche steigert, daß allen Usurpatoren die gleiche Züchtigung zuteil werden möge, wie dem (1815 kriegsrechtlich erschossenen) Exkönig Joachim Murat! „Es berührt peinlich, einen alten Beamten des Kaiserreichs derart über Napoleon herfallen zu sehen", bemerkt selbst Beyles Freund, Vetter und Biograph Romain Colomb. Doppelt peinlich, da Stendhals erste Italienreise von 1811, die diesem Buche zugrunde liegt, in die Glanzzeit von Stendhals Laufbahn unter Napoleon fällt. „Hatte er einen alten Groll auf den Kaiser wegen einer Kränkung oder Zurücksetzung?" fragt Colomb sich. „Oder bediente er sich einfach einer den Gegnern des Kaisers entlehnten ironischen Form, um sie desto wirksamer zu persiflieren? So scheint es mir wenigstens."

Ein derartiges Maskenspiel hätte in der Tat sehr zu Stendhals Charakter gepaßt; aber in erster Linie war es wohl das Bestreben, sein Buch vor der Zensur zu schützen, was ihn zu dieser Heuchelei bestimmte. „Primum vivere, deinde philosophari", erst die Existenz, dann die Gesinnung, lautete sein Mailänder Wahlspruch. Überdies gibt Colomb selbst zu, daß Beyle nach dem Sturze des „Usurpators" eine gewisse Sympathie für die liberalen Neigungen der Restaurationsherrschaft zur Schau trug; ja in einem Brief an Mareste erwog er sogar einen „ehrlichen" Übergang ins royalistische Lager. Seine Napoleonbegeisterung drückt sich erst in der (posthumen) Widmung der „Geschichte der italienischen Malerei"[1] an den Gefangenen von St. Helena und in den beiden Romanen „Rot und Schwarz" und „Die Kartause von Parma" aus. Stendhals Haltung ist also zweideutiger, als Colomb in seinem Bestreben, sie zu entschuldigen, zugibt.

[1] Über das Komödienspiel mit der Widmung dieses Buches vgl. Soirées du Stendhal-Club, II, 181 ff. Die Widmung an Napoleon stammt wahrscheinlich von 1817, jedenfalls fällt sie in die Jahre von 1817 bis zu Napoleons Tod (1821). Sie scheint vom Verleger aus politischen Bedenken unterdrückt zu sein und erschien erst nach Stendhals Tod in der Ausgabe von 1854.

Unter der groben Maske der gleichsam „ehrlichen", bis zur Persiflage getriebenen Heuchelei trug er noch eine feinere, gemäß seiner Neigung, sein Leben wie seine Schriften möglichst ins Zwielicht zu stellen. Man muß Stendhal dabei freilich stets den furchtbaren Druck zugute halten, unter dem alle Bonapartisten und Liberalen im damaligen Frankreich und mehr noch in Italien seufzten.

Die Erstauflage erschien nur in 500 Exemplaren. Da Stendhal sie auf eigne Kosten druckte, hat er keinen Gewinn davon gehabt[1]. Die Ausgabe war 1820 ausverkauft; trotzdem erschien die seit 1818 im Manuskript fertige, stark erweiterte Neuauflage erst 1826[2].

„Ein geistreicher Mann," schrieb Beyle noch 1825[3], „dem ich den Wunsch ausdrückte, eine Neuauflage zu machen, gab mir diese brutale Antwort: „Wenn Sie eine solche Reise- und Druckwut haben, so machen Sie es wie Herr von Freycinet oder Herr von Humboldt: reisen Sie nach Madagaskar oder nach Timbuktu und beschreiben Sie die Sitten der Wilden ... Aber die Sitten Italiens beschreiben, eines Landes, das man in vier Tagen erreicht und das einen Rossini und Canova hervorgebracht hat, pfui Teufel!" — Trotzdem hatte ich keine andere Absicht, als dem ruhigen Leser am Kaminfeuer ein paar Ideen über Italien zu geben, das in Wahrheit nichts ist als ein „Anlaß zu Eindrücken" (sensations).

Daß ein so subjektiv gefärbtes Werk zunächst nur einen kleinen Leserkreis finden konnte, hat Beyle selbst gefühlt: das zeigt schon die kleine Auflage: ursprünglich sollten sogar nur 300 Stück gedruckt

---

[1] Soweit aus der Abrechnung in „La Vie littéraire de Stendhal" von A. Paupe (Paris 1914, S. 18ff.) ersichtlich, hatte er für den Druck 700 Franken vorgeschossen, von denen er (1818) 360 Franken zurückerhielt. Der Rest von 154 Exemplaren zu 3 Franken war 1820 verkauft, somit müßte er nochmals rund 460 Franken erhalten haben. Gesamteinnahme also etwa 110 Franken. (Auch die Championsche Ausgabe, S. XL, kommt zu etwa 120 Franken.) Gesamtausgabe: die Reisekosten.

[2] Ob die Neubearbeitung von 1818 sich mit der von 1826 deckt, ist freilich nicht erweislich.

[3] Correspondance II, 427.

werden; in Paris rechnete er überhaupt nur auf zwei Leser! Er kam wohl deshalb auf den guten Gedanken, eine kleine autobiographische Skizze vorauszuschicken, um sich seinen Lesern menschlich näher zu bringen und ihnen die nötige Einstellung zu geben. Leider hat er dies Vorhaben bei der Neuauflage nicht ausgeführt, und so ist seine Skizze nur in einem Briefe an Colomb auf uns gekommen[1], den auch die späteren französischen Ausgaben ignoriert haben. Er sei deshalb im folgenden wiedergegeben, da er in seiner knappen Form vorzüglich geeignet ist, den Leser über Stendhals Optik zu unterrichten.

Der Reisende

„Das größte Übel im Leben ist für mich die Langeweile. Mein Kopf ist eine Laterna magica, ich belustige mich an den tollen oder zärtlichen Bildern, die meine Einbildungskraft mir vorgaukelt. Eine Viertelstunde später bin ich mit einem Dummkopf zusammen; meine Phantasie bietet mir nur noch trübe und langweilige Bilder. Der ‚Unbeständige‘ sagt von sich, der Reiz des Reisens bestände für ihn darin, daß ‚man niemals wiedersieht, was man schon sah‘.

„Meine Unbeständigkeit hat kein so rasches Tempo; eine Gegend, eine Musik, ein Gemälde gefallen mir erst beim zweiten oder dritten Mal völlig. Nach hundert Vorstellungen beginnt die Musik, nach dreißig Besuchen das Bild, nach der fünften oder sechsten Reise die Gegend meiner Einbildungskraft keinen Stoff mehr zu liefern und mich zu langweilen.

„Man sieht, meine Schreckgespenster sind das Gewöhnliche und

[1] „In dem kleinen Bande, den ich dir voriges Jahr verehrte, habe ich kein Selbstporträt des Reisenden gegeben. Von sich selbst zu reden, schien mir lächerlich. Freunde versichern mir, daß dies unter Umständen nicht der Fall sei. Infolgedessen wird die Neuauflage das Selbstporträt des Reisenden sowie ein paar Beobachtungen seiner Marke über die italienischen Frauen tragen; dies Supplement will ich dir im voraus zugänglich machen.“ — Correspondance II, 201. Der umfangreiche Exkurs über die Mailänderinnen befindet sich im Anhang dieses Bandes, Nr. 5.

das Gezierte. Ärgern tut mich nur zweierlei: der Mangel an Freiheit und der Papismus; ihn halte ich für die Quelle aller Verbrechen. Ein Mensch erscheint mir immer nur als das Ergebnis dessen, was die Gesetze ihm in den Kopf und das Klima ihm ins Herz gelegt haben. Werde ich von Räubern überfallen und mit Flintenschüssen empfangen, so ergreift mich eine große Wut auf die Regierung und den Pfarrer des Ortes. Der Räuber selbst gefällt mir, wenn er energisch ist, denn er macht mir Spaß.

„Da ich fünfzehn Jahre in Paris gelebt habe, so ist mir nichts gleichgültiger als eine hübsche Französin. Doch oft bringt mich die Gewöhnlichkeit und Geziertheit aus meiner Gleichgültigkeit heraus. Treffe ich eine junge, zum Unglück noch gut erzogene Französin, so fällt mir im Nu mein Elternhaus und die Erziehung meiner Schwestern ein; ich kenne im voraus alle ihre Bewegungen und die flüchtigsten Schattierungen ihrer Gedanken. Aus diesem Grunde liebe ich die schlechte Gesellschaft sehr; hier gibt es noch Unverhofftes. Soweit ich mich kenne, war das bei mir die Fiber, auf welche die Menschen und Dinge Italiens so stark eingewirkt haben."

Ein englischer Nachdruck von „Rome, Naples et Florence" erschien bereits 1817 in London, aber ohne Autornamen. Ob mit Wissen und Willen Stendhals, ist ungewiß; er selbst befand sich im August dieses Jahres in London. Im folgenden Jahre erschien eine englische Übersetzung, worin Herr von Stendhal zum Grafen avancierte. Die französische Neuauflage von 1826 rechnete entweder diesen Nachdruck oder die englische Übersetzung als zweite Ausgabe mit und bezeichnete sich als dritte Auflage, eine Bezeichnung, der auch die vorliegende Verdeutschung folgt. Sie war bereits im September 1818 fertiggestellt und trug als Motto einen Ausspruch aus Montesquieus „Lettres persanes": „Ah, Monsieur, comment peut-on être Persan?" Diese „dritte" Auflage ist eine völlige Umarbeitung der ersten; es sind in sie einerseits große Stücke hineingearbeitet, während andererseits erhebliche Teile der Erstausgabe unterdrückt wurden. Auch die Daten

der Erstauflage sind völlig verändert. Wir werden darauf noch näher eingehen.

Eine vierte, „einzig vollständige, völlig durchgesehene und bedeutend erweiterte" Auflage erschien 1854 in Paris, zwölf Jahre nach Stendhals Tode, von seinem Vetter und Testamentsvollstrecker Romain Colomb besorgt. Sie ist ein Abdruck der sogenannten dritten Auflage, aber voller sinnentstellender Fehler. Im Anhang ist der größte Teil der in der Auflage von 1826 unterdrückten Teile der Erstauflage wiedergegeben. Obwohl also diese Ausgabe alles andere als „endgültig" war, ist sie zuerst 1865 und dann bis auf die Gegenwart mit dem alten Satz immer wieder neugedruckt worden, ohne die geringste Einführung, ohne Berichtigung von Fehlern, ja ohne eine erklärende Fußnote, obwohl zahllose Einzelheiten ohne solche nicht mehr zu verstehen sind.

Die Erstausgabe dieser Verdeutschung (1911) hat zum erstenmal die zum Verständnis des Textes unerläßlichsten Erklärungen für viele Einzelheiten gebracht, die dem modernen Leser mehr oder minder entrückt sind. Eine willkommene Ergänzung und teilweise Berichtigung haben diese Erklärungen durch die Ende 1919 bei Champion in Paris erschienene zweibändige Originalausgabe von Daniel Müller erfahren, die eine längst fällige Ehrenschuld Frankreichs abgetragen hat. Diese Ausgabe, die übrigens auch die erste Auflage dieser Verdeutschung fleißig benutzt hat, druckt die sogenannte dritte Auflage von 1826 und im Anhang sämtliche, in jener fortgelassene Teile der Erstausgabe von 1817 ab, zerreißt also, wie die von 1854, das Werk wiederum in zwei Teile. Sie benutzt indes die 1827 erschienenen zahlreichen Ersatzblätter, die bisher nicht beachtet worden sind und die auch Colomb offenbar nicht gekannt hat, denn für die „endgültige" Ausgabe von 1854 hat er sie nicht verwertet, ferner ein in der Nationalbibliothek in Rom befindliches Handexemplar Stendhals, dessen Varianten schon Paolo Costa in der Nuova Antologia (Juni 1906) veröffentlicht hatte, sowie mehrere andere Exemplare, in denen Stendhal ebenfalls kleine

Zusätze und stilistische Verbesserungen angebracht und eine Anzahl von Eigennamen ausgefüllt hat, die er aus begreiflicher Diskretion in seinem Werke nur mit einzelnen Buchstaben angedeutet hatte. Schließlich erscheint in der genannten Ausgabe zum erstenmal die Vorrede Stendhals von 1824, die für die sog. dritte Auflage verfaßt war, damals aber fortgeblieben ist. Das Wichtigste daraus ist in dieser Verdeutschung wiedergegeben. Auch sonst ist die Championsche Ausgabe für diese Neuauflage mit Dank benutzt worden. Ihre gelegentlichen Bemängelungen meiner ersten Verdeutschung von 1911, die allein auf die alten Texte ohne Ersatzblätter und auf die Varianten von Paolo Costa angewiesen war, muß ich dagegen zurückweisen, zumal beide Ausgaben ganz verschiedenen Zwecken dienen. Die vorliegende will dies reizende Reisewerk Stendhals einem weiteren Leserkreis in handlicher Form darbieten, ohne veraltete Einzelheiten und (meist französische) Zeitanspielungen, die dem heutigen deutschen Leser wenig oder gar nichts bieten und längerer Erklärungen bedürften. Die beiden dicken Bände der Championschen Ausgabe dagegen mit ihrem 117 Seiten starken Apparat von Lesarten und Anmerkungen wenden sich an einen kleinen Kreis von Subskribenten. Forscher werden sich selbstredend an diese halten, wenngleich auch die Anmerkungen und die Einleitung meiner Verdeutschung manches bieten, was sich in der Championschen Ausgabe nicht findet.

Diese zweite deutsche Auflage hält insbesondere an dem Grundsatz fest, die störende Zerreißung des Werkes in zwei auseinanderfallende Teile zu vermeiden. Die Daten beider Teile stimmen allerdings nicht zusammen, aber das ist unwesentlich, da sie ohnedies fingiert sind und Stendhal selbst sie in den beiden von ihm veröffentlichten Ausgaben nach Gutdünken verändert hat. Es ist dabei im Text stets vermerkt, was in der Ausgabe von 1826 neu hinzugetreten ist, und die Daten der Erstauflage sind in eckigen Klammern angefügt, solange beide Texte nebeneinander herlaufen. Erst da, wo die sog. dritte Auflage aufhört, sind auch die Klammern der ersten fortgefallen.

Mehrmals auftauchende Namen sind meist das erstemal erklärt und jedenfalls stets an der Hand des Registers (am Schluß des Bandes) aufzufinden. Stendhals Anmerkungen sind mit seinem Namen bezeichnet, die des Übersetzers sind ungezeichnet. Einige Anmerkungen, die dem von Paul Arbelet herausgegebenen „Journal d'Italie" von 1811 (s. weiter unten) entstammen, sind mit Arbelet bezeichnet, eine größere Anzahl, die der Championschen Ausgabe entnommen wurden, mit dem Namen des Herausgebers Müller.

Stendhals Reise von 1817 führt von Berlin — vielleicht in Erinnerung an seine Erholungsreise von 1813 nach Oberitalien (s. weiter unten) — über München nach Mailand, wo ein Aufenthalt von nicht ganz vier Wochen stattfindet, dann nach kurzer Rast in Bologna und Florenz nach Rom, wo er ebenfalls nicht ganz vier Wochen bleibt, von da nach Neapel und Umgegend (Ischia, Pompeji). Hier findet der längste Aufenthalt statt, nämlich fast zwei Monate; dann erfolgt die Rückkehr nach Rom, wo er nochmals vierzehn Tage verweilt. Zurück reist er über Perugia nach Florenz, wo diesmal ein Aufenthalt von zehn Tagen genommen wird, und dann nach Bologna (vierzehn Tage). Hieran schließt sich eine ziemlich verzwickte Zickzackroute bis nach Ancona und Loretto; die Heimreise erfolgt (an Ravenna vorbei!) nach Padua und Venedig (acht Tage), dann quer durch die Lombardei nach Mailand zurück, auf der Simplonstraße bis Genf und Lausanne; und das Ende ist Frankfurt am Main.

Diese Route entspricht — vom Ausgangspunkt abgesehen — im großen und ganzen der wirklichen Reise, die sein Tagebuch von 1811 — besonders für Mailand und Neapel — recht frisch und anschaulich schildert[1]; nur der Abstecher nach Venedig, das er erst 1813 nach dem

[1] Journal de Stendhal (1801—14), veröffentlicht von C. Stryienski, Paris 1899, S. 389ff. Nachträge in Soirées du Stendhal-Club, II, 99ff., aus denen ein Stück im Anhang dieses Bandes (Nr. 2) übersetzt ist. Schließlich hat Paul Arbelet in dem schon erwähnten „Journal d'Italie" (Paris 1911) Stendhals sämtliche, zum großen Teil noch unveröffentlichte Aufzeichnungen über Italien von 1801—18 mit vorzüglichen Kommentaren und

russischen Feldzuge besuchte, um sich von den furchtbaren Strapazen und einem Nervenfieber zu erholen, ist hinzugetreten. Ob er alle die kleinen Orte zwischen Bologna und Ancona, die er angibt, besucht hat, ist freilich nicht auszumitteln; in Ferrara war er erst 1827[1]. Wahrscheinlich wollte er aber die Stadt Tassos und das Grab Ariosts in seinem Reisebuche nicht unerwähnt lassen, und so gab er sich den Anschein, als hätte er sie schon 1817 besucht.

Die Reise von 1826 hat fast den doppelten Umfang: 652 Seiten in zwei Bänden statt der 366 Seiten der ersten in einem Bande. Das Verweilen in den größeren Städten ist viel länger (in Neapel zweimal). Aufenthalte in den kleineren, am Wege liegenden Städten, wie Pavia, Piacenza, Reggio, Modena, Volterra usw., kommen hinzu. Eine Fülle von Anekdoten, Beobachtungen, historischen Exkursen ist neu oder weiter ausgestaltet, sogar eine Reise nach Kalabrien finden wir, die er in Wahrheit gar nicht gemacht hat. Dafür ist der größte Teil der römischen Aufzeichnungen, die Reise durch die Marken und die Romagna bis Venedig, der zweite Aufenthalt in Florenz, Bologna und der Lombardei ganz fortgefallen.

Diese zweite Reise geht ebenfalls von Berlin nach Mailand, dann unter Berührung der kleineren Städte nach Florenz, von hier durch Rom (ohne Aufenthalt) nach Capua, Neapel, Salerno und Paestum, von hier quer durch Süditalien nach Otranto und an der Sohle des italienischen Stiefels entlang bis Reggio in Kalabrien, dann (per Schiff?) zurück nach Neapel und schließlich nach Rom, wo sie plötzlich abbricht — vermutlich aus dem rein äußerlichen Grunde, weil Stendhal die vereinbarte Bogenzahl schon stark überschritten hatte und der Verleger zum Schluß drängte. Auch sein Meisterwerk, die „Kartause von Parma", leidet ja unter solch einem roh abgehackten Schluß. Die preisgegebenen Stücke gingen größtenteils in Stendhals nächstes

Anmerkungen veröffentlicht und dadurch die Stendhalforschung um ein grundlegendes Werk bereichert.

[1] Correspondance II, 483.

Reisewerk, die „Wanderungen in Rom", über, die das Thema da, wo es abbrach, wieder aufnahmen. Indessen ist durch diesen plötzlichen Abbruch der Titel „Rom, Neapel, Florenz", der schon in der ersten Auflage nicht viel mehr als ein Aushängeschild war, in der dritten nahezu illusorisch geworden; und diese verdient — wie Arthur Chuquet richtig bemerkt — viel eher den Titel „Mailand, Bologna, Neapel". Daher auch die Titeländerung der deutschen Ausgabe.

Wie bereits erwähnt, ist der Abstecher nach Kalabrien frei erfunden, wie es schon Arthur Chuquet wahrscheinlich gemacht hat. „Man braucht nur", schreibt dieser Stendhalforscher, „die Briefe von Paul Louis Courier zu lesen, um zu erkennen, daß Stendhal weder in Tarent noch in Otranto, noch in Crotone und Catanzaro war, daß er weder die Ruinen von Locri, noch Melitto, noch Reggio gesehen hat. Er erzählt Anekdoten über die Macht der Priester und hat kein Wort für die üppige Landschaft, die mit Myrten und Aloe gekrönten Felsen, die Palmen- und Olivenwälder, die Zitronen- und Orangenhaine, die dem Lande ein indisches oder afrikanisches Gepräge geben." Andere Gründe treten hinzu. So kommt die Geschichte von der Bande der „Unabhängigen" schon in der Erstausgabe vor; dort aber will Stendhal sie in Aquila bei Neapel auf einer Jagdpartie erfahren haben; erst in der Neubearbeitung ist sie nach Reggio versetzt. Andere kalabrische Anekdoten mögen aus dem Munde des Principe Santapiro stammen (der auch in den „Promenades dans Rome", 24. November 1828, vorkommt), oder aus dem des Herrn Lambert, dem er „ausgezeichnete Charakterzüge der Kalabreser verdankt" (s. sein Tagebuch aus Neapel 1811, Nr. 2 im Anhang dieses Bandes). Dagegen ist das Zusammentreffen in Crotone mit seinem alten Kameraden Joseph Renavans von A. Chuquet völlig ins Fabelreich verwiesen worden. Renavans soll im Jahre 1800 Soldat bei den 6. Dragonern und später Kapitän im 34. Linienregiment gewesen, dann aber aus Widerwillen gegen die Bourbonen ausgewandert sein, um eine Apothekerswitwe aus Crotone, die früher seine Geliebte war, zu

heiraten und selbst Apotheker zu werden. Nun aber hat Stendhals Landsmann Renavans aus Grenoble, den wir aus der „Correspondance" (I, 291) kennen, wie Chuquet angibt, nie in den genannten Regimentern gedient. Alles in allem wird man diese und ähnliche Fabeleien — wie den schon berührten Besuch von Ferrara — nicht so tragisch zu nehmen brauchen, wie es Chuquet u. a. tun. Es sind mutwillige Spiele der Phantasie, die allerdings, wie zugegeben werden muß, das Vertrauen der Leser in die Zuverlässigkeit des Autors nicht gerade bestärken.

In die gleiche Rubrik gehört auch die eigenartige Tatsache, daß das Sonett, welches Stendhal durch einen Bologneser in San Michele in Bosco aufsagen läßt, sich gar nicht auf das Erscheinen der Franzosen am Großen Sankt Bernhard (1800) bezieht, sondern hundert Jahre älter ist und von Eustachio Manfredi 1699 auf die Geburt eines Savoyischen Prinzen gedichtet wurde[1]. Auch die Favoritenstellung, deren Stendhal sich in Bologna dem Kardinal Lante gegenüber rühmt, hat A. Chuquet mit Recht bezweifelt. Eine weit harmlosere Erfindung ist die reizende Anekdote der ersten Bekanntschaft mit Rossini, den er in einer Osteria in Terracina kennen gelernt haben will, während er tatsächlich in Mailand seine Bekanntschaft machte. Offenbar ist diese Geschichte ein Kunstgriff der Komposition; sie gibt einen hübschen Auftakt für die musikalischen Genüsse Neapels, denen Stendhal entgegeneilte. Ähnlich gibt die Anekdote von der Catalani in München den Auftakt zu den Mailänder Kunstgenüssen, und auch sie stammt keineswegs aus der angegebenen Quelle, sondern aus dem „Journal des Débats", wie man aus der Erstauflage entnehmen kann.

Die Daten des Buches sind, wie Stendhal selbst einräumt, sämtlich verändert, um niemanden bloßzustellen; ebenso ist sein bizarres

[1] S. Lumbroso, „Stendhal e Napoleone", S. 90 und D'Ancona, „Nuova Antologia", 16. Januar 1899, S. 201. Stendhals Doppelspiel ist hier seltsam: er zitiert einerseits die alte Sammlung, der er das Gedicht entnahm, und bezieht es doch auf das Jahr 1800.

Pseudonym, das schon Goethe durchschaute, mit allem, was dazu gehört — Kalesche, vornehme Bekannte, Grafen und Marquis — ein harmloses Spiel der Phantasie, wenn auch seine Freunde sich über seine „Ducomanie", sein Prahlen mit vornehmen Bekannten, aufhalten zu müssen glaubten[1]. Daß etwas Eitelkeit mit im Spiele war, soll dabei nicht ausgeschlossen werden: Stendhal hat sich in Mailand gelegentlich selbst als höheren französischen Offizier und Sohn eines Artilleriegenerals aufgeführt[2]. Auch daß er sich seit 1805 zu Unrecht ein de zulegte, ist bekannt. In einer Zeit glühenden Ehrgeizes jedoch, die einen Artillerieleutnant zum Kaiser und gemeine Soldaten zu Fürsten emporsteigen sah, war ein de mehr oder weniger nahezu belanglos; ja ohne Napoleons Sturz hätte Beyle vielleicht auch wirklich den Baronstitel erlangt. Ebenso sagt er in seinen Memoiren nicht mit Unrecht: „Wäre ich Soldat geblieben, so hätte ich bei der mächtigen Protektion meines Vetters, des Grafen Daru, mit achtundzwanzig Jahren Oberst sein können." Und was er in Wirklichkeit nicht erreicht hat, legt er sich in seinem Buche wenigstens in der Phantasie zu. Kavallerieoffizier ist er ja gewesen, wenn auch nur zwei Jahre lang (1800—02) und lediglich durch Protektion; und auf seiner ersten Italienreise (1811), deren Route seinem Buche zugrunde liegt, war er zum mindesten Auditor im Staatsrat und höherer Beamter, nämlich Generalinspekteur der kaiserlichen Mobilien, in welcher ertragreichen Stellung er sich Wagen und Pferde hielt und bei Hofe verkehrte. Rechnet man seine Manie, sich zu maskieren, hinzu — eine Neigung, die teils aus purem Illusionismus[3], teils aus seiner seelischen Verletzlichkeit und Schamhaftigkeit entsprang —, so wird man

[1] S. Correspondance II, 47. Übrigens hat Stendhal in der Neuauflage von 1826 gelegentlich einen Pfahl zurückgesteckt, z. B. in Rom, 30. August 1817, wo aus einer Prinzessin G . . . eine einfache Signora R . . . geworden ist.

[2] R. Colomb, Notice biographique, S. XLIII.

[3] Diesen Illusionismus findet man z. B. in der pompejanischen Wandmalerei, die durch weite, vorgetäuschte Perspektiven die Räume des Hauses erweiterte und dadurch das Macht- und Herrschaftsgefühl der Bewohner steigerte.

die Einkleidung, die er seinem Buche gab, mindestens ebenso verzeihlich finden, wie die Maskeraden, in denen er sich in Mailand gefiel. Andere Vorteile als die, welche sein Mutwille und seine Eitelkeit aus ihnen zog, hat er damit wohl nie erstrebt.

Ungeachtet all dieser Fabeleien beteuert Stendhal in seinem Buche wie in einem Privatbriefe[1] und später in den „Wanderungen in Rom", sein Werk sei ein wahres Tagebuch, das er an Ort und Stelle niedergeschrieben habe; ja er entschuldigt damit die nachlässige Natürlichkeit seines Stils. Und doch ist dies Tagebuch, wie wir sahen, nur eine kunstvolle Einkleidung. Zum Teil schmückt er sich auch in diesem Werke, wie in mehreren anderen, unbedenklich mit fremden Federn. So stammt eine Geschichte von Grécourt und die Anekdote von den Beefsteak essenden Engländern in Florenz von seinem Freund Mareste[2]. „Ich hatte an diesem Tage mit den Nerven zu tun," schreibt er zu seiner Entschuldigung, „und fügte die Geschichte auf dem Korrekturbogen ein." Zahlreiche andere Anleihen stammen aus der von ihm hochgeschätzten Edinburgh Review, auf die ihn Mareste aufmerksam gemacht hatte. In der Ebene von Tolentino, wo er mit einem Kompaß das Schlachtfeld aufgenommen haben will, begegnet er einem englischen Colonel Forsyth, der ihm lang und breit vom ancien régime in Paris erzählt: dies große Stück entstammt der genannten Zeitschrift[3]. In Bologna gibt ihm Graf Neri angeblich ein Heft von Aufzeichnungen über Alfieri, das er übersetzt; auch dies ist aus der Edinburgh Review geschöpft[4]; desgleichen die überaus abschätzigen und durch ihre Kindlichkeit entwaffnenden Ausfälle gegen

[1] Correspondance II, 47.
[2] Correspondance II, 44, 114.
[3] Brief an Mareste vom 1. Dezember 1817 (Correspondance II, 41 ff.) und Edinburgh Review XV, 459 f., 474, 484 f. — Im deutschen Text ist dieses Stück als nicht von Stendhal stammend fortgelassen, zumal es keinerlei Beziehung zu Italien hat.
[4] Edinburgh Review XV, 295 ff. Im Anhang unter Nr. 7 wiedergegeben.

die Deutschen[1] (in der Übersetzung fortgelassen). „Das Spaßigste ist," sagt Arthur Chuquet (S. 332 f.), der diesen Entlehnungen zuerst nachgegangen ist, „daß die bestohlene Zeitschrift die Ausführungen über das ancien régime lobte, ohne die Quelle zu erkennen. Ja sie fand dieses Stück durch Stil und Schärfe der Ansichten dem übrigen Werke weit überlegen (Vol. XXIX, 237 ff.). Erst in der Oktobernummer von 1819 (S. 341, Fußnote) gelegentlich einer Kritik der ‚Geschichte der Italienischen Malerei', erkannte die Zeitschrift die Plagiate in ‚Rome, Naples et Florence' und stellte sie mit nachsichtigem Lächeln fest. Stendhal ließ sie in der Ausgabe von 1826 fort."

Auch aus Goethes Italienischer Reise hat er mehreres unter falscher Einkleidung entlehnt; nur bei der Aufzeichnung aus San Marino gibt er seine Quelle an. Die zwei Entlehnungen über das Bild des Paris Bordone und den Gesang der Weiber von Malamocco sowie über die Farben- und Lichtspiele in Venedig sind im deutschen Text mit dem Original konfrontiert. Man ersieht daraus, daß Stendhal hier nicht nur plagiiert, sondern auch übertrieben hat, ähnlich wie bei der Anekdote von der Gina, die er in der Auflage von 1826 so romantisch aufhöhte[2]. Goethe läßt sich von seinem Gewährsmann erzählen, daß die Weiber vom Lido, von Malamocco und Palestrina mit ihren Männern, die auf dem Fischfang sind, Wechselgesänge anstimmten. Er selbst aber hört diesen Gesang nur als bestellte Arbeit und fügt hinzu: „Es kommt nicht gewöhnlich vor, es gehört vielmehr zu den halb verklungenen Sagen der Vorwelt." Stendhal dagegen berichtet davon als von einem gegenwärtig üblichen Brauche. Plagiat und Fabulisterei reichen sich hier also die Hand.

Unbekümmert sandte Stendhal an Goethe ein Exemplar dieses Buches, das nicht nur diese verzeihlichen Entlehnungen, sondern auch

[1] Ebenda Bd. XXVI, 67.

[2] Näheres darüber s. S. 9 f. des Textes. Vielleicht hat Stendhal die von Nina Viganò (s. S. XXVI f.) berichteten Heldentaten aus Liebe mit der Anekdote von der Gina in der 3. Auflage verschmolzen, um ein leuchtendes Idealbild treuer Liebe aufzustellen.

die lächerlichen Ausfälle gegen Deutschland und besonders gegen Goethe selbst enthielt. Dem Olympier entgingen seine kleinen Plagiate nicht; er schrieb darüber an Zelter: „An vielen Orten ist er gewesen, an anderen Orten weiß er die Tradition zu benutzen und sich überhaupt manches Fremde anzueignen. Er übersetzt Stellen aus meiner italienischen Reise und versichert, das Geschichtchen von einer Marchesina gehört zu haben." Offenbar liegt hier ein Irrtum Goethes vor; eine solche Geschichte findet sich in Stendhals Buche nicht. Vermutlich meinte Goethe die Schilderung des Bildes von Bordone, die Stendhal dem Grafen C . . . in den Mund legt. Übrigens hat er ihm an seinem Buche nichts übelgenommen. Wie er später für Stendhals Roman „Rot und Schwarz" warmes Interesse und Verständnis bekundet hat, so stellt er auch diesem Reisewerk ein glänzendes Zeugnis aus:

„Vorstehendes[1] sind Auszüge aus einem seltsamen Buche Rome, Naples et Florence, par M. de Stendhal, officier de cavalerie, das Du Dir notwendig verschaffen mußt. Der Name ist angenommen, der Reisende ein lebhafter Franzose, passioniert für Musik, Tanz, Theater. Die paar Pröbchen zeigen Dir seine freie und freche Art und Weise. Er zieht an, stößt ab, interessiert und ärgert, und so kann man ihn nicht loswerden. Man liest das Buch immer wieder mit neuem Vergnügen und möchte es stellenweise auswendig lernen. Er scheint einer von den talentvollen Menschen, der als Offizier, Employé oder Spion, wohl auch alles zugleich, durch den Kriegesbesen hin- und widergepeitscht worden. An vielen Orten ist er gewesen, von andern weiß er die Tradition zu benutzen und sich überhaupt manches Fremde anzueignen. Er übersetzt Stellen aus meiner „Italienischen Reise" und versichert, das Geschichtchen von einer Marchesina gehört zu haben . . . Genug, man muß das Buch nicht allein lesen, man muß es besitzen[2]."

[1] Goethe kopierte die Ausführungen über Simon Mayr vom 16. Juli 1817 (s. dort) sowie eine kürzere Notiz über dessen Oper „Elena" (Weimarer Ausgabe IV, 29, S. 77 ff.).
[2] Brief an Zelter vom 18. März 1818.

Andere Entlehnungen Stendhals aus den „Lettres familières“ des Präsidenten de Brosses, der 1749—50 in Italien reiste und dessen Werk, schon in „Rome, Naples et Florence“ rühmend genannt, später zu den Lieblingsbüchern Stendhals gehörte, sucht Arthur Chuquet gleichfalls nachzuweisen. Meines Erachtens erklären sich diese Anklänge hier eher aus verwandter Anschauung Stendhals vor den gleichen Gegenständen, wogegen in den „Wanderungen in Rom“ unleugbare Entlehnungen aus de Brosses vorliegen, die Stendhal zum Teil gar nicht zu verschleiern sucht[1].

Wichtiger ist, was Chuquet über das Verhältnis Stendhals zu Frau von Staëls „Corinne“ sagt. Stendhal hat die Verfasserin der „Corinne“ schon damals in einem Privatbrief[2] und später auch öffentlich in seinen Büchern arg heruntergemacht; ja einer seiner mündlichen Ausfälle gegen sie kostete ihm bereits in Mailand die Freundschaft des Monsignore di Brême[3]. Trotzdem hat „Corinne“ einen tiefen Einfluß auf Stendhals Stellung zu Italien ausgeübt; auch das 1911 veröffentlichte „Journal d'Italie“ beweist, daß er sich schon 1811 mit diesem Buch energisch auseinandergesetzt, sogar dessen Ausführungen über den italienischen Charakter exzerpiert hat[4]. „Schon Frau von Staël“, schreibt A. Chuquet im Hinblick auf Stendhals Buch, „hatte bei den Italienern eine seltsame Mischung von Schlichtheit und Verdorbenheit, von Ehrlichkeit und Heuchelei, Gutmütigkeit und Rachsucht, Faulheit und Tatlust, Trägheit und Seelenkraft, Vorsichtigkeit und Verwegenheit erkannt. Schon sie hatte gesagt, daß in Rom jeder

[1] S. die Einleitung zur Verdeutschung des obigen Werkes (Bd. VI dieser Ausgabe).

[2] Brief an Mareste vom 17. Juni 1818.

[3] S. die Erinnerungen an Lord Byron, Nr. 10 im Anhang dieses Bandes.

[4] Arbelet, l. c. S. 60 f. In der Championschen Ausgabe von „Rome, Naples et Florence“, II, 502 f., ist eine lehrreiche Auseinandersetzung Beyles mit Frau von Staël vom 27. Mai 1814 veröffentlicht, die in den Worten gipfelt: „Ich finde meine Ideen, selbst meine Lieblingsausdrücke in dem Italienbuch der Frau von Staël wieder.“

das tut, was ihm beliebt, ohne daß sich jemand darum kümmert und danach fragt; daß das Volk nichts tut, um angesehen zu werden, und nichts unterläßt, weil man es ansieht, daß es stets nach Genuß trachtet; daß die Frauen weder Gefallsucht noch Eitelkeit besitzen und nur einem Manne gefallen wollen; daß man ihren Geist nicht bestechen kann, ehe man ihnen Herz und Augen bestochen hat, daß die rasch angeknüpften Beziehungen oft von langer Dauer und voll treuer Hingabe sind, daß die italienische Liebe sich mehr durch stumme und leidenschaftliche Handlungen als durch geistvolle Worte ausdrückt.

„Stendhal entlehnt ihr sogar literarische Urteile. Wenn er sagt, die glühende Phantasie der Italiener müsse durch viel Handlung genährt werden und bei Alfieris Tragödien gähnten sie: schweben ihm da nicht Corinnes Worte an den Grafen d'Erfeuil vor: ‚Die Italiener lieben das, was auf die Sinne wirkt, und ein erhabener beredter Dialog genügt ihnen nicht als einziger Theatergenuß. Alfieri hat sie umsonst dazu bringen wollen.' Wenn er sagt, die tiefe Menschenkenntnis besitze nichts Erfreuliches; sie sei wie ein vorweggenommenes Alter und daher rührte bei den Italienern die Abneigung gegen die Charakterkomödie und ihre Leidenschaft für die Musik, die sie der Welt entrücke und in das Land der zärtlichen Illusionen entführe: denkt er da nicht an jenes Wort Corinnes, daß in dem Spott, der auf der Kenntnis des Menschenherzens beruht, etwas Trübseliges liege, daß die Italiener die Gabe hätten, die geheimsten Gedanken zu erraten, aber nicht die Gewohnheit, sie literarisch auszumünzen, daß der wahre Charakter ihrer Lustigkeit die Phantasie und nicht der Spott sei, und daß z. B. Gozzi, der den Geist seiner Zuschauer dieser Welt entrückt, dem Nationalgeist folge[1]?"

Allen diesen Plagiaten und Entlehnungen gegenüber hat Stendhal eine eherne Stirn bewahrt. „Molière", schreibt er an Mareste, „kopierte den Cyrano von Bergerac und sagte: Je prends mon biens où

[1] Chuquet, 332, wo auf „Corinne", Kap. II, VI, VII, X verwiesen wird.

je le trouve. Wenn meine Bücher im Jahre 1890 Erfolg haben, wer fragt dann nach dem Goldkörnchen, das ich im Schmutze fand?“ Diese Logik hat sich nun freilich als falsch erwiesen, denn gerade der posthume Erfolg seiner Werke hat die „Pedanten“ auf die Spur seiner Entlehnungen geführt; und manche unter ihnen sind wegen dieser Anleihen ebenso hart mit ihm ins Gericht gegangen, wie wegen seiner Fabeleien. Wir werden indes gut tun, sie ihm ebensowenig zu verübeln wie der von ihm geplünderte Goethe. War doch der Begriff des literarischen Eigentums damals weder rechtlich noch auch moralisch so streng gefaßt wie heutzutage; man darf Stendhals Plagiate daher nicht an modernen Maßstäben messen. Übrigens verraten die seinen — ebenso wie seine vorhin gekennzeichneten Fabeleien — eigentlich nichts als ein reichliches Maß mutwilliger Sorglosigkeit, das in seinem ganzen Mailänder Leben und Treiben zum Ausdruck kommt. Und er hat schließlich nur das genommen, was ihm — nach einem Wort Goethes — gemäß war: „Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unsere Entwicklung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß ist.“

II

Stendhal in Italien

Gehen wir von Stendhals Werk, dem Spiegel seines Aufenthalts in Italien, zu diesem selbst über, so sehen wir, daß dieser Spiegel nicht nur die Eigenschaft hat, mehr zu spiegeln, als er gesehen hat, sondern auch manches — und zwar aus begreiflichen Gründen — nicht zu spiegeln: so vor allem die Liebschaft mit Angela Pietragrua, die ihm in den Jahren 1811—16 mindestens ebenso am Herzen lag wie die Musik und in die uns sein wirkliches Tagebuch von 1811 tief hineinblicken läßt. Es war nicht das erstemal, daß er Italiens Boden betrat,

und die Flamme für Angela glomm schon seit elf Jahren in seiner Brust, um erst jetzt zur erfolgreichen Liebschaft aufzulodern. Als siebzehnjähriger Intendanturvolontär war er im Troß des französischen Heeres den Fahnen des Konsuls Bonaparte über die Alpen gefolgt, toll vor Glück, der Pariser Kanzlei entronnen zu sein, und berauscht vom Klima, von der Schönheit und Musik Italiens. In Mailand leben und Cimarosas Musik hören, erschien ihm als der Inbegriff aller Seligkeit. Landschaft und Architektur machten ihm tiefen Eindruck[1]. Noch die Lebenserinnerungen des alternden Mannes beben von Schwung und Erregung bei der Beschreibung dieses Überganges über den Großen Sankt Bernhard und des Einmarsches in Italien (1800); wieviel lebhafter also mußte Stendhal nach elfjähriger Trennung dies alles wieder durchleben! „Mein Herz fließt von wonniger Erregung über", schreibt er 1811 in sein Tagebuch. „Keinen Schritt kann ich in Mailand tun, ohne eine Erinnerung zu finden an irgend etwas, das ich vor elf Jahren liebte, weil es zu der Stadt gehörte, die sie (Angela) barg." Und neben der Liebe war es vor allem die Musik, die sein Herz an Mailand gefesselt hielt. Als er zum ersten Male wieder die Scala betritt, ist er dem Umfallen nahe und weint beinahe. „Das Scalatheater hat einen großen Einfluß auf meinen Charakter gehabt. Wenn es mir jemals Spaß machen sollte, die Entwicklung meines Charakters aus den Erlebnissen der Jugend zu schildern, so muß die Scala an erster Stelle genannt werden ... Die Kunst des Lebensgenusses ist hier hundert Jahre weiter als in Paris. Ich fühle es durch

[1] Leider muß ich im Rahmen dieser Darstellung auf Zitate verzichten. Ich verweise auf Bd. VII der deutschen Stendhalausgabe (in Vorbereitung) sowie auf den Anfang der „Kartause von Parma" (Bd. II dieser Ausgabe). Stendhal blieb nicht lange Intendanturbeamter, er trat bei den 6. Dragonern ein und brachte es hier, dank der Protektion Darus, bald zum Leutnant und zum Adjutanten des Generals Michoud, der ihm, als er nach dem Frieden von Amiens (1801) seinen Abschied erbat, ein glänzendes Zeugnis ausstellte. Mit seinem General hat er, wie Paul Arbelet (im Journal d'Italie) festgestellt hat, auch Florenz besucht; im übrigen stand er in kleinen oberitalienischen Garnisonen.

alle Poren; dies Land ist die Heimat der Künste; sie nehmen hier glaube ich den Platz ein, den in Frankreich die Eitelkeit innehat." (Ein Leitmotiv seiner späteren Völkerpsychologie.) Und mit Wehmut gedenkt er seiner ersten einsamen Jugendjahre als französischer Dragonerleutnant auf italienischem Boden. „Hätte ich 1800 so in der italienischen Gesellschaft gelebt, wie jetzt, so hätte ich auch italienisches Wesen angenommen." Er sollte beides in den langen Jahren seines italienischen Aufenthaltes noch reichlich nachholen.

Der Rest dieses Tagebuches — Neapel ausgenommen — fällt gegen Mailand sehr ab. „In dem Maße, wie meine Reise schöner wird, verschlechtert sich mein Tagebuch ... Meine Reise verliert fünfzig Prozent an Kolorit. Ich schreibe nur, wenn ich kein Glied mehr rühren kann ... Aber nichts kann das ununterbrochene Entzücken schildern, in dem ich damals schwebte, und die tolle Lebendigkeit, die mich Tag und Nacht nicht verließ." Dieser Zustand war freilich nicht normal. „Meine Sensibilität", schreibt er, „ist erregt vom Kaffee, von den Nachtfahrten im Reisewagen und schließlich von den Eindrücken." Beim Wiedersehen mit der Pietragrua merkte er es selbst: seine Leistungsfähigkeit als Liebhaber ließ nach ... Diesen ganzen Taumel der letzten Reisezeit spiegelt auch sein Buch wider: „Alles zog an meinen Augen vorüber wie im Traum."

Ein Jahr nach dieser ersten großen Italienreise sehen wir Stendhal im russischen Feldzug, den er aus bloßem Abenteuerdrang mitmachte. Doch schon in Weimar[1] packt ihn die Sehnsucht nach Italien wieder. Aus Smolensk schreibt er[2]: „Seit ich Mailand und Italien sah, stößt mich alles, was ich hier sehe, durch seine Roheit ab." Und seine Lieblingsbeschäftigung in diesem „Meere von Barbarei" sind dienstliche Akten, die sich auf Italien beziehen; sie beschäftigen seine Phantasie „wie ein Roman". Die furchtbaren Strapazen des Feldzuges und die aufreibende Tätigkeit als Intendanturbeamter in dem durchseuchten

[1] Brief vom 27. Juli 1812.
[2] Brief vom 24. August 1812.

Sagan, die sich der Retraite de Moscou anschloß, stürzten ihn in ein Nervenfieber, von dem er in Mailand und Venedig Erholung suchte. Im September 1813 traf er in Mailand ein, in dem Gedanken, daß er im Kreise Angelas sein Leben beschließen oder wieder genesen müßte[1]. Aus dieser Zeit, in der er als Rekonvaleszent sich nur wenig zumuten durfte, und von einem zweiten kurzen Aufenthalt in Venedig im Juli 1815, der durch eine Intrige der Pietragrua veranlaßt war[2] und während dessen er den endgültigen Sturz Napoleons erfuhr, der alle seine ehrgeizigen Pläne begrub[3] — zwei Gründe, die ihn zu keinem rechten Lebens- und Kunstgenuß kommen ließen — stammen seine venezianischen Eindrücke in diesem Buche. Ihre merkwürdige Kürze und Abgerissenheit wird uns nun verständlich, ebenso das Flickwerk aus Goethes Italienreise.

Nach Napoleons Untergang blieb er bis 1821 in Mailand und suchte in Kunst- und Liebesgenuß Vergessen für seinen gescheiterten Ehrgeiz. Von Mailand aus durchstreifte er die Lombardei, besuchte Florenz, Bologna, Livorno, in dem Winter von 1816 auf 1817 auch Rom, letzteres zum Zweck seiner Studien für die seit 1811 geplante „Geschichte der italienischen Malerei", die er kurz vor „Rome, Naples et Florence" veröffentlichte. Vorangegangen war bereits sein „Leben Haydns, Mozarts und Metastasios" (1814), größtenteils Plagiat und Übersetzung; und es folgten (1823 und 1825) die Broschüren „Racine und Shakespeare" als Nachblüten des seit 1818 in Mailand tobenden literarischen Kampfes zwischen Klassizismus und Romantik, sowie das Buch „Über die Liebe" (1822), die Frucht seiner Mailänder Liebeserfahrungen. Schließlich war auch das „Leben Rossinis" (1824) ein Widerhall seiner Mailänder Musikschwärmerei.

[1] Brief vom 8. Oktober 1813.
[2] Journal d'Italie, ed. Arbelet, S. 333ff.
[3] Noch im Juni 1813 hatte er sich umsonst um eine Präfektur oder um den Intendanturposten der Krone in Rom oder Florenz beworben (Arbelet, 72, 232).

Über sein epikuräisches Stilleben in der damaligen Zeit unterrichten uns seine Briefe und Memoiren ausführlich[1]. Neuerdings hat auch die ausgezeichnete Schrift von F. Novati, „Stendhal e l'anima italiana" (Mailand 1915) manches Licht über seine Beziehungen in Mailand verbreitet. Wir sehen ihn im Verkehr mit Vincenzo Monti, mit Pellico und Borsieri und den anderen Mitarbeitern des „Conciliatore", deren Meinungen er sich vielfach angeeignet und im vorliegenden Werke wiedergegeben hat. Auffälligerweise hat keiner dieser Bekannten schriftliche Aufzeichnungen über ihn hinterlassen, wogegen er selbst fesselnde Erinnerungen an Lord Byron verfaßt hat (Nr. 10 im Anhang dieses Bandes), den er 1816 in der Loge di Brêmes kennen lernte und für den er seit Jahren schwärmte. „Die Auflehnung gegen die moderne Zivilisation", sagt R. Colomb (in der Notice biographique), „war vermutlich das geheime Band, das beide verknüpfte." Auch zu Byrons Landsmann und Geistesverwandten Percy Bysshe-Shelley, trat er in nähere Beziehungen. Dagegen ist er mit dem großen Pessimisten Leopardi, dessen dichterische Anfänge in diese Zeit fallen, nie in Berührung gekommen, noch hat er in seinen Schriften von ihm gesprochen. Ein eigenartiger Zufall fügte es, daß Byron, Leopardi und Schopenhauer, die drei größten Pessimisten des Jahrhunderts, 1820 in Italien weilten, ohne sich kennen zu lernen. Byron und Schopenhauer verfeindeten sich vielmehr wegen eines Frauenzimmers — ein Witz der Weltgeschichte.

Mit Rossini verkehrte Stendhal intim, obwohl er wegen seiner rückhaltlosen Urteile über ihn für einen „Erz-Antirossinianer" galt. Vor allem aber fesselte ihn der Verkehr mit der „göttlichen" Tänzerin Nina Viganò, der Tochter des berühmten Ballettmeisters, den er neben Canova und Rossini als Stern des zeitgenössischen Italiens pries. „Drei Abende in der Woche", schreibt er 1818[2], „verbringe

---

[1] Siehe den Anhang dieses Bandes.

[2] Brief vom 14. April 1818. — Der Sängerin Giuditta Pasta ist er erst in Paris nach 1821 näher getreten.

ich von elf Uhr abends bis zwei Uhr nachts bei Elena Viganò, der Tochter des berühmten Ballettmeisters, der ersten Künstlerin Italiens. Wir sind unser fünfzehn bis zwanzig. Man plaudert oder man schweigt, ohne sich den geringsten Zwang anzutun. Nina singt uns sieben bis acht, fünfzehn bis zwanzig Lieder vor, je nachdem sie Lust hat. Die Schätze von Alladins Wunderlampe sind mir nicht so viel wert wie der Reiz dieser Abende. Man kann in hohen Stiefeln hinkommen, in Erzbotten, und manchen Abend sage ich keinen Ton. Man lauscht, auf seinem Kanapee sitzend, und läßt sich bezaubern." Aber es war nicht allein ihr Gesang, der ihn bezauberte, sondern ihr ganzes Wesen. „Sie hat eine echte Künstlerseele; sie hat Heldentaten für die Liebe vollbracht. So hat sie sieben Monate bei einem sterbenden Geliebten gewacht und ist in Venedig während der Blockade in einer Gondel durch die österreichischen Posten gefahren, ist zwanzigmal verhaftet worden und endlich zu ihrem Geliebten gelangt, der nach siebenmonatlicher Schwindsucht in Padua starb ... Alle Damen Mailands verabscheuen sie, denn sie hat das in Mailand völlig unbekannte Talent, allabendlich fünfzehn und jeden Freitag vierzig Herren um sich zu versammeln; und die Damen fürchten hierzulande stets, eine andere möchte ihnen rubar il mourous (den Liebhaber rauben)."

Stendhals Beziehungen zu ihr blieben indessen rein freundschaftlicher Natur; ja er fertigte sie einmal ziemlich ungalant ab — und dies wegen einer anderen, nie erhörten Liebe zu Mathilde Dembowska. Seine langjährigen Beziehungen zu Angela Pietragrua waren schon seit 1816 in die Brüche gegangen, da er sich von ihr betrogen sah und ihren wahren Charakter erkannte. Er nannte sie später eine „erhabene Dirne" und verglich sie — wohl sehr mit Unrecht — mit Lucrezia Borgia. Trotzdem setzte er den gesellschaftlichen Verkehr mit ihr fort. Bis 1818 scheint sein Herz unbeschäftigt gewesen zu sein und nach einer großen Liebe gelechzt zu haben[1]. Und als er diese

[1] S. „Die Träumerei am Gestade bei Genua" (8. Dezember 1817), Bd. VII der deutschen Stendhalausgabe.

endlich fand, war es eine unglückliche Wertherliebe. Die leichtfertigen Liebespraktiken, die er in seinem Buch „Über die Liebe" empfiehlt, sollten an Mathilde Dembowska schmählich zuschanden werden[1]. In seiner Verzweiflung hegte er Selbstmordgedanken. Schließlich verließ er, jeder Hoffnung bar, in trostloser Gemütstimmung Mailand im Jahre 1821, um nach Frankreich zurückzukehren. Romain Colomb gibt als Grund seine Ausweisung durch die österreichische Polizei an[2], der er des Karbonarismus verdächtig geworden sei, und er selbst sagt in seinem selbstverfaßten Nekrolog von 1821, die Verhaftungen der Karbonari hätten ihn zum Verlassen Mailands veranlaßt. Aber seine Ausweisung erfolgte erst 1828, als er nach Mailand zurückkehren wollte, und zwar auf Grund des vorliegenden Werkes und der „Geschichte der italienischen Malerei"[3], derentwegen ihm Metternich 1831 auch das Exequatur als französischer Konsul in Triest verweigerte.

[1] Die rührenden Briefe an sie sind wiedergegeben von A. Schurig, „Ausgewählte Briefe Stendhals", S. 206, 210. Viele seiner Erlebnisse aus dieser Zeit sind in sein Buch „Über die Liebe" (Bd. IV dieser Ausgabe) übergeflossen; er plante auch einen Roman über diese Liebschaft, um sich das Übermaß seiner Erregung von der Seele zu schreiben. S. Soirées du Stendhal-Club, I.

[2] Notice biographique, S. XLIII.

[3] Bei Lumbroso, l. c. S. 51 (nach d'Ancona, Nuova Antologia, 16. Januar 1899) findet sich ein köstlicher Bericht des Polizeikommissars Torresani an den österreichischen Statthalter, Graf Strassoldo, vom 31. Januar 1828. „Am 1. d. M. kam der bekannte Franzose Enrico Beyle in Mailand an, vierundvierzig Jahre alt, früher Auditor im Staatsrat unter Bonaparte. Er soll ein Buch „Rome, Naples et Florence par M. de Stendhal" geschrieben haben, voll schlechtester politischer Gesinnung, zudem voll frecher scharfer Sarkasmen auf die österreichische Regierung. Er entblödet sich darin nicht, viele Personen zu kompromittieren, sowohl solche aus unseren Provinzen als auch aus anderen italienischen Staaten, überdies mit vielen offenbaren Verleumdungen ... Weniger die Verleumdungen gegen die österreichische Regierung, die sich zu stark und zu würdig fühlt, um sie zu widerlegen, als die Verwegenheit, womit er Ehre und Ruf vieler Untertanen, insbesondere mehrerer achtbarer Damen, anzugreifen wagte, bewogen die Behörde, ihn derart (durch Ausweisung) ihre Verachtung gegen den Mißbrauch der Gastfreundschaft fühlen zu lassen, die er jahrelang in

Indes zog sich doch 1820 schon ein Unwetter über ihm zusammen. Sein intimer Verkehr mit Silvio Pellico, Confalonieri, Borsieri, Berchet und anderen Märtyrern der italienischen Freiheit, die bereits im Kerker schmachteten, hatte die Polizei auf ihn aufmerksam gemacht, und sein Briefverkehr wurde seit Februar dieses Jahres überwacht[1]. Auch seine Heimlichtuerei und die Vorliebe zu allerlei Masken entzog ihm den Boden unter den Füßen. „Wie Sie sehr richtig schreiben," bemerkt sein Freund Crozet an den Baron von Mareste[2], „mußte sein Stand, seine Vermögensverhältnisse und seine Lebensart Verdacht erregen." Er wurde als Agent der französischen Regierung verschrien, was ihn tief verletzte[3]. Als Spion und Agent spricht ihn ja selbst Goethe in dem bereits erwähnten Briefe an Zelter an. Wie Crozet[4] annimmt, ging diese Verleumdung von der österreichischen Polizei aus, die ihn dadurch von dem liberalen Kreise des Conciliatore trennen wollte. Er selbst hegte Verdacht auf den Gatten seiner Angebeteten, den General Dembowski, der ihn dadurch diskreditieren wollte[5]. Anderseits stellte ihn der erzroyalistische französische Konsul in Mailand, Gaillard, als gefährlichen Liberalen hin[6], und zugleich kam heraus, daß er der Verfasser der von liberalen, revolutionären Ideen triefenden „Geschichte der italienischen Malerei" war[7]. Alle diese Keulenschläge fielen im Juli und August 1820 auf ihn nieder. Nimmt man seinen tiefen Liebeskummer hinzu, so wird es verständlich, daß er sein geliebtes

Mailand genossen hatte. Aus den weiteren Nachrichten, die ich über den Franzosen de Bayle (sic!) einzuziehen vermochte, ergibt sich, daß er schon bei seinem ersten Aufenthalt in Mailand als irreligiös, revolutionär und folglich als Feind der Legitimität und jeder politischen Ordnung erschien. Er ist auch festgestellt als Verfasser eines infamen (!) Machwerks: ‚Histoire de la Peinture en Italie', das 1817 bei Didot in Paris erschien." — Hätte die Polizei ihn schon 1821 ausgewiesen, so wäre dieser Vorgang gewiß bei den Akten gewesen und Torresani hätte ihn als erschwerend erwähnt.

[1] Novati, 162, Anm. 2, gibt das diesbezügliche Dekret vom 21. Februar 1820 wieder. — [2] Correspondance II, 213. — [3] Ebd. 196. — [4] Ebd. 213. — [5] Ebd. 198f. — [6] Ebd. 195. — [7] Ebd. 195.

Mailand auch ohne förmlichen Ausweisungsbefehl verließ. Man muß sich sogar wundern, daß er in seiner heiklen Lage noch ein ganzes Jahr brauchte, um sich zu diesem Entschluß durchzuringen. Erst im Juni 1821 kehrte er über den Gotthard nach Paris zurück. Er hat Mathilde nie wiedergesehen, aber er liebte sie bis über ihren 1825 erfolgten Tod hinaus; sie ist das Urbild jener zarten und rührenden Frau von Chasteller in seinem unvollendeten Roman „Lucien Leuwen". Auch Mailand blieb er bis über das Grab treu; war es doch die Stadt, wo er die höchsten Freuden und das tiefste Leid erfahren hatte, — die Vaterstadt seiner Wahl, als deren Sohn er sich auf seinem Grabsteine bezeichnet hat.

Alle diese biographisch so bedeutungsvollen Einzelheiten hat Stendhal aus begreiflicher Scheu in seinem Buch unterdrückt. Aus politischer Vorsicht hat er auch manche wertvolle zeitgeschichtliche Einzelheiten fortgelassen. Und doch erreichen seine Aufzeichnungen erst auf diesem düsteren Zeitgrunde ihre rechte Wirkung; und wir müssen uns daher ein wenig mit ihm befassen. In seinem um 1819 in Mailand entstandenen Aufsatz „Qu'est-ce que le Romanticisme"[1] gibt Stendhal einen kurzen historischen Abriß der Mailänder Zustände zu jener Zeit. Da er „aufgehört hatte, Franzose zu sein" (wie er im vorliegenden Buche sagt) und sich schon damals als Sohn Mailands fühlte und bezeichnete, so spricht er in diesem Aufsatz von den Mailändern füglich per „wir".

„Vor dreißig Jahren waren wir durch einen zu langen Frieden verweichlicht; alles atmete Üppigkeit und Frieden. Die bewundernswerte Regierung Josephs II. und des Grafen Firmian verdoppelte noch die Segnungen des schönsten Klimas der Welt. Jetzt haben uns die Schrecken des Krieges gewaltig aufgerüttelt; die jungen Mailänder haben am Ufer der Moskwa und von den Mauern von Girone dem Tode getrotzt. Die Tapferen, die so vielen Zufällen entgingen, kehrten

[1] Abgedruckt in Racine et Shakespeare, S. 248 f.

in unsere Mitte zurück. Konnte die Anwesenheit so vieler tapferer und liebenswürdiger junger Offiziere auf unsere Lebensgewohnheiten und unseren literarischen Geschmack ohne Einfluß bleiben? Es liegt auf der Hand, daß wir heute nicht die gleichen sind, wie vor dreißig Jahren. Man sieht die lebhafteste Anspannung im Handel, bei den Gerichten; Gewerbfleiß, Tätigkeit, Arbeit sind zu Ehren gekommen... Unser Charakter tritt stärker und deutlicher hervor: er verlangt also nach Schriftstellern, die, wenn sie Ruhm erwerben wollen, sich nach dem Nationalcharakter richten müssen und ihm auf diese Weise lebhaftere Genüsse bereiten werden. Die Werke aller Schriftsteller, die Griechisch lesen, aber diese Regel nicht in der Luft, die wir atmen, wittern, wird man kühl ablehnen... Denn dies ist die romantische Theorie: jedes Volk soll seine besondere Literatur haben, die seinem Nationalcharakter entspricht, wie jeder das Kleid trägt, das ihm paßt."

In einem späteren Aufsatz „Le Parnasse italien"[1] geht Stendhal näher auf diese literarischen Tendenzen ein. „Im Jahre 1816", schreibt er dort, „begann eine Gesellschaft junger Mailänder sich über die (klassizistischen) Pedanten lustig zu machen, die Notwendigkeit der drei Einheiten des Aristoteles zu bestreiten und die Grundsätze des Romantismus zu verfechten. Sie gründeten zu diesem Zweck die Zeitschrift „Il Conciliatore". Alle alten Versdrechsler, die dem Aristoteles nachhinkten, schlugen Lärm. Herr von Metternich trat auf die Seite der akademischen Literatur; und heute steht es so, daß fast alle Mailänder Romantiker zum Tode verurteilt und im Kerker sind; denn die Todesstrafe wurde aus besonderer Güte in fünfzehn bis zwanzig Jahre Kerkerhaft verwandelt[2]."

[1] Aus dem „Temps" vom 3. März 1830; abgedruckt in Racine et Shakespeare, S. 291 f.

[2] Näheres über die Schriftstellergruppe des „Conciliatore" und ihre Geschicke s. S. 43 f. dieses Werkes. Vgl. auch E. Ruth, „Geschichte von Italien vom Jahre 1815 bis 1850, Bd. I, Heidelberg 1867, wo ausführlich über sie gehandelt wird.

Allerdings waren es nicht sowohl die literarischen, als vielmehr die politischen Tendenzen dieser Mailänder Romantiker, die ihr Schicksal besiegelten. Im Gegensatz zu den deutschen Romantikern, die sich in den Schoß der Kirche retteten, hatten diese Mailänder Dichter das unruhige Blut der ein paar Jahre später heraufgekommenen französischen Romantik und des noch etwas späteren „jungen Deutschland". Ihre Romantik ging durchaus mit der steigenden demokratisch-patriotischen Flutwelle und stemmte sich ihr nicht entgegen. Liberal und romantisch waren hier keine Gegensätze, sondern Wechselbegriffe — genau wie bei Stendhal selbst. Und so war es denn unausbleiblich, daß der „Conciliatore" erst den Verdacht und dann die Verfolgungen Metternichs auf sich zog; er wurde 1819 unterdrückt, und seine Mitarbeiter wurden, soweit sie nicht entflohen waren, kurz nach der Revolution in Neapel (1820) verhaftet und als Hochverräter auf dem Spielberg eingekerkert. Als letzter fiel der Graf Confalonieri, der Mitbegründer der Zeitschrift, in die Hände der österreichischen Schergen, nachdem er sich durch seine Beziehungen zu der Militärrevolte in Piemont (1821) verraten hatte.

Über diese traurigen Ereignisse geht Stendhal fast wortlos hinweg: waren sie doch in jener Zeit nur allzu bekannt; und seine spätere Ausweisung aus Mailand zeigt, daß auch diese wenigen Bemerkungen schon für staatsgefährlich galten. Selbst in Privatbriefen spricht er mehr für als gegen das Metternichsche Regime. „In Mailand und Venedig", schreibt er noch 1820, „ist die Regierung so mild, so gerecht, so langsam, daß sie im Grunde gut ist. . .[1]" Ja, er findet die Justizpflege sogar viel zu „dummdeutsch" und ehrlich. Das österreichische Gesetzbuch verurteilt den Mörder nicht ohne sein Geständnis; aber „diese Gesetzgebung für Esel und Gänse" paßt nicht für „ein Volk boshafter und tückischer Affen"[2]. Eine eigentümliche Bemerkung eines, der die „Mailänder Gutmütigkeit" sonst in den Himmel hebt!

[1] Correspondance II, 198.
[2] Correspondance II, 188.

Und als im selben Jahre in Neapel die Revolution ausbricht und das revolutionäre Fieber ganz Italien durchrast, ruft er aus: „Wollte Gott, daß alle Jakobiner nach Texas deportiert worden wären[1]".
Die Karbonari sind „platt" und nicht der Rede wert[2], und wenn es in Mailand doch losgehen sollte, so nimmt er „am Tage vor dem Blutvergießen Reißaus". Allerdings darf man seine brieflichen Äußerungen aus jener Zeit nicht immer für bare Münze nehmen: empfiehlt er dem Baron von Mareste doch gelegentlich, eine deutlich lesbare reaktionäre Phrase in seine Briefe einzuflechten, offenbar, um der Polizei Sand in die Augen zu streuen. Immerhin kann man getrost annehmen, daß Stendhal in andere als literarische Revolutionen nicht verwickelt zu werden wünschte. So schrieb er schon am 25. Juli 1815 in sein erst jetzt wieder zutage gekommenes „Journal" — also für sich allein und in voller Ehrlichkeit: „Ich schätze mich glücklich, unter der weisen Regierung Österreichs zu leben. Zudem regt mich nichts, was hier geschieht, auf; ich bin Passagier auf einem Schiffe. Die Hauptsache ist Ruhe und ein gutes Theater[3]"...

Übrigens waren auch seine liberal-romantischen Gesinnungsgenossen meist nur Verschwörer in Glacéhandschuhen, allen voran Silvio Pellico, der sehr wider Willen zum Märtyrer wurde[4]. Bei der völligen Zerfahrenheit der politischen Parteien, die nach dem Sturze Napoleons teils nach Frankreich, teils nach Österreich neigten, teils römisch-klerikal oder national-italienisch dachten und unter dem zunehmenden Druck des Metternichschen Polizeisystems nicht zu klaren praktischen Zielen kommen konnten, ist dies Verhalten indes begreiflich und nichts als der Ausdruck ihrer eignen Unsicherheit im Ziel wie in den Mitteln. Sie begnügten sich mit Klagen über das gegenwärtige

[1] Correspondance II, 210.
[2] Correspondance II, 134.
[3] Neuerdings hat Novati (l. c.) Stendhals Stellung zu Italien und Österreich methodisch dargelegt und kommt zu ähnlichen Ergebnissen.
[4] S. die aufschlußreiche Studie von Laura Schoch, „Silvio Pellico in Mailand 1809—1820", Berlin 1907.

Elend und träumten von besseren Zeiten, und so sind ihre Verdienste bei allem politischen Einschlag rein literarisch geblieben. Ihre inneren Gegensätze, durch persönliche Empfindlichkeiten verschärft, nahmen selbst dem Kreis des Conciliatore jede Stoßkraft, und die ganze Bewegung konnte durch das Strafgericht von 1820 so völlig erstickt werden, daß bis zum Jahr 1830 in Mailand die Ruhe eines Kirchhofs herrschte. Der geistige Mittelpunkt des werdenden Italiens verschob sich nun nach Florenz, der politische noch Piemont, und Stendhal verließ 1821 eine geistig bereits erdrosselte Stadt, die ihm nichts mehr zu geben vermocht hätte.

Alle diese Zusammenhänge hat die französische Stendhalforschung ebenso unberührt gelassen, wie Stendhals langjähriger Aufenthalt in Deutschland, den erst der deutsche Stendhalforscher Arthur Schurig aufgehellt hat. Die Herausgabe von Stendhals Correspondance (Paris 1908) haben sogar den auf S. 44 erwähnten Ermes Visconti für einen der zahlreichen Decknamen Beyles erklärt, so daß ich auf ihn noch näher eingehen muß. Stendhal hat aus Viscontis Dialog über die dramatischen Einheiten, der im Conciliatore[1] und danach als Broschüre[2] erschienen ist, ein größeres Stück in seine romantische Streitschrift „Racine et Shakespeare" (übrigens mit Quellenangabe) verwoben. Ein anderer Aufsatz Viscontis erschien gleichfalls im Conciliatore und später als Broschüre unter dem Titel: Idee elementari sulla poesia romantica[3]. Auf beide hat Stendhal in Briefen[4] in auffälliger, etwas geheimnisvoller Art hingewiesen, gleich als wäre

[1] Abgedruckt in den Nummern vom 19., 22., 26., 29. November, 3. und 6. Dezember 1818.

[2] Mailand, Vincenzo Ferrario, 1819.

[3] Mailand, ebenda 1818. In sein Handexemplar dieses Buches trug Stendhal die erste Fassung seiner Grabsteinaufschrift ein: „Qui giace Enrico Beyle — Milanese — fu a Mosca nel 1813 (!) — Visse, scrisse, amò — Venerò Cimarosa, Mozart e Shakespeare — Mori di anni . . . nel 18 . . ." (Lumbroso, S. 17). — Der auf seinem Grabstein in Paris stehende Text ist wenig verändert: nur die Erwähnung des russischen Feldzuges fehlt.

[4] Correspondance II, 116 u. a. O.

er selbst der Verfasser. Ferner hat er auf den Umschlägen der Erstausgabe seiner „Vie de Rossini" ein Buch „Del Romanticismo nelle arti" (Florenz 1819) angezeigt, das zwar nie erschienen ist, dessen Titel jedoch große Ähnlichkeit mit dem des letztgenannten Aufsatzes zeigt. Dies alles, und vielleicht auch der Umstand, daß Stendhal sein Buch „Über die Liebe" (Bd. IV dieser Ausgabe) aus dem Manuskript eines erdichteten Lisio Visconti geschöpft haben will, hat die Herausgeber der Correspondance zur Gleichsetzung des Ermes Visconti mit Beyle verleitet. Liest man indessen den zweiten Aufsatz Viscontis über die romantische Poesie, so erkennt man sofort ganz andere Bildungstendenzen als bei Stendhals Werken. Zudem ist der Marchese Ermes Visconti (1784—1841) eine deutlich umrissene literarische Persönlichkeit, von der schon Ruth in seiner „Geschichte von Italien", Bd. 1, mehrfach spricht. Bereits in Goethes „Kunst und Altertum", und zwar in dem Aufsatz „Klassiker und Romantiker in Italien sich heftig bekämpfend" (1818), findet sich folgendes über ihn: „Von wem man sich aber theoretisch viel verspricht, ist Hermes Visconti, welcher einen Aufsatz über die drei dramatischen Einheiten, einen Aufsatz über die Bedeutung des Wortes poetisch und Ideen über den Stil geschrieben hat, die noch nicht im Publikum verbreitet sind. Man rühmt an diesem jungen Manne einen höchst geistreichen Scharfsinn, vollkommene Klarheit des Gedankens, tiefes Studium des Alten sowie des Neueren. Er hat verschiedene Jahre der Kantischen Philosophie gewidmet, deshalb deutsch gelernt und sich den Sprachgebrauch des Königsberger Weisen zu eigen gemacht. Nicht weniger hat er andere deutsche Philosophen studiert, sowie unsere vorzüglichsten Dichter. Von diesem hofft man, daß er jenen Streit beilegen und die Mißverständnisse aufklären werde, die sich täglich mehr verwirren." Als Schüler Kants stellt auch Stendhal seinen vermeintlichen Doppelgänger hin — ein Zug, der gerade auf ihn am wenigsten paßt; hat er doch mit der deutschen Philosophie, und besonders mit Kant, stets auf Kriegsfuß gestanden.

Ich wäre auf diese Einzelheit nicht so ausführlich eingegangen, wäre sie ideengeschichtlich nicht bedeutsam. Wäre Beyle-Stendhal mit Ermes Visconti gleichzusetzen, so hätte er in dem Mailänder Kreis nicht nur die passive Rolle gespielt, die er offenbar gespielt hat. Er hätte den Streit Shakespeare gegen Racine nicht erst 1823 in Paris, sondern fünf Jahre früher in Mailand entfacht und die Ideen der Romantik aus Deutschland — dank A. W. Schlegels Werk „Über dramatische Literatur und Kunst", das er kannte[1] — auch nach Italien verpflanzt. Tatsächlich aber war es Berchet (s. S. 44f.), der zuerst den Begriff der „Romantik" in Mailand einführte. Das übrige tat das Buch der Frau von Staël über Deutschland, Visconti und der ganze Kreis des Conciliatore. Stendhal hingegen bleibt, wie es neuerdings auch das schon genannte Werk von Novati dartut, in diesem geistigen Austausch der Empfangende, und ihm bleibt somit nur das Verdienst, aus deutschen und italienischen Anregungen die Grundgedanken seines Pamphlets „Racine und Shakespeare" geschöpft zu haben, das eins der ersten Programme der nachhinkenden französischen Romantik wurde. Übrigens war Viscontis Aufsatz, den Stendhal in diesem Pamphlet zitiert, schon im Jahr seines Erscheinens den Franzosen in extenso zugänglich geworden.

[1] S. „De Stendhal sive Beyle germanarum litterarum judice" von A. Kontz, Paris 1899.

III
Würdigung des Werkes

„Italien ein Anlaß zu Eindrücken“: dies Wort Stendhals ist der Schlüssel für seine Reisewerke. In erster Linie war es die Musik, in der er Eindrücke, „Sensationen“ suchte[1]. Sie nimmt in der Erstauflage den Ehrenplatz ein. Über Kunstwerke spricht er nur selten; er nennt sie, lobt sie mit wenigen Worten oder verschweigt seine Eindrücke, wie beim Dome von Siena, bei Giottos Arenafresken und Masaccios Bildern in Padua oder gar bei der Markuskirche in Venedig. Auch die Naturschilderungen tut dieser große Naturschwärmer im Krokistil ab. In der Auflage von 1826 treten nur zahlreiche sittengeschichtliche Anekdoten und Beobachtungen hinzu; sein Buch wird noch mehr zur moralischen Reise durch Italien. „Um in die italienische Gesellschaft hineinzukommen,“ sagt er in „De l'Amour“, „bedarf es allerdings mehrerer Jahre. Der Fremde sieht die Denkmäler, die Straßen und öffentlichen Plätze einer Stadt, aber nie die Gesellschaft. Ich habe wirklich die Menschen lieben gelernt und die Wahrheit gesehen. Oft habe ich zehn Monate kein Wort Französisch gesprochen, und ohne die politischen Wirren und den Karbonarismus wäre ich nie nach Frankreich zurückgekehrt.“

Man wird diesen Sittenschilderungen vielleicht mit einigem Argwohn entgegentreten, wenn man Stendhals gelegentliche Fälschungen und romantische Aufsteigerungen kennt. Er fabulierte stets gern ein wenig über seine Person und sein Leben wie über die Gegenstände seines Interesses; der Dichter und Phantasiemensch gewinnt dann die Oberhand über den scharfen Beobachter und Psychologen, wie wir es ja auch in seinen Romanen und Novellen erleben. „Dreiviertel

[1] „Wenn eine Musik meine Gedanken über das, was mich gerade beschäftigt, idealisiert, dann ist diese Musik für mich vortrefflich. Jede Musik, bei der ich an die Musik denken muß, ist für mich eine Stümperei“ (Correspondance III, 18). Diesen Standpunkt hat auch sein Geistesbruder Friedrich Nietzsche fast mit denselben Worten vertreten („Nietzsche contra Wagner“).

meiner Beobachtungen", schreibt er in dem Abriß über die Mailänderinnen, „können ungenau sein; ich gebe sie als das, was sie sind, als Scheinbarkeiten; ich glaubte so zu sehen." Auch Antipoden in Stendhals Beurteilung, wie Ernest Seillière und Dr. Arthur Schurig, begegnen sich in der Auffassung, daß Stendhal weit mehr ein Idealbild Italiens und der Italiener, als die Wirklichkeit schildert und daß er Italien zu einem Paradies des „Beylismus", seiner eigenwilligen Weltanschauung, gemacht hat. Wenn sich auch hier die Extreme berühren, so tut man gut, die Wahrheit in der Mitte zu suchen. In der Tat sehen wir Stendhal gerade in diesem Buche mit fast ängstlicher Gewissenhaftigkeit bemüht, sein Ohr an den Busen der Italiener zu legen und den Schlägen ihrer Herzen zu lauschen. Er protokolliert Gespräche und Beobachtungen, sammelt Anekdoten, von denen es sehr zu beklagen ist, daß er viele aus Rücksicht auf die Zensur oder auf lebende Personen unterdrückt hat; kurz; er versucht auf Grund von Tatsachenmaterial in induktiver Methode objektive Gewißheiten zu erlangen. „Ich möchte Sie hier den Modellen gegenüber sehen", schreibt er an Mareste[1], um dessen Zweifel zu entwaffnen. „Von seiner napoleonischen Zeit her", bemerkt H. Parigot[2], „besaß er die Neigung zum kosmopolitischen Leben. Da er die Welt jetzt nicht mehr erobern helfen kann, so erweitert er sein Ich, ergießt es über die Welt, schwellt es mit neuen Eindrücken. Wenn er dabei gelegentlich etwas aufschneidet, um die Tischgäste zu verblüffen, wenn er sich am Lokalklatsch mehr weidet als gut ist, so weiß er doch Ohren und Augen aufzutun und das Gehörte und Gesehene in Worte zu bannen. Man lese seine Reisebücher, und man wird sehen, wie er ganz darin aufgeht, die menschlichen Sitten zu studieren und sich persönlich mit ihnen auseinander zu setzen[3]." Dies Verfahren mutet

[1] 3. Januar 1818.

[2] „Pages choisies des grands auteurs français", Paris 1901.

[3] Auch bei Stendhals Zeitgenossen finden sich bisweilen verständige Urteile dieser Art, z. B. in der Zeitschrift „Le Globe" vom 13. II. 1828, S. 198f.

ganz modern an; es ist eine Vorwegnahme unserer Experimentalpsychologie, die seine Zeitgenossen nicht verstanden. Sie warfen ihm später, bei „De l'Amour", wo er die gleiche analytische Methode auf Gefühlstatsachen anwandte, Kälte und Zynismus vor. Uns Heutigen scheint diese Methode im Gegenteil blutsverwandt; und wenn wir Zweifel hegen, so gelten sie nur ihrer mangelhaften Anwendung, nur den subjektiven Einschlägen des Dichters und den Streichen, die ihm seine Sensibilität spielte.

So scheinen seine Anekdoten über die Mailänder Liebe weniger Beispiele für die Regel als wunderliche und auffällige Ausnahmen zu sein, die man in diesem Land der disinvoltura mit Heiterkeit hinnahm und kommentierte[1]. „Man darf nicht glauben," sagt er selbst in „De l'Amour", „daß die schönen Seelen irgendwo, selbst in Italien, die Regel bildeten." Ebendort sowie in den „Wanderungen in Rom" betont er, daß die Sitte der Cicisbei im Aussterben sei und daß die von Napoleon gegründeten Erziehungsinstitute die Moralität der Frauen verändert hätten. Die große romantische „Liebe aus Leidenschaft", wie er sie in seinem Buch „Über die Liebe" definiert, hat er vornehmlich aus eigener Brust geschöpft und in andere hinein projiziert; und was er von den Sitten der alten Zeit noch sah, entsprach wohl zumeist der „Liebe aus Galanterie", die in Frankreich im ancien régime ebenso geherrscht hat, wie in der ganzen europäischen Rokokokultur. Wenn Stendhal sie für ein Eigengewächs Italiens hielt, so geschah dies wohl nur, weil sie in diesem Lande, das in seiner politischen und moralischen Entwicklung hinter dem übrigen Europa zurückgeblieben war, noch fortwucherte, während die sozialen Umwälzungen sie im Norden längst beseitigt hatten. In späteren Jahren klagt er selbst, daß Italien nicht mehr das sei, was er dereinst in ihm gesehen, und daß es sich der allgemeinen europäischen Entwicklung anschlösse. Ja schon in seiner Mailänder Zeit sollte er das völlige

[1] S. das Vorwort von 1842 zu Stendhals Buch „Über die Liebe" (Bd. IV dieser Ausgabe) über die Maskenbälle des Jahres 1819.

Fiasko seiner leichtfertigen Liebespraktiken, die auf seinen Mailänder Sittenstudien beruhten, am eigenen Leibe erfahren, als er sie an einer Mailänderin, Mathilde Dembowska, erproben wollte.

Daß er übrigens die Möglichkeit, sich zu irren, selbst zugab, hörten wir schon aus seinem eigenen Munde. Diese Möglichkeit war um so größer, als die meisten Anekdoten, auf die er seine Thesen „von der Art, wie man in Italien auf die Jagd nach dem Glücke geht", nur von Hörensagen wußte, und zwar von aufgeregten, zur Übertreibung neigenden Italienern. „Alles dies", sagt er in unserem Buche selbst, „weiß ich nur aus Erzählungen, die falsch sein können. Ich muß gestehen, daß ich all dieser Einzelheiten nicht sicher bin." Er bestrebt sich zwar, objektiv zu beobachten und glaubwürdige Tatsachen beizubringen, aber wir müssen doch auch, ganz abgesehen von seinen bewußten Fälschungen, wie seine Reise nach Kalabrien, wie die Anekdote von der Gina (S. 9f.), wie die romantisch aufgehöhten Entlehnungen aus Goethes „Italienischer Reise" und sein Prahlen mit der Gunst des Kardinals Lante — mit allerlei Stimmungen und Verstimmungen[1], mit Empfindlichkeiten und vor allem mit seiner angeborenen und anerzogenen Widerspruchslust gegen Art und Meinungen seiner Landsleute und überhaupt gegen jede geheiligte Meinung rechnen. Was andere bewundern, eine Papstmesse, den ersten Eindruck der Ankunft in Rom, der in den meisten Reiseschriften von Begeisterung bebt, findet er gerade deshalb nicht begeisternswert. Überhaupt ist seine Stellung zu Rom hierfür höchst bezeichnend. In der Erstauflage dieses Buches ist Rom fast durchweg schlecht weggekommen, teils aus Widerspruchslust, teils aus „Nerven". Sein Freund Mareste scheint seine schroffen Urteile gerügt zu haben, und obwohl Stendhal in seinem Buche selbst betonen zu müssen glaubt, daß er sich in Rom körperlich und geistig frisch und wohl gefühlt habe, also den Einfluß der „Nerven" auf sein Urteil glatt ablehnt, bekennt er Mareste gegenüber reumütig: „Ich leugne nicht, daß

[1] S. S. 107, „Verlorene Stunden".

Stendhal in Rom oft mit den Nerven zu tun hatte; aber ist ein ehrliches Buch in diesem geschminkten Jahrhundert nicht auch etwas wert? Wie soll ich auf zweihundert Seiten ein vollständiges Bild geben[1]?" Und schließlich mit einer Wendung, die wir schon ganz ähnlich gehört haben: „Ich behaupte nicht, zu sagen, was die Dinge sind, sondern ich erzähle, welchen Eindruck sie auf mich gemacht haben." Übrigens ließ Stendhal das Schlimmste über Rom schon in der Neuauflage von 1826 verschwinden und begann in die herkömmliche Rombegeisterung einzulenken, teils aus besserer Kenntnis der Verhältnisse, teils wohl auch aus Diplomatie, um seinen „Wanderungen in Rom" den Weg in die Öffentlichkeit zu ebnen. So kommt es denn auch nicht selten zu klaffenden Widersprüchen zwischen beiden Werken. Seine moralische Entrüstung über die drakonischen Strafen in Rom (s. S. 283f.) schlägt in den „Wanderungen in Rom" sogar in bewegliche Klagen über die Schwäche der römischen Regierung um: ja er wünscht von neuem die eiserne Faust Napoleons herbei, gegen dessen „Despotismus" er selbst oft genug gedonnert hatte. In „Rome, Naples et Florence" wußte er den Knoten dieses Widerspruchs noch nicht zu lösen: er hätte die Lösung bei Duclos finden können, dessen Reisewerk er schon damals so schätzte: nämlich, daß Gesetze und deren Ausführung zweierlei sind oder doch in Rom damals zweierlei waren[2].

[1] Brief vom 3. Januar 1818.

[2] „An Gesetzen fehlt es nicht", sagt Duclos, „Voyage d'Italie en 1767" (Paris 1792, S. 126). „Sie sind in Rom sogar strenger als irgendwo; doch sie werden fast stets schlecht oder gar nicht angewandt. So steht z. B. Todesstrafe auf das Tragen von Messern in einer Scheide, die als Dolche gelten; wer aber mit ihnen einen Menschen verletzt oder tötet, kommt mit der Galeere davon; und dann muß er noch ohne Protektion sein, denn es gibt unbestrafte Mörder. Bisweilen wird ein leichter Diebstahl mit dem Wippgalgen bestraft, und manche bleiben infolge davon ihr Leben lang Krüppel, so daß ein Dieb oft viel schlimmer daran ist als ein Mörder. Vielleicht kommt dies daher, daß man in Rom auf ein Menschenleben wenig Wert legt, während der Bestohlene den Dieb verfolgt..."

Auch seine gelegentlichen Kunsturteile sind vorwiegend impressionistisch und von des Gedankens Blässe nicht angekränkelt. Dies naive Anschauungsvermögen, das er mit Goethe teilt, ist gewiß oft ein Vorzug gegenüber den Doktrinen ästhetischer Pedanten, die jedes Kunstwerk ins Prokrustesbett vorgefaßter Systeme spannen — ein Fehler, dem selbst Beyles großer Schüler, Taine, nicht immer entging —, aber es führt doch gelegentlich auch zu dilettantischer Naivität. Im Journal von 1811 findet sich das folgende bezeichnende Selbstbekenntnis aus Florenz: „Ich habe einen zarten, nervösen, leicht bewundernden und für die geringsten Nuancen empfänglichen Blick ... Die weichliche Art Guido Renis stimmt zwar nicht mit meinem künstlerischen Urteil überein, wohl aber mit meinem Blick. Alle meine Bewunderung kann dem physischen Zustand meiner Augen entspringen[1]." Wie dies Tagebuch, zeigt auch das vorliegende Werk manche solcher Geschmacksurteile (vgl. S. 184 und 207). Seine theoretischen Kunststudien, die er in der „Geschichte der italienischen Malerei" niederlegte, hatten zwar sein Urteil inzwischen vielfach berichtigt; aber der „physische Zustand" des Reisenden macht sich nach wie vor geltend, und Stendhals Hochmut gegenüber den rohen Gemütern, die solche Zufallsmeinungen nicht teilen, läßt trotz dieser Selbsterkenntnis nicht nach.

Seine politischen Ansichten über Italien, deren einige bereits erwähnt wurden, sind aus begreiflicher Vorsicht in eine Art Zwielicht gestellt. So sehr er Italien die Freiheit und eine Konstitution wünschte, war er sich doch klar, daß dies aus der Anarchie in den Despotismus herabgeglittene Land, dessen ganze Tätigkeit sich auf Beten, Musikgenuß und Liebe reduziert hatte, nicht mit einem Schlage zur Freiheit und Einheit gelangen könne und dürfe. „Metternich hat ganz recht," schreibt er in Bologna, „wenn er das Zweikammersystem nicht für ein wahres Bedürfnis Italiens hält. Zwischen dem jetzigen

[1] Arbelet, l. c. S. 201.

Zustand und dem Verfassungsstaat fehlt ein Napoleon." Oder wie er später schreibt: „Italien hatte erst einmal zwanzig Jahre lang den eisernen Besen eines Friedrich des Großen nötig, der die Diebe einsperren und die Mörder aufknüpfen ließ[1]." In der Tat krankt ja noch das heutige Italien — insbesondere das Land südlich des Tiber, den Stendhal einmal sehr richtig als die Grenze der Zivilisation bezeichnet hat — an einer vorzeitigen schrankenlosen politischen Freiheit, verbunden mit dem Fehlen der abschreckenden Todesstrafe in einem Lande, wo Dolch und Gift lange wie Volkskrankheiten wüteten[2].

Die Mißwirtschaft in den kleinen italienischen Polizeistaaten, die er später (in seiner „Kartause von Parma") so schonungslos entlarven sollte, findet auch in diesem Buche wenig Gnade vor seinen Augen und hat es auch nicht verdient. Sie sind später von der Flutwelle der Volkserhebung weggespült worden; und als letzter ist schließlich der anachronistische Kirchenstaat gefallen, in dessen „Papismus" er mit Recht eines der Hauptübel Italiens erblickte. Immerhin erkennt Stendhal bei allen Ausfällen gegen die damaligen römischen Zustände das segensreiche Wirken des Kardinals Consalvi im Kirchenstaat uneingeschränkt an. Daß er freilich im übrigen alle Schuld an solchen heillosen Zuständen auf die Regierungen abwälzt,

[1] Brief an Sainte-Beuve vom 21. Dezember 1834. — Später (Mém. d'un Touriste II, 188) setzte er dann seine Hoffnung mit richtiger politischer Witterung auf das Haus Savoyen-Piemont mit seinem gefestigten Königtum.

[2] Als Garibaldi 1860 Neapel und Sizilien eroberte, war man unschlüssig, ob Süditalien sofort dem Königreiche Italien einverleibt werden sollte, wie der König und Cavour es wünschten, oder ob Garibaldi die Diktatur vorerst behalten sollte, wie Mazzini und einige andere Republikaner es für nötig hielten und wie es Cavour früher selbst gewünscht hatte, damit der Süden nicht ohne Übergang mit dem anders gearteten und entwickelten Norden verschmolzen, sondern ihm durch Reformen nach und nach angenähert würde. Hatte doch bereits Napoleon I., als er das Königreich Italien schuf, Süditalien vorerst davon ausgenommen und es als ein besonderes Königreich Neapel organisiert! — Leider drang jener von Garibaldi selbst unterstützte Plan nicht durch, und Italien hat es noch heute zu büßen.

ist eine revolutionäre Einseitigkeit Stendhals: ein Volk tückischer und boshafter Affen — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — läßt sich eben nicht „patriarchalisch" regieren, und der Gesetzlosigkeit von unten entspricht der Druck von oben. Aus solchen Zuständen war Machiavellis Fürstenideal entsprossen.

In diesem Sinne findet auch der aufgeklärte Despotismus eines Joseph II., der die Priester auf ihre geistlichen Funktionen beschränkte, die Klöster aufhob und der Aufklärung Tür und Tor öffnete, seine restlose Bewunderung. Ohne ihn wäre die Lombardei — nach Stendhals durchaus richtiger Ansicht — dem Rest Italiens nicht um fünfzig Jahre in der Kultur vorangeeilt; nur auf diesem vorbereiteten Boden konnte der „Sauerteig der Kultur" der napoleonischen Herrschaft wirklich aufgehen. Alles dies sind halbe Zugeständnisse an die Berechtigung der Fremdherrschaft in Italien; aber Stendhal zieht nicht die letzte Konsequenz daraus; er wird sich nicht darüber klar, wodurch es letzten Endes möglich war, daß sich die Fremden dauernd in Italien einnisteten. Denn der Grund hierfür — die politische und moralische Zerrüttung Italiens seit dem Cinquecento und die Treulosigkeit seiner Politik — war ja nur die Kehrseite des von Stendhal gepriesenen südländischen Individualismus, den er hoch über die nordische Pflichttreue stellte.

Selbst der fluchwürdige spanische Despotismus des 16. und 17. Jahrhunderts, den Stendhal mit Recht für den Niedergang Italiens auf allen Gebieten verantwortlich machte, wird aus den moralischen Verhältnissen Italiens erklärlich. Einer der tiefsten Kenner der italienischen Renaissance, C. F. Meyer, hat diese Zusammenhänge tragisch beleuchtet, indem er seinen todsiechen Pescara die gewaltigen Worte sprechen läßt: „Wo in Italien ist wohl, ich sage nicht Glauben und Gewissen, das für euch veraltete Dinge sind, sondern nur Rechtssinn und Überzeugung? Nicht einmal Ehre und Scham ist euch geblieben. Nur die nackte Selbstsucht. Was vermögt ihr Italiener? Verführung, Verrat und Meuchelmord. Der Niedergang Italiens ist

unaufhaltsam: es unterhöhlt sich selbst. Zwar es trägt die strahlende Ampel des Geistes, doch es hat sich aufgelehnt in unbändiger Lust gegen ewige Gesetze. Es büße, wie du gesagt hast: in Fesseln leidend, lerne es die Freiheit. Dieses spanische Weltreich aber, das in blutroten Wolken aufsteigt diesseits und jenseits des Meeres, erfüllt mich mit Grauen: Sklaven und Henker."

Wenn der Individualist Stendhal diese Ursachen nicht sah oder nicht sehen wollte, so erkannte er doch sehr deutlich ihre Wirkungen. Gewöhnlich sind es persönliche Empfindlichkeiten, die ihm die Augen für die Schattenseiten des italienischen Individualismus öffnen. Er macht sich Feinde, wenn er die Götzen einer Stadt antastet, und er erkennt dann die Mängel der rein gefühlsmäßigen italienischen Lebensart, der jedes geistige Korrektiv fehlt. Den englischen und französischen Geistesgrößen — die deutschen ignoriert Stendhal auch in diesem Buche geflissentlich, ebenso wie in den „Wanderungen in Rom" — hat Italien nichts entgegenzusetzen; und es täte am besten, sein ganzes Schrifttum seit 1600 über Bord zu werfen und bei den Engländern in die Lehre zu gehen. In solchen Wendungen schlägt bei ihm der Nordländer und Schüler der Rokokophilosophie durch, und er wird sich bewußt, daß Italien doch eben nur der einen Seite seines Wesens, seinem Trieb- und Geschmacksleben genügte.

Im ganzen kann man sagen, daß dies Werk, mit den „Wanderungen in Rom" verglichen, das subjektivere ist. Stendhal war jünger, rascher fertig mit seinem Wort und trat mit seiner freien, frechen Art, wie Goethe es nennt, seiner flippancy, die ihm die Edinburgh Review vorwarf, so recht als der Kavallerieoffizier Herr von Stendhal auf, der alle Dinge nur nach ihrem Vergnügungswert abschätzt. Diese kecke, lässige Grazie, die manchmal auch ins Schrille und Anmaßliche umschlägt, verleiht dem Buche einen Reiz, den die „Wanderungen in Rom" nicht haben. „Er zieht an, stößt ab, interessiert und ärgert", wie Goethe sagt, „und so kann man ihn nicht mehr loswerden."

Form und Inhalt dieses Buches decken sich auf das beste. Aphoristische Kürze, „schneidende Form", wie R. Colomb sagt[1], „Ungereimtheiten und völliges Fehlen von Methode lassen es oft als Sammlung von pikanten Notizen erscheinen ... Die Tagebuchform ist die allerbequemste; sie verlangt keinerlei Zwang, und der Wechsel der Daten gibt der Erzählung eine gewisse Lebendigkeit ... Bei all seinen Mängeln ist die Lektüre stets fesselnd; es ist gleichsam eine Vorrede zu anderen Italienbüchern, eine Art von primo grido, der den Leser durch seine Keckheit, Grazie und Bündigkeit die frischen Eindrücke des Reisenden mitempfinden läßt."

Ein gleichzeitiger Schriftsteller, Auguste Bussière[2], hat diese stilistischen Untersuchungen mit feinem französischen Geschmack vertieft und möge als Zeitgenosse gleichfalls zu Worte kommen. „Beyle", sagt er, „hat seinen drei Reisewerken die Form schlichter Tagebuchaufzeichnungen gegeben. Vielleicht liegt in der gewollten Nachlässigkeit dieser Form ebensoviel Künstlichkeit wie Ehrlichkeit, und Beyle offenbart hier eine kunstvolle Lässigkeit. Doch wie groß auch die Arbeit des Zurechtstutzens und die Anordnung dieser Unordnung gewesen sei, so bot diese Darstellungsweise dem Autor im einzelnen doch soviel Bequemlichkeiten, daß es ihm ein köstliches Vergnügen bereitet haben muß, jede seiner Aufzeichnungen über das von ihm so tief studierte, geliebte und erlebte Italien zu Papier zu bringen. Keines dieser Reisewerke gibt große Bilder, sondern eine Fülle von Bleistiftskizzen, wie man sie in den Mappen aller Maler findet, wo das Porträt eines Menschen von tausend verschiedenen Seiten und in tausend verschiedenen Stellungen wiederkehrt. Diese Art von Darstellung schmeckt sehr nach dem Atelier und gehört nur ins Atelier. Aber trotzdem hat Stendhal Italien und seine Bewohner mit einer Schärfe des Blickes, einer Feinheit des Details und einer Vollendung gezeichnet, die man in besser komponierten Reisewerken nirgends

[1] Vorwort zu „Romans et Nouvelles", Paris 1854, S. LXXIX.

[2] „Revue des Deux Mondes", 15. Januar 1843.

finden dürfte, in welcher Sprache sie auch geschrieben sein und welchen Gegenstand sie behandeln mögen." Auf diesem Wege der Zusammensetzung von zahllosen petits faits sind später Hippolyte Taine und Jakob Burkhardt weitergeschritten, und sie haben Stendhal durch größere Systematik überholt. Gleichwohl ist er der Bahnbrecher gewesen.

In der Neuauflage von 1826 ist die ursprüngliche Frische des Buches stark gemindert. Der Autor geht in die Breite; er ist weniger sprunghaft; der Stil nähert sich dem der „Wanderungen in Rom". Offenbar hat sich Stendhal den Vorwurf der Edinburgh Review gegen die Erstausgabe zu Herzen genommen. „Die Zusätze", schreibt er an Mareste[1], „sind von ernsterer Art; sie sind solider und verdienen weniger den Vorwurf der flippancy." Auch ohne Gegenüberstellung beider Texte fühlt man es sofort heraus, was der Ausgabe von 1817 und der von 1826 zugehört. „Der Band von 1817", sagt Arthur Chuquet, „besitzt in seiner Kürze mehr Frische, mehr naive Anmut, etwas Keckes und Kavaliermäßiges, etwas liebenswürdig Dreistes. Es atmet den Enthusiasmus der Jugend. Alles hat für den Autor den Reiz der Neuheit, und die Empfindungen sind stärker und lebhafter. Alles, was er hört und sieht, erregt ihn und berührt ihn bis aufs Blut. Er liebt Italien wirklich ... Diese tagebuchartigen Notizen, mit anziehender Lässigkeit hingeworfen, scheinen direkt dem Notizbuch entnommen, um den Eindruck, oder besser die Empfindung des Augenblicks lebendig festzuhalten. Es fehlt ihnen zwar an Reinheit der Konturen, an Kraft und Relief; aber wenn der Bleistiftstrich auch nicht sehr sicher und bestimmt ist, so haben sie doch in ihrer Lässigkeit und hingewischten Leichtigkeit etwas Natürliches und Lebendiges, Pikantes und Graziöses, Malerisches und Geistreiches."

Allerdings nimmt — auch hierin können wir Chuquet folgen — die Musik einen zu großen Teil der Erstausgabe ein. Das Interesse für

[1] Correspondance II, 114.

sie verschlingt alles andere und verleiht dem Buch eine gewisse Eintönigkeit; wir freuen uns, in der Ausgabe von 1826 auch andere Dinge zu finden, die den Autor fesseln. Und das ruhigere Urteil, die Fülle von neuem Stoff und neuen Gesichtspunkten, bringen das ganze Werk jetzt mehr ins Gleichgewicht. Es ist nicht mehr so fragmentarisch, nicht so von oben herab, nicht so schroff und dilettantisch; der Autor ist umgänglicher und vielseitiger geworden und wird manchem seiner Leser sympathischer erscheinen. Kurz, die Neuauflage ergänzt die erste aufs beste, und „trotz aller Unterschiede beider Auflagen kann man sie heute als ein einziges Werk ansehen und beurteilen". (Chuquet.)

In der deutschen Ausgabe sind denn auch beide Teile, wie schon betont, wieder verschmolzen worden, zumal Stendhal dies zum Teil ja schon selbst getan hatte, unbekümmert um die klaffenden Unterschiede in Stil und Auffassung. Das allzu Notizenhafte ist in der Verdeutschung etwas gemildert, teils durch gelegentliches Zusammenziehen, teils durch Fortlassung veralteter Einzelheiten, besonders auf musikalischem Gebiet sowie in den Abschweifungen über französische Verhältnisse seiner Zeit. Dafür wurde eine Reihe von Briefen und Tagebuchaufzeichnungen angefügt, die durch Frische und Geschlossenheit der Darstellung eine vorteilhafte Ergänzung bilden; spricht sich Stendhal doch oft hier erst über Dinge aus, die er in dem Buche selbst nur angedeutet oder aus zeitlichen Rücksichten verschwiegen hatte. Die „Abenteuer Leos XII." sind in dieser Auflage zum erstenmal verdeutscht (Nr. 15 im Anhang).

IV

Allgemeine Stellung des Werkes in der Reiseliteratur

Als Stendhal als junger Dragonerleutnant in Oberitalien in Garnison stand, waren seine gelegentlichen Kunsturteile noch ganz im Banne des Zeitgeschmacks, der durch den später von ihm verspotteten Winckelmann bestimmt worden war. Noch 1811, bei seiner ersten Romfahrt, bewundert er Raffael Mengs und weist seine Schwester Pauline darauf hin, „daß die beiden größten Künstler des 18. Jahrhunderts Deutsche sind: Mozart und Mengs". Erst in der „Geschichte der italienischen Malerei" und vollends in den „Wanderungen in Rom" sollte er das Urteil über den letzteren gründlich revidieren. Als er 1800 den Mailänder Dom besucht, schreibt er an Pauline: „Das Innere des Doms ist keineswegs schön; es erstaunt nur durch die unendliche Geduld, die es bei den einzelnen Arbeiten voraussetzen läßt; man zählt gegen tausend Statuen von sechs Zoll bis zu vierzig Fuß Höhe." Ungefähr so hatte es auch Volkmann, Winckelmanns Freund, gesagt, dessen Buch Goethe auf seiner Italienfahrt benutzt hat: „Inwendig ist die Kirche ganz im gotischen Geschmack, wie die Kathedralen in Paris, Pavia und Straßburg. Diesen Gebäuden fehlt das Gefällige und zugleich das feste Ansehen; sie verdienen nur wegen ihrer Größe, wegen ihrer weiten Bogen, der dreisten Baukunst, der Verhältnisse einiger besonderer Teile und des erstaunlichen Fleißes in den Zieraten die Aufmerksamkeit der Kenner[1]." Der Gotik ist auch Stendhal stets abhold geblieben; nur für die Marmorpracht des Mailänder Doms sollte er später mehr Sympathie zeigen, namentlich wenn sie der italienische Vollmond verklärte. „Das ist Gotik ohne den Gedanken an den Tod. Es ist wie ein melancholisches Gemüt, das sich einmal der Heiterkeit hingibt. Diese aller Vernunft

[1] Historisch-kritische Nachrichten von Italien, Leipzig 1770.

bare Architektur, die einer Laune entsprungen scheint, gibt eine Stimmung, die mit den tollsten Illusionen der Liebe harmoniert." Hier hat der Romantiker in Stendhal über den Klassizisten gesiegt. Vollends bei der Lektüre von Dante finden wir ihn voller Begeisterung über das italienische Mittelalter. „Einzig und leidenschaftlich Dante lesend, denke ich nur noch an die Menschen des 12. Jahrhunderts, einfach und erhaben wie sie sind durch die Kraft ihrer Leidenschaften und ihres Geistes. Die Eleganz der Bologneser Schule, die griechische und nicht italienische Schönheit der Köpfe Guido Renis fängt an, mich zu ärgern. Ich kann es mir nicht verhehlen: ich bin in das italienische Mittelalter verliebt." Von hier aus erklärt sich seine leidenschaftliche Parteinahme für die national-romantische Richtung in der italienischen Literatur und sein Anschluß an deren Vertreter in Mailand[1], was ihn jedoch nicht hinderte, mit dem Haupt der alten klassizistischen Partei, Vincenzo Monti, intim zu verkehren, ebenso wie er in der Malerei zu seiner ersten Liebe, der Bologneser Schule, zurückkehrte. Architektonisch sprach das italienische Mittelalter zu ihm nur durch die Florentiner Profanbaukunst, während er am Dom von Siena vorbeifährt, ohne ein Wörtchen darüber zu sagen, ähnlich wie Goethe auf seiner italienischen Reise an dem „tristen Dom" und der Franziskanerkirche von Assisi vorüberging, während ein unbedeutender antiker Tempel ihn in Begeisterung versetzte. Von der Malerei und Bildhauerkunst des Quattrocento nimmt auch Stendhal kaum Notiz; eine Ausnahme macht — wie bei Goethe — nur Masaccio. Botticelli, Donatello, Ghirlandajo, Filippo Lippi,

[1] „Die künstlerischen Genüsse, welche die heutigen Italiener verlangen, sind fast dieselben wie zu Zeiten unserer kriegerischen Vorfahren, in den Tagen des Erzbischofs Visconti, da Mailand nach der Krone Italiens griff und unsere Vorfahren an die Kunst zu denken begannen. Von Gefahren umgeben, hatten sie heftige Leidenschaften; ihr Mitgefühl und ihr Empfinden war schwer zu erregen; ihre Poesie schilderte Taten voll ungestümer Begierde; das war die Wirklichkeit, die sie umgab; und nichts Zarteres hätte sie erschüttern können." (Qu'est ce le que Romanticisme?)

die Robbias, kurz alles, was in seiner herben Naturfrische heute unsere Bewunderung erregt, war für ihn nicht einmal der Erwähnung wert[1], wogegen er die glatte feminine Kunst Canovas mit seinen Zeitgenossen in den Himmel hob. So ist denn sein Kunstgeschmack — soweit er sich in diesem Buche überhaupt äußert — alles in allem genommen der des 17. und 18. Jahrhunderts, nur von wenigen romantischen Neigungen durchbrochen, die namentlich in seiner Vorliebe für Zauberopern, Märchenerzähler und Puppenspiel zum Ausdruck kommen. Dieser Anschauungsweise entspricht auch die Art seines Reisens.

Die meisten Italienreisenden des 18. Jahrhunderts besuchten ausschließlich die Städte; sie lebten in der italienischen Geselligkeit, studierten die antiken Ruinen und seit Winckelmanns Tagen auch die Statuen und die Gemälde. Die Naturschönheiten traten dagegen sehr zurück, zumal die Schwierigkeit, abgelegene Orte zu erreichen, damals noch sehr groß war. Man genoß sie nur da, wo sie in der Nähe von Orten waren, die man aus anderen Gründen besuchte; so den Wasserfall von Terni auf der Straße Florenz-Rom, den von Tivoli bei Rom, das Albaner Gebirge wegen seiner Villen und Parkanlagen und die nächste Umgebung Neapels. Goethe hat sich mehr als sieben Wochen in Neapel aufgehalten, ist aber weder nach Sorrent gekommen, wo Tasso, der Held seines Dramas, geboren wurde, noch nach Ischia oder Capri, dessen blaue Grotte damals noch nicht entdeckt war.

Nur allmählich lenkte der Einfluß Rousseaus, des Vaters der Romantik, dessen „Neue Heloise" (1761) mit Winckelmanns Kunstgeschichte (1764) gleichaltrig war, den Geschmack auf das Wildschöne und Romantische in der Natur und gab dem Naturgefühl überhaupt eine tiefere Innerlichkeit. „Er ist", sagt L. Friedländer[2], „in gewissem

[1] Sie werden auch in der „Geschichte der italienischen Malerei" als bloße „Vorläufer" der großen Meister des Cinquecento ziemlich kurz abgetan, zum Teil auch gar nicht erwähnt.

[2] Reisen in Italien, Deutsche Rundschau, Bd. VII, S. 233ff.

Sinne für Europa der Lehrer des Naturgenusses geworden, wie Winckelmann der des Kunstverständnisses. Aber auch die von ihm gegebenen Anregungen konnten nur allmählich in die Breite wirken." Auch Stendhal sehen wir von diesen beiden Polen des europäischen Geschmacks beherrscht. Seine Schilderung des Comer Sees ist ganz rousseauisch. Wir sehen ihn den Wasserfall von Terni besuchen, ihn Neapel wegen seiner unvergleichlichen Lage bewundern und die zauberische Abgeschiedenheit von Ischia genießen. Die Hauptsache aber bleibt für ihn doch der Besuch der Städte mit ihrer Geselligkeit und ihrer Kunst des Cinque- und Secento sowie der einzigen zeitgenössischen Kunst, die ihm in jenen Jahren allen anderen vorging und die zwischen der aussterbenden Malerei und Skulptur und der eben erst entstehenden Literatur die einzige war, die das „heilige Feuer" des Lebens durchglühte: die Musik. In den „Wanderungen in Rom" findet zwischen diesen Künsten nur ein Platzwechsel statt; an Stelle der in Rom dürftigen Musik tritt die Betrachtung der Malerei und Architektur, für die Naturschilderungen aber bleibt hier noch weniger Platz.

So wenig Stendhal sich hierin vom Zeitgeschmack und den Zeitbegebenheiten loslöst, so weit über seine Zeit hinaus reichen doch seine Urteile über die schöpferischen Kräfte Italiens. In der Tat sehen wir auch heute noch, nach Verdis Tode, die italienische Musik und den bel canto in seinen italienischen Stars das Weltrepertoire wo nicht beherrschen, so doch stark bestimmen, während die bildenden Künste, deren völligen Untergang er prophezeite, nichts Erhebliches mehr gezeitigt haben. Dagegen hat sich die italienische Literatur seit der Erringung der politischen Freiheit, die Stendhal ihr als Lebensbedingung zuschrieb, einen gewissen Ruf in Europa errungen. Jedenfalls würden die neuromantischen Leidenschaftstragödien d'Annunzios den vollsten Beifall Stendhals finden, nicht minder dessen kühne Sprachneuerungen, die mit der „Pedanterie" eines unverbrüchlichen alttoskanischen Sprachgesetzes gründlich aufgeräumt haben.

Können wir von Stendhals Psychologie des italienischen Charakters ein gleiches sagen? Für das arbeitsame Nord- und Mittelitalien am wenigsten. Der „Sauerteig der Kultur", der nach Stendhals Ausdruck von Napoleon in die Lombardei geworfen wurde, ist dort aufgegangen, und Italien bestrebt sich, die durch den Papismus und den Kleinstaatdespotismus des 16. und 17. Jahrhunderts verschuldete Rückständigkeit[1] nachzuholen. Übrigens hatte Stendhal den Beginn dieser Wandlung selbst noch erlebt — und beklagt. Schon im Jahre 1825 schreibt er: „An dem Tage, wo Italien ein Parlament haben wird, wird es sich nicht mehr ausschließlich mit Musik, Malerei und Baukunst befassen, und diese drei Künste werden nacheinander verfallen." Und 1834 erschien ihm Italien bereits nicht mehr so, wie er es 1815 bewundert hatte. „Es ist in etwas verliebt, was es nicht besitzt; die Künste, für die es allein geschaffen war, sind ihm nur noch Nebensache. Frau Italia fühlt sich in ihrer übertriebenen Eigenliebe stark zurückgesetzt, daß sie nicht auch ein lila Kleid (die Konstitution) hat, wie ihre älteren Schwestern Frankreich, Spanien und Portugal. Aber, wenn sie es bekäme, könnte sie es gar nicht tragen."

Könnte er heute wieder auferstehen, so würde ihm Süditalien und das „afrikanische" Sizilien, das Land der Camorra und Maffia, dessen heillose politische Zustände er gegeißelt und dessen Frucht, den wildwachsenden Individualismus, er bewundert hatte, noch heute als Eldorado des Beylismus erscheinen und seinen Trieben wie seinem Geschmack ebenso zusagen, wie der krasse Aberglaube dieser Länder seinem Kopfe Hohn spräche, — wogegen er die von ihm selbst herbeigewünschte politische Regeneration des Landes nördlich vom Tiber höchst reizlos und unkünstlerisch finden würde. Er hat einmal diese Zwiespältigkeit seines Empfindens auf eine kurze Formel gebracht[2]: „Will man die empörendsten Zustände finden, so blicke man in das Innere der Häuslichkeiten Kalabriens. Man erzählte mir heute

[1] S. den Aufsatz über Manzoni, Nr. 12 im Anhang.
[2] Aufzeichnung vom 1. April 1817. Anmerkungen s. dort.

Unglaubliches davon. In Bologna las ich die Originalschriftsteller des Mittelalters: Capponi, Villani, Fiortifiocca usw. Alle Augenblicke begegnete ich Geschichten wie der des Blutbades von Cesena, das der Gegenpapst Clemens VII. befohlen hatte. Und doch fühlt man sich alles in allem von Hochachtung, ja fast von Freundschaft für diese Kolossalgestalten erfüllt: Castruccio Castracani, Guglielmino, Graf de Virtù. In der Geschichte des 19. Jahrhunderts gibt es keine solchen Greuel, und auf die Dauer schwillt einem das Herz vor Verachtung. Den Kalabresen kann ich nicht verachten; er ist ein Wilder, der zugleich an die Hölle, den Ablaß und die Jettatura glaubt."

Stendhal saß als Kind einer zerklüfteten Übergangszeit zwischen zwei Stühlen. Seine Triebe und sein Kunstgeschmack zogen ihn in ein anderes Zeitalter als sein Kopf; er war in beiden gleich viel und gleich wenig heimisch, und sein widerspruchsvolles Ich beherbergte eine tote und eine kommende Kultur. Der „Egotismus" war für ihn ein Gebot der Selbsterhaltung: seine Persönlichkeit wäre sonst zerfallen.

Berlin 1911
(durchgesehen 1921). F. v. O.-Br.

VORREDE ZUR DRITTEN AUFLAGE[1]

Ein Londoner Verleger [2] hat mir die Ehre erwiesen, diesem Büchlein zu einer zweiten Auflage zu verhelfen. Denn ein Buch ist es tatsächlich nicht. Der Verfasser hat nicht mal alle Aufzeichnungen benutzt, die der ersten Auflage zugrunde lagen. Damals hatte ich einen Abscheu vor aller Geziertheit, und ich war fest entschlossen, bei den Pariser Journalisten nicht um Erfolg zu betteln. Ich gedachte damals, nur alle zwei Jahre einen Monat in dieser Hauptstadt der Welt zu verbringen, um das Neueste in Sitten und Theater zu sehen. Ich meinte, man hätte nur dann einen Wert, wenn man selbst etwas wäre, während man in Paris vor allem so sein muß wie die andern, wenn man Erfolg haben will. Kurz, ich besaß den ganzen Stolz eines Mannes, der ein halbes Jahr glücklich war.

In dieser dritten Auflage biete ich dem Leser meine Aufzeichnungen fast restlos. Im Jahre 1817 gebot mir die Vorsicht, eine Menge höchst harmloser und gewiß höchst belangloser Dinge zu unterdrücken, weil sie mir nahestehenden Personen in Italien hätten schaden können. Diese Gründe bestehen nicht mehr. Die Welt, in der man sich amüsiert, die Modewelt ändert sich in sieben Jahren beträchtlich ...

Welches Interesse kann ein Bild Italiens von 1817 noch heute bieten? Das habe ich denen eingewandt, die mich zu dieser Neuausgabe veranlassen wollten. Man antwortete mir: „Alle Reisenden sehen nur die Dinge in Italien, die Denkmäler, ihre Lage und die wundervollen Landschaftsbilder. Sie dagegen geben schlecht und recht eine Skizze der Sitten seiner Bewohner, der italienischen Gesellschaft, ein Gesamtbild der eigenartigen Gewohnheiten in

---

[1] Diese 1824 geschriebene, aber nicht veröffentlichte Vorrede ist erst in der Ausgabe von 1919 (Paris, Champion) gedruckt worden.

[2] Näheres über die Londoner Ausgabe s. in der Einleitung, S. IX.

Liebe, Wollust, Einsamkeit, Freimütigkeit usw., die bisweilen noch große Männer, einen Canova und Rossini, erzeugen. In Frankreich und England dagegen werden alle Künstler dank der für den Erfolg nötigen Geziertheit und dem öffentlichen Ansehen zu Puppen. Die meisten französischen Reisenden, die nach Rom gehen, um das schöne Italien ein Jahr lang zu genießen, sind bei der Heimkehr halbtot vor Langeweile, haben aber mit keinen drei Damen der Gesellschaft gesprochen, und der schönste Augenblick ihrer Reise ist der, wo sie wieder das Café Tortoni [in Paris] betreten."

Ich habe an meinen Aufzeichnungen von 1817 keine zwanzig Zeilen geändert. Damals war ich glücklich, und ich schätze nichts so hoch wie das Glück. Ich entschuldige mich bei dem Leser nicht dafür, daß ich ihm ein schlechtes Buch biete. Nach dem Vorstehenden wird auch der meiner Gefühlsweise fernstehende Leser wissen, woran er sich zu halten hat. Wen dies Buch langweilt, der wird es nicht lesen, es ist dann so gut wie nicht da. Täuschen würde ich ihn nur, wenn ich Literaten zu Freunden hätte, die über die Zeitungen verfügen. Aber nie ist der kleinste Aufsatz für mich geschrieben worden. Der Verleger Mongie, der mein Buch „Über die Liebe"[1] veröffentlicht hat, schreibt mir soeben: „. . .Ich habe keine vierzig Stück davon verkauft . . . Es ist heilig, wie die Poésies Sacrées von Pompignan, denn niemand rührt es an."

Müßten meine Werke auch heilig bleiben, wie Herr Mongie so elegant sagt, so scheint dies Verhängnis mir doch weniger demütigend, als wenn ich in die Redaktion des „Constitutionel" gehen müßte, um eine Besprechung zu erbetteln. Ich weiß wohl, daß man auf diese Weise nicht zur sogenannten Berühmtheit gelangt. Müßte ich um was bitten, so ginge ich nach Rom und bäte darum, Monsignore zu werden: das ist in der Tat mein einziger Wunsch. Trotz allem, was die große Masse über Italien redet und druckt, ist ein Mensch, der Komödie spielt, in der römischen oder Mailänder Gesellschaft ebenso

[1] 1822; Bd. IV dieser Ausgabe.

selten wie ein einfacher und natürlicher Mensch in Paris. Aber in Rom, wird man einwenden, darf man über die Religion nichts Übles sagen, so, wie in Paris ein wohlerzogener Mensch keine groben Ausdrücke in einem Salon gebraucht.

Man hält den Italiener für einen ausgemachten Heuchler, stets verstellt, und doch ist er das natürlichste Wesen in Europa und denkt am allerwenigsten an seine Nächsten. Man hält ihn für einen tiefen Verschwörer, einen höchst berechnenden Menschen, einen leibhaftigen Machiavell — und nun sehe man sich die kindliche Albernheit der Verschwörer in Piemont und Neapel an[1].

[1] S. Einleitung, S. XXXIII.



Das Forum Romanum vom Kapitolsturm. Kı



stich von Ernst Fries und Jos. Thürmer. 1824.

REISE IN ITALIEN

Berlin, 2. September [4. Oktober] 1816. — Ich öffne das Schreiben, das mir einen viermonatlichen Urlaub bringt. — Freudenrausch und Herzklopfen. Wie toll bin ich noch mit sechsundzwanzig Jahren[1]. Doch ich verberge meine Freude sorgfältig vor dem Minister: die Eunuchen sind immer wütend auf die losen Vögel. Ich machte mich nach meiner Rückkehr auf zwei Monate Kälte gefaßt. Aber diese Reise gewährt mir zu viel Genuß; und wer weiß, ob in drei Wochen die Welt noch steht[2]?

München, 15. September [25. Oktober]. — Nichts für das Herz. Die Kälte raubt mir jedes Vergnügen ... Graf *** stellt mich heute abend der Madame Catalani[3] vor. Der Salon dieser berühmten Sängerin wimmelt derart von Gesandten und Ordensbändern in allen Farben, daß es einem schwindeln könnte. Der König ist wirklich ein galanter Mann. Gestern, am Sonntag, ging Madame Catalani, die sehr fromm ist, in die Hofkapelle und setzte sich dort ohne weiteres in die kleine Prinzessinnenloge. Ein Kammerherr, entsetzt über ihre Keckheit, machte sie auf ihren Irrtum aufmerksam, blitzte aber gewaltig ab. Sie sagte, sie würde durch die Freundschaft mehrerer Monarchen geehrt und glaubte darum Anspruch auf diesen Platz zu haben. König Maximilian nahm die Sache als ein Mann auf, der dreiundzwanzig Jahre Oberst in französischen Diensten war. An manchen anderen Höfen dieses Landes, wo die Etikette so streng ist, hätte solch ein Streich die Madame Catalani leicht ins Gefängnis bringen können.

[1] In der ersten Auflage: „mit 30 Jahren". Das träfe auf die Reise von 1813 zu, die er tatsächlich von Deutschland aus antrat. (Müller.) Diese erste Auflage wird, wie ein für allemal bemerkt sei, mit I bezeichnet werden. Die in eckigen Klammern stehenden Daten sind die von I. Der Rest dieses Tages fehlt in I.

[2] Worte Figaros im „Barbier von Sevilla" von Beaumarchais. (Müller.)

[3] Angelica Catalani (1779—1849), berühmte Sängerin, 1814—17 Directrice der Pariser Oper. Die Anekdote ist dem Journal des Débats vom 13. November 1816 entnommen, aber verändert. Die Catalani wurde aus der Loge fortgewiesen und durfte in München nicht mehr singen. (Müller.)

Mailand

24. September [4. November]. — Ich komme um 7 Uhr abends an, halbtot vor Müdigkeit. Ich eile nach der Scala. Meine Reise ist bezahlt! Meine erschöpften Organe waren nicht mehr aufnahmefähig. Alles, was die reichste orientalische Phantasie an Seltsamem, Packendem, Prachtvollem in der Architektur ersinnen kann, alles, was man sich an glänzenden Dekorationen und an Darstellern wünschen kann, die nicht nur das Kostüm, sondern auch die Physiognomie, die Gebärden des Landes haben, in dem die Handlung spielt, sah ich heute abend.

25. September. — Ich eile nach dem ersten Theater der Welt: man gibt abermals die „Testa di bronzo“. Ich kann mich in Muße der Bewunderung hingeben. Die Oper spielt in Ungarn. Nie war ein ungarischer Fürst stolzer, heftiger, großmütiger, kriegerischer als dieser Galli. Er ist einer der besten Schauspieler, die ich kenne, und die schönste Baßstimme, die ich je hörte. Sie dröhnte bis in die Korridore dieses riesigen Theaters.

Welche feine Abstimmung der Farben in den Kostümen! Ich sah die schönsten Gemälde von Paul Veronese. Galli als ungarischer Fürst in Nationaltracht, die schmucke Husarenattila in Weiß, Rot und Gold. Neben ihm sein Premierminister in schwarzem Sammet, ohne glänzenden Schmuck außer seinem Ordensstern; des Fürsten Mündel, die reizende Fabre, in himmelblauem und silbernem Pelz, ihr Tschako mit einer weißen Feder geschmückt. Dies Theater atmete Größe und Reichtum: man sieht immerfort mindestens hundert Sänger oder Statisten auf der Bühne, alle so reich gekleidet wie in Frankreich die Hauptrollen. Die Kosten sind riesig. Die Scala ist der Salon Mailands; alle Geselligkeit spielt sich hier ab; kein Haus steht dem Verkehr offen[1], „Auf Wiedersehen in der Scala“, sagt man sich bei allen

[1] An anderer Stelle sagt Stendhal: „Die Mailänder laden nie zum Diner ein; sie haben noch spanische Vorstellungen von dem Luxus, den man bei solchen Gelegenheiten entfalten muß.“

möglichen Geschäften. Der erste Anblick ist berauschend. Ich bin begeistert, während ich dies niederschreibe.

26. September[1]. — Ich fand den Sommer wieder; das ist der rührendste Augenblick in dem schönen Italien. Ich lebe in einer Art von Rausch. Ich bin nach Desio gefahren, einem köstlichen englischen Garten zehn Miglien nördlich der Stadt am Fuße der Alpen . . .

[10. November.] — Ich komme aus der Scala. Wahrhaftig, meine Bewunderung läßt nicht nach. Ich nenne die Scala das erste Theater der Welt, weil sie das größte musikalische Vergnügen bereitet. Keine Lampe im Zuschauerraum; er wird nur durch den Widerschein der Bühne erleuchtet. Unmöglich, sich etwas Größeres, Prächtigeres, Imposanteres, Neueres in der Architektur vorzustellen. Es gab heute abend elf Verwandlungen. Ich werde für ewige Zeiten unsere (französischen) Theater verachten: das ist der wirkliche Nachteil einer italienischen Reise.

Ich bezahle eine Zechine pro Abend für eine Loge im dritten Rang, die ich für die Zeit meines Aufenthaltes zu behalten versprach. Trotz des völligen Mangels an Licht erkenne ich deutlich die Leute, die ins Parterre treten. Man begrüßt sich quer durchs Theater von einer Loge zur andern. Ich werde in fünf bis sechs Logen vorgestellt; in jeder finde ich etwa fünf oder sechs Personen und eine Unterhaltung wie im Salon. Die Manieren sind sehr natürlich, alles atmet sanften Frohsinn; nichts Steifes und Ernstes.

Der Grad der Verzückung, den unsere Seele erreicht, ist das einzige Thermometer der musikalischen Schönheit. Wogegen ich mit der größten Kaltblütigkeit von einem Bilde Guido Renis sage: „Das ist hervorragend schön!"

27. September [12. November]. — Ein ungarischer Fürst, heißt es auf dem Theaterzettel; denn die Polizei würde hier große Schwierigkeiten machen, wenn man einen König auf die Bühne brächte; ich

[1] Fehlt in I.

könnte da lustige Beispiele nennen. Ein Fürst von Preßburg also liebt sein Mündel, das aber heimlich mit einem jungen Offizier, einem Günstling des Premierministers, verheiratet ist. Dieser junge Mann kennt seine Eltern nicht: er ist ein natürlicher Sohn des Fürsten; der Minister will für seine Anerkennung sorgen. Als er vernimmt, daß der Fürst seine Frau heiraten will, eilt er aus seiner Garnison herbei und tritt vor den bestürzten Minister, der ihn im Souterrain des Schlosses verbirgt. Der einzige Eingang zu diesem Souterrain geht durch einen großen Bronzekopf (testa di bronzo), der den Saal schmückt. Dieser Bronzekopf und das Zeichen, das man machen muß, um ihn zu öffnen, geben zu den überrraschendsten und komischsten Zufällen Veranlassung. So im Finale des ersten Aktes, wo der Fürst sein Mündel zum Altar führt und ein feiger Diener, der zufällig in das Souterrain geraten ist, laut gegen den Sockel der Statue pocht, um herauszukommen.

Der Deserteur wird in die Berge verfolgt, gefangen genommen und zum Tode verurteilt. Der Minister entdeckt dem Fürsten seine Herkunft. In dem Augenblick, wo der glückliche Vater auf dem Gipfel der Freude ist, hört man die Schüsse der Exekution. Der Übergang vom Komischen zum Tragischen in der Musik würde selbst einem Mozart Ehre machen; und Solliva, ein Schüler des vom Vizekönig Eugen gegründeten Konservatoriums, ist erst fünfundzwanzig Jahre alt. Seine Musik ist die kraftvollste, leidenschaftlichste, dramatischste, die ich seit langem gehört habe. Kein Augenblick des Nachlassens. Man hat jetzt in Mailand hintereinander mehrere Opern von Mozart gespielt, der sich hierzulande endlich durchsetzt, und Sollivas Musik gemahnt in einem fort an Mozart. Ist sie geschickte Nachahmung oder eine geniale Schöpfung?

28. September [15. November]. — Sie ist eine geniale Schöpfung, sie besitzt eine Glut, ein dramatisches Leben, eine Kraft in allen Effekten, die gewiß nicht von Mozart stammen. Aber Solliva ist jung; er bewundert Mozart aufs höchste und hat von ihm abgefärbt. Wäre

Cimarosa in Mode, so würde er an Cimarosa gemahnen ... Man muß sein zweites Werk abwarten[1]. Nimmt die Nachahmung Mozarts zu und die dramatische Lebendigkeit ab, so gehört er zu den vielen Komponisten, die nur eine einzige Oper im Herzen trugen und die in ihren späteren Werken zu Selbstnachahmung und Mittelmäßigkeit herabsinken ...

Die Augen, von soviel Glanz geblendet, die Ohren, von so männlichen und naturwahren Tönen umrauscht, zwingen die Seele sogleich in den Bann der Handlung: das ist das Erhabene. Die besten Tragödien lassen daneben kalt. Solliva kennt wie Correggio den Wert des Raumes; seine Musik läßt keine zwei Sekunden nach; er synkopiert alles, was das Ohr vorausahnt; er drängt die Ideen zusammen. Das ist so schön wie die lebensvollsten Symphonien von Haydn.

1. Oktober [17. November]. — Wie ich höre, ist die Testa di bronzo ein französisches Melodrama. In Paris durchgefallen, ist es durch die Musik in Mailand zum Meisterwerke geworden[2]; sie gab den Gefühlen Adel und Tiefe. „Doch warum", so fragte ich Herrn Porta, „schreibt kein italienischer Dichter solche Libretti voll packender Situationen, wie die Musik sie benötigt?" — Denken ist hier eine Gefahr, der Gipfel der Inkonsequenz. Welch kosender, lieblicher Windhauch weht hier am 1. Oktober! Und da soll man sich der Verbannung nach den verschneiten Städten des Nordens aussetzen, nach Berlin oder München, unter trübsinnigen Menschen, die nur an ihr Ordensband und an ihre sechzehn Ahnen denken?

Italien wird erst dann eine Literatur haben, wenn es eine Verfassung hat; bis dahin ist alles, was hier gemacht wird, falsches akademisches Schrifttum. Ein Genie kann die allgemeine Plattheit durchbrechen; doch Alfieri schafft ins Blaue hinein; er hat auf kein wirkliches Publikum zu rechnen. Alles, was die Tyrannei haßt, erhebt

[1] Handschriftlicher Zusatz Stendhals: „Solliva hat nichts mehr geschaffen als Harmonie." (Müller.)

[2] Der Rest dieses Absatzes fehlt in I.

ihn in die Wolken; alles, was von ihr lebt, verabscheut und verleumdet ihn. Die Unwissenheit, Trägheit und Sinnlichkeit der jungen Italiener ist so groß, daß es eines langen Jahrhunderts bedarf, bis Italien für eine Verfassung reif wird. Napoleon erzog es vielleicht unwissentlich dazu. Er hatte in der Lombardei und in der Romagna bereits die persönliche Tapferkeit wieder erweckt. Die Schlacht bei Raab (1809) wurde von Italienern gewonnen[1].

Doch lassen wir diese traurigen Dinge und reden wir von Musik[2]. Die Musik ist die einzige Kunst, die in Italien noch lebt. Mit einer Ausnahme (Canova) findet man hier ebensolche Bildhauer und Maler wie in Paris und London: Leute, die nur ans Geld denken. Die Musik hingegen besitzt noch etwas von dem heiligen Feuer, das in diesem Lande Dantes Dichtkunst und Raffaels Malerei beseelte. Entfacht ward es einst durch die Freiheit und die großartigen Sitten der mittelalterlichen Freistaaten. Die Musik hat zwei Wege, die zum Genuß führen: den Stil Haydns und den Cimarosas: die erhabene Harmonie und die gefällige Melodie. Die letztere sagt den südlichen Völkern mehr zu und kann nicht von Dummköpfen nachgeahmt werden. Sie stand um 1780 auf dem Gipfel ihres Ruhmes; seitdem ändert sich der Charakter der Musik; die Harmonie gewinnt die Oberhand, und der Gesang nimmt ab. Die Malerei ist tot und begraben. Canova ist durch Zufall hochgekommen; durch die vegetative Kraft, die die menschliche Seele in diesem schönen Klima besitzt; doch wie Alfieri ist er ein Monstrum; nichts gleicht ihm; nichts kommt ihm nahe; und die Skulptur ist ebenso tot wie die Kunst Correggios: der Kupferstich gedeiht zwar; doch er ist bloß ein Handwerk.

[1] Dieser Satz fehlt in I. Zusatz des Handexemplars von Civitavecchia: „Die schlimmsten Feinde der Freiheit in der Lombardei sind die angeblich liberalen Adligen. Sie wollen die jetzige Umwälzung der Geister zum Scheitern bringen und streben nach der Oligarchie. Die gleiche Tendenz wie in England. (Por[ro], Con[falonieri].) (Müller.) S. dagegen die Fußnote zu Anm. 6 am Schluß dieses Bandes.

[2] Das Folgende bis „Freistaaten" ist aus dem Vorwort von I übernommen.

Nur die Musik lebt noch in Italien; und die Liebe ist die einzige Beschäftigung, die es in diesem schönen Lande gibt. Die anderen Seelenfreuden sind eingeschränkt; und wer Bürgersinn hat, stirbt an Schwermut. Das Mißtrauen erstickt die Freundschaft; dagegen ist die Liebe hier köstlich; in anderen Ländern hat man nur einen Abklatsch davon.

Ich verlasse eine Loge[1], wo man mich einer stattlichen Frau von schöner Gestalt vorgestellt hat, die ich auf zweiunddreißig Jahre schätze. Sie ist noch schön, von jener Art Schönheit, die man nördlich der Alpen nie findet. Alles, was sie umgibt, verrät Reichtum, und in ihrem Wesen finde ich ausgesprochene Schwermut. Als ich die Loge verlasse, sagt der Bekannte, der mich vorstellte, zu mir: „Ich muß Ihnen eine Geschichte erzählen."

Nichts ist seltener, als einen Italiener zu finden, der dazu aufgelegt ist, einem unter vier Augen etwas zu erzählen. Meistenteils geben sie sich nur dann diese Mühe, wenn sie in Gesellschaft mehrerer befreundeter Damen sind oder wenigstens bequem in einer guten poltrona (Lehnstuhl) sitzen. Ich kürze die Erzählung meines neuen Freundes ab; sie ist voll malerischer Einzelheiten, die er oft nur durch Gesten ausdrückte.

„Vor sechzehn Jahren kam ein reicher Bankier aus Mailand, Zilietti, eines Abends nach Brescia. Er ging in die Oper und erblickte in einer Loge eine junge Frau von auffallender Schönheit. Zilietti war vierzig Jahre alt; er hatte Millionen verdient. Sie hätten geglaubt, er dächte nur an sein Geld. Seine Reise nach Brescia galt einem wichtigen Geschäft, das schleunige Rückkehr nach Mailand erheischte. Er vergißt sein Geschäft. Es gelingt ihm, die junge Frau zu sprechen. Sie heißt Gina, wie Sie wissen; sie war die Frau eines sehr reichen Adligen. Es gelang Zilietti, sie zu entführen. Seit sechzehn Jahren betet er sie an, kann sie jedoch nicht heiraten, denn der Gatte lebt noch.

Vor einem halben Jahre wurde Ginas Liebhaber krank; denn seit zwei Jahren hat sie einen Liebhaber, Malaspina, den hübschen

[1] S. Anm. 1 am Schluß des Bandes.

Dichtersmann, den Sie bei der Bibin Catena sahen. Ziletti ist verliebt wie am ersten Tage und sehr eifersüchtig. Er verbringt seine ganze Zeit auf seinem Bureau oder bei Gina. Diese ist verzweifelt über die Krankheit ihres Liebhabers und weiß wohl, daß alle ihre Dienstboten mit Gold bestochen sind, um ihre Schritte zu überwachen. Sie läßt ihren Wagen vor dem Domportal halten, geht durch den unterirdischen Gang, der neben dem erzbischöflichen Palast unter der Kirche hindurchführt, und kauft sich Stricke und Männerkleider bei einem Trödler. Da sie nicht weiß, wie sie sie fortschaffen soll, tut sie sie unter ihr Kleid und besteigt den Wagen ohne Zwischenfall. Heimgekehrt, erklärt sie sich krank und schließt sich in ihr Zimmer ein. Um ein Uhr nachts steigt sie mit Hilfe der Stricke, die sie zu einer primitiven Strickleiter hergerichtet hat, von ihrem Balkon auf die Straße herab: sie wohnt im piano nobile (im ersten Stock), der sehr hoch liegt. Um halb zwei ist sie, als Mann verkleidet, bei ihrem Liebhaber, zum Entzücken Malaspinas, der nur deshalb betrübt war, sterben zu müssen, weil er sie nicht noch einmal sehen sollte. ‚Aber komme nicht wieder, liebe Gina,‘ sagt er zu ihr, als sie sich entschließt, ihn um drei Uhr morgens zu verlassen; ‚mein Portier ist von Ziletti bestochen; ich bin arm, du desgleichen; du bist an Luxus gewöhnt; ich stürbe in Verzweiflung, wenn du meinetwegen mit Ziletti brächest.‘

Gina entreißt sich seinen Armen. In der folgenden Nacht um zwei Uhr klopft sie an das Fenster ihres Liebhabers, das gleichfalls im ersten Stock liegt und auf einen der großen steinernen Balkons geht, die hierzulande so häufig sind. Doch sie findet ihn im Delirium, nur von ihr und seiner Leidenschaft für sie redend. Wie sie ihr Haus mit Hilfe einer Strickleiter verlassen hatte, so gelangte sie auch mit einer Strickleiter in das seine. Diese nächtlichen Besuche wiederholten sich dreizehnmal, solange Malaspina in Gefahr schwebte.“

Nichts würde den Pariserinnen lächerlicher vorkommen; und ich, der ich solch einen Streich zu berichten wage, setze mich der gleichen Lächerlichkeit aus. Ich will für solche Sitten keine Fürsprache einlegen;

doch ich bin gerührt, begeistert; morgen werde ich Gina nicht ohne Ehrerbietung nahen; mein Herz wird klopfen, als wäre ich zwanzig Jahre alt. Dergleichen begegnet mir in Paris nicht mehr.

Hätte ich es gewagt, ich wäre dem Erzähler um den Hals gefallen. Ich ließ ihn eine Stunde lang erzählen. Es wäre mir unmöglich, ihn nicht in mein Herz zu schließen ...

2. Oktober. — Galli, ein schöner Dreißigjähriger, ist ohne Zweifel die beste Stütze der Testa di bronzo. Man zieht ihm fast Remorini vor, der den Minister gibt. Auch er hat eine schöne, sehr geschmeidige, durchgearbeitete Baßstimme, etwas in dieser Tonlage sehr Seltenes. Aber er ist nur ein schönes Instrument, stets das Gleiche und fast ohne Seele. Ein Herzensschrei: o fortunato istante!, in der Musik nur zwanzig Takte lang, hat seinen Ruf in dieser Oper begründet. Der Maëstro hat diesen Naturlaut erfaßt, und das Publikum hat ihn mit Entzücken aufgenommen.

Die Fabre, eine hier geborene junge Französin, von der Vizekönigin protegiert, hat eine schöne Stimme, besonders seit sie mit dem berühmten Sopran Velluti zusammenlebte. In gewissen leidenschaftlichen Partien ist sie entzückend. Das Theater müßte für ihre Stimme kleiner sein. Übrigens wird gesagt, sie sei in die Liebe verliebt. Das will ich glauben, seit ich sie das Stringerlo al petto (im 2. Akt) singen hörte, wo sie erfährt, daß ihr Gatte, den sie hat erschießen hören, gerettet sei. Ein Vertrauter des Ministers hat den Soldaten nämlich Platzpatronen gegeben. Ein eigenartiger, rührender Umstand: heute abend folgte das ganze Theater der Darstellung mit Interesse. Die Marschallin Ney war im Theater. Man brachte sie hinaus, bevor die Salve der Erschießung erdröhnt[1] ...

Bassi ist ausgezeichnet: dem fehlt es nicht an Seele! Welch göttlicher buffo, hätte er nur etwas Stimme! Welches Feuer! Welche Energie! Er spielt seit vierzig Tagen in der Testa di bronzo; man braucht aber

[1] Der Marschall Ney wurde 1815 wegen seines Übertritts zu Napoleon während der hundert Tage erschossen.

nicht zu fürchten, daß er ins Parterre blickt. Er ist stets der feige, empfindliche Kammerdiener des Herzogs von Ungarn. Bassi ist ein geistvoller Mann; er schreibt reizende Komödien. Ein solcher Mann würde sich in Frankreich vor der Lächerlichkeit fürchten, wenn er sich in seiner Rolle so wichtig macht, selbst wenn ihm niemand zuhört. Ich machte ihm heute abend diesen Einwand; er antwortete: „Ich spiele, weil es mir selbst Spaß macht. Ich kopiere einen bestimmten feigen Diener, dessen Rolle ich bei den ersten Aufführungen intuitiv erfaßt habe. Wenn ich jetzt auftrete, macht es mir Spaß, ein feiger Diener zu sein. Blickte ich in den Zuschauerraum, so käme ich vor Langeweile um; ich glaube, sogar mein Gedächtnis verließe mich. Was wäre ich übrigens auch bei meinen geringen Stimmitteln, wenn ich nicht gut spielte?“ ...

Wie ich heute an dem deutschen Baron von Königsfeld bemerkte, stoßen solche Leute, die ganz Seele sind, bei Leuten der höchsten Gesellschaft, die wenig Geist haben, unwillkürlich an. Für sie muß jedes Talent erlernt sein; alles, was aus der Eingebung kommt, finden sie übertrieben. Gestern fuhr der empfindliche Baron den Kellner im Restaurant an, weil er seinen edlen Namen nicht tadellos auf seine Karte geschrieben hatte.

4. Oktober[1]. — Heute besuchte ich die rührenden Fresken von Luini in Sarona und die Kartause von Carignano mit den Fresken von Crespi, einem tüchtigen Maler, der die Caracci studiert und Correggio nachgefühlt hat. Ich war in Castellazzo[2]. Sehr mißfallen hat mir das Schloß Montebello, berühmt durch Napoleons Aufenthalt von 1797. Nach dem Grundsatz major e longinquo reverentia wollte

[1] Die Aufzeichnungen dieses Tages fehlen in I mit Ausnahme weniger Zeilen über die Straßen Mailands und die Mailänder Gutmütigkeit.

[2] Dort befand sich die Kopie des Abendmahls von Leonardo da Vinci von seinem Schüler Marco d'Oggione, die Stendhal in seiner „Geschichte der italienischen Malerei“ ausführlich geschildert hat. Der dortige „Auszug aus dem Tagebuch des Sir W. E.“ ist tatsächlich aus dem Journal d'Italie von 1811 (S. 297 f.) entnommen.

Bonaparte seitdem nicht mehr in Städten wohnen und sich zur Schau stellen. Leinate, ein Garten des Duca di Litta, reich an Bauwerken aller Art, gefiel mir gut. Dieser Höfling Napoleons hat seit 1814 seinen Mantel nicht nach dem Winde gedreht; er hat den Tedeschi tapfer die Stirn geboten. Dabei hatte ihn Napoleon ohne sein Ansuchen zum Oberkammerherrn gemacht. Er soll sieben- bis achtmalhunderttausend Franken Rente haben ... Allein darf man in diesem Park nicht herumspazieren; er ist voller Vexierwasser, die den Besucher ansprühen. Als ich die erste Stufe einer Treppe betrat, fuhren mir sechs Wasserstrahlen zwischen die Beine ...

Ich war zum zweitenmal in Desio, einem schlichten englischen Park nördlich von Mailand, der mir von allen bei weitem der liebste ist. Man sieht das Gebirge und den Rezegon di Lek (die „Säge von Lecco") ganz nahe. Die Luft ist dort gesünder und kräftiger als in Mailand. Napoleon hatte angeordnet, daß die Reisfelder und Marciti (Rieselfelder, die achtmal im Jahre abgeerntet werden) auf fünf Miglien von Mailand entfernt würden. Doch hatte er den Besitzern eine Frist gegeben, um andere Kulturen anzulegen. Da der Reisbau sehr einträglich ist, so haben die Besitzer die Polizei geschmiert, und im Süden von Mailand, vor der Porta Vercellina, sah ich Reisfelder auf Kanonenschußweite vor der Stadt. Raubgesindel trifft man allabendlich auf Flintenschußweite. Die Polizei denkt, wie in Paris, nur an die Politik; im übrigen läßt sie die von Napoleon gepflanzten Bäume barbarisch kappen, um den Ertrag der Schur für sich zu benutzen[1].

Napoleon hat Frankreich die Freiheit geraubt, die es im Jahre 1800 besaß, und die Jesuiten wieder eingelassen. In Italien hat er die Mißbräuche beseitigt und das Verdienst belohnt. Noch zwanzig Jahre seines aufgeklärten Despotismus, und die Menschen wären für eine Verfassung reif gewesen ...

[1] Die nächsten drei Absätze fehlen in I.

Mailand hat von allen Städten Europas die bequemsten Straßen (the most comfortable streets) und die schönsten Innenhöfe. Diese viereckigen Hofanlagen umgibt, wie bei den alten Griechen, eine Säulenhalle von sehr schönen Granitsäulen. Für mich sind die Säulen in der Architektur, was der Gesang in der Musik ist. Es gibt in Mailand wohl zwanzigtausend solcher Säulen; sie kommen von Baveno am Lago Maggiore, auf dem berühmten Kanal, der die Adda mit dem Tessin verbindet. Leonardo [da Vinci] arbeitete 1496 an diesem Kanal; damals waren wir noch Barbaren, wie alle Nordländer.

Vor zwei Tagen ging der Besitzer einer dieser schönen Häuser, da er nicht schlafen konnte, in der Säulenhalle spazieren. Es war fünf Uhr morgens, und ein lauer Regen fiel. Plötzlich sah er aus einem Pförtchen im Erdgeschoß einen bildhübschen jungen Mann treten, der zu seinen Bekannten gehörte. Er begreift, daß dieser die Nacht bei seiner Frau verbracht hat. Da der Jüngling sich sehr für Landwirtschaft interessiert, so promeniert er mit ihm zwei Stunden lang in der Säulenhalle auf und ab, unter dem Vorwand, das Aufhören des Regens abzuwarten, und stellt ihm dabei endlose Fragen über die Landwirtschaft. Als es um acht Uhr noch weiter regnet, verabschiedet sich der Gatte sehr höflich von seinem Bekannten und geht in sein Haus.

Der Mailänder vereinigt zwei Eigenschaften, die ich in gleichem Maße nie beieinander sah: Scharfsinn und Gutmütigkeit. Wenn er diskutiert, ist er das Gegenteil des Engländers, knapp im Ausdruck wie Tacitus. Der halbe Sinn liegt in den Gesten und in den Augen. Sobald er aber schreibt, will er schöne Phrasen machen und wird weitschweifig wie Cicero ...

Nichts ist sanfter und liebenswürdiger als die Mailänder Sitten. Sie sind das genaue Gegenteil von England. Nie sieht man ein kaltes oder verzweifeltes Gesicht. Jede Dame sitzt im Theater gewöhnlich neben ihrem Liebhaber; sanfte Spötterei, lebhafte Dispute, tolles Gelächter, aber nie gravitätische Manieren. Im Moralischen ist Mailand

eine Republik, die durch die Anwesenheit von drei deutschen Regimentern in Schach gehalten wird und die dem österreichischen Kaiser drei Millionen Tribut zahlen muß. Unser würdevolles Benehmen, das die Italiener sostenuto nennen, unsere Kunst zu repräsentieren, ohne die es bei uns kein Ansehen gibt, wäre für sie der Gipfel der Langeweile. Wer den Reiz dieser gemütlichen Mailänder Geselligkeit einmal gekostet hat, vergißt ihn nie wieder. Mehrere Franzosen aus der großen Zeit haben sich hier in ein Joch begeben, das sie bis zu ihrem Tode tragen werden...

6. Oktober [20. November]. — Madame Catalani[1] ist angekommen und kündigt vier Konzerte an. Ist's glaublich? Etwas verstimmt alle Welt: das Billett kostet 10 Franken. Ich sah eine Loge voller Menschen, die ein Einkommen von 80—100000 Franken haben und gelegentlich das Dreifache an Bauten ausgeben, sich über diesen Preis von 10 Franken entrüsten. Das Theater kostet hier so gut wie nichts: 36 Centimes im Abonnement. Dafür hat man den ersten Akt der Oper, der eine Stunde dauert; im Winter beginnt sie um ½8, im Sommer um ½9; dann großes ernstes Ballett 1½ Stunden; nach dem Ballett der zweite Akt der Oper: ³/₄ Stunden; schließlich ein kleines komisches Ballett, das fast stets reizend ist (1 Stunde) und von dem man, halb tot vor Lachen, gegen ½1 Uhr nachts heimkehrt. Sobald man sein Billett zu 40 Sous oder sein Entree zu 36 Centimes bezahlt hat, setzt man sich im Parterre auf gute Polsterbänke mit Rückenlehne: es sind acht- bis neunhundert Plätze. Die Inhaber der Logen empfangen ihre Bekannten; es sind zweihundert kleine Salons mit einem auf den Zuschauerraum gehenden, verhängten Fenster, in denen man sich unterhält. Diese Logen verkauft man wie Häuser; sie kosten 25000 Franken. Die Regierung zahlt dem Unternehmer (Impresario) 200000 Franken jährlich; dieser vermietet auf eigene Rechnung die Logen im fünften und sechsten Rang, die ihm 100000 Franken abwerfen; den Rest bringen die Billetts ein. In den glücklichen Zeiten

[1] Die berühmte Sängerin, von der auf S. 3 die Rede ist.

der französischen Herrschaft (1805 bis 1814) mußte der Unternehmer auch die Kosten für die Bühne aufbringen: 600 000 Franken für Ballett und Gesang. Die Scala kann 3500 Zuschauer fassen; das Parterre ist gewöhnlich halb leer, was sehr zur Bequemlichkeit beiträgt.

In den Logen läßt der Cavaliere servente der Dame um die Mitte der Vorstellung gewöhnlich Eis auftragen. Es ist meist eine Wette im Gang, und man wettet stets um die köstlichen Sorbetts, von denen es drei Sorten gibt: gelati, crepa und pezzi duri. Ich probiere sie jeden Abend, habe aber noch nicht heraus, welche Art die beste ist.

7. Oktober [23. November]. — Endlich hat das mit solcher Spannung erwartete Konzert der Madame Catalani stattgefunden, und zwar im Saale des Konservatoriums, der nicht einmal voll war. Es waren gegen 400 Personen. Das Urteil ist einstimmig: es war die schönste Stimme, deren man sich erinnert... Wie würde sie erst wirken, wenn die Natur ihr etwas Seele gegeben hätte! Sie sang alle Arien in derselben Weise; sie singt immer nur ein Dutzend, mit denen sie durch ganz Europa zieht. Man muß sie einmal gehört haben, um für alle Zukunft zu bedauern, daß die Natur zu so großen Stimmmitteln so wenig Seele gesellte. Seit den achtzehn Jahren, wo sie in Mailand die Arie „Ho perduto il figlio mio" sang, hat sie keinen Fortschritt gemacht. Einerlei, welchen Komponisten sie singt, ihre Art ist stets die gleiche: es ist Virtuosentum und zwar meist von schlechtem Geschmack. Außerhalb Italiens hat sie nur schlechte Lehrer gehabt...

Bei Licht ist Madame Catalani, die Mitte der Dreißiger sein mag, noch sehr schön; der Kontrast ihrer edlen Züge und ihrer herrlichen Stimme zu der Lustigkeit einer Rolle in einer komischen Oper muß erstaunlich wirken. Die Opera seria wird sie nie begreifen; sie hat eine kalte Seele[1].

Alles in allem bin ich enttäuscht. Ich wäre mit Freuden dreißig Meilen gereist, um dies Konzert anzuhören, ich war glücklich, in

[1] An anderer Stelle sagt Stendhal: „Für eine schöne Stimme wie für die Frische der weiblichen Reize ist ein kaltes Herz vonnöten. Es ist dies ein Hauptprinzip von Lavaters Physiognomik."

Mailand zu sein. Nachher fuhr ich in schlankem Trabe zu Madame Bina R... Ich fand schon drei oder vier Freunde des Hauses vor, die bereits aus dem Konservatorium hingelaufen waren (eine Viertelmeile weit), um ihren Bekannten, die sich die 10 Franken Eintrittspreis hatten sparen wollen, Nachricht von dem Konzert zu bringen. Eine dreiviertel Stunde lang (ich sah nach der Uhr) brachte niemand einen Satz zu Ende; die ganze Unterhaltung bestand in einzelnen Ausrufen.

Neapel ist nicht mehr die musikalische Hauptstadt Italiens, es ist Mailand[1], wenigstens soweit der Ausdruck der Leidenschaften in Betracht kommt. In Neapel ist man zufrieden mit einer schönen Stimme; man ist dort schon zu afrikanisch, um den feinen Ausdruck in den Nuancen des Empfindens zu schätzen; so sagt es mir wenigstens Monsignore di Brême.

Man erzählte mir folgende heitere Geschichte von einem sehr achtbaren Mailänder, der zu seinem Unglück eine sehr hohe Stimme hat. Eines Abends erschien er bei einer Dame, die wegen ihrer Eitelkeit ebenso berühmt war wie wegen ihres ungeheuren Vermögens. Der Empfang bestand in einer Tracht Prügel. Je mehr er schreit und um Hilfe ruft, um so dichter hageln die Schläge. „Ha! verruchter Sopran, ich will dich lehren, den Liebhaber zu spielen!“ So ruft ihm ein Priester zu, der die seinem Bruder angetane Schmach auf den Schultern unseres Mailänders rächte: er hielt ihn für den Sopransänger Marchesi, den man mir im Konzert gezeigt hat (er ist noch nicht übermäßig alt, sehr reich und singt bisweilen noch in kleinem Kreise). Der Sopran, der in seiner Jugend manch galantes Abenteuer gehabt hat, ließ sich diese Geschichte, über die man ein halbes Jahr lang lachte, zur Lehre dienen und ging nie mehr zu der reichen Bürgersfrau.

„Aber sind Ihre Ehemänner denn gar nicht eifersüchtig?“ fragte ich Herrn Cavalletti, einen früheren Stallmeister Napoleons. „Höchstens

[1] Hier endet die Mailänder Reiseschilderung in I.

während der beiden ersten Jahre der Ehe", antwortete er mir. „Aber das ist sehr selten. Ein schönes Geschäft, eifersüchtig zu sein, wenn man nicht verliebt ist! Auf seine Geliebte eifersüchtig zu sein — das mag noch hingehen."

8. Oktober. — Ich vergaß, was mir gestern im Konzert der Madame Catalani am meisten auffiel. Ich war einige Minuten lang starr vor Bewunderung. Ich sah den schönsten Kopf in meinem Leben: Lady Fanny Har[ley]. Raffael, ubi es? Keiner unserer kläglichen modernen Maler mit all ihren Titeln und Ordensbändern vermöchte diesen Kopf darzustellen. Sie würden die Antike nachahmen oder ihm „Stil geben", wie man in Paris sagt, das heißt einem Antlitz, das durch das Fehlen des Kraftvollen so rührend wirkt, Kraft und Ruhe verleihen. Gewisse moderne Gesichter sind der Antike gerade durch den Ausdruck leichter Erregbarkeit und zartester, naivster Anmut so überlegen. Doch unsere Maler würden diesen Gedankengang gar nicht begreifen. Wie glücklich wären wir, könnten wir zum Zeitalter Ghirlandajos und Giorgiones (1490) zurückkehren! Unsere Künstler vermöchten dann wenigstens die Natur getreu abzuspiegeln; und was gäbe man nicht für einen Spiegel, in dem man die Züge der Lady Har[ley], so wie sie heute war, immerfort sähe!

Ich weiß nicht, warum die vollendete Schönheit mich gestern auf metaphysische Ideen brachte. Wie schade, daß die ideale Schönheit in der Darstellung der Gesichter erst nach Raffael aufkam! Die glühende Empfindsamkeit dieses Großen hätte sie mit Naturwahrheit zu paaren gewußt. Unsere effekthaschenden Modemaler sind dieser Aufgabe nicht immer im entferntesten gewachsen. Ließen sie sich wenigstens manchmal dazu herab, die Natur getreu zu kopieren, ohne etwas Steifes, Klassizistisches einfließen zu lassen, so wären sie erhaben, ohne es zu wissen. Wenn einem Filippo Lippi oder Fra Angelico von Fiesole ein Engelskopf wie der der Lady Har[ley] begegnete, so kopierte er ihn genau. Hierin liegt der Reiz, den die Beschäftigung mit der Malerei des ausgehenden Quattrocento gewährt. Ich begreife

wohl, daß Cornelius und die anderen deutschen Maler in Rom sie sich zum Vorbild nehmen[1].

20. Oktober. — Wenn ich Mailand nicht binnen drei Tagen verlasse, so werde ich meine Reise nach Italien nie beenden. Nicht als ob mich irgendein Liebesabenteuer fesselte, doch ich beginne in vier oder fünf Logen zu verkehren, als wäre ich seit zehn Jahren ihr Stammgast. Man erlegt sich meinetwegen keinen Zwang mehr auf, und die Unterhaltung wird fortgesetzt, als ob ein Bedienter einträte. — „Eine sonderbare Art von Genugtuung", würden meine Pariser Freunde rufen. „Ich sehe nur Ungezogenheit darin." — Meinetwegen, aber mir erscheint das als süßer Lohn dafür, daß ich zwei Jahre meines Lebens darauf verwendet habe, nicht nur Toskanisch, sondern auch Piemontesisch, Neapolitanisch und Venezianisch zu lernen. Außerhalb Italiens kennt man diese Dialekte nicht mal dem Namen nach, und doch werden sie in den betreffenden Gegenden einzig und allein gesprochen. Versteht man die Feinheiten des Mailänder Dialektes nicht, so bleiben einem die Gefühle wie die Gedanken derer, mit denen man verkehrt, völlig unfaßbar. Die Leidenschaft zu sprechen und sich vorzudrängen, die die jungen Leute eines gewissen Volkes haben, macht sie in Mailand verhaßt. Ich ziehe dem Reden zufällig das Zuhören vor; das ist ein Vorteil, der bisweilen meine schlecht verhehlte Verachtung gegen Dummköpfe aufwiegt. Ich muß ferner gestehen, daß eine geistreiche Dame mir in Paris einmal schrieb, ich hätte bäurische Manieren. Diesem Fehler verdanke ich es vielleicht, daß die italienische Gemütlichkeit mich so bald bestochen hat. Welche Natürlichkeit! Welche Schlichtheit! Wie frei sagt jeder heraus, was er fühlt oder was er im Augenblick denkt! Wie deutlich merkt man,

[1] Stendhal spielt hier auf die Freskogemälde von Cornelius, Schadow, Veit und Overbeck, den sog. Nazarenern an, welche die Geschichte Josephs im Hause des damaligen preußischen Konsuls Bartholdy malten. Es war die erste große Leistung der deutsch-romantischen Kunstrichtung, die in Rom damals großes Aufsehen erregte. Näheres s. „Wanderungen in Rom" vom 24. Juni 1828.

daß niemand sich vornimmt, ein Modell nachzuahmen! In London sprach ein Engländer mit mir von seiner Geliebten. „Sie hat gar nichts Vulgäres", sagte er. In Mailand brauchte ich acht Tage, um dieses Wort begreiflich zu machen. Doch wenn man es einmal begriffen hätte, so würde man herzlich darüber lachen.

Die italienische Gemütlichkeit! Ei, das ist ja zum Totlachen, würden meine Pariser Bekannten sagen. Da diese Natürlichkeit, diese Schlichtheit, diese leidenschaftliche Aufrichtigkeit, wenn ich so sagen darf, in allen Handlungen eines Menschen zur Geltung kommt, so müßte ich hier eine zwanzig Seiten lange Beschreibung verschiedener Handlungen geben, die ich in den letzten Tagen sah... Diese Beschreibung würden dreiviertel meiner Leser für unmöglich halten. Ich sage ihnen also nur, daß es hier etwas zu sehen gibt; wer Augen hat, wird es sehen; aber man muß mailändisch verstehen...

25. Oktober. — Eine Dame, glänzend an Schönheit, Scharfsinn und Lustigkeit, Signora Bibin Catena, wollte mir heute abend das Tarockspiel beibringen, das eine Hauptbeschäftigung der Mailänder ist. Es hat nicht weniger als zweiundfünfzig Karten, dreimal so groß wie die unseren. Etwa zwanzig haben die Bedeutung unserer Asse und sind schön bemalt mit Bildern, die den Papst, die Päpstin Johanna, den Narren, den Gehenkten, den Verliebten, das Glück, den Tod usw. darstellen. Im übrigen hat das Spiel wie gewöhnlich vier Farben (bastoni, danari, spade, coppe), d. h. die Karten tragen einen Stock, eine Münze, einen Degen oder einen Becher als Wahrzeichen. Das Spiel soll von Michelangelo erfunden sein.

Trifft dies zu, so hat Michelangelo den Mailändern einen guten Anlaß zu Streitigkeiten und den französischen Gecken einen Grund zum Ärger gegeben. Heute abend traf ich einen von dieser Sorte; er fand die Italiener sehr feig, weil sie wegen einer Tarockpartie nicht zwanzigmal zum Degen griffen. In der Tat fehlt es den Mailändern leider ganz an Eitelkeit, und bei ihren Streitereien im Spiel lassen sie ihrem Eifer und ihrem Freimut allzu freien Lauf. Mit

anderen Worten: das Tarockspiel löst bei ihnen die heftigsten Empfindungen aus. Heute abend dachte ich einen Augenblick, die vier Spieler würden sich in die Haare kriegen. Die Partie war für mindestens zehn Minuten unterbrochen. Das Parterre rief ungeduldig zitti! zitti! Und da die Loge sich im zweiten Range befand, so wurde die Aufführung dadurch gestört. Va a forti buzzarare! rief einer der Spieler. Ti te sei un gran cojononon! brüllte ihm der andere mit wütenden Blicken ins Gesicht. Der Akzent, den er auf das Wort cojononon legte, war unbeschreiblich burlesk und naturwahr. Der Wutanfall schien gewaltig, und doch hinterließ er so geringe Spuren, daß es beim Verlassen der Loge keinem der Streitenden einfiel, dem anderen ein freundliches Wort zu sagen. Der italienische Zorn ist, glaube ich, still und verhalten, und dies war nichts weniger als Zorn. Es war die lebhafte, burleske Ungeduld zweier ernster Leute, die sich um ein Spielzeug streiten und entzückt sind, einen Augenblick Kinder zu sein.

In unserem verlogenen und schauspielerischen Jahrhundert (this age of cant, wie Lord Byron sagte) machte dieses Übermaß von Freimut und Gutherzigkeit unter den reichsten und vornehmsten Mailändern mir solchen Eindruck, daß ich auf den Gedanken kam, mich hier dauernd niederzulassen. Das Glück ist ansteckend.

Der verfluchte Franzose, den ich hundert Meilen weit fortgewünscht hätte, traf mich im Café gegenüber der Scala wieder: „Welche Flegelei," sagte er zu mir, „cojononon! Welches Geschrei. Und Sie behaupten, diese Leute hätten zartes Empfinden, und der geringste Mißton in der Musik verletzte ihre Ohren!"

Es geschah mir ganz recht, daß alle meine Gedanken mir derart von einem Dummkopf besudelt wurden: warum war ich so töricht, mich ihm zu offenbaren? Wie bitter bereute ich es nun! Auf die Gefahr hin, von den Franzosen geächtet zu werden, muß ich gestehen, daß ein Franzose in Italien das Geheimnis besitzt, mir mein Glück im Nu zu rauben. Ich bin wie im Himmel, genieße mit Entzücken

die holdesten und tollsten Illusionen; er zupft mich am Ärmel, um mich darauf aufmerksam zu machen, daß ein kalter Regen fällt, daß Mitternacht vorüber ist, daß wir durch eine Straße ohne Laternen gehen, daß wir uns verlaufen und vielleicht angefallen werden. Das geschah mir heute abend. Die Berührung mit einem Landsmann ist für mich tödlich.

Wie erklärt sich diese Wirkung auf die Nerven und diese Macht der französischen Liebenswürdigkeit, den Kunstgenuß zu ertöten? Ist sie eifersüchtig auf ein Vergnügen, das sie nicht zu teilen vermag? Ich glaube vielmehr, sie hält es für lächerliche Affektiertheit.

27. Oktober. — Die Signora Marini[1] hat mir mit großer Mühe ein Billett für den Ball der Kaufleute verschafft, der heute abend in ihrem Casino San Paolo stattfindet. Mit meinem Billett in der Hand und meinem besten Mailändisch auf den Lippen erreichte ich es, daß der Portier mir das Lokal zeigte. Das Biedermeiergesicht, das man hier aufsetzen muß, und meine Eigenschaft als Franzose wirkten mehr als die mancia (Trinkgeld).

Die reichen Mailänder Kaufleute, die mich durch das Phlegma ihres gesunden Menschenverstandes und die Fülle an realen Lebensfreuden ohne irgendwelchen Pomp an den holländischen Charakter erinnern, haben sich zu vierhundert zusammengetan, um in der Via San Paolo für billiges Geld einen „Palazzo" zu kaufen, d. h. ein großes Privathaus aus altersgrauen Quadersteinen, etwa in der Art wie das Palais der Ersten Kammer in Paris, das man freilich abgekratzt hat, um der Architektur allen Reiz des Altertümlichen zu nehmen. Wäre es den Mailänder Kaufleuten in den Sinn gekommen, ihr Casino San Paolo so zu verhunzen, so hätten die Tischler und Schuster Lärm geschlagen, die ihre Läden in dieser verkehrsreichen Straße haben.

Es gibt hier eine Kommission di ornato (zur Erhaltung der Baudenkmäler), die aus vier oder fünf bekannten Kunstliebhabern und

[1] S. Seite 71.

zwei Architekten besteht und die unentgeltlich arbeitet. Sobald ein Hausbesitzer an der Fassade seines Hauses etwas verändern will, muß er den Plan der städtischen Behörde einreichen, die ihn der Kommission di ornato vorlegt. Diese äußert ihr Urteil. Hat der Besitzer ein Attentat auf die Schönheit vor, so machen sich die Mitglieder der Kommission di ornato, angesehene Bürger, in der Gesellschaft über ihn lustig. Bei diesem Volke, dem die Schönheit im Blute steckt und für das überdies politische Gespräche gefährlich oder höchst unerquicklich sind, beschäftigt man sich einen Monat lang mit der Schönheit oder Unschönheit einer neuen Hausfront. Die moralischen Gewohnheiten Mailands sind durchaus republikanisch; und das heutige Italien ist nur eine Fortsetzung des Mittelalters[1]. Ein schönes Haus in der Stadt zu besitzen, hebt mehr in der Achtung als Millionen im Geldschrank. Fällt das Haus durch seine Schönheit auf, so tauft man es sogleich nach dem Besitzer. So sagt man: das Gerichtsgebäude ist in der und der Straße, Casa Clerici.

Der Bau eines schönen Hauses ist in Mailand der wahre Adelsbrief. Die Regierung gilt hier seit Philipp II. von Spanien für ein schädliches Wesen, das jährlich fünfzehn bis zwanzig Millionen raubt. Wer ihre Maßnahmen verteidigen wollte, würde gewaltig ausgelacht; ja man begriffe diese Lächerlichkeit nicht mal. Die Regierung hat absolut keinen Einfluß auf die öffentliche Meinung, ausgenommen in der Zeit von 1796 bis 1805, in welchem Jahre Napoleon die gesetzgebende Körperschaft auflöste, weil sie ihm die Stempelsteuer verweigert hatte. Von 1805 bis 1814 standen nur Adel und Wohlstand auf seiner Seite. Die Gattin eines reichen Bankiers, Signora Big[nani], weigerte sich, so heißt es, Palastdame zu werden, weil Prinz Eugen, ein echter französischer Marquis, schön, tapfer und geckenhaft, den Adel

[1] Handschriftlicher Zusatz Stendhals: „Man muß das ganze heutige Italien im Mittelalter suchen. Alle Sitten, die wir sehen, sind nur Folgeerscheinungen. Italien ist ein Greis, dessen Blut erkaltet und der fast kindisch geworden ist, aber unbewußt die Gewohnheiten seiner glücklichen Jugend behalten hat. (Müller.)

bevorzugte und die Maßregeln seines Stiefvaters beständig aristokratisierte. Der tapfere Marschall Davoust hätte besser zum Vizekönig gepaßt. Er besaß italienische Klugheit.

Die Architektur scheint mir in Italien noch mehr Leben zu haben als die Malerei und Skulptur. Ein Mailänder Bankier knausert fünfzig Jahre lang, um schließlich ein Haus zu bauen, dessen Fassade ihm hunderttausend Franken mehr kostet, als wenn sie eine glatte Mauer besäße wie bei den Pariser Häusern. Es ist der geheime Wunsch aller Mailänder, sich ein Haus zu bauen oder doch wenigstens die Fassade des vom Vater ererbten Hauses zu renovieren ... Ich lernte einige reiche Mailänder kennen, die glückliche Bauherren sind. Ich fand sie auf den Gerüsten, begeistert wie ein General in der Schlacht. Ich kletterte selber hinauf.

Ich fand Maurer, die voller Einsicht waren. Jeder kritisierte den Plan der Fassade des Architekten. Die Anlage der Innenräume ist nicht so gut wie in Paris. Man hängt in Italien noch an der Einteilung der mittelalterlichen Paläste, wie sie in Florenz um 1350 erbaut und später von Palladio und seinen Schülern (um 1560) ausgeschmückt wurden. Diese Architektur entsprach sozialen Bedürfnissen, die heute nicht mehr existieren. Das einzige, was man beibehalten sollte, sind die Schlafzimmer; sie sind hoch, sehr gesund und das Gegenteil der unseren ...

Die vierhundert Besitzer des Casino San Paolo haben ein unsinniges Geld ausgegeben, um ihren Palazzo auszuschmücken. Der Ballsaal, der nagelneu und prunkvoll ist, erscheint mir größer als der erste Saal des Louvre-Museums. Zur Bemalung der Decke haben sie die besten Maler kommen lassen, was freilich nicht viel sagen will. Dafür findet man Ornamente aus Holz und Papiermaché, das Marmor nachahmt, alles im edelsten Stil und von auffälliger Schönheit. Napoleon hatte hier eine Kunstgewerbeschule und eine solche für Kupferstecher gegründet: sie haben das Ziel dieses großen Herrschers erfüllt.

Charakteristisch für das italienische Schönheitsgefühl ist die geringe Anzahl von Details und somit die Größe der Konturen. Das Casino San Paolo flößt mir Respekt ein. Unsere Ministerhotels gleichen eleganten Läden. Nichts ist richtiger, wenn der Minister ein Robert Walpole ist, der Stimmen kauft und Ämter verschachert. Diese Übereinstimmung der Architektur eines Gebäudes mit seiner Bestimmung nennt man Stil. Da die meisten Bauwerke Respekt, ja selbst Schrecken einflößen sollen (z. B. der Palast eines despotischen Königs, eine katholische Kirche), so meint man in Italien mit der Bemerkung: „Dieses Gebäude hat Stil", sehr oft: „Es flößt Respekt ein". Die Pedanten verstehen darunter: „Es hat klassischen Stil, es ahmt das Griechische oder wenigstens ein französiertes Griechentum nach", wie die Iphigenie von Racine die des Euripides nachahmt.

Die Via dei Nobili in Mailand gilt für sehr schön; das heißt sie ist furchtbar düster und traurig. Wenn ich im Palazzo Arconati wohnte, so könnte ich acht Tage lang nicht lachen.

Diese alten Adelspaläste erinnern mich stets an das Mittelalter, die blutigen Verschwörungen der Visconti (1301) und die ungeheuren Leidenschaften des 14. Jahrhunderts. Doch ich stehe mit dieser Anschauung allein. Die Besitzer dieser großartigen Paläste lechzen nach einer kleinen Wohnung auf dem Pariser Boulevard. Die ganz reichen Mailänder stehen den Franzosen am nächsten. Was sie außerdem noch besitzen, ist der Geiz, der bei ihnen sehr verbreitet ist und der mit einer starken Dosis von Eitelkeit im Konflikt liegt. Ihre einzige Ausgabe sind heuer die Pferde; ich sah mehrere im Wert von drei- bis fünftausend Franken. Ich vergaß zu sagen, daß täglich um zwei Uhr Korso ist, wo die ganze vornehme Welt im Wagen oder zu Pferde erscheint. In den meisten italienischen Städten findet der Korso in der Hauptstraße statt, in Mailand dagegen auf der Bastion zwischen Porta Rense und Porta Nova. Korso und Theater werden nie versäumt. Die lombardischen Adligen verzehren höchstens ein Drittel ihrer Einkünfte; vor der Revolution von 1796 gaben sie doppelt

soviel aus. Mehrere haben unter Napoleon den Krieg mitgemacht. Eine naturwahre Schilderung ihrer Sitten findet man in den kleinen Versstücken des Mailänder Dichters Carline Porta[1].

Im Sommer nach der Hauptmahlzeit, gegen Abend, oder wie man hier sagt, beim Ave Maria, fahren alle Wagen Mailands auf der Bastion an der Porta Rense, die dreißig Fuß über die Ebene aufragt, spazieren. Jenseits der Ebene erblickt man die Schneegipfel der Alpen und über die Baumwipfel der Villa Belgiojoso hinweg den spitzen Turm des Domes. Dieser Blick ist herrlich. Trotzdem halten die Wagen nicht seinetwegen eine halbe Stunde lang auf dem Korso. Es ist eine Art von Heerschau der guten Gesellschaft. Wenn eine Dame fehlt, so fragt man nach dem Grunde ... Sonntags strömt das ganze Volk herbei, um die Equipagen seines Adels zu bewundern. Oft fand ich in den Reden des Volkes Anhänglichkeit. Der Tischler oder Schlosser des Hauses winkt freundschaftlich dem Diener zu, der seit zwanzig Jahren hinten auf dem Wagen sitzt; und wenn der Herr den marangon di casa (den Tischler des Hauses) sieht, so nickt er ihm leutselig zu. Der Wagen einer hübschen Dame wird von Stutzern umschwärmt. Die Damen vom Adel gestatten ihren bürgerlichen Freunden nicht, ihnen hier öffentlich den Hof zu machen. Die alten Damen haben eine merkwürdige Art, sich mit ihren Dienern zu unterhalten, die, sobald der Wagen hält, neben dem Wagenschlag stehen, um ihn zu öffnen, falls die Insassin einmal zu Fuß gehen will, was in zehn Jahren nicht einmal vorkommt. In dieser Stellung antwortet der Diener, ohne vorzutreten, auf die Bemerkungen der padrona. Bei einer dieser Unterhaltungen vernahm ich eine Anklage gegen die von dem maledetto Buonaparte angelegte Simplonstraße, die an den frühen Fröſten schuld sei, unter denen die Lombardei seit der Revolution litte. Da hierzulande nichts der Unwissenheit der adligen Damen gleichkommt, so bilden sie sich ein, daß die Alpenkette, die man vom Korso aus sehr gut sehen kann, gleichsam eine

[1] S. Seite 66 u. 91.

Mauer bilde, welche die Nordwinde abhält, und daß Buonaparte, das Schreckgespenst ihrer Beichtväter, ein Loch in diese Mauer geschlagen habe, um seine Simplonstraße zu bauen.

Im Winter findet der Korso vor der Hauptmahlzeit statt, von zwei bis vier. In allen Städten Italiens gibt es solch einen Korso oder eine Heerschau der guten Gesellschaft. Ist es ein spanischer Brauch, wie die Cavalieri serventi? Die Mailänder sind stolz auf die Menge von Wagen, die ihren Korso zieren. An einem hohen Festtage bei prächtigem Wetter sah ich vier Reihen von Wagen zu beiden Seiten des breiten Fahrweges halten und in der Mitte zwei fahrende Wagenreihen, das Ganze geordnet von zehn österreichischen Husaren. Zweihundert junge Leute zu Pferde und dreitausend Fußgänger vervollständigten dieses Bild. Die Fußgänger sagten stolz: „Das ist fast so schön wie in Paris; es sind mehr als dreitausend Wagen." Dies ganze Treiben bereitet mir Kopfweh und durchaus kein Vergnügen.

Im Sommer bei der Rückfahrt vom Korso macht man in der Corsia dei Servi[1] halt, um Eis zu essen, kehrt für zehn Minuten heim und fährt dann nach der Scala. Diese zehn Minuten sollen die Zeit für die Stelldicheins sein, und ein kleines Zeichen beim Korso, wie das Legen der Hand auf den Wagenschlag, bedeutet, daß man sich heute sehen kann oder nicht.

28. Oktober 1816, 5 Uhr morgens nach dem Balle. — Wenn ich nicht sofort schreibe, so schreibe ich nie. Ich suche mich zu beruhigen, um keine Ode zu schreiben, die mir in drei Tagen lächerlich vorkäme. Meine Papiere könnten von der österreichischen Polizei beschlagnahmt werden; ich schreibe also nichts über die heimlichen und doch öffentlich bekannten Liebschaften, auf die meine Freunde mich aufmerksam machten. Ich wäre untröstlich, die reizende italienische Gesellschaft bloßzustellen, die gegen mich so offen ist wie gegen einen Freund. Die österreichische Polizei ignoriert alles, als was sie nicht schriftlich findet. In diesem Gedanken liegt Mäßigung.

[1] Jetzt Corso Vittorio Emanuele.

Ich komme aus dem Casino San Paolo. Nie im Leben sah ich so viele schöne Frauen zusammen: ihre Schönheit zwang mich, die Blicke zu senken. Für einen Franzosen besitzen sie etwas Edles und Düsteres, das einen weit mehr an das Glück der Leidenschaften als an die flüchtigen Freuden einer lebhaften, heiteren Galanterie denken läßt. Die Schönheit ist in meinen Augen immer nur ein Glücksversprechen.

Trotz der finsteren Trübsal, die der quälerische, mürrische Stolz der englischen Ehemänner und die Strenge des furchtbaren Schicklichkeitsgesetzes hervorbringen, paßt die Schönheit der Engländerinnen viel mehr zu einem Ballfest. Eine unvergleichliche Frische und ein Kinderlächeln beleben ihre schönen Züge, die nie Furcht einflößen und die dem geliebten Manne im voraus die völligste Unterwerfung zu verheißen scheinen. Doch soviel Demut läßt die Möglichkeit der Langeweile zu, während das Feuer der italienischen Augen den leisesten Gedanken an diese Erzfeindin der glücklichen Liebe nie aufkommen läßt. Mir scheint, in Italien hat man selbst bei einem bezahlten Frauenzimmer nie Langeweile zu besorgen. Die Laune wacht, um das Untier abzuwehren.

Die Männerköpfe auf diesem Balle hätten einem Bildhauer wie Dannecker[1] oder Chantrey prächtige Modelle geliefert. Ein Maler hätte weniger davon gehabt. Diesen schönen und so schön geschnittenen Augen fehlt es manchmal an Geist. Stolz, Esprit und Pedanterie fand ich selten bei ihnen. Dagegen zeigten die Frauenköpfe oft leidenschaftlichste Empfindsamkeit im Verein mit erlesener Schönheit. Sie scheinen kalt und düster, bis eine Seelenregung sie plötzlich

[1] Über Dannecker, auf den ihn wohl Canova aufmerksam gemacht hatte, der Danneckers Verdienste in den Himmel hob, hat Stendhal im „Salon von 1824" („Mél. d'Art et de Litt.", S. 236) anerkennend gesprochen. Insbesondere bewundert er dort Danneckers berühmte Schillerbüste: „Der Künstler hat hier nicht die Antike kopiert, sondern — wie die Griechen — unter den Zügen der Natur die ausgewählt, die uns im 19. Jahrhundert Eindruck machen können", — also das höchste Lob in Stendhals Sinne.

belebt. Doch man muß nicht die Rosenfarbe englischer junger Mädchen und Kinder bei ihnen suchen. Übrigens war ich vielleicht der einzige, dem diese Düsterkeit auffiel. Ich ersah aus den Antworten der Signora G..., einer der geistreichsten Frauen Mailands, daß die lächelnde, siegesgewisse Miene, die man in Frankreich oft auf Bällen findet, hier für eine Grimasse gälte. Man mokierte sich gewaltig über einige Frauen kleinerer Kaufleute, die mit den Augen funkelten, um vergnügt auszusehen. Trotzdem vermute ich, daß die schönen Mailänderinnen dies Mienenspiel nicht verschmähen würden, wenn der Ball nur eine Viertelstunde dauerte. Die Miene, zu der sich eine Frau zwingt, wird nach ein paar Minuten zur Grimasse, und in einem mißtrauischen Lande muß die Grimasse der Gipfel des Ungeschmacks sein. Wird man durch keinerlei Leidenschaft bewegt, so lasse man seine Züge hübsch in Ruhe, wenn der Ausdruck erlaubt ist. In solchen Momenten der Ruhe hatten die schönen Italienerinnen für mich Fremdling einen finsteren, fast furchtbaren Ausdruck. Der General Bubna [1], der Frankreich kennt und der hier die Rolle des Spaßmachers spielt, sagte gestern abend: „Die Französinnen blicken einander an, die Italienerinnen die Männer." Er ist ein kluger Kopf, der es verstanden hat, sich hier beliebt zu machen, obwohl er das Haupt der fremdländischen Tyrannei ist.

Vor diesem Balle sah ich in Italien nie Eitelkeit. Um 10 Uhr begann der Tanz. Bis um Mitternacht herrschte die Eitelkeit unumschränkt. Dann war die Besichtigung der Toiletten zu Ende (sie waren mehr prächtig als elegant), und an Stelle der kalten und hochmütigen Eitelkeit prägte sich nach und nach eine andere Regung von erfreulicherem Aussehen auf den Gesichtern aus. Hierzulande macht sich eine hübsche Frau nämlich dadurch lächerlich, daß sie kein zärtliches Verhältnis hat. Diese Verhältnisse währen acht bis zehn Jahre, ja oft lebenslänglich. Dies alles wurde mir fast ebenso unumwunden, wie ich es niederschreibe, von Signora M... erzählt. Wenn eine

[1] Österreichischer Feldmarschall und Gouverneur von Mailand.

junge Frau ein Jahr lang verheiratet ist und weder für verliebt in ihren Gatten gilt, noch Zuneigung für einen anderen verrät, so sagt man achselzuckend: „E una sciocca“ (sie ist eine Gans), und die jungen Männer lassen sie auf ihrem Stuhle schimmeln. Heute nacht sah ich alle erdenklichen Abstufungen der Zuneigung, oder ich glaubte sie doch zu sehen. Das schöne Antlitz des jungen Grafen Botta, als er Frau R... anblickte, drückte die Liebe vor der Erklärung vorzüglich aus. In Frankreich sagt man, daß ein glücklicher Liebhaber auf dem Ball eine traurige Rolle spiele; gerät er nur etwas in Feuer, so hat er alle Anwesenden zu Nebenbuhlern. In Mailand vergißt man ihn bloß für eine Stunde, während der Besichtigung der Toiletten...

Gegen 2 Uhr zeigte mir Signora C... viele eifersüchtige Gesichter. Graf N... verließ den Ball in voller Verzweiflung. Die Dame, der er dient (che serve), suchte ihn angstvoll in den acht bis zehn Spielsälen und in den durch Alabasterlampen matt erleuchteten Sälen, in denen man sich ausruhte; schließlich erfüllte auffällige Trübsal ihr schönes Gesicht; sie nahm an nichts mehr Anteil, und nur um von ihrem Tun und Lassen bei diesem Feste berichten zu können, setzte sie sich an einen Spieltisch zu Leuten, von denen man wußte, daß sie anderweitige Beziehungen hatten (per aver altre amicizie). Das Wort amore wird hier nur ganz selten gebraucht. Es kostet mir die größte Mühe, die Beobachtungen, die man mich heute nacht machen ließ, auf französisch niederzuschreiben. Wir haben in der Tat keine Wechselbegriffe für alle diese Dinge, von denen man in Frankreich nie redet und die dort vermutlich sehr selten sind. Hier ist von nichts anderem die Rede; und wenn in Italien die Konversation keinen Boden findet, so ist es nicht aus Langeweile, sondern aus Vorsicht.

Die Italiener tanzen sehr ungern. Von 1 Uhr ab sah man nur noch die Fremden oder die Beschäftigungslosen tanzen. Drei oder vier schöne blonde deutsche Offiziere tanzen immerfort Walzer. Man hat zuerst ihren Eifer bewundert; schließlich aber mokiert man sich über ihre roten Gesichter und die Lastträgerarbeit (lavoro di facchino),

die sie sich machen. Diese armen jungen Leute, die nur in einigen stockkonservativen und sehr langweiligen Häusern verkehren, versuchen mit dem Zurschaustellen ihrer hübschen Erscheinung Karriere zu machen. Am nächsten Tage sieht man sie steif wie Stöcke im Parterre der Scala; vier Stunden lang blicken sie eine hübsche Frau an, mit der sie getanzt haben; Sonntags in der Kirche stellen sie sich ihr vor, und allabendlich beim Korso sprengen sie neben ihrem Wagenschlag einher.

Eine bildhübsche Französin, die Gräfin Ag[osti], zählte zu den zwölf hübschesten Frauen auf diesem Balle. Neben ihr nannte man besonders die Damen Litta, Rughetta, Ruge, Mainoni, Ghirlanda aus Varese, Gräfin C... aus Mantua und eine schöne Spanierin, Carmelita L[echi].

Die jungen Männer tragen lange Haare und riesige Krawatten. Man sieht, daß diese Leute an den Anblick großer Freskobilder gewöhnt sind. Herr Isimbardi[1] macht mich darauf aufmerksam, daß die Damen der hohen Aristokratie aus Affektiertheit näseln. Eine von ihnen hörte ich an eine andere die Frage stellen: „Hat sie blaues Blut?", das heißt ist sie wirklich adlig? Ich war so töricht, laut herauszuplatzen... Man stellte mich Herrn Peregò, einem genialen Manne, vor; ihm verdankt man die Dekorationen der Scala, die ich so bewundert habe. Auch an die Ausschmückung des prächtigen Kasinos, in dem ich sieben so frohe Stunden verbracht habe, war er beteiligt. Auch den Herren Romagnosi und Tommaso Grossi wurde ich vorgestellt. Ich sah Vincenzo Monti. Herr Manzoni ist, wie man sagt, seiner großen Frömmigkeit wegen nicht erschienen[2]. Er übersetzt „L'Indifférence religieuse" von Lamennais[3]; davon abgesehen, steht er als Lyriker auf gleicher Höhe mit Lord Byron.

[1] Graf C. F. Isimbardi, Münzdirektor in Mailand.

[2] Über Tommaso Grossi siehe Nr. 13, über Manzoni Nr. 12, über Monti Nr. 8 im Anhang dieses Bandes. Giovanni Domenico Romagnosi (1761 bis 1835), Philosoph und Rechtsgelehrter an der Universität Pavia, Mitarbeiter des Conciliatore, 1821 eingekerkert, lebte seit 1824 in Korfu. Opere 1836—45, 15 Bde. Seine Genesi del diritto penale deutsch von Luden 1833, 2 Bde.

[3] Essai sur l'Indifférence en matière de religion, Paris 1817ff., 4 vol.

30. Oktober. — Alles, was ich von den moralischen Gewohnheiten in Italien zu sagen weiß, oder von der Art, wie man hier auf die Jagd nach dem Glücke geht, beschränkt sich auf Erzählungen anderer, die falsch sein können. Dergleichen sieht man nicht mit den leiblichen Augen. Man denke sich, daß die Wand zwischen dem Zimmer des Lesers und dem Nachbarhause plötzlich durchsichtig würde und daß er eine Szene zwischen einer Frau und zwei Männern mit ansähe. Diese Szene wird ihn völlig kalt lassen; er weiß ja nicht, was diese Leute füreinander bedeuten. Erzählt man ihm dagegen ihre Geschichte, den Hintergrund der Unterhaltung, die er durch die durchsichtige Mauer erblickt, so wird er sie vielleicht lebhaft mitempfinden.

Dank einem alten Freunde und zwei bis drei Personen, denen er mich als Franzosen vorstellte, der nur für drei Wochen hier ist und in dessen Gegenwart man, wie er sich ausdrückte, alles sagen kann, war dieser Ball für mich bald nicht mehr so nichtssagend wie ein Maskenfest. Ich erfuhr die Namen und die Interessen. Ich sah einige Szenen; doch das, was sie für mich interessant machte, erfuhr ich nur vom Hörensagen. Die Dummköpfe, die auf ihrer Reise nur mit den Kellnern, den Ciceroni, der Waschfrau und ihrem Bankier reden, der sie ein einziges Mal zum Essen einlädt, werden mich der Übertreibung, der Lüge usw. zeihen. Ich rate ihnen, dies Buch zuzuklappen.

Wieviel unangreifbarer ist man doch, wenn man, wie die Mehrzahl der Reisenden, sich darauf beschränkt, die Bilder einer Galerie oder die Säulen eines Gebäudes zu zählen! Besitzt man aber die Gabe, seine Protokolle über das, was man gehört hat, mit phrasenhaften Darlegungen über die Geschichte der Bauwerke, über den Einfluß der ägyptischen auf die etruskische und der etruskischen auf die römische Kultur zu versetzen, so erscheint man den nämlichen Dummköpfen sofort bewunderungswürdig.

Wie gefährlich ist es also, von den Sitten zu reden! Die Dummköpfe, die gereist sind, sagen dann: „Das ist unwahr. Ich war

zweiundfünfzig Tage in Venedig und sah es nicht." Und die Dummköpfe, die zu Hause hocken, sagen: „Das ist unanständig, denn in Paris benimmt man sich nicht so . . ."

Ein englischer Reisender, John Scott, ein geistvoller Mann, fiel soeben im Duell, weil er einen gewissen Aufsatz veröffentlicht hatte. Seine Erben erwiesen ihm den schlechten Dienst, das Tagebuch einer Reise nach Mailand, an dem er arbeitete, drucken zu lassen. Dies Tagebuch verunziert noch keine Lüge: es ist bloß das Gerippe seiner künftigen Reisebeschreibung. Man ersieht daraus, daß John Scott in Mailand ausschließlich mit Kaffeekellnern, seinem italienischen Lehrer und ein paar unglücklichen Kustoden öffentlicher Bauten gesprochen hat.

2. November. — Signora M. V . . . ähnelt der reizenden Tochter der Herodias von Leonardo da Vinci[1] und ist noch schöner als sie, überdies mit großem Feingefühl für die Kunst begabt. Sie riet mir gestern um 1 Uhr morgens: „Es ist Vollmond; gehen Sie nach dem Dom, aber stellen Sie sich auf die Seite des Palazzo reggio."

Ich fand tiefste Stille. Diese weißen Marmorpyramiden, die so gotisch-schlank in die Lüfte emporsteigen, heben sich scharf vom dunklen Blau des südlichen Sternenhimmels ab — ein unvergleichlicher Anblick! Mehr noch, der Himmel hatte etwas Samtartiges; er harmonierte mit dem stillen Lichte des Vollmonds. Ein warmer Wind wehte durch die schmalen Gassen, die hier und dort die Riesenmasse des Domes umziehen. Ein Augenblick der Verzückung.

Nie hat ein Bauwerk solche Empfindungen in mir ausgelöst. Diese marmorne Filigranarbeit besitzt zwar weder die Pracht noch die Massigkeit von Sankt Paul in London. Denen, die mit einem gewissen Feingefühl für die Kunst auf die Welt kamen, sage ich: dieses herrliche

[1] Dies Bild wird jetzt dem Bernardino Luini zugeschrieben. Die Anfangsbuchstaben M. V. und der Vergleich mit dem Bilde deuten darauf hin, daß die genannte Dame Beyles unglückliche Liebe Mathilde Dembowska, geb. Viscontini ist. S. weiterhin S. 72.

Bauwerk ist Gotik ohne den Gedanken an Tod und Vergänglichkeit; es ist wie ein melancholisches Gemüt, das sich einmal der Heiterkeit hingibt. Diese aller Vernunft bare Architektur, die einer Laune entsprungen scheint, gleicht den tollen Illusionen der Liebe. Man verwandle diesen weißen leuchtenden Marmor in grauen Stein, und alle Todesgedanken kehren wieder. Aber solchen Dingen ist der Pöbel unzugänglich; sie reizen ihn höchstens. In Italien gibt es nur wenig Pöbel, in Frankreich ist er in der erdrückenden Überzahl.

Die halb gotische Fassade des Domes ist nicht schön, aber hübsch; man muß sie im rötlichen Schein der untergehenden Sonne sehen. Sie wurde von Napoleon erbaut, desgleichen alle Fialen (guglie) auf der Südseite (nach dem Palazzo reggio). Der durchbrochene Hauptturm, ein weißmarmornes Filigranwerk, der die Kolossalstatue der Madonna trägt, stammt aus der Zeit Maria Theresias. Gian Galeazzo Visconti, der seinen Onkel Bernabò, nachdem er ihn besiegt und gefangen genommen, in dem malerischen Schlosse von Trezzo vergiften ließ, gründete den Dom im Jahre 1386, vielleicht um die Madonna zu besänftigen. Er begann auch (1396) den Bau jenes würdelosen Zuckergusses, den man die Certosa von Pavia nennt[1].

Im Innern des Doms, in der Nähe des Hauptaltars auf der Südseite, befindet sich ein unterirdischer Gang, der dem Verkehr geöffnet ist und der mit dem Portikus im Hofe des erzbischöflichen Palastes in Verbindung steht. Personen, die sich treffen wollen, begegnen sich hier wie zufällig. Kutscher und Lakai, die Spione sein können, warten derweilen am Hauptportal. Neben diesem Durchgang zeigt der Cicerone den Fremden eine Statue des geschundenen Bartholomäus, der seine Haut vergnüglich über dem Arme trägt.

[1] Erheblich anders urteilt Jakob Burckhardt im „Cicerone" über dies Bauwerk. „Die Fassade ist neben der des Domes von Orvieto das erste dekorative Prachtstück Italiens und der Welt und abgesehen vom Schmuck vielleicht die beste des 15. Jahrhunderts ... Die unermeßliche Pracht und zum Teil auch der feine dekorative Geschmack, welche das Erdgeschoß beherrschen, haben ein in seiner Art unvergleichliches Ganzes hervorgebracht."

Diese Statue wird vom Pöbel sehr bewundert. Sie paßte vortrefflich in einen Seziersaal, wenn sie keine anatomischen Fehler aufwiese. Als ich dies heute abend in der Loge der Signora F . . . sagte, schwieg alles still. Ich wußte, daß ich den Lokalpatriotismus verletzt hatte, und machte mich aus dem Staube. In der italienischen Gesellschaft, auch in der geistreichsten, muß man sich wie bei Hofe benehmen und nie etwas Italienisches tadeln. Die „Nationalehre" verlangt, daß man stets lügt; aber wenn ich lüge, so langweile ich mich.

3. November. — Ich fuhr in einer Sediola nach Marignano, auf der Straße nach Lodi, um das Feld der Ehre Franz des Ersten zu besuchen. Die Sediola ist eine Chaise auf zwei sehr hohen Rädern. Man fährt drei [französische] Meilen in der Stunde. Bei der Rückkehr herrlicher Blick auf den Mailänder Dom, dessen weißer Marmorleib, alle Häuser der Stadt überragend, sich von den Bergamasker Alpen abhebt und an sie zu stoßen scheint, obwohl er durch eine Ebene von 30 Miglien davon getrennt ist. Von dieser Entfernung gesehen ist der Dom blendend weiß. Dies kunstvolle Menschenwerk, dieser Wald von marmornen Türmchen verdoppelt die malerische Wirkung der prachtvollen Umrisse der Alpen, die sich vom Himmel absetzen. Ich sah nie etwas Schöneres als diese beschneiten Gipfel auf zwanzig Meilen Entfernung[1]; alle Vorberge blieben tief dunkel.

5. November. — Man trifft gewaltige Vorbereitungen zum morgigen Feste des heiligen Karl Borromäus, der nächst der Madonna der wahre Gott der Mailänder ist. Die Sockel der riesigen gotischen Pfeiler im Innern des Domes werden mit rotem Damast verkleidet. Dreißig Fuß hoch wird eine Anzahl großer Bilder aufgehängt, welche die Hauptereignisse im Leben des heiligen Karl darstellen. Ich verbrachte zwei Stunden unter den Arbeitern, um ihren Reden zu lauschen. Immerfort redeten sie von Napoleon und von dem Heiligen. Alle beide werden angebetet.

[1] Französische Meilen zu 4,5 km.

Nachher besuchte ich die prächtigen antiken Säulen vor San Lorenzo. Um sie zu bewundern, muß das Auge schon daran gewöhnt sein, die Ruinen des ehrwürdigen Altertums von den erbärmlichen modernen Anbauten zu unterscheiden. Solch eine Ruine sollte mit einem Gitter umgeben sein, wie ein Blumenbeet im Tuileriengarten; und wenn sie zusammenstürzt, müßte man sie durch eiserne Krampen und grün-angestrichene Strebepfeiler stützen, wie es beim Kolosseum in Rom geschehen sein soll. Die Kirche San Lorenzo hinter den siebzehn antiken Säulen hat mich durch ihre eigenartige Form belustigt[1].

Da ich gerade aufgelegt war, Kirchen zu sehen, so besuchte ich die berühmte S. Maria presso San Celso. Die hübsche Fassade ist von Alessi erbaut. Der Vorhof atmet ich weiß nicht welche antike Schlichtheit im Verein mit der Schwermut des Mittelalters; er wird [fälschlich] dem Bramante, Raffaels Oheim, zugeschrieben. Das Innere dieses eigenartigen Bauwerks gemahnt an das Urchristentum. Wie in den antiken Theatern gab es in den ältesten christlichen Kirchen fünf bis sechs verschiedene Arten von Plätzen, dem verschiedenen Heilszustand der Seelen entsprechend. Ich bewunderte den kleinen Innenportikus und die Fresken Appianis in den Gewölbezwickeln.

Die Porta di Marengo, von der Reaktionspartei umgetauft[2], ist schön, ohne die Antike zu kopieren, während die Pariser Börse nur ein griechischer Tempel ist. In Griechenland regnet es aber nur einen Monat lang, in Paris dagegen zweihundertmal im Jahre. Diese blinde Nachahmung der Antike, die man in der Literatur Klassizismus nennt — wird die Baukunst sich ihrer je entledigen? Eine Börse, die unserem regnerischen Klima Rechnung trüge, böte keinen schönen Anblick; die Säulen des Portikus der Pariser Börse dürften höchstens 15 Fuß hoch sein, um Schutz vor dem Regen zu gewähren. Eine riesige gedeckte Halle müßte die wartenden Wagen aufnehmen.

[1] Es ist die älteste Kirche Mailands, in Form eines Achtecks mit vier Apsiden, ähnlich wie San Vitale in Ravenna und das Aachener Münster.

[2] Jetzt Porta Ticinese.



Die Säulen von San Lorenzo in Mailand. Kupferstich von L. Domenico Aspari.

Ist es da nicht besser, etwas Schönes zu schaffen, auch wenn es sinnlos ist?

Ich beschloß meine Wanderungen mit Leonardos Abendmahl im Kloster delle Grazie, wo ich zwei Stunden verweilte[1].

6. November. — Die Seite der Kirche San Fedele, die man sieht, wenn man von der Scala durch die Via San Giovanni alle Case rotte kommt, ist prächtig, aber im griechischen Stil: sie ist heiter und vornehm und hat nichts Schreckliches . . .

Die Piazza San Fedele ist durch Zerstörung des Hauses des Grafen Prina vergrößert worden. Eine Seite nimmt die Fassade des Palazzo Marini ein, der mehr durch seine Massigkeit als durch seine Schönheit ins Auge fällt (1555). Prina war Finanzminister unter Napoleon und wurde auf Anstiften der Anhänger Österreichs und einiger Liberaler, die dies jetzt tief bedauern (wenigstens sagt man allgemein so), am 20. April 1814 ermordet. Der Priester der Kirche San Giovanni, an der wir eben vorbeigingen, weigerte sich, für den Grafen Prina das Gitter seiner Kirche zu öffnen. Man hätte den unglücklichen Minister dorthin schaffen können; das Volk hatte schon begonnen, ihn mit Fußtritten zu traktieren, doch er war noch nicht schwer verletzt. Der langsame Todeskampf des Ärmsten währte drei Stunden. Man sagt, die bezahlten Mörder hätten ihn, um die Schuld auf das Volk abzuwälzen, mit Regenschirmen totprügeln lassen. Dieser Mann hinterließ große Einrichtungen[2], er hatte großzügige Ideen. Frankreich hat keinen hervorgebracht, der es wie er verstand, Geld herauszupressen und es zum Vorteil eines Despoten zu verausgaben. Er arbeitete Tag und Nacht und stahl wenig oder gar nichts, um Herzog zu werden. Im April 1814 wurde ein Polizeipräfekt

[1] Vgl. die berühmte Schilderung des Abendmahls in Stendhals „Geschichte der italienischen Malerei“.

[2] Graf Prina hat die numismatische Bibliothek der Brera gegründet, desgleichen die Salz-, Tabak- und Pulverfabriken; er hat die Zollverwaltung reorganisiert, die lange nicht mehr aus solchen Halunken besteht, wie vor 1796 (Stendhal).

namens Villa abgesetzt, ein Ehrenmann, der eine ernstliche Untersuchung gegen die Mörder eingeleitet hatte. Er hatte bereits die Zimmer mit Gegenständen angefüllt, die nach der Plünderung von Prinas Palast zurückgeliefert wurden. Die Leute gaben an, wer sie bezahlt hatte.

7. November. — Man wollte mir in Mailand viele schöne Dinge zeigen; doch mein Entschluß steht fest; ich werde die Sehenswürdigkeiten stets gänzlich allein besuchen. Nichts ist denen, die eines Tages die Kunst lieben werden, mehr zuwider als das Geschwätz der Ciceroni aller Abstufungen; es macht ungerecht gegen alles nicht Vollkommene. Hier preist der ehrlichste Mensch aus Lokalpatriotismus einen lächerlichen Palazzo, der nur durch seine Massigkeit wirkt ...

Wirklich bewundert habe ich in Mailand den Blick auf die Domkuppel über die Baumwipfel der Villa Belgiojoso hin, die Fresken von Appiani in dieser Villa und seine Apotheose Napoleons im Palazzo reggio. Frankreich bringt nichts dergleichen hervor. Es bedarf keiner Überlegung, um es schön zu finden. Es erfreut das Auge. Ohne diese gleichsam instinktive, unüberlegte Freude des ersten Augenblicks gibt es weder Musik noch Malerei. Trotzdem sah ich in Königsberg Leute, die durch Überlegung zum Kunstgenuß kamen. Der Nordländer urteilt nach seiner vorgefaßten Meinung, der Südländer nach der augenblicklichen Sinnenfreude.

8. November. — Die Festungswälle sind zu Anlagen umgewandelt und mit Platanen bepflanzt, die auf diesem fruchtbaren Boden fünfzig Fuß hoch gewachsen sind. In diesen Anlagen erhebt sich die Arena, gleichfalls ein Werk Napoleons. Das Becken dieses Zirkus kann unter Wasser gesetzt werden; und vor drei Tagen sah ich 30000 Zuschauer einem Schifferstechen beiwohnen, das die Schiffer von Como ausführten. Am Tage zuvor sah ich — zu Ehren der Ankunft eines österreichischen Erzherzogs — Pferdeliebhaber auf antiken Wagen (bighe) ein Wettrennen veranstalten. Sie fuhren viermal

um die Spina (den großen Längsdurchmesser der Ellipse) herum. Die Mailänder schwärmen für dies Schauspiel, das mich ganz kalt läßt. Ich langweilte mich, als das Wagenrennen von einem widrig-grotesken Schauspiel abgelöst wurde. Sechsunddreißig Zwerge, drei und einen halben Fuß hoch und in Säcke gesteckt, die am Halse zugeschnürt waren, rannten um die Wette, indem sie mit beiden Füßen zugleich sprangen wie Frösche. Das Volk lachte über die Purzelbäume dieser armen Teufel; und in diesem Lande des ersten Eindrucks ist alles Volk, selbst die schöne Signora Formigini.

Heute abend führte ich in der Loge einer Dame, die durch ihre Liebenswürdigkeit, ihre disinvoltura (Ungezwungenheit) und ihre Kenntnisse berühmt ist, über diese Unmenschlichkeit Klage. Sie antwortete mir: „Die Zwerge sind hierzulande sehr lustig. Sehen Sie sich den an, der den Damen vor der Scala Blumen verkauft, er hat einen beißenden Witz." Es gibt vielleicht tausend Mailänder, die nicht drei Fuß groß sind; das liegt an der Feuchtigkeit des Klimas und an der panera (der ausgezeichneten Sahne, die selbst in der Schweiz nicht ihresgleichen findet).

Der Erzherzog, dem die Ultras in der Stadtverwaltung diese Feste geben, ist ein verständiger Mann, kalt, schlecht gekleidet, sehr bewandert in Botanik, Statistik und Geologie, aber unfähig, mit den Damen zu reden. Ich sah ihn zu Fuß auf dem Korso herumgehen; er trug Stiefel, deren mein Diener sich geschämt hätte. — Ein Fürst ist nur eine Zeremonie, wie jemand zu Ludwig XVI. sagte[1]. Man wünscht den Prinzen Eugen (Beauharnais) mit seiner Liebenswürdigkeit und Eitelkeit, der stets ein Wort für jede Dame fand, zurück. In Paris ziemlich trübsinnig, benahm er sich als Vizekönig in Mailand glänzend und galt für sehr liebenswürdig. In dieser Art von Vorzügen kommt dem Franzosen niemand gleich. Man kündet für den 31. Dezember den Einzug des Kaisers Franz an. Er wird

[1] Handschriftliche Verbesserung Stendhals: „Das ist älteren Datums. Ein Kardinal sagte es zu Ludwig XII. oder Franz I." (Müller.)

keinen Erfolg haben. Die Mailänder besitzen herzlich wenig Schwung. In Paris winkt man nach jedem Beliebigen mit dem Taschentuch und meint es im Augenblick beinahe ehrlich. — Die Mailänder Jugend ist finster und schweigsam. Nichts ist seltener in Italien als Lustigkeit; denn die Freude über eine befriedigte Leidenschaft ist nicht Lustigkeit.

10. November. — Ich fuhr neun Miglien in der Sediola rings um die Wälle von Mailand, die etwa dreißig Fuß über den Boden aufsteigen, eine ansehnliche Höhe in dieser völlig flachen Gegend. Dank der erstaunlichen Fruchtbarkeit des Bodens sieht die Ebene überall wie ein Wald aus, und man blickt nicht hundert Schritte weit. Die Bäume sind heute — am 10. November — noch völlig belaubt, in prachtvollen roten und gelben Färbungen. Der Blick auf die fernen Alpen von der Porta Nuova bis zur Porta di Marengo ist herrlich; er gehört zum Schönsten, was ich in Mailand genossen habe. Man zeigte mir den Monte Rosa und den Rezegon di Lek. Diese Schneehäupter jenseits der fruchtbaren Niederung sind von gewaltiger Wirkung, aber beruhigend, wie die griechische Architektur. In der Schweiz dagegen gemahnen mich die Berge stets an die menschliche Schwäche und die armen Wanderer, die eine Lawine verschüttet. Diese Gefühle hege ich wahrscheinlich allein. Der Feldzug in Rußland hat mir den Schnee verleidet, nicht wegen der Gefahren, wohl aber wegen des entsetzlichen Anblicks von furchtbarem Leid und wegen seiner Erbarmungslosigkeit. In Wilna verstopfte man die Löcher des Hospitals mit gefrorenen Leichenteilen. Wie soll man bei solchen Erinnerungen noch Freude am Schnee finden?

11. November. — Heute abend bei der liebenswürdigen Bianca Milesi[1] wollte ein Dummkopf, der sich mit Musik beschäftigt, uns weismachen, daß Rossini eine Art von Mörder sei. Diese Wut der Eifersucht belustigte mich sehr. Überhaupt wird Rossini viel nachgeredet:

[1] Sie war eine Base der Mathilde Dembowska, befreundet mit Melchior Gioja (s. S. 44 f.), eine hochgebildete, weitgereiste Frau und Patriotin, auch schriftstellerisch tätig. Vgl. Barbiera, Figure e Figurine, S. 129 f.

er sei faul, bestöhle die Impresarij, sich selbst usw. Jawohl, aber wieviele tugendhafte Musiker bringen mich zum Gähnen! Wieviel Leuten ist es darum zu tun, einen Mann zu verleumden, der sich über alle sozialen Vorzüge lustig macht. Man könnte sagen, daß in diesem Jahrhundert der erbettelten Lobsprüche, des Cliquenwesens und des Journalismus der Neid das einzige sichere Zeichen wahren Verdienstes ist...

Heute morgen bin ich auf die Guglia des Domes gestiegen. Man erkennt Bergamo in malerischer Lage auf den ersten Alpenhöhen, 30 Miglien (10 französische Meilen) entfernt. Man sieht die kleinen Kapellen der berühmten Madonna del Monte bei Varese in gleicher Entfernung. Wenn man so auf der Spitze dieses Filigranturmes in den Lüften schwebt, ist der Anblick der Alpen heiter.

Die Architektur der Porta Nuova, die Napoleon erbaute, gleicht einer nüchtern ausgeführten Miniatur, ebenso schlecht im Geschmack wie unsere Pariser Theaterdekorationen. Die Häufung von Einzelheiten und die darauf verwandte Sorgfalt führen in den Künsten zum Kleinlichen.

Der Brerapalast hat einen Hof und eine Treppe, die wenigstens auf den Nordländer einen großen Eindruck machen. Vielleicht denke ich anders, wenn ich von Rom zurückkehre. Der Hof ist sehr klein, aber schöner als der des Louvre, ausgenommen dessen architektonisch schöne Westseite.

Der heilige Karl Borromäus gründete das Kolleg der Brera im Jahre 1572. Er besaß etwas von Napoleons Geist[1], d. h. den völligen Mangel an Kleinlichkeit und die Kraft, die stracks auf das Ziel geht. Um dem Despotismus und der Religion zu dienen, zerstörte er die Energie des Mailänder Charakters. Um 1530 besuchte man die Fechtsäle; Castiglione beschimpfte Maraviglia, den diplomatischen

[1] Graf Carlo Borromeo, geboren 1538 in Arona, wo heute sein Kolossalstandbild steht, starb 1584 in Mailand. Er schuf sich während der Pest von 1576 einen unsterblichen Namen. (Stendhal.)

Spion Franz des Ersten. Der heilige Karl gewöhnte dem Volke das Fechten ab und lehrte es den Rosenkranz beten. Über einer Tür der Brera sah ich eine Büste und eine Inschrift, wonach ein Bruder des Ordens der Umiliati, Donato Farina, aus Erbitterung über die Strenge des heiligen Karl, der die Sitten des Klerus reformieren wollte, und dies in ehrlicher Absicht, einen Büchsenschuß auf ihn abgab und ihn verfehlte. So geschehen im Jahre 1569. Vor und nach dem heiligen Karl hatten die Mailänder Pfarrer ihre Liebste. Nichts scheint natürlicher; niemand schmält sie deshalb; man sagt ganz harmlos: sie sind nicht verheiratet. Ich sah eine Dame an einem Sonntag Morgen in höchster Besorgnis, die Messe eines Priesters zu verfehlen, der ihr Geliebter war. Das entspricht durchaus dem Konzil von Trient, welches erklärt hat, daß, selbst wenn der Teufel, als Priester verkleidet, eine Messe zelebrierte, das Sakrament gültig sei.

Mit fünfzig Jahren werden die Priester im Mailändischen trunksüchtig, oder sie werden nach dem Tod einer Geliebten fromm; dann erlegen sie sich außerordentliche Bußübungen auf und bedrücken ihre jüngeren Amtsbrüder. In diesem Falle macht man sich über sie lustig und haßt sie. Im Jahre 1792 waren die Priester in ganz Italien höchst betroffen über die sittsame Aufführung der emigrierten französischen Geistlichen.

Ich gehe oft in das Museum der Brera. Das Sposalizio von Raffael, in seinem ersten Stil gemalt, machte mir einen ähnlichen Eindruck wie Rossinis Oper „Tancred". Die Leidenschaft kommt nur schwach zum Ausdruck, aber richtig. Keine Figur ist gewöhnlich; alle sind liebenswert. Eine Hagar von Guercino kann die härtesten Herzen rühren, die nur an Geld und an Orden denken . . .

Bemerkenswert sind auch die Fresken von Luini (den ich in Sarona so bewunderte); man hat sie mit dem Wandstück, auf das sie gemalt waren, hierher gebracht. Dieser Meister steigt in unserer Achtung durch die Unnatur und die gekünstelte Glut der modernen Künstler. Er ist zweifellos kalt, aber er malt himmlische Gesichter;

das ist Anmut, durch die Ruhe des Charakters gemildert, wie bei Leonardo.

12. November. — Vor einem Monat erschien mein Freund Guasco bei mir eines Morgens mit einem großen, schwarzgekleideten, hageren jungen Manne von sehr vornehmem Aussehen. Es war Monsignore Lodovico di Brême, früherer Almosenier des Vizekönigs von Italien und Sohn seines Ministers des Inneren. Er ist sehr geistvoll und kenntnisreich und hat die Manieren der großen Welt. Er ist sehr begeistert für Frau von Staël und ein großer Freund der Literatur[1] ... Ich gehe fast jeden Abend in seine Loge in der Scala, bringe ihm und seinem Kreise Nachrichten aus Frankreich, Anekdoten über den Rückzug aus Rußland, über Napoleon, die Bourbonen usw., und als Gegengabe erhalte ich Neuigkeiten über Italien. In dieser Loge lernte ich Monti kennen, den größten lebenden Dichter, doch ohne eine Spur von Logik. Wenn man ihn gegen irgend etwas aufgereizt hat, so ist er von erhabener Beredsamkeit. Er ist fünfundfünfzig Jahre alt und noch ein schöner Mann. Monti ist der wiedererstandene Dante im 19. Jahrhundert. Wie Dante hat er sich an Virgil gebildet und die monarchische Eleganz Racines verachtet[2].

Worte von äußerster Energie, die, wenn man sie ins Französische übersetzte, das Zartgefühl verletzen könnten, verschmäht die italienische Beredsamkeit nicht. Man merkt es immerfort: dies Land hat nicht hundertundfünfzig Jahre lang den hochmütigen Hof eines vierzehnten und fünfzehnten Ludwig gehabt. Die Leidenschaft denkt hier nie an Eleganz. Was ist überhaupt eine Leidenschaft, die an etwas anderes denkt als an sich selbst?

Silvio Pellico, voller Vernunft und guter Erziehung, reicht im Ausdruck nicht ganz an die Pracht und die Kraft von Monti heran. Aber in der Literatur ist Kraft gleichbedeutend mit Wirkung auf das

[1] Über Monsignore di Brême siehe Nr. 9 im Anhang.
[2] Über Monti siehe Nr. 8 im Anhang.

Publikum, mit Einfluß und Verdienst. Pellico ist noch sehr jung; er hat das Unglück, ein Mann ohne Vermögen zu sein, dem ein schlimmer Zufall statt der ehernen Stirn des Intriganten eine hochherzige und zärtliche Seele verlieh. Verleumdungen betrüben ihn. „Wie soll man sich an einem Dummkopf rächen?" fragte ich ihn. Er antwortete mir: „Der schönste Tag meines Lebens wird mein Todestag sein." Die Liebe ist in seiner „Francesca da Rimini" göttlich geschildert[1].

In Paris kenne ich nichts, was sich dieser Loge vergleichen ließe. Hier trifft man jeden Abend mit fünfzehn bis zwanzig hervorragenden Geistern zusammen; oder man lauscht der Musik, wenn die Unterhaltung reizlos wird.

Oft treffe ich in der Loge des Monsignore di Brême Herrn Borsieri[2], einen Mann von französischem Esprit und voller Lebhaftigkeit und Keckheit. Der Marchese Ermes Visconti[3] hat sehr richtige und klare Gedanken, obwohl er ein großer Verehrer Kants ist. Wollte man den ersten Philosophen Italiens nennen, so müßte man sich zwischen ihm und Herrn Gioja entscheiden, dem Verfasser von zehn Quartbänden, dem täglich Gefängnis droht. Auch Graf Confalonieri, ein Mann von Herz, der sein Vaterland liebt, kommt oft in die Loge des Herrn di Brême. Herr Crisostomo Berchet hat einige Gedichte von Bürger ausgezeichnet ins Italienische übertragen; er ist impiegato (Beamter) und könnte als solcher leicht abgesetzt werden, da seine eigenen Gedichte gedankenreich sind. Herr Trechi, ein liebenswürdiger

[1] Silvio Pellico wurde bekanntlich wegen „revolutionärer", d. h. nationalistischer Umtriebe von 1820—1830 auf dem Spielberg gefangen gehalten. Über seine Gefangenschaft schrieb er das berühmte Buch „I miei prigioni" („Meine Gefängnisse". Deutsch bei Reclam). Näheres über ihn im Anhang Nr. 11.

[2] Pietro Borsieri (1788—1852), zur Franzosenzeit Sekretär im Justizministerium zu Mailand, Freund Silvio Pellicos, gleich ihm Mitarbeiter am „Conciliatore" (1818—1819), 1822 als Verschwörer verurteilt, 1824 bis 1835 auf dem Spielberg eingekerkert, dann nach Amerika deportiert, 1840 nach Mailand zurückgekehrt.

[3] S. Einleitung, S. XXXIV f.

Mann, so französisch in seiner Art, wie ich niemand in Italien traf, bringt manchmal Frohsinn in unsere literarischen Diskussionen[1].

Außerdem besuche ich noch fünf bis sechs andere Logen, wo die Unterhaltung nie philosophisch wird. In Paris könnte man Millionär sein und sich doch keine solchen Abende bereiten. Draußen regnet und schneit es. Was tut das? Die ganze gute Gesellschaft ist in hundertundachtzig Logen der Scala vereinigt. Am liebenswürdigsten (ich meine liebenswürdig im französischen Sinne, lebhaft, lustig, glänzend, das Gegenteil von Trübsinn) ist man vielleicht in der Loge von Nina Viganò, der Tochter des genialen Ballettmeisters. Frau Nina, oder wie man in Italien von allen Frauen, selbst von Herzoginnen und in ihrer Gegenwart sagt, die Nina singt die Venezianischen Arien von Perruchini mit einzigem Charme. Sie ist eine Miniaturmalerin, die auf ihrem begrenzten Gebiet hundertmal talentvoller ist als mancher berühmte Ölmaler.

Ich fehle nie bei den Abendgesellschaften dieses liebenswürdigen Wesens, die am Donnerstag stattfinden, dem einzigen Tage, wo in der Scala nicht gespielt wird. Gegen 1 Uhr, wenn wir nur noch acht bis zehn Gäste sind, ist immer einer darunter, der höchst lustige Anekdoten über die venezianischen Sitten um 1790 erzählt. Venedig war von 1740 bis 1796 wahrscheinlich die glücklichste Stadt der Welt und am freisten von den feudalen oder abergläubischen Dummheiten, die noch heute das übrige Europa und Nordamerika so traurig machen. Venedig war das Gegenteil von London; namentlich die einfältige Wichtigtuerei war dort mit Ausnahme der politischen Zeremonien ebenso unbekannt wie der Frohsinn in einem Trappistenkloster. Die Geschichten, die Nina uns gestern zum Besten gab, würden ein Buch füllen ... Venedig war glücklich; und doch war die Zivilrechtspflege erbärmlich und die Strafjustiz gleich Null. Sobald etwas Lächerliches passiert war, erschienen am nächsten Tag zwanzig Sonette. Die

[1] Über Gioja, Confalonieri, Berchet und Trechi s. Anm. 2 am Schluß des Bandes.

liebenswürdige Nina weiß sie auswendig, sagt sie aber nur auf besonderes Drängen her.

Ich glaube alles, was sie uns von der Liebenswürdigkeit der Venezianer erzählt, seit Signora C... mich dem Obersten Corner vorgestellt hat. Dieser liebenswürdige junge Mann hat sich alle seine Orden im Kriege verdient; seine Ahnen waren schon Dogen, ehe die Österreicher Adel besaßen; er hat bereits zwei Millionen verzehrt — und doch: wie einfach ist sein Benehmen! Wie gespreizt benähme sich solch ein Mensch überall wo anders[1]!

Er arrangierte sehr nett ein Picknick, das wir gestern veranstalteten; wir hatten reizende Verse, angenehme Ideen und nicht die geringste Geziertheit. Herr A[ncillo], ein Apotheker aus Venedig, ein liebenswürdiger Mann, rezitierte uns ein altes aristokratisches Sonett über Christi Geburt. Voltaires Spott richtet sich einseitig an den Geist; die venezianische Satire ist sinnlicher; sie spielt höchst graziös mit allbekannten Gedanken. Herr A[ncillo] sagte auch einige Gedichte von Buratti auf; sie sind nahezu vollkommen[2].

13. November. — In Brescia lebte um 1786 ein Graf Vitelleschi[3], ein eigentümlicher Charakter, dessen Energie an das Mittelalter gemahnt. Alles, was ich von ihm hörte, erinnerte mich an die Art

---

[1] Auf den Grafen Andreas Corner ist Stendhal in den „Souvenirs d'Egotisme" ausführlich zurückgekommen. „Graf Corner soll fünf Millionen verbraucht haben; er betätigte eine ganz seltene Freigebigkeit. Er hat sowohl den Orden der Eisernen Krone wie das Kreuz der Ehrenlegion aus Napoleons Hand empfangen. Dieser liebenswerte Mann war später in Paris, als er anfing, kahlköpfig zu werden, ohne Geld. Er war mittellos mit achtunddreißig Jahren, in einem Alter, wo, wenn man die Illusionen verliert, die Schwächen sich einstellen. Und so ging er denn manchmal — das war der einzige Fehler, den ich an ihm entdeckte — des Abends allein und angetrunken durch den dunklen Garten des Palais Royal. Das ist das Ende aller unglücklichen Berühmtheiten."

[2] Über Buratti s. Nr. 15 im Anhang dieses Bandes.

[3] Deckname für Faustino Lechi; s. Lumbroso, Stendhal e Napoleone, S. 90ff., sowie Anm. 3 am Schluß dieses Bandes.

des Castruccio Castracani[1]. Da er nur ein simpler Privatmann war, so beschränkte er sich darauf, sein Vermögen in merkwürdigen Ausgaben zu vertun, für eine Geliebte Torheiten zu begehen und schließlich seine Nebenbuhler zu töten. Als ein Mann seine Geliebte anblickte, während er sie am Arme führte, schrie er ihn an: „Blick' zu Boden!" Da der andere fortfuhr, sie anzustarren, so erschoß er ihn. Dergleichen Seitensprünge waren für einen reichen Patrizier nur kleine Vergehen; doch als er den Großneffen eines Bragadin (aus einer der ersten Adelsfamilien Venedigs) getötet hatte, ward er verhaftet und in den berüchtigten Kerker neben dem Ponte dei Sospiri geworfen. Vitelleschi war ein bildschöner Mann und sehr beredt. Er suchte die Frau des Kerkermeisters zu gewinnen, was dieser jedoch merkte. Der Kerkermeister spielte ihm einen Streich seines Berufes und legte ihn in Ketten oder dergleichen. Diesen Anlaß benutzte Vitelleschi, um mit ihm zu sprechen; und es gelang ihm, in Ketten und ohne Geld, wie er war, den Kerkermeister für sich zu gewinnen. Der Mann fand Vergnügen daran, jeden Tag zwei Stunden bei seinem Gefangenen zu verweilen. „Mich quält es," sagte Vitelleschi zum Kerkermeister, „daß es mir wie Euch geht; ich habe Ehre. Während ich hier in den Ketten verfaule, brüstet sich mein Feind in Brescia. Ach, könnte ich ihn doch töten und dann sterben!" Dies schöne Empfinden rührte den Kerkermeister, der zu ihm sagte: „Ich gebe Ihnen für hundert Stunden die Freiheit." Der Graf fiel ihm um den Hals. Eines Freitag abends verläßt er den Kerker und fährt in einer Gondel nach Mestre, wo ihn eine Sediola mit Relais erwartet. Am Sonntag nachmittag um 3 Uhr langt er in Brescia an und postiert sich vor dem Kirchenportal. Sein Feind kommt aus dem Vespergottesdienst; er tötet ihn inmitten der Menge mit einem Karabinerschuß. Niemandem fällt es ein, den Grafen Vitelleschi festzunehmen; er schwingt sich wieder in die Sediola und kehrt am Dienstag abend in seinen Kerker zurück. Alsbald erhält die Signoria in Venedig Nachricht von diesem

[1] S. Seite 239.

neuen Morde. Man zitiert den Grafen Vitelleschi, der sich vor seine Richter schleppt, denn er kann vor Schwäche kaum gehen. Man liest ihm den Bericht vor. „Wieviele Zeugen haben diese neue Verleumdung unterschrieben?" fragt Vitelleschi mit Grabesstimme. „Mehr als zweihundert", ist die Antwort. „Trotzdem wissen Eure Exzellenzen, daß ich am Tage des Mordes, dem letzten Sonntag, in diesem verfluchten Kerker war. Ihr seht, wieviel Feinde ich habe." Dieser Grund erschütterte einige alte Richter; die jungen wollten ihm als einem Sonderling ohnedies wohl; und alsbald erhielt er wegen dieses neuen Mordes seine Freiheit wieder. Ein Jahr danach empfing der Kerkermeister durch die Hand eines Priesters 180000 Lire venete (90000 Franken); es war der Erlös für ein kleines Gut, das letzte schuldenfreie, das dem Grafen geblieben war. Dieser tapfere, leidenschaftliche Sonderling, dessen Leben ein Buch füllen würde, starb in hohem Alter, stets von seinen Nachbarn gefürchtet. Er hinterließ zwei Töchter und vier Söhne, alle von hervorragender Schönheit.

Spaßig ist die Geschichte von einem Kamin, in dem er fünfzehn Tage hauste, um seine Geliebte zu belauern, die er zu seiner unaussprechlichen Freude treu erfand. Sie gewährte einem sehr reichen jungen Manne, der sie liebte, Stelldicheins, um ihn mit ihrer Tochter zu verheiraten. Als Vitelleschi sich von der Unschuld seiner Schönen überführt hatte, läßt er sich plötzlich aus dem Kamin herabfallen und sagt lachend zu dem verblüfften jungen Manne: „Du bist heil davongekommen! Das kommt, weil du es mit einem Ehrenmanne zu tun hattest. Jeder andere hätte dich an meiner Stelle getötet, ohne die Wahrheit festzustellen." Graf Vitelleschi war stets heiter, nie düster, und seine Scherze besaßen Anmut. Eines Tages vor Ostern verkleidete er sich als Beichtiger derselben Geliebten, die fünfzehn Jahre lang die Seine war. Dem wirklichen Beichtvater hatte er Opium gegeben, nachdem er ihn am Morgen zu einem seiner Buli[1] hatte rufen lassen, der den Sterbenden spielte. Als der Beichtvater eingeschlafen

[1] Über die Buli s. S. 54 f.

war, nahm ihm Viteleschi sein Ornat ab und schritt gravitätisch zum Beichtstuhl . . .

Diese Geschichten zeigen, daß es einem geistreichen Italiener nie beikommt, ein Vorbild nachzuahmen. Ein wohlhabender junger Italiener ist mit fünfundzwanzig Jahren, wenn er alle Schüchternheit verloren hat, der Sklave des augenblicklichen Eindrucks, von dem er ganz erfüllt ist. Alles, was nicht sein Feind ist, den er haßt, oder seine Geliebte, die er anbetet, verschwindet vor seinen Augen. Unter dem Adel findet man einige Stutzer nach französischer Art. Wie die jungen Russen sind sie um fünfzig Jahre zurück; sie kopieren das Zeitalter Ludwigs XV. Sie sind spaßhaft, besonders zu Pferde, wenn sie in den öffentlichen Anlagen spazieren reiten.

Gestern um 1 Uhr in den Giardini war köstliche Instrumentalmusik. Jedes deutsche Regiment hat eine Kapelle von achtzig Musikern. Hundert hübsche Frauen lauschten dieser erhabenen Musik. Gespielt wurden die schönsten Stücke von Mozart und dem jungen Rossini. Hundertundfünfzig vorzügliche Blasinstrumente gaben diesen Arien einen Einschlag von eigenartiger Schwermut. Die französischen Militärkapellen sind neben dieser Musik, was das grobe Schuhwerk einer Hökerfrau neben dem weißen Atlasschuh einer Weltdame ist.

14. November. — Della Bianca, der jüngste meiner neuen Freunde, sitzt gewöhnlich, in seinen Mantel gehüllt, stumm in der vordersten Parkettreihe. Heute abend fragte ich ihn nach der Marchesina D . . ., die aus ihrer Loge, aus der ihn die Eifersucht ihres Gatten verbannt hat, auf ihren Liebsten herabblickte. Anstatt auf meine Frage zu antworten, sagte er: „Die Musik ist schön, wenn sie unsere Seele des Abends so stimmt, wie die Liebe sie am Tage gestimmt hat."

So schlicht ist die Sprache und sind die Taten. Ich erwiderte nichts und verließ ihn. Wenn man die Musik so empfindet: welcher Freund wäre da nicht lästig?

15. November. — Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen in Strömen. In Paris brauchte dies Wasser zwei Monate zum

Niederfallen. Daher unser feuchtes Klima. Es ist schwül. Ich verbrachte meinen Tag in der Brera, wo ich die Gipsabgüsse der Statuen von Michelangelo und Canova betrachtete. Michelangelo hatte stets die Hölle vor Augen und Canova die sanfte Lust. Der Kolossalkopf des Papstes Clemens XIII. (Rezzonico), der Gott um Vergebung anfleht, weil sein Vater, ein reicher Bankier aus Venedig, ihm den Kardinalshut gekauft hatte, ist ein Meisterwerk an Natürlichkeit. Canova besaß den Mut, die Griechen nicht zu kopieren, sondern sich eine eigene Schönheit zu erfinden, wie sie. Welcher Kummer für die Pedanten! Sie werden ihn denn auch bis über sein Grab hinaus schmälen, und sein Ruhm wird dafür um so rascher zunehmen. Dieser große Mann, der mit zwanzig Jahren noch nicht orthographisch schreiben konnte, hat hundert Statuen geschaffen, darunter dreißig Meisterwerke.

Michelangelo kannte die Griechen, wie Dante Virgil kannte. Beide waren voller Bewunderung, aber sie ahmten deswegen nicht nach; und darum wird man noch in Jahrhunderten von ihnen reden. Sie werden der Dichter und der Bildhauer der katholischen Religion bleiben. Und diese Religion war um 1300, als sie jung und lebensvoll war, durchaus nicht so anmutig, wie es Chateaubriand in seinem „Génie du Christianisme“ darstellt[1] . . .

Die französischen Künstler der Davidschule beurteilen Michelangelo nach den Regeln der griechischen Skulptur oder besser gesagt, nach dem, was sie für diese Regeln halten. Ihr Grimm richtet sich noch

[1] Man lese die drei ersten Bände von Pignottis vorzüglicher „Storia di Toscana“ [Florenz 1816, 9 Bde.], die viel besser ist als Sismondis „Geschichte der italienischen Freistaaten“. Für die Geschichte der Kirche in Italien s. den ehrlichen de Potter [„L'Esprit de l'Eglise“, Brüssel 1821, 8 Bde.] und Tamburini, „La Vera ideá della Santa Sede“. Voltaires Ausführungen über die Kirche taugen nichts; eine liebenswürdige Satire ist keine Geschichte (Stendhal). — Der moderne Leser wird sich an Rankes Werk „Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten“ oder an Pastors „Geschichte der Päpste“ halten.

mehr gegen Canova, der erstens nicht schon dreihundert Jahre tot ist und der zweitens das unendliche Glück, ein Zeitgenosse des Malers David zu sein, nicht benutzt hat, um dessen Schüler zu werden. Michelangelo und Canova wären Erzverbrecher, wenn nicht die Bilder eines Unglücksmannes, namens Correggio, die die Größe eines Briefbogens haben, vor unseren Augen mit hunderttausend Franken bezahlt würden, während Davids Meisterwerke, so groß wie ein Zimmer, im Luxemburg-Museum schimmeln... Als Charakter achte ich David sehr; er hat sich nicht wie ein Literat verkauft[1]. Aber seine Bilder bereiten dem Auge keinen Genuß; vielleicht passen sie für den Himmelsstrich von Stockholm.

18. November. — Es scheint, daß sich in Mailand unter Napoleon ein gewisser anmutiger Stil der Profanarchitektur herausgebildet hat. Die Fassade des Polizeigebäudes in der Contrada Santa Margherita, das jeder Fremde nur zu oft zu besuchen Gelegenheit hat, bietet ein Beispiel dafür. Die Verteilung der Fenster ist heiter und anmutig; das Verhältnis zwischen Flächen und leerem Raume ist vollendet; die Friese springen kühn vor.

Die Via degli Orefici (die Goldschmiedestraße) ist ein Überbleibsel der mittelalterlichen Republiken: hundert Goldschmiedläden, einer neben dem andern. Im vierzehnten Jahrhundert griffen alle Goldschmiede zu den Waffen und verteidigten sich, wenn man ihre Straße plündern wollte. Sie wurde jedenfalls an beiden Enden mit Ketten geschlossen. Ich lese mit Vergnügen die Geschichte Mailands von Verri[2], dem Freunde Beccarias, die mit der ganzen Gutmütigkeit des Mailänders, aber auch mit dem ganzen Mißtrauen eines Italieners geschrieben ist...

Die Geschichte Mailands ist fesselnd wie Walter Scott, vom Jahre 1063 an, wo die Priester einen Bürgerkrieg entfachten, weil sie sich dem Zölibat, das Rom ihnen aufdrängte, nicht unterwerfen wollten,

[1] So nach dem Ersatzblatt von 1827 (Müller).
[2] „Storia di Milano" 1783—97, 12 Bde.

bis zur Schlacht von Marignano, die König Franz I. von Frankreich im Jahre 1515 gewann. Verschwörungen, Mordtaten aus Ehrgeiz, Liebe oder Eifersucht, große Einrichtungen der öffentlichen Wohlfahrt, zehn Volkserhebungen im Stile der Erstürmung der Bastille — das alles erforderte nur einige Schlichtheit der Darstellung, um zu packen. Hat man doch selbst unsere platten Annalen der nämlichen Zeit lesbar zu machen verstanden, wo nur rohe Leidenschaften Nichtswürdiger zutage treten, die an nichts denken als an Fressen und Plündern . . .

Diese packenden Erzählungen, die man „Schönheiten der Mailänder Geschichte“ nennen könnte, müßten den Untertitel: „Einführung in die Kenntnis des Menschenherzens“ tragen. Überall springen die Riesenleidenschaften des Mittelalters in all ihrer wilden Energie hervor, durch keinerlei Ziererei verhüllt. In diesen Feuerseelen war kein Raum für Ziererei. Sie haben ihrer würdige Geschichtschreiber gefunden, die das Kind beim rechten Namen nennen.

Was ist malerischer als die Geschichte des Hauses Visconti? Matteo Visconti versucht die Republik zu stürzen und sich zum Herrscher zu machen; er entdeckt und bestraft eine Verschwörung. Antiochia Visconti-Crivelli, die Frau eines Mitverschworenen, bringt 10000 Mann auf und greift den Usurpator an (1301).

Der große Fürst Luchino Visconti wird von seiner Gattin Isabella Fiesco ermordet (1349). Matteo II. Visconti wird von seinen Brüdern vergiftet (1355).

Gian Galeazzo vergiftet seinen Oheim (1385) und baut den Mailänder Dom. Gian Maria wird von Verschwörern ermordet (1412); Mailand erhebt sich zur Republik (1447); Francesco Sforza (1450) behandelt diese Republik wie Napoleon die französische; doch sein Sohn Galeazzo wird in der Kirche San Stefano ermordet (1476).

Ludwig der Mohr gibt seinen Namen den Maulbeerbäumen (moroni), deren Kultur er im Mailändischen einführt. Er ruft Karl VIII.

von Frankreich nach Italien (1494) und vergiftet seinen Neffen, um dessen Nachfolger zu werden. Heute sah ich ein sehr fesselndes, ausgezeichnetes Bild von Palagi; es stellt den unglücklichen Gian Galeazzo dar, wie er, von dem schleichenden Gifte gebrochen, sich auf seinem Schmerzenslager aufrichtet, um König Karl VIII. zu begrüßen. Die junge Gattin des Kranken sucht in den Augen des jungen Königs von Frankreich zu lesen, ob er ihnen gegen ihren Mörder beistehen wird. Solche Darstellungen dürften für die Mailänder mehr Interesse haben als der Zorn Achills...

Signora P... rät mir, nach Monza zu fahren und mir die Eiserne Krone der Lombardei anzusehen. Ich würde dort auch eine schöne Fasanerie sehen, was noch schlimmer ist, und schließlich den prächtigen Glockenturm des Domes mit seinen acht trefflich abgestimmten (intuonate) Glocken. Dies echt italienische Wort erregt mein Interesse. Glockenklang gehört in der Tat zur Musik. Ich verstehe jetzt, warum ich die eigene Art des Glockenläutens in Mailand, die mich anfangs erstaunte, jetzt so wahnsinnig liebe. Man verdankt diese Kunst, so heißt es, dem heiligen Ambrosius, dem auch das Verdienst gebührt, den Karneval um vier Tage verlängert zu haben. Die Fastenzeit beginnt in Mailand erst am Sonntag nach Aschermittwoch. Am Abend dieses Tages strömen die reichen Leute auf acht Meilen im Umkreis nach Mailand zum Carnavalon.

19. November. — Folgende Geschichte vom Karneval von 1814 erfuhr ich soeben in der Loge der Signora Foscarini.

Eine junge Frau hing sehr an einem französischen Offizier, der seit 1806 ihr Freund war. Die großen Umschwünge nelle amicizie (in den Liebschaften) finden hier während des Karnevals statt. Die unselige Maskenfreiheit leistet ihnen Vorschub. Die gute Gesellschaft — Adel und Reichtum — versäumt keinen der Maskenbälle, die reizend sind. Manche Kostümmaskerade von zehn Personen kostete pro Maske 80 Zechinen, wohlverstanden im Jahre 1810. Seit der Rückkehr der Tedeschi (Österreicher) sind alle Vergnügungen entschwunden. Man

soupiert bei den Maskenbällen um 2 Uhr in den erleuchteten Logen; es sind tolle Nächte. Um 7 Uhr abends kommt man zur Vorstellung. Um Mitternacht erscheinen Leute mit 70 Fuß hohen Leitern und zünden vor jeder Loge fünf Lichter an, um halb 1 Uhr beginnt der Ball.

Beim vorletzten Maskenball des Karnevals von 1814 merkt Teodolinda R . . ., daß der Oberst Malclerc ihr untreu ist. Um 5 Uhr morgens, als er kaum heimgekehrt ist, erhält dieser Offizier ein Billett in schlechtem Französisch, das eine Herausforderung wegen einer nicht näher bezeichneten Beleidigung enthält. Er soll sich im Namen der Ehre unverzüglich mit einem Freunde und mit Pistolen versehen nach den Cascinen, dem Bois de Boulogne der Mailänder, begeben. Er geht und weckt einen Freund, und trotz Schnee und Kälte finden sich beide bei Morgengrauen am bezeichneten Orte ein. Als Gegner finden sie einen kleinen, in Pelz gehüllten Mann, dessen Sekundant offenbar nicht zu sprechen wünscht. Wohlan denn! Man lädt die Pistolen, schreitet zwölf Schritte ab. Im Augenblick des Kugelwechsels muß der kleine Herr näher treten. Malclerc blickt ihn sehr neugierig an und erkennt Teodolinda R . . ., seine Geliebte. Er will scherzen; sie überschüttet ihn mit den wohlbedachtesten Schmähungen. Als er sich ihr nähern will, ruft sie: „Keinen Schritt weiter, oder ich schieße." Und ihr Sekundant kann ihr nur mit großer Mühe klar machen, daß sie dazu kein Recht habe. „Kann ich dafür, wenn er nicht schießen will!" sagt sie zu ihrem Sekundanten. „Sie Ungeheuer, Sie haben mir das größte Leid angetan, das es gibt", ruft sie Malclerc zu. „Es ist durchaus kein ungleicher Kampf, wie Sie behaupten. Wenn Sie wollen, nehmen wir eine geladene und eine ungeladene Pistole und schießen auf drei Schritt . . . Ich will nicht lebend nach Mailand zurück, oder Sie sollen fallen, und ich will Ihren Tod der Prinzessin N . . . melden. Ließe ich Sie durch meine Buli erdolchen[1], was mir

[1] Die Buli, kühne und geschickte Leute, verdingten sich um 1775, um Morde auszuführen. S. die Reise des Ministers Roland. In der Umgegend

leicht fiele, so sagten Sie ja nur: ‚Die Italiener sind Mörder!‘ Kämpfen Sie also, Sie Feigling, der nur zu beleidigen weiß!" Dies alles erzählte man mir in Gegenwart dessen, der als Sekundant der Frau R... figuriert hatte. „Ich glaubte stets," sagte er, „Teodolinda sei entschlossen zu sterben." Tatsächlich blieb sie trotz ihrer Jugend und der reizenden Feinheit ihrer Züge drei Jahre untröstlich — etwas Seltenes in einem Lande, wo die Eitelkeit keinen Einfluß auf die Beständigkeit der Entschlüsse hat. Sie ging lediglich darin auf, Latein und Englisch zu lernen, um es ihren Töchtern beizubringen. Als der Sekundant ihre Loge verlassen hatte, sagte man, er habe zur Zeit des Zweikampfes für einen verschmähten Liebhaber Teodolindas gegolten und habe ihr vorgeschlagen, dem Malclerc den Vorwand der Ungleichheit der Geschlechter zu nehmen, falls sie ihn selbst erhören wollte, was sie jedoch abschlug.

---

von Brescia soll es noch jetzt solche Leute geben. Ich hörte, wie ein junger Mann seinen Feind ernstlich bedrohte, ihn durch seine Buli ermorden zu lassen. Napoleons Polizei hat diese braven Leute im Zaume gehalten (Stendhal). — Hierzu vgl. Mélanges d'Art et Litt., S. 261: „Im Jahre 1580 bildete sich in der Lombardei eine sehr gefürchtete Mörderbande, die Bravi. Viele große Herren hielten Bravi in ihrem Solde und gebrauchten sie oft, um die Launen ihres Hasses oder ihre Rachsucht oder gar ihre Liebe zu befriedigen. Die Bravi führten die schwierigsten Aufträge mit unvergleichlicher Kühnheit und Gewandtheit aus. Selbst die Behörden zitterten vor ihnen. Seit 1583 machte der spanische Gouverneur von Mailand vergebliche Anstrengungen, diese gefährliche Gesellschaft auszurotten. Er veröffentlichte Edikte über Edikte, was aber die Bravi nicht abhielt, sich Zulauf zu verschaffen. Im Jahre 1628 florierte dieses Korps und stand wegen seiner Morde und Räubereien in furchtbarem Rufe. — Die Bravi dienten als Sekundanten bei den Duellen der Herren, in deren Sold sie standen. Blinder Gehorsam, Verschwiegenheit und Vorsicht waren die ersten Berufstugenden der Bravi. — Manzoni hat in seinem überschätzten Roman [I promessi sposi] das Wesen der Bravi unter der spanischen Fremdherrschaft sehr gut geschildert. Im Jahre 1818 fand ein junger Nobile aus der Umgegend von Brescia, Graf Martinengo, daß eine junge Gräfin aus Pavia ihn schlechter behandelte als sonst. Da rief er, zu seinem Rivalen gewandt, aus: „Ich werde zwei meiner Bravi von meinen Gütern bei Brescia kommen lassen, che vi serviranno di barba e di paraca" (in gewähltem Stil: die euch zur Vernunft bringen werden).

Ich gestehe, daß ich all dieser Einzelheiten nicht sicher bin. Ganz Bestimmtes kann ich erst nach drei Monaten erfahren, wenn Herr P... aus der Schweiz zurück ist, wohin er seine Kinder in Pension gebracht hat. Aber die Grundlage ist wahr. — Ich liebe die Kraft, und die Kraft, die ich liebe, kann eine Ameise so gut zeigen wie ein Elefant.

Frau R... war durch dies Abenteuer, das eine peinliche Berühmtheit erlangte, keineswegs entehrt. „E una matta“ (sie ist närrisch), sagte man. Die öffentliche Meinung in Mailand behandelt die Frauen in Dingen der Liebe, wie die öffentliche Meinung in Paris die Männer betreffs ihrer politischen Ehrlichkeit behandelt. Ein jeder verkauft sich dem Ministerium, ein jeder macht sein kleines Geschäft, so gut er es versteht; glückt es, so geht man zu seinen Diners, und beim Abschied sagen die Gäste: „Herr Soundso weiß sich sehr gut herauszuziehen.“ Was ist nun unmoralischer; für eine Frau, einen Liebsten zu haben, oder für einen Mann, seine Stimme zu verkaufen, um ein schlechtes Gesetz durchzubringen oder einen Kopf fallen zu lassen? Tag für Tag ehren wir in der Gesellschaft Leute, die so etwas auf dem Kerbholze haben.

Die öffentliche Meinung ehrt hierzulande eine junge Betschwester, weil sie eine große Leidenschaft hat: die Furcht vor der Hölle. Signora A[nnoni], eine der größten Schönheiten Mailands, ist in dieser Lage. Eine Gans, die keinen Liebhaber oder nur Geld (spiantati) hat, verachtet man. Im übrigen kann jede Frau hier zum Liebsten nehmen, wen sie will. Lädt man sie ein, so lädt man den Freund mit ein. Bisweilen sah ich bei den Donnerstagsgesellschaften Damen mit einem Freund erscheinen, dessen Namen die Dame des Hauses nicht kannte; trotzdem ist es üblich, durch ein Billett den Namen des Cavaliere servente wissen zu lassen, der dann seine Karte beim Portier abgibt und namentlich eingeladen wird.

Sobald man vermutet, daß die Wahl einer Dame durch Geldrücksichten bedingt ist, wird sie völlig verachtet. Glaubt man, daß sie mehrere Freunde zugleich hat, so hört man auf, sie einzuladen. Doch

derartige Strenge ist erst seit Napoleon üblich, der den Italienern aus Sinn für Ordnung und um seiner despotischen Interessen willen Sitten beigebracht hat. Die Mädchenschulen, die er in Mailand und Verona nach dem Muster der Mädchenschulen von Madame Campan schuf, hatten den heilsamsten Einfluß. Es fällt auf, daß nur noch Frauen in reiferen Jahren oder Klosterschülerinnen Ärgernis erregen. Die öffentliche Meinung in Mailand wurde im Jahre 1796 geboren; es ist ganz natürlich, daß die Charaktere, die sich vor dieser Zeit bildeten, oder die in reaktionären Familien groß wurden, nicht nach ihr fragen.

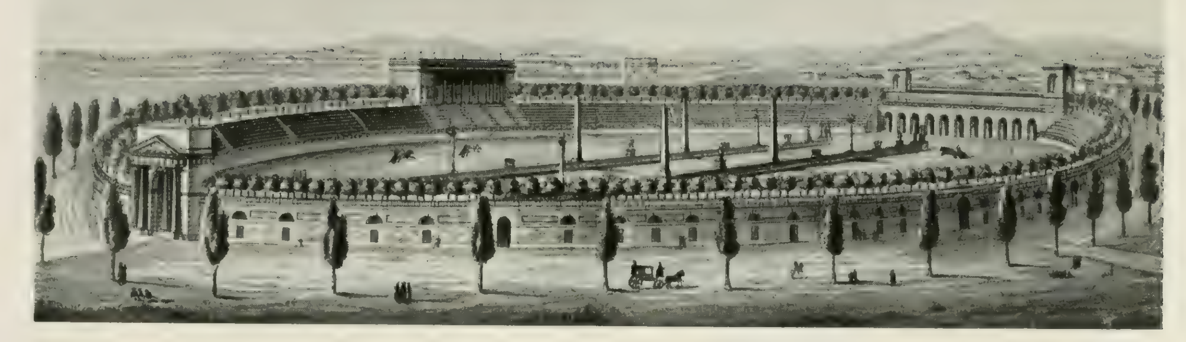
20. November. — Eine Frau bringt hier ihrem Gatten 500000 Franken in die Ehe; das ist ebensoviel wie 800000 Franken in Paris. Er gibt ihr 2000 Franken Nadelgeld und bezahlt die Rechnung des Haushofmeisters oder des Kochs; die Frau kümmert sich lediglich um die Verwaltung ihrer 170 Franken Nadelgeld. Sie hat einen Wagen, eine Theaterloge, Diamanten, zehn Dienstboten und oft nicht fünf Franken in ihrer Tasche. Die reichsten Damen kaufen sich, wenn der Sommer naht, sechs Roben aus billigem englischen Stoff, das Stück zu 20 Franken. Sie wechseln ihr Kleid, wie unsereins die Krawatte. Gegen den Winter macht ihnen eine Näherin vier oder fünf Kleider zu 30 Franken. Die Seidenkleider ihrer Mitgift, die acht bis zehn Jahre sorgfältig aufgehoben werden, tragen sie nur bei Erstaufführungen in der Scala und bei Bällen. Man ist persönlich bekannt, wozu also Toiletten?

Infolge ihrer großen Armut nehmen die reichen Damen gern ein Geschenk von sechs Paar Schuhen aus Paris an. Die öffentliche Meinung duldet es, daß eine Frau die Loge, ja selbst den Wagen ihres Freundes benutzt. Darin liegt keine andere Schande als die, ihre Armut einzugestehen. Eine Dame empfängt vormittags nur eine Person, zwischen zwei und vier Uhr ihre intimen Freunde. Des Abends von halb neun bis Mitternacht empfängt sie alle ihre Bekannten in ihrer Loge. Diese hat zehn bis zwölf Plätze; ist sie voll

und ein neuer Besucher tritt ein, so empfiehlt sich der, welcher am längsten da war. Der saß neben der Frau an der Logenbrüstung. Wenn er gegangen ist, so rückt alles nach der Brüstung zu vor, und der neu Hinzugekommene nimmt neben der Tür Platz. So kommt schließlich jeder neben die Dame, der die Loge gehört. Ich sah einen schüchternen Liebhaber das Feld räumen, sobald die Reihe an ihn kam. Sie erwiderte diese Liebe; es war ein merkwürdiger Anblick.

Das Vestibül (Atrio) der Scala ist das Hauptquartier der Stutzer; hier bildet sich die öffentliche Meinung über die Frauen. Wer ihnen den Arm reicht, wenn sie in ihre Loge hinaufgehen, gilt für ihren Liebhaber. Diese Tatsache gilt besonders an Premierentagen als entscheidend. Entehrt ist eine Frau, wenn man sie im Verdacht hat, einen Freund zu haben, dem sie um halb neun Uhr, wenn sie in ihre Loge geht, nicht den Arm geben kann. Gestern sah ich einen Herrn sich energisch dagegen wehren, einer seiner Freundinnen diesen kleinen Dienst zu erweisen. „Mia cara,“ sagte er schließlich zu ihr, „ich bin nicht glücklich genug, um Ihnen den Arm geben zu können, und ich will nicht den Anschein erwecken, als ob ich Herrn F . . . verträte.“ Die Dame verwahrte sich sehr dagegen, F . . . zum Freunde zu haben; doch jener beharrte darauf. Hat eine Frau absolut keinen Freund, so erweist ihr der Gatte den Dienst, sie zu begleiten. Ich sah einen sehr jungen, sehr schönen Ehemann sich höchlichst über diese Dienstleistung beschweren. Der Gatte ist entehrt, wenn man annimmt, daß er seine Frau nur deshalb begleitet, weil sie ihren Freund nicht dazu bestimmen kann, ihr den Arm zu reichen, während sie durch das Atrio geht. Dies alles traf noch mehr als jetzt vor 1796 zu. Heute wagen mehrere junge Frauen, nur von einem Diener gefolgt, in ihre Logen zu gehen, was den alten Damen von Adel als der Gipfel der Niedrigkeit erscheint.

Gestern, als ich mit ein paar mir bekannten Stutzern im Atrio stand, machten sie mich auf einen schönen jungen Mann aufmerksam, der an der Wand des Vestibüls lehnte. Er war sonnenverbrannt und höchst



Arena bei Mailand. Kupferstich von G. Bussi.

trübsinnig; es sah aus, als vollzöge er eine Pflicht: es ist ein Engländer, der 22000 Louisdor Renten hat. Bei einem solchen Vermögen traurig zu sein, erschien meinen Bekannten ungeheuerlich. „Dieser arme Engländer", sagte ich zu ihnen, „ist ein Opfer seiner Gedanken." (Hierzulande ist ein Mann bis zu dreißig Jahren ganz Empfindung.) Welch ein Unterschied gegen einen jungen Deutschen im gleichen Alter, der Kantianer ist bis zu den Füßen seiner Geliebten!

Ich liebe die Gesellschaft der Männer über vierzig Jahre sehr. Sie sind voller Vorurteile, weniger gebildet und viel natürlicher als alles, was seit 1796 lesen lernte. Täglich bemerke ich, daß die jungen Leute mir gewisse Einzelheiten über die Sitten zu verschleiern suchen; die älteren begreifen nicht, daß man darüber erröten könne, und sagen mir alles. Die Mehrzahl der Vierzigjährigen glaubt an die Madonna und achtet Gott aus Klugheit, denn auch Gott kann Kredit haben. Hier wie überall stammt der Kinderglaube von den Kindermädchen, die Bäuerinnen sind. Die Adligen sind hierzulande wenig gebildet (scial lautet der Ausdruck dafür), weil sich ihre Eltern, solange sie klein sind, fast gar nicht um sie kümmern. Ein reizendes Mailänder Gedichtchen von Carline Porta[1] gibt die Reihe der Eigenschaften an, die man besitzen muß, um in einem adligen Hause der Hofmeister des künftigen Erben zu werden. Den italienischen Vater von fünfzig Jahren schildert genial die Komödie „L'Ajo nell' Imbarazzo" (Der Hofmeister in Verlegenheit), eine Komödie des berühmten Grafen Giraud (1807).

Ich besuchte heute das Echo der Simonetta[2], eine Viertelmeile von Mailand. Der Pistolenschuß, den ich abfeuerte, hallte fünfzigmal

[1] A la Marchesa Paola Travasa,
Vuna di primm damazz de Lombardia.
(La Nomina del Capellan.)

[2] Heute hat das Echo sehr nachgelassen und wird nicht mehr von Touristen besucht. Die verlassene Villa dient als Meierhof; man will sie sogar abreißen, trotz ihrer reizenden Loggia, ihrer prächtigen Cinquecento-Kapitelle, Friese und Fresken. (P. Arbelet.)

wider. Die Architektur dieses Landhauses mit seinem auf Säulen ruhenden Belvedere im zweiten Stock hat mir ausnehmend gefallen.

22. November. — Ein englischer Schiffskapitän, den die Meeresströmungen an die Küste von Guinea geworfen hatten, war so töricht, einem Häuptling des Landes von Eis und Schnee zu erzählen. Als der Häuptling vernahm, daß es ein Land gäbe, wo das Wasser fest wäre, wollte er sich halbtot lachen.

Dies Vergnügen will ich meinen Lesern vorenthalten, und so unterdrücke ich meine Aufzeichnungen über die seltsamen Eindrücke, die ich im Ballett „Mirra" von Salvator Viganò empfing. Ich sah es heute zum achten oder neunten Male und bin noch ganz erregt davon.

Den größten tragischen Genuß, bevor ich nach Mailand kam, bereitete mir Monvel in der Rolle des Augustus im „Cinna". Talmas verrenkte Handbewegungen und seine gekünstelte Stimme ließen mich nie zur Würdigung dieses großen Tragöden kommen; im Gegenteil, ich mußte lachen. Lange nach Monvel sah ich Kean in London als Othello und Richard III.; damals glaubte ich, vom Theater keine stärkeren Eindrücke empfangen zu können. Aber die schönste Tragödie von Shakespeare wirkt nicht halb so stark auf mich wie ein Ballett von Viganò[1]. Er ist ein Genie, und seine Kunst wird mit ihm ins Grab sinken. In Frankreich gibt es nichts dergleichen. Es wäre also vermessen, einen Bericht davon geben zu wollen ... Eine Reiseschilderung zu machen, indem man nur die Eindrücke wiedergibt, welche die Dinge im Herzen des Schreibers auslösten, ist stets gefährlich. Lobt man oft, so ist man des Hasses aller anders Empfindenden gewiß. Welche faulen Witze werden nicht alle Geld- und Ordensmenschen über dies Tagebuch machen! Doch für sie schreibe ich nicht. Ich gehe

[1] Für diesen eigenartigen Standpunkt Stendhals gibt die folgende Briefstelle aus jener Zeit eine Art von Erklärung: „Beachten Sie, daß die Tragödien meines Abgottes Shakespeare vollständige Ballette abgeben. Das ist etwas Prachtvolles und vor allem Eigenartiges, aber man kann sich in Paris nicht verständlich machen. Es entspricht meinen Nerven und beschäftigt mich acht Tage lang."

nicht in hundert langweilige Gesellschaften, um einen der Orden zu ergattern, die ihnen tausend solcher Gesellschaften kosten. Eine Italienreise, die allgemeinen Anklang zu finden verdiente, müßte gemeinsam von Mrs. Radcliffe[1] und dem Präsidenten de Brosses[2] geschrieben werden, und zwar die Naturschilderungen und Denkmäler von der ersteren, die Sittenschilderung vom letzteren. Eine solche Reisebeschreibung, das fühle ich tief, müßte alle anderen in Schatten stellen; aber sie käme auf mindestens acht Bände[3].

23. November. — Ich hatte den Vorzug, einem der ehrwürdigsten Bürger von Mailand vorgestellt zu werden: Herrn Rocco Marliani. Dieser tugendhafte Mann ist einer der Patres conscripti dieser im Grunde republikanischen Stadt. Seit Jahrhunderten ist es Brauch, den spanischen oder österreichischen Monarchen als Feind anzusehen. Ihm zu dienen ist verzeihlich[4], denn er bezahlt ja; ihm mit Eifer zu dienen ist infam, denn er ist ein Feind. Herr Marliani hat mir von

[1] Mrs. Ann Radcliffe (1764—1823), englische Romandichterin, schrieb: „A joung in the summer of 1794 through Holland and the western frontiers of Germany“, London 1795.

[2] Über de Brosses s. das Literaturverzeichnis im Anhang.

[3] Für alles Religiöse s. „La Vie de Scipion de Ricci“ von de Potter. Die Wahrhaftigkeit dieses Historikers steht außer Frage. Die „Famiglie illustri“ von Pompeo Litta [Mailand 1819ff.] sind mir sehr nützlich. Ein Meisterwerk der trocknen philosophischen Darstellung ist die Statistik des Departements Montenotte von dem Seinepräfekten de Chabrol. (Stendhal.)

[4] An anderer Stelle erzählt Stendhal folgende Anekdote von dem Mailänder Apostoli (im Text fortgelassen): „Herr Reina lieh mir eine merkwürdige kleine Schrift: die Geschichte der Deportation der lombardischen Patrioten nach den Bocche di Cattaro von Apostoli, einem Buckligen, der vielleicht ebensoviel Geist besaß wie Chamford ... Das Buch heißt „Lettere sirmiensi“. Der Verfasser sagt die Wahrheit, selbst da, wo sie seinen Leidensgefährten nachteilig ist. Er wird nie hochtrabend und unklar, zwei Fehler, die ein französischer Deportierter bei einer derartigen Darstellung niemals vermieden hätte ... Der arme Apostoli sah sich neuerdings durch völlige Verarmung gezwungen, österreichischer Spion zu werden. Er sagte es aber allen seinen Freunden, die im Café von Padua zusammenkamen und entging so der Schmach. Dieser geistvolle Bucklige soll verhungert sein.“ (Stendhal.) — Über die „Lettere sirmiensi“ (2. Aufl., Mailand 1801)

alledem nichts gesagt; doch hat er mir viel von Carlo Verri[1] und Beccaria (1738—94) erzählt. Diese beiden begründeten durch ihre berühmte Zeitung „Il Caffè“ (1764/65) eine neue Philosophenschule. Ganz anders als die französische Rokokophilosophie, trachteten diese italienischen Aufklärer durchaus nicht nach zierlichem Stil noch nach Erfolg in den Salons. Durch ihr Vermögen, ihre Stellung als Stadtväter und ihre hohe Geburt an die Spitze der Gesellschaft gestellt — und zwar einer Gesellschaft, die sich mit Leidenschaften und nicht mit kleinen Siegen der Eitelkeit befaßte — bedurften Verri und Beccaria solcher Erfolge nicht. Beccaria wurde als Verfasser des „Trattato dei delitti e delle pene“[2] von der Pariser Gesellschaft mit offenen Armen empfangen und war im Begriff, dort in Mode zu kommen wie Hume, als er sich so vielem Glück entzog und im Galopp nach Mailand zurückkehrte: aus Furcht, von seiner Geliebten vergessen zu werden. Verri und Beccaria hatten es nicht nötig, wie Holbach, d'Alembert und Voltaire, alle Dummheiten, die auf ihrem Lande lasteten, durch Ironie zu zerstören. In diesem Lande der Leidenschaften ist der Scherz nur eine Erholung. Jeder leidenschaftliche Mensch ist **erstens** beschäftigt und bedarf keiner Aufheiterung. Aus Mangel an Vergnügungen schwebt er nicht in Gefahr, in den Abgrund der Schwermut zu versinken, wie die Marquise Dudeffand (Briefe an Horace Walpole)[3]. **Zweitens**: soviel Geist man ihm auch zutrauen möge, so hat man ihn doch mit den Gegenständen seiner Leidenschaft geneckt. Die erste Erfahrungstatsache ist für ihn also die,

vgl. Lumbroso, „Stendhal e Napoleone“, S. 64 f., wo die Vorrede dieses Buches abgedruckt ist.

[1] S. Literaturverzeichnis im Anhang.

[2] Livorno 1764. Das Buch erlebte zahllose Auflagen und wurde in alle europäischen Sprachen übersetzt, in Deutschland schon seit 1765, zuletzt Leipzig 1905.

[3] Die Marquise Dudeffand (1697—1780) war berühmt wegen ihrer Beziehungen zu Voltaire, dem englischen Staatsmann Horace Walpole und anderen Geistesgrößen ihrer Zeit. Ihre Briefe erschienen 1802 in Paris (2 Bde.), die an Horace Walpole besonders 1864 (2 Bde.).

daß ein Scherz an den Dingen nichts ändern kann. Drittens macht sich der Italiener, von sehr reichen und sehr vornehmen Leuten abgesehen, über die Meinung des Nächsten lustig. Er denkt an seinen Nächsten nur, um ihm zu mißtrauen oder ihn zu hassen. Seit dem Mittelalter verabscheut jede Stadt ihre Nachbarin, und dies eingefleischte Gefühl bestärkt das Mißtrauen von Mensch zu Mensch. Italien verdankt seinem Mittelalter alles; doch dies Mittelalter, das seinen Charakter bildete, hat ihn durch Haß vergiftet; und das schöne Land ist ebensosehr ein Land des Hasses wie der Liebe.

Herr Marliani erzählte mir eine Menge Anekdoten über Verri und Beccaria. Diese Philosophen trachteten nie danach, pikant zu sein, sondern nur ihre Mitbürger durch klare und ausführliche Vernunftgründe zu überzeugen. Maria Theresia, die nicht recht wußte, um was es sich hier handelte, hielt Beccaria, als er an einen fremden Hof berufen werden sollte, aus Eitelkeit in Mailand zurück. Sein Busenfreund war der tugendhafte Parini, der berühmte Verfasser des „Giorno“[1], einer ganz eigenartigen Satire, die weder an Horaz noch an Juvenal gemahnt. Dieser große Poet, der in äußerster Dürftigkeit lebte, war von der österreichischen Regierung zum Literaturprofessor ernannt worden und gab allen Mailändern der höheren Stände unter diesem Deckmantel Unterricht in Mannestugend und gesundem Verstand. Diese drei hervorragenden Männer wurden von Maria Theresia, Joseph II. und dem Gouverneur von Mailand, dem Grafen Firmian, eher begünstigt als verfolgt.

Als Napoleon Italien durch den Kanonendonner von Lodi aufweckte und in der Folgezeit die antisozialen Gewohnheiten durch seine Regierung (1800—1814) ausrottete, fand er bei diesem durch Verri, Beccaria und Parini erzogenen Volke eine gute Dosis von gesundem Verstande vor. Als Bonaparte Mailand im Jahre 1796 besetzte, hatte der Gouverneur, Erzherzog Karl, ein Getreidemonopol eingerichtet,

[1] Über Parini und seine Dichtung s. Paul Heyse, „Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts“, Berlin 1889, I, 4ff.

worüber sich kein Mensch wunderte. „Er hat die Macht und stiehlt: was ist einfacher? Sarebbe ben matto di far altrimenti". (Er wäre schön dumm, es nicht zu tun.) Dies Wort hörte ich aus dem Munde eines über vierzig Jahre alten Mannes[1]...

25. November. — Die Philosophen Verri, Beccaria und Parini, würdige Schüler des Sokrates (aber keine Rhetoriker wie Plato) verdankten die Toleranz der Regierung der Eifersucht gegen die Priester. Diese hatten, bevor sie Beccaria angriffen, den Versuch gemacht, den berühmten Grafen Firmian, Gouverneur oder besser König von Mailand (1759—1782) absetzen zu lassen. Unglaublich, aber wahr: trotz der heiligen Allianz hat das Haus Österreich noch heute nicht begriffen, daß man nur durch die Jesuiten zum Despotismus zurückkehren kann: es verjagt diese braven Leute, und die römischen Umtriebe werden in der Lombardei streng überwacht. Die Regierung ernennt nur solche Erzbischöfe, die mit Rom im Zwist leben. Sie unterstützt offenkundig den Professor Tamburini aus Pavia, einen kraftvollen Greis voller Feuer und Geist, der dreißig Bücher gegen den Papst geschrieben hat. Siehe sein zweibändiges Werk „Vera idea della Santa Sede", das mir sehr gefällt. (Es erschien soeben in zweiter Auflage in Mailand.)

Dieser einzige Umstand, daß die Pfarrer gezwungen werden, moralisch und nicht etwa intrigant zu sein oder zu spionieren, wird dahin führen, daß Metternichs Regierung in Mailand nicht so verhaßt sein wird, wie es die Mailänder insgemein glauben. Der einzige Fehler dieses großen Staatsmannes ist der, daß er auf den Status quo von 1760 zurückgegriffen hat, eine Zeit, wie Beccaria sagt, wo auf 120000 Einwohner keine vierzig kamen, die am Denken Gefallen fanden: Tafelfreuden und Liebe waren ihre Götter. Metternich hätte den Status quo von 1795, zur Zeit der französischen Eroberung, nehmen

[1] Besser motiviert und ausführlicher findet sich diese Anspielung in der „Kartause von Parma", Bd. III der deutschen Stendhalausgabe, S. 2f. Dort ist auch die Stimmung der Mailänder gegen den Erzherzog Karl durchaus nicht als so nachsichtig dargestellt.

und die Lombardei in ihrem damaligen Zustande erhalten sollen. Anstatt dieser gemäßigten Haltung, die man noch dadurch unterstützen konnte, daß man allen Liberalen Kammerherrenstellen gab, wird die Regierung jetzt unduldsam, und der Haß zwischen Mailändern und Österreichern wird bald unversöhnlich werden ... Alle hochherzigen Leute leben jetzt einsam auf dem Lande und widmen sich der Landwirtschaft, um die österreichischen Uniformen nicht zu sehen. Der Orden der Eisernen Krone, den Napoleon verlieh, ist der wahre Adel. Von zehn Zivilbeamten, die ihn erhielten, verdienten ihn neun. Hätte Napoleon durch ihn allein den Adel verliehen, er hätte den Lombarden fast so viel Freiheit gegeben, als sie vertragen können. Man erzählte mir von einem Dorfschulzen, der die Eiserne Krone erhalten sollte. Durch anonyme Briefe erfuhr der Vizekönig von einer niedrigen Handlung dieses Mannes, die aber nicht nachzuweisen war. Auf den bloßen Verdacht hin gab man ihm insgeheim 20000 Franken und nahm ihm den Orden. Dies Beispiel verbreitete Rechtschaffenheit in den Dörfern.

Heute abend bei Signora N ... sagte jemand: „Wir können uns über die Unverschämtheit der Österreicher, die mitten unter uns kampieren, nicht beklagen. Sie sind wie ein Heer von Mönchen, überdies ist der Marschall von Bellegarde ein sehr verständiger Mann." — „Und die Franzosen?" erwiderte ich. „Sie wissen, Sie können frei heraus reden: vengo adesso di Cosmopoli" (Ich bin Kosmopolit)[1]. — „Ein französischer Platzkommandant", antwortete einer meiner Bekannten, „bekam 300 Franken Monatsgehalt, verzehrte aber vierhundert in der Osteria im frohen Verein mit den Freunden, die er sich in seiner Stellung gemacht hatte. Der österreichische Offizier tut die kläglichen 42 Franken, die er als Monatssold erhält, in drei Lederbörsen, die er eine in die andre steckt; schon wenn ich ihn auf der Straße sehe, befällt mich ein Gähnen. Die Unverschämtheit der französischen

[1] Zitat aus der komischen Oper „I pretendenti delusi" von Mosca. (Müller.)

Soldaten war über alle Beschreibung. Lassen Sie sich eines der Meisterwerke unserer nationalen Poesie aufsagen: ‚Desgrazi di Giovanin Bongee'."

Der liebenswürdige Carline Porta (1776—1821) hat mir dies reizende Gedicht selbst aufgesetzt[1]. Es befindet sich im ersten Bande seiner Werke[2]. Man hat nur das Zahmste davon zu drucken gewagt. Die österreichische Zensur, von italienischen Renegaten ausgeübt, ist erbarmungslos. Man muß die italienischen Bücher in Lugano kaufen[3].

27. November. — Herr Reina[4] gab mir eine Reihe Briefe von Beccaria zu lesen. Welche Schlichtheit! Welche Gutherzigkeit! In einem davon sagt er: „Mein Denken begann mit zweiundzwanzig Jahren, als die Gräfin C... mir den Laufpaß gab. Als ich meiner Verzweiflung Herr geworden — ich weilte damals auf dem Lande bei meinem Onkel — entdeckte ich in meinem Herzen erstens das Mitleid mit den Menschen, die so vielen Irrtümern versklavt waren; zweitens den Drang nach Schriftstellerruhm, drittens Freiheitsliebe. — Was ich am meisten auf Erden bewunderte, waren [Montesquieus] ‚Lettres persanes'. Um mich über meinen Kummer zu trösten, schrieb ich die Abhandlung über Verbrechen und Strafen[5]."

In einem anderen, viel späteren Briefe sagt Cesare Beccaria: „Als ich zu schreiben begann, war ich fest überzeugt, daß die bloße Existenz des Manuskriptes in meinem Schreibtische mich ins Gefängnis oder in die Verbannung bringen könnte. Mailand verlassen und sterben

[1] „De gia, lustrissem, che semm sul descors
De quij prepontoni di Frances..."
(Da wir nun mal, Verehrtester, dabei sind,
Von der Franzosen Anmaßung zu reden...)

[2] Carline Porta e Tommaso Grossi, Poesie scelte in Dialetto Milanese"... Milano 1817. Ferner „Poesie", Florenz 1884.

[3] D. h. auf Schweizer Gebiet.

[4] Der Advokat Reina (1770—1825), ein Freund Parinis, schrieb dessen Biographie.

[5] „Trattato dei delitti e delle pene", Livorno 1764. (Vgl. S. 62, Anm. 2.)

war für mich damals das gleiche; gegen diese Gefahr fehlte mir jeder Mut. Doch als man gar von Hinrichtung sprach, blutete mir das Herz. — Als ich mein Buch gedruckt sah, schauderte ich. Jetzt kann ich es sagen: die Furcht, Mailand verlassen zu müssen, raubte mir ein Jahr lang den Schlaf. Ich kannte die Justiz meiner Heimat; auch die ehrlichsten Richter hätten mich in gutem Glauben verurteilt, da ich von der Regierung keinen Auftrag hatte, mich mit Verbrechen und Strafen zu befassen. Als schließlich die Priester gegen mich intrigierten, war ich mehr tot als lebendig. Graf Firmian rettete mich; als ich meine Professur erhielt, atmete ich auf; doch ich schwor meiner Frau, nie mehr zu schreiben."

29. November. — Man stirbt nicht vor Lachen, oder ich wäre heute abend gestorben, als ich den Tenor Ronconi Stücke aus komischen Opern singen hörte. Er war bei der Abendgesellschaft der Signora Foscarini ... Ronconi sang die berühmte Arie aus dem „Re Teodoro" von Paisiello: Con gran pompa e maestà. Gott, welche Musik, welches Genie in der Einfachheit. Der junge Komponist Paccini begleitete ihn auf dem Klavier ... Herr Lo[catelli] spielte auf unser Drängen die köstliche Szene des kranken venezianischen Senators ... Dank den Arien Ronconis und den Szenen des Herrn Lo[catelli] begann der Ball erst um Mitternacht, und um ein Uhr brach alles auf: die Mailänder tanzen nicht gern. Acht bis zehn von uns gingen noch in das Caffè de' Servi, wo Herr Lo[catelli], der Held des Abends, uns noch zwei kleine Szenen aufsagte. Dann folgten noch acht bis zehn Sonette, allerdings ziemlich freie. Die Kellner lachten ebenso wie wir und standen drei Schritte daneben. In England, der Heimat der Menschenwürde, hätte uns diese Vertraulichkeit aufgebracht. Ich lachte von neun bis zwei Uhr, wohl zehnmal bis zu Tränen. Wir mußten Herrn Lo[catelli] mehrmals bitten, innezuhalten; das Lachen tat uns weh. Ein solcher Abend wäre in England völlig unmöglich und in Frankreich schon recht selten. Die italienische Fröhlichkeit ist eine Raserei. Aus Gefälligkeit lacht man kaum mit; zwei

oder drei Personen, die in trauriger Stimmung waren, verließen die brigata . . .

30. November. — Heute war ich bei einem Picknick, das durch seine Harmlosigkeit und Naivität köstlich war. Man kann nicht ausgelassener sein. Gerade so viel Ziererei, daß man Konversation machte und zu gefallen suchte. Nach dem zweiten Gange waren wir alle, einen albernen Menschen ausgenommen, intime Freunde. Es waren im ganzen sechs Damen und zehn Herren. Wir waren bei Vieillard eingekehrt, einem französischen Speisewirt, ohne Zweifel dem ersten am Platze. Seine Frau, Kammerzofe einer Emigrantin, hat ihre Herrschaft eine Zeitlang ernährt; diese Hingebung brachte sie in Mode. Sie ist voller Esprit, Lebendigkeit, Schlagfertigkeit und macht Epigramme auf die Leute, die bei ihr speisen. Drei oder vier Gecken hat sie Spitznamen angehängt, und sie fürchten sich vor ihr. Nach der Mahlzeit kam sie zu uns, und alles schwieg, um sie reden zu hören. Die Damen behandelten sie wie ihresgleichen. Frau Vieillard ist hundert Jahre alt, doch ein sehr properes Frauchen . . . Dieser ganz französische Esprit machte mir den ungeheuren Abstand zwischen unserem Picknick und einem französischen Diner fühlbar . . .

Es gelang mir heute nicht, dem berühmten Melzi d'Eril, Herzog von Lodi[1], vorgestellt zu werden. Im allgemeinen ist nichts schwerer zugänglich als ein Mailänder Haus; sobald die Frau einigermaßen hübsch ist, widersetzt sich der Liebhaber der Einführung anderer. Das Schlauste wäre — wenn Geld und Moral kein Hindernis böten — die schönste Sängerin auszuhalten und jeden Donnerstag ein ausgezeichnetes Diner für vier Freunde, nie mehr, zu geben; nachher Abendgesellschaft mit Bowle. Dann hätten die Liebhaber keine Angst mehr vor einem. Auch müßte man sich den schönsten Wagen in der Stadt mieten und jeden Nachmittag mit seiner Schönen beim Korso erscheinen.

[1] Francesco Melzi d'Eril (1753—1816), von 1805—14 Großkanzler des Königreichs Italien. Vgl. die Aufzeichnungen vom 18. Juli 1817.



Der Dom in Mailand. Kupferstich von Lose. 1816.

Aber selbst diesen Teil meines Planes habe ich nicht ausführen können — den einzigen, der in meinen Kräften stand . . .

Ich muß abreisen, was mich sehr betrübt; ich mache den Sehenswürdigkeiten meine letzten Besuche. Ich hätte am 1. September nach Mailand reisen müssen, dann hätte ich die Regenzeit vermieden. Vor allem hätte ich nur sechs Wochen bleiben sollen.

1. Dezember. — Don Pedro Lormea, ein spanischer Offizier und ein genialer Mensch, sagte einmal in Altona zu mir: „Wenn ich in einer Stadt ankomme, so erkundige ich mich bei einem Freunde, sobald ich einen habe, wer die zwölf reichsten Männer, die zwölf hübschesten Frauen und der verschrieenste Mensch in der Stadt sind; dann mache ich mich, wenn möglich, an den verschrieensten Menschen heran, darauf an die hübschesten Frauen und schließlich an die Millionäre."

Gegenwärtig befolge ich diesen Ratschlag ein wenig. Hier in Mailand ist es mir das Liebste, durch die Stadt zu schlendern. Von der Scala aus schlage ich die Contrada Santa Margherita ein. Respektvoll gehe ich an der Polizei vorbei, die mich völlig in der Hand hat; z. B. kann sie mich binnen zwei Stunden ausweisen; aber man ist dort immer sehr höflich gegen mich. Ich sehe mir die neuen Stiche in den Bilderläden neben der Polizei an. Ist etwas Gutes darunter, so kostet es mich Mühe, sie nicht zu kaufen. Ich komme auf die Piazza Mercanti mit ihren mittelalterlichen Bauten. Ich sehe mir die leere Nische an, aus der die Wut der Revolutionsmänner das Standbild des verhaßten Philipp II. herabriß. Ich erreiche den Domplatz. Meine Augen, die schon durch die Betrachtung der Stiche ins Reich der Kunst versetzt sind, weiden sich am Anblick dieses Marmorpalastes. Dann folge ich der Via dei Mercanti d'oro. Die lebendigen Schönheiten, die mir begegnen, ziehen mich von denen der Kunst ab; doch der Anblick des Domes und der Stiche hat mich empfänglicher für das Schöne und unempfindlicher gegen Geldinteressen und alle ernüchternden und trüben Gedanken gemacht. Sicherlich kann man bei solch einer Lebensführung mit 200 Louisdors Rente recht glücklich sein. Ich komme beim

Briefpostamt vorüber, wo die Damen ihre Briefe persönlich abholen, denn die Dienstboten sind gewöhnlich vom Gatten, dem Liebhaber oder der Schwiegermutter bestochen. Ich kehre über den Domplatz zurück nach der Corsia dei Servi[1], wo es nicht mit rechten Dingen zuginge, wenn man zur Mittagszeit nicht einer der zwölf schönsten Mailänderinnen begegnete.

Bei diesem Hin- und Herschlendern habe ich mir ein Bild vom lombardischen Frauentypus gemacht, einem der rührendsten, den noch kein großer Maler auf seinen Gemälden verewigt hat, wie Correggio die Schönheit der Romagna oder Andrea del Sarto die florentinische. Der Fehler der Florentinerinnen ist der, daß sie einen Zug von Männerklugheit haben, was man an den Mailänderinnen nie wahrnimmt. Diese sind durch und durch Frauen, obwohl sie dem Ausländer, der von Berlin kommt, beim ersten Anblick schrecklich, oder dem, der eben erst die Pariser Salons verlassen hat, nicht affektiert genug erscheinen. Appiani hat sich die Mailänder Gesichter wenig zum Vorbild genommen; eher findet man Anklänge an sie in der Tochter des Herodias von Leonardo da Vinci[2].

Endlich führte man mich gestern in das Atelier Carlonis, eines Porträtmalers, der einen ausgeprägten Sinn für Ähnlichkeit hat. Er malt große Miniaturen in schwarzer und roter Kreide. Er hat den Einfall gehabt, Kopien von allen Porträts bemerkenswerter Frauen, die er in seinem Leben gemalt hat, aufzubewahren. Es sind gegen fünfzig. Diese Sammlung hat mich sehr verlockt; wenn ich reich wäre, so ließe ich sie mir nicht entgehen. In Ermangelung irdischer Güter habe ich den Genuß der Eigenliebe, oder, wenn ich so sagen darf, den des Künstlers (der künftige Genüsse verspricht): den Genuß, mir zu sagen, daß ich die lombardische Schönheit schon vor dem Besuch dieses reizenden Ateliers erriet.

---

[1] Jetzt Corso Vittorio Emanuele.

[2] Dies Bild, „Die Enthauptung Johannes des Täufers", in der Tribuna zu Florenz, wird jetzt dem Bernardino Luini zugeschrieben. Vgl. S. 33.

Die heutige französische Sprache läßt es nicht zu, eine Frau kurz und geschmackvoll zu loben; man braucht mindestens drei, vier Redensarten, die ein Dutzend Zeilen füllen. Insbesondere muß man negative Ausdrücke anwenden. Ich bin mir dessen bewußt, habe aber nicht die Zeit, diesen ganzen Apparat in Bewegung zu setzen. So sage ich denn einfach wie ein echter Bauer von der Donau: als ich Carlonis Atelier betrat, ergriffen mich die Züge einer geistvollen Dame, der Gräfin Aresi[1], die der Form nach römisch, aber durch ihre Lieblichkeit und ihren schwermütigen Ausdruck lombardisch sind. Könnte der Pinsel des Malers die vollkommene Liebenswürdigkeit ohne einen Schatten von Unnatur oder Schablone, den lebhaften, glänzenden, ursprünglichen Geist, der nichts wiederholt, was bereits geschrieben oder gesagt ist, wiedergeben und das alles mit der feinsten und bestrickendsten Schönheit paaren, so fände man diese verführerische Mischung in dem Porträt der Signora Bibin Catena wieder.

Was gibt es weiterhin Wirkungsvolleres als die beltà folgorante der Signora R[uge][2], oder die rührende, so manchen Kampf zwischen Frömmigkeit und zärtlichen Empfindungen verratende Schönheit der Signora Marini? Was Verführerischeres als die beltà Guidesca der Signora Ghirlanda, die an die Madonnen Guido Renis und mittelbar auch an die Niobeköpfe gemahnt? Das Bildchen der frommen Signora A[nnoni] atmet die ganze Reinheit der Madonnen des Sassoferrato. Was gibt es Seltsameres als das Porträt der Signora N...? Es ist

[1] Geboren 1778, gestorben 1847. Über eine ihrer Liebschaften plaudert Stendhal im Journal d'Italie (ed. Arbelet, S. 31). Sie war eine der mit Recht berühmtesten Mailänder Schönheiten. Ein noch vorhandenes Porträt zeigt sie als üppige sanguinische Erscheinung. Sie bildete das Entzücken der jungen Offiziere der siegreichen französischen Heere und ließ sich von vielen huldigen. (Nach Arbelet.) — Die weiterhin genannte Signora Marini, die Frau eines Arztes, war ihre Freundin.

[2] Gemeint ist die bereits S. 31 erwähnte und in Stendhals „Vie de Napoléon" (Paris 1876, S. 139) als eine der ersten Schönheiten Mailands gefeierte Frau Ruge, „die Gattin eines Advokaten, der später einer der Direktoren der [Cisalpinischen] Republik wurde".

der Abglanz der Jugend und der Kraft, hinter denen eine heftige, leidenschaftliche, ränkesüchtige Seele, wie die des Kardinals Retz, eine Seele ohne Maß und Vorsicht steht. Dieser schöne Kopf, wenn er auch nichts Antikes hat, verfolgt einen durch das Atelier mit seinen lebhaften, glänzenden Augen, wie Homer sie der Athene zuschreibt.

In völligem Gegensatz dazu, an die Besonnenheit der Madame de Tencin gemahnend, steht der Ausdruck der hübschen, galanten Frau L[amberti], die ihre Laufbahn damit anfing, einen Kaiser zum Geliebten zu haben[1]. Sie weiß stets zu schmeicheln und erscheint doch nie dumm.

Wie soll ich vollends die Mischung von Entzücken und Verehrung vor dem Bildnis der Signora M . . . schildern? Der engelhafte Ausdruck und die ruhige Feinheit dieser Züge gemahnen mich an die edle Zartheit der Tochter der Herodias von Leonardo da Vinci. Dieser Kopf, der soviel Güte, Gerechtigkeit und Hoheit haben könnte, wenn er an uns dächte, scheint von einem fernen Glücke zu träumen. Die Haarfarbe, die Bildung der Stirn, die Stellung der Augen entsprechen ganz dem Typus der lombardischen Schönheit. Dies Bildnis, das den großen Vorzug hat, nicht an griechische Köpfe zu erinnern, flößt mir das in der Kunst so seltene Gefühl ein: darüber hinaus gibt es nichts mehr. Etwas Reines, Religiöses, über alle Gemeinheit Erhabenes spricht aus diesen Zügen. Man erzählt sich, Frau M . . . sei lange Zeit unglücklich gewesen.

Man träumt von dem Glück, dieser seltenen Frau in irgendeiner einsamen gotischen Burg zu begegnen, die über einem schönen Tale thront und von einem Wildwasser wie der Trezzo umrauscht wird. Diese zarte junge Frau hat wohl die Leidenschaften kennen gelernt, aber nie die jungfräuliche Reinheit ihrer Seele verloren[2]. Genau die

[1] „Sie war vom Kaiser Joseph II. ausgezeichnet worden, und obwohl sie schon in reiferen Jahren stand, war sie noch ein Musterbild verführerischer Grazie und nahm es in dieser Hinsicht mit Madame Bonaparte selbst auf.“ — „Vie de Napoléon“, S. 140.

[2] Zweifellos schildert Stendhal hier ein Porträt der von ihm angebeteten Mathilde Dembowska, die ihn nie erhört hat. Die engelgleiche Zartheit

umgekehrten Reize sind es, die die feinen Züge der hübschen Gräfin R... auszeichnen. Fände ich doch Worte, um zu erklären, warum dies „Hübsche" nicht das französische „Gefällige" ist! Alle beide sind verführerisch, aber es ist zweierlei, zu unserem Glück! Wie sehr empfinde ich die Wahrheit dessen, was mir einmal ein geistvoller Mann sagte: Wenn man ein Miniaturbild einer hübschen Frau sieht, so hält man sich fast für ihren Liebhaber: man ist ihr so nahe! Wogegen ein Ölbild sie weit abrückt, über alle gesellschaftlichen Konventionen hinaus.

3. Dezember. — Heute ging ich ins Teatro filodramatico — so haben die Ultras das Nationaltheater umgetauft, das in der Zeit der Freiheit, um 1797, gegründet ward und von den Mailänder Bürgern mit großem Aufwand erhalten wird. Das Theater befindet sich in einer Kirche, hat also allen Anspruch auf Anfeindung; die Schauspieler sind junge Kaufleute...

Herr Lucca spielt trefflich den „Egiste" von Alfieri; seine Glanzrolle ist die des Majors in Schillers „Kabale und Liebe" ... Die Signora Monti, eine der schönsten Frauen Italiens, spielt mit seltnem Erfolg die großen Rollen in Alfieris Tragödien und im „Aristodemo" ihres Gatten.

Heute abend gab mir Herr Locatelli, ein junger talentvoller Künstler, eine Eintrittskarte. Er spielte „Achill in Barlassina". Der „Held", wie man hier sagt, ist ein Sopran von der Scala, der die Rache des Gouverneurs von Mailand fürchtet, weil er ihm die Primadonna ausgespannt hat. Er verkleidet sich als Mädchen und flieht nach Barlassina, einem Dorf in der Umgegend ... Der Sopran, nur fünf Fuß

und Reinheit ihrer Züge, ihre Erhabenheit über alles Gemeine, schließlich auch der Vergleich mit der „Tochter der Herodias", den er auf sie anwendet, und die Hindeutung auf ihr Unglück sowie eine einzige frühere Leidenschaft — alles paßt zu diesem Bilde. Die übrigen, leider nur mit Initialen bezeichneten Damen ließen sich nicht mehr feststellen. Vgl. auch die auf S. 31 genannten Damen. — Eine andere Schönheitsgalerie entwirft Stendhal in seiner „Vie de Napoléon". Näheres s. Anm. 4 am Schluß des Bandes.

und zehn Zoll hoch, tritt im Kostüm des Achill auf, über das er ein Kattunkleid von der Zofe der Primadonna geworfen hat. Er ist mitten aus der Vorstellung der Oper „Achill" von Metastasio ausgerissen, aus Angst vor der furchtbaren Eifersucht des Gouverneurs. Locatelli hat das Stück selbst verfaßt und die Rolle des Soprans, der bei jedem Schritt über seine Eitelkeit und Dummheit stolpert, mit größtem Feuer und vollendet lächerlicher Gutmütigkeit gespielt. Er sang sogar eine lange Arie. Der Sopran erhält die Verzeihung des Gouverneurs, muß ihm aber die Primadonna abtreten, an die er schon nicht mehr denkt. Zum Schluß geht sein einziger Wunsch in Erfüllung, ohne Kattunkleid als Achill vor den Einwohnern von Barlassina aufzutreten. Hier war das Gelächter so toll, daß die Schauspieler fünf Minuten lang nicht mehr spielen konnten ...

Im Theater lacht der Italiener nie, um sich etwas vorzumachen oder seinem Nachbarn zu beweisen, daß ihm die Sitten der vornehmen Welt geläufig seien. Die Exposition muß sehr deutlich sein. Die Mehrzahl der reizenden dramatischen Skizzen von Scribe wäre hier mangels ausreichender Exposition völlig unverständlich. Ist diese aber einmal verstanden, so wird der italienische Zuschauer den Einzelheiten der Handlung mit unermüdlichem Anteil folgen. Gelacht wird nur, wenn man sieht, daß jemand den Weg zu seinem ersehnten Glücke verfehlt.

In der Gesellschaft sah ich Liebhaber, die betreffs ihrer Mäntel und ihres Schuhwerks die wunderlichsten Vorkehrungen trafen. Ihre Vorbereitungen, um das Haus ihrer Freundin zu verlassen, währten eine Viertelstunde; und doch waren sie in den Augen ihrer Geliebten keineswegs lächerlich. Man spielt sich hier durchaus nicht auf den jugendlich Unbesonnenen auf; die jungen Leute sind ernst und schweigsam, aber nicht traurig. Gesprächig und mitteilsam wird der Italiener erst mit dreißig Jahren. Unüberlegt ist man nur der öffentlichen Meinung gegenüber; das macht die disinvoltura.

Nach meinem Dafürhalten fürchtet der Italiener nicht sowohl die künftigen Schicksalsschläge und Übel, als das furchtbare Bild, das ihm

seine Phantasie davon macht. Kommt es al tu per tu (d. h. zum Biegen oder Brechen), so hält er sich wacker, wie man es im russischen Feldzug erlebt hat. Diese Fähigkeit ist erstaunlich in einem Lande, wo das Klima des Menschen Freund ist! Ein Pole, der die Hälfte des Jahres den Unbilden der Witterung ausgesetzt ist, stirbt, wenn er eine Nacht im Freien zubringt. Hierzulande gibt es sicherlich keine fünfzehn Nächte, die so rauh wären wie die polnischen Nächte vom 1. Oktober bis 1. Mai. In der Tremezzina am Comer See steht ein Orangenbaum seit sechzehn Jahren im Freien. Haben also die Leiden der Tyrannei genügt, um die Härte des Klimas zu ersetzen? Die galligen und melancholischen Temperamente fallen in einem vorbeimarschierenden Regiment durch ihre Menge und die Deutlichkeit ihrer Merkmale sofort auf. Da indes alle italienischen Regimenter nach Ungarn verbannt sind, so mache ich meine Beobachtungen bei den Leuten, die aus der Messe kommen, am Portal einer Modekirche. Der harmlose Frohsinn eines Sanguinikers oder eines Südfranzosen ist in Italien eine große Ausnahme. Vielleicht finde ich ihn in Venedig wieder. — Auch die zwölf- bis sechzehnjährigen Schülerinnen der hiesigen Ballettschule fallen durch ihren Ernst auf. Ich sehe sie bisweilen bei den Proben eines Balletts von Viganò, zu denen mich dieser treffliche Mann zuläßt. Doch ich kehre zum Nationaltheater zurück.

Während des ersten Stückes („Die beiden Klingsberge" von Kotzebue) machte ich in den Logen allerhand Beobachtungen. Zunächst sieht man hier eine Anzahl von Damen, die nicht in die Scala gehen. Mehrere junge Frauen, die ein erstes unglückliches Liebesverhältnis bis ins sieben- oder achtundzwanzigste Jahr hatten, verbringen den Rest ihres Lebens in Zurückgezogenheit. Die Mailänder Gesellschaft bezeigt diesen Entschließungen, wenn sie von Bestand sind, keinerlei Hochachtung; sie vergißt sie. Gibt es hier doch keine Frauen, die ihre kleinen Jugendsünden mit salbungsvollen Worten bemänteln müssen. Nur die Damen, die vor 1796 in die große Welt traten, nehmen ein Ärgernis an der Zurückgezogenheit dieser jungen Frauen, die Unglück

in der Liebe hatten. Unglaublich, aber wahr; sie nennen den Wandel dieser Unglücklichen, die ihr Leben zwischen ihrem Klavier und den Werken Lord Byrons verbringen, unsittlich.

Die Meinung der Frauen, die den Ruf einer ihrer Mitschwestern bestimmt, hängt von der Majorität ab, und diese ist stets der Mode unterworfen. Es ist eine artige Lektion für einen Philosophen, wenn er eine junge Frau als unmoralisch hingestellt sieht, einzig und allein, weil sie sich nach dem ersten Liebhaber, der sie betrog, keinen zweiten genommen hat.

Das habe ich heute abend sicher festgestellt, und dieser Vorwurf kam aus dem Munde von Frauen, die von dem Vorrecht der Sitten, wie sie vor 1796 herrschten, Gebrauch gemacht, ja Mißbrauch damit getrieben haben. Damals herrschte ein Liebhaber nicht immer von einem Karneval zum anderen.

„Molti averne
Un goderne
E cambiar spesso[1].“

Heute dauert die Mehrzahl dieser Beziehungen sieben bis acht Jahre. Mehrere, die ich kenne, reichen bis auf die Rückkehr der Patrioten nach der Schlacht von Marengo (vor sechzehn Jahren) zurück. — Eine Marchesa aus vornehmstem Hause hat eine simple Zeichenlehrerin zur Busenfreundin. Die gesellschaftlichen Unterschiede verschwinden in der Freundschaft. Die Eitelkeit gehört hier höchstens unter die Zahl der Leidenschaften; sie ist alles andere als die herrschende Leidenschaft, und man sieht sie nicht immerfort zum Vorschein kommen, auch wo man es am wenigsten erwartete, wie beim dreijährigen Kind und beim achtzigjährigen Greise. Ich verstehe es jetzt, daß Johannes von Müller[2]

[1] Viele dienstbeflissen,
Einen sich zu Füßen
Und oftmals wechseln.

[2] Berühmter Schweizer Historiker (1752—1809), zuletzt Generaldirektor des Unterrichtswesens im Königreich Westfalen. Stendhal zitiert ihn auch in seinem Buch „Über die Liebe“ (Bd. IV dieser Ausgabe). Er lernte ihn 1806 in Kassel kennen.

uns in Kassel sagte, die Franzosen seien das undramatischste Volk der Welt; sie verstehen nur eine Leidenschaft: ihre eigene; und zweitens ist diese Leidenschaft so sehr mit allen animalischen Lebensäußerungen des Menschen, mit Tod, Geschlechtstrieb usw. verquickt, daß, wenn man ihnen die gleichen Lebensäußerungen bei anderen Völkern zeigt, sie diese nicht erkennen können. Woraus Johannes von Müller schloß, daß Voltaire der größte französische Tragiker sein müßte, eben weil er in den Augen der Ausländer der lächerlichste ist. Diese Idee war für mich acht Jahre lang paradox; und ohne den großen Ruf ihres Vertreters hätte ich sie vergessen. — Der Deutsche dagegen, statt alles zu sich in Beziehung zu setzen, fühlt sich ganz in die anderen hinein. Liest er eine Geschichte Assyriens, so ist er Assyrer; liest er die Abenteuer von Cortez, so ist er Mexikaner oder Spanier. Beginnt er nachzudenken, so hat alle Welt in seinen Augen recht. Darum träumt er zwanzig Jahre lang und kommt oft nicht zum Schluß. — Der Franzose ist geschwinder; er beurteilt ein Volk und die ganze Fülle seiner körperlichen und seelischen Eigenschaften in einer Minute. — Der Italiener studiert lange und begreift die Eigentümlichkeiten eines fremden Volkes und die Gewohnheiten, die es sich auf der Glücksjagd angeeignet hat, von Grund aus. Ein Mensch, der auf sein Glück ausgeht, einerlei, auf welches, scheint ihm nie lächerlich durch die Seltsamkeit seines Zieles, sondern nur, wenn er den Weg verfehlt. Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis von Machiavells „Mandragola“ und allen echten italienischen Komödien, d. h. denen, die nicht den französischen nachgebildet sind . . .

Eitel sind hier zumeist nur die phlegmatischen Leute. Es gibt vielleicht keinen so spaßhaften Gascogner in dieser Art wie den Abbate, den ich heute nach der Theatervorstellung in einem Salon traf. Ein kürzlich verstorbener Marchese hinterließ ihm eine prächtige Lebensrente. Die große Leidenschaft des Marchese war die Furcht vor dem Teufel. Vor allem war er besorgt, der Teufel könne durch irgendeine Öffnung seines Körpers in ihn fahren; deshalb durfte der Priester nie

von seiner Seite weichen. Des Morgens segnete er den Mund des Marchese, bevor dieser ihn aufmachte usw. Ich kann die Geschichte nicht zu Ende erzählen; auf Mailändisch ist sie durchaus nicht anstößig. Die Neckerei bestand nun darin, daß man den Abbate inmitten seines neuen Wohlstandes und trotz seiner violetten Strümpfe[1] an einige seiner früheren Funktionen beim Marchese A... erinnerte. Herr Guasco, der heute abend den Folterknecht spielte, hat diese heikle Aufgabe mit größtem Scharfsinn und großer Kaltblütigkeit gelöst. Als wir fortgingen, blieben wir im Torweg stehen, weil wir vor Lachen erstickten...

5. Dezember. — Man sagt mir, daß eine neue Straße, die Contrada dei due muri, gebaut wird. Ich bin schleunigst hingegangen. Man fängt bei Anlage einer Straße damit an, daß man in der Mitte einen Rinnstein von vier Fuß Tiefe gräbt, in den alle Dachrinnen münden. Dann pflastert man die Straße mit vier Streifen Granit, dazwischen drei Streifen spitzer kleiner Steine. Zwei Bürgersteige aus Granit, je drei Fuß breit, führen an den Häusern entlang, und zwei andere in Spurbreite der Wagen ziehen sich in der Mitte der Straße, so daß die Wagenräder nicht stoßen. Da die Wagen sich stets auf ihren Geleisen halten und die Fußgänger die Bürgersteige nicht verlassen, so sind Unfälle sehr selten. Die Gesimse der Häuser springen ziemlich weit vor; überdies befinden sich fast in jedem Stockwerk Balkons, so daß man bei Regenwetter, wenn man sich auf dem Bürgersteig und auf der Windseite hält, vor leichten Regenschauern geschützt

[1] Ein italienisches Sprichwort sagt: „Ein Priester beginnt mit Schwarz, kommt zum Violett, dann zum Rot und schließlich zum Weiß." Die Priester tragen ihre Uniform an den Beinen. Sie kommen mit schwarzen Strümpfen nach Rom und legen violette an, wenn sie Monsignori (Prälaten) werden, wie heute abend unser Mann. Die Kardinäle tragen rote Strümpfe, der Papst weiße. Die reichen und lustigen Priester, die junge Frauen zu Geliebten haben, sind in Italien durchaus nicht lächerlich. Da Moral und Dogma völlig getrennt sind, so sind sie nicht trübsinnig wie protestantische Pfarrer. Trübsinnig werden sie erst mit sechzig Jahren, wenn sich die Furcht vor dem Teufel einstellt. (Stendhal.)

ist. Bei den jetzigen tropischen Regengüssen ist man freilich schon nach zwanzig Schritten wie aus dem Wasser gezogen. Die zwei mittleren Granitstreifen ruhen auf den Seitenwänden des unterirdischen Rinnsteines. Alle hundert Schritte ist ein Wasserdurchlaß, der das Wasser der Straße aufnimmt. Auf diese Weise sind die Mailänder Straßen sehr bequem und nie schmutzig. Schon seit alten Zeiten denkt man an das, was für den schlichten Bürgersmann nützlich ist.

Im Jahre 1179 begannen die Mailänder den Bau eines Schiffahrtskanals, der ihre Stadt mit dem Lago Maggiore und dem Comer See durch den Tessin und die Adda verband. Damals waren unsere Voreltern noch Leibeigene, und unser Adel folgte Ludwig VII. in den Kreuzzug. Mailand war eine Republik, in der ein jeder zu den Waffen griff, weil es ihm Spaß machte oder weil er etwas Besonderes erkämpfen wollte.

6. Dezember. — Es regnet in Strömen. Die Scala war leer; die Trübseligkeit stimmte philosophisch. Ich fand Herrn Cavalletti allein in seiner Loge. „Wollen Sie", sagte er, „sich nicht durch das Gerede gegen Pfaffen, Junker und Könige irre machen lassen, so studieren Sie philosophisch die sechs Kulturzentren, die auf die 18 Millionen Italiener von Einfluß sind: Turin, Mailand, Modena, Florenz, Rom und Neapel[1]. Sie wissen, dieses Volk hat keine Einheit. Bergamo haßt Mailand, desgleichen hassen es Novara und Pavia. Der Mailänder will gut essen, sich einen warmen pastran (Mantel) für den Winter kaufen und haßt niemanden: der Haß würde sein ruhiges Wohlleben stören. Florenz, das einst Siena so glühend haßte, haßt heute aus Schwäche nichts mehr. Eine dritte Ausnahme suchte ich umsonst. Jede Stadt verabscheut ihre Nachbarn und wird von ihnen tödlich gehaßt. Unsere Herrscher können also das römische divide ut imperes (teile und herrsche) leicht anwenden.

[1] S. Gorani, „Beschreibung der italienischen Höfe um 1796". Der Verfasser ist ein radikaler Demokrat. (Stendhal.) Vgl. das Literaturverzeichnis am Schluß des Bandes.

„Dies unglückliche Volk, das durch den Haß zu Staub zermahlen ist, wird von den Höfen von Wien, Turin, Modena, Florenz, Rom und Neapel beherrscht. Modena und Turin sind in den Klauen der Jesuiten. Piemont ist das monarchischste Land der Welt. Die österreichische Oligarchie folgt noch heute den Ideen Josephs II.; sie zwingt die Priester, keine Ränke zu spinnen und das Gesetz zu achten; im übrigen behandelt sie uns als Kolonie.

„Bologna und die ganze Romagna sind dem römischen Hof ein Gegenstand der Besorgnis. Consalvi schickt als Statthalter einen Kardinal dorthin, mit der Weisung, sich beliebt zu machen, was er auch tut. Consalvi, der allmächtige Minister Roms, ist ein ungebildeter Mann voll natürlicher Klugheit und Mäßigung; er weiß, daß die Bewohner von Bologna und der Romagna etwas von der Energie des Mittelalters bewahrt haben. Ist ein Bürgermeister in der Romagna zu schuftig, so wird er ermordet; und nie finden sich Leute, die gegen den Mörder aussagen. Diese wilden Sitten erregen den Graus ihrer Nachbarn, der Florentiner. Die vielgerühmte Regierung Leopolds II., die auf die Blutmonarchie der Medicis folgte, hat sie zu frommen Kastraten gemacht. Sie haben keine anderen Leidenschaften mehr als für schöne Livreen und Prozessionen, besonders die des San Giovanni, wo die ganze Stadt toll vor Freude ist[1]. Der Großherzog liebt das Geld und die Weiber und lebt wie ein Vater im Schoße seiner Familie. Er ist gleichgültig gegen sie, wie sie gegen ihn; doch wenn sie sich umsehen, wie es anderswo hergeht, so lieben sie einander aus Vernunft. Der toskanische Bauer ist recht eigenartig; diese Landleute bilden vielleicht die liebenswürdigste Gesellschaft Europas; ich ziehe sie den Städtern bei weitem vor.

„Die Zivilisation hört jenseits des Tiber auf. Südlich von diesem Flusse sehen Sie die Energie und das Glück von Wilden. Im Kirchenstaat ist das einzige Gesetz der Katholizismus, d. h. die Befolgung der Bräuche. An seinen Früchten erkennen Sie ihn. Die

[1] Die letzten Worte sind handschriftlicher Zusatz Stendhals. (Müller.)

Moral läßt man nicht aufkommen, weil sie zur persönlichen Kritik führt.

„Das Königreich Neapel beschränkt sich auf die Hauptstadt, die einzige in Italien, die den Lärm und den Ton einer solchen hat. Die Regierung ist eine lächerliche Monarchie im Stil Philipps II. mit einigen Überbleibseln geordneter Verwaltung aus der Franzosenzeit. Nichts ist unbedeutender und einflußloser auf das Volk. Was Ihre Aufmerksamkeit verdient, das ist der Charakter des Lazzarone[1], dessen einziges Gesetz die Furcht vor San Gennaro ist.

„Die Hingabe der Seele, die man hierzulande Liebe nennt, dringt nicht bis Neapel, dort herrscht der Eindruck des Augenblicks, der Tyrann des Südländers. Wenn Sie in Neapel einer hübschen Frau gegenüber wohnen, so machen Sie ihr nur Zeichen. Ärgern Sie sich aber nicht wie ein Engländer über all das Afrikanische im dortigen Charakter; und vergessen Sie nicht, Ihr Hauptaugenmerk auf die Lazzaroni zu richten . . Beobachten Sie, ehe Sie Schlüsse ziehen. Das Pflichtgefühl, der Scharfrichter des Nordens, erreicht das Herz des Lazzarone nicht. Tötet er einen Gefährten in einer Zorneswallung, so verzeiht es ihm San Gennaro, sein Gott; vorausgesetzt, daß er sich das neue Vergnügen macht, mit dem Mönche, der ihm die Beichte abnimmt, über seinen Wutanfall zu plaudern. Die Natur, die am Meerbusen von Neapel alles vereint hat, was sie dem Menschen geben kann, hat den Lazzarone zu ihrem Erstgeborenen gemacht. Der Schotte, so gesittet, daß er nur alle sechs Jahre ein Kapitalverbrechen begeht, ist nur ein jüngerer Sohn, der sich durch Fleiß hochgearbeitet hat. Vergleichen Sie den halbnackten Lazzarone mit dem schottischen Bauern, den sein rauhes Klima sechs Monate im Jahre zwingt, nachzudenken, und zwar scharf nachzudenken, denn der Tod umgibt seine Hütte überall auf hundert Schritte. In Neapel werden Sie die große Gemeinnützigkeit eines Despoten wie Napoleon

[1] Der neapolitanische Pöbel, obdachlos und zerlumpt, wird nach dem „armen Lazarus“ so genannt.

einsehen. Suchen Sie sich mit einem Weinbergsbesitzer auf Ischia oder Capri anzufreunden; er wird Sie nach zwei Tagen duzen, wenn Sie es ihm gestatten. Ohne fünfzig Jahre eines Despotismus im Stile Napoleons wird das niedere Volk in Neapel nie zur Republik reif werden. Die Leute waren so verrückt, den General [Manhes][1] zu verwünschen, der anderthalb Jahre lang Raub und Mord in den südlichen Gegenden des Königreichs Neapel unterdrückt hat. Marschall Davoust als König von Neapel hätte die Stadt für Europa erobert. Ich lache, wenn die Engländer sich beklagen, daß sie in Neapel ermordet werden. Wer trägt die Schuld daran? Im Jahre 1802 zivilisierte Napoleon Piemont durch tausend Hinrichtungen, die zehntausend Morde verhinderten. Ich will nicht leugnen, daß man in Louisiana, bei einem leidenschaftslosen, überlegenden und phlegmatischen Volke, zur Aufhebung der Todesstrafe gelangen kann. In Italien dagegen, Mailand ausgenommen, ist die Todesstrafe der Anfang aller Zivilisation. Die dummen Tedeschi, die uns beherrschen wollen, knüpfen einen Mörder nur dann auf, wenn er gestanden hat. Sie stecken den Unglückskerl nach Mantua in die Festung, und wenn sie des faulen Essers überdrüssig sind, stoßen sie ihn am 12. Februar, dem Geburtstag ihres Kaisers, in die Gesellschaft zurück. Diese Leute hausen zusammen, wetteifern in Verbrechen und werden zu Ungeheuern, die z. B. einem auf dem Felde schlafenden Bauern geschmolzenes Blei ins Ohr gießen, um zu sehen, was er für ein Gesicht dabei macht."

Nach dieser ernsten und traurigen Unterhaltung rettete ich mich zur Contessina C..., wo man lachte und bis drei Uhr morgens am Pharaotisch saß. Das Pharaospiel ist das Lieblingsspiel der Italiener; es hindert sie aber nicht, von dem zu träumen, was ihnen am Herzen liegt. Am schönsten ist es, wenn man dabei einer leidenschaftlich

[1] Nach einem handschriftlichen Zusatz Stendhals ergänzt. General Manhes (1777—1854) floh 1815 nach Murats Sturz, söhnte sich aber später mit den Bourbonen aus. (Müller.)

geliebten Frau gegenübersitzt, die eifersüchtig bewacht wird. Almen cosi si dice. (Wenigstens sagt man so.)

8. Dezember. — Eine hübsche Frau von zweiunddreißig Jahren nimmt, wenn sie aus Liebe himmelhoch jauchzend oder zu Tode betrübt ist, ihren sehr geweckten, zwölf- bis fünfzehnjährigen Töchtern gegenüber kein Blatt vor den Mund. Ich tadle diese Unvorsichtigkeit, die ich heute morgen beobachtete, sehr. Ich mußte an Montesquieus Wort denken, daß die Eltern ihren Kindern nicht sowohl ihren Geist als ihre Leidenschaften vererben.

In Italien spielt die Frau eine ganz andere Rolle als in Frankreich. Sie hat zum gewohnten Umgang ein bis zwei Männer, die sie sich ausgesucht hat und die sie mit der härtesten Strafe treffen kann, wenn sie ihr Mißfallen erregen. Ein junges Mädchen ist mit fünfzehn Jahren hübsch und erwachsen; und es ist nicht selten, daß eine Frau noch mit mehr als fünfzig Jahren Eroberungen macht. „Was liegt am Alter?" sagte mir einmal Graf Fantozzi, der sehr für Signora M . . . schwärmte, die vielleicht fünfundfünfzig Jahre zählt. „Was liegt am Alter, wenn Schönheit, Heiterkeit und vor allem die Erregbarkeit des Gefühls fortdauern?"

Ich hörte also, wie Signora L . . .[1] in Gegenwart ihrer Tochter, der schönen Camilla, von Lampugnani sagte: „Ach, der wäre wie für mich geschaffen; der weiß, was Liebe ist" usw. Diese interessante Unterhaltung, von der nicht eine Silbe verloren ging, währte über eine Stunde. Wird man mich der Beschönigung solcher Sitten zeihen, indem ich sie beschreibe, mich, der fest glaubt, daß die Schamhaftigkeit die Quelle der leidenschaftlichen Liebe ist? Wie oft bedaure ich, nicht in einer heiligen Sprache zu schreiben, die nur Eingeweihten verständlich ist; dann könnte ein Ehrenmann frei heraus reden, ohne zu befürchten, von anderen als seinesgleichen verstanden zu werden. Ich

[1] In Stendhals Buch „Über die Liebe" (Bd. IV dieser Ausgabe, Buch III, Nr. 14) kehrt die gleiche Geschichte mit dem Datum Ravenna, 23. Januar 1820, wieder. Die Dame heißt dort aber Signora Valchiusa.

will jedoch vor keiner Schwierigkeit zurückschrecken. Ich will gestehen, daß Signora Z . . . am letzten Sonntag nach der Messe während einer Antrittsvisite und in Gegenwart ihrer zwei Töchter und zweier Herren, die ihr in ihrem ganzen Leben noch keinen anderen Besuch gemacht hatten, sich ausführlich in Maximen über die Liebe erging und diese durch Beispiele aus ihrem Bekanntenkreis illustrierte, z. B. über den genauen Zeitpunkt, wo man einen Liebhaber, der sich schlecht aufführt, durch Untreue bestrafen müsse[1]. Die jungen Mädchen werden hier mit spanischer Strenge behütet. Geht die Mutter aus, so übernimmt an ihrer Stelle eine alte, sehr gewedte Verwandte die Rolle der Duenna. Man sagt, mehrere junge Mädchen hätten kleine Liebeleien mit jungen Männern, die sie nur auf der Straße vorübergehen sehen; man winkt sich zu, sieht sich Sonntags in der Kirche und tanzt alljährlich zwei-, höchstens dreimal miteinander. Doch oft ist ein so harmloses Verhältnis mit den tiefsten Gefühlen gepaart. Ich vergesse nie die Gedanken, die ein junges Mädchen von vierzehn Jahren bei einer Aufführung der „Vestalin" äußerte; sie waren von einer wahrhaft erschreckenden Schärfe und Tiefe.

Die Gedanken, die sich ein junges Mädchen in Italien über seine Zukunft machen kann, beruhen auf Anvertrauungen, die es erlauscht, auf Tatsachen, die es gehört, auf Ausbrüchen von Freude oder Schmerz, die es beobachtet hat, aber nie auf dem Geschwätz von Romanen. Ich kenne nur einen schwerfälligen Abklatsch von Goethes „Werther", die Briefe des Jacopo Ortis[2], und ein paar unlesbare Schmöker des Abbate Chiari. Ein italienischer Vater, der bei seinen Töchtern Romane findet, wirft sie brutal ins Feuer. Dieser Mangel aller anderen Lektüre als der historischen ist einer der Hauptgründe meiner Bewunderung für die Konversation der italienischen Damen. In Ländern, wo man Romane liest, in Deutschland, Frankreich usw., ahmt

[1] Auch diese Geschichte kehrt in „Über die Liebe" (ebenda) wieder. Die Dame heißt dort Signora Guarnacci.

[2] Von Ugo Foscolo (1800), dem Verfasser der „Gräber" (s. S. 185 f.).

auch die zärtlichste Frau in den Augenblicken völligster Hingabe stets ein wenig die „Neue Heloise" oder den Moderoman nach: wünscht sie doch leidenschaftlich, ihrem Geliebten zu gefallen. Überdies hat sie den Roman mit Begeisterung gelesen; sie gebraucht also unwillkürlich ein paar von den Phrasen, die sie zu Tränen gerührt haben und die sie so herrlich gefunden hat. Die natürliche Schönheit der Frauen bleibt also in Ländern, wo es Romane gibt, nie ungetrübt. Man muß schon in reiferen Jahren sein, um ihnen diesen ganzen Flitterstaat zu vergeben, die wahre Leidenschaft da zu sehen, wo sie ist, und sich von dem eitlen Tand, womit man sie zu schmücken wähnt, nicht abkühlen zu lassen. Bekanntlich sind die Liebesbriefe und oft auch das Liebesgeplauder literarischer Damen nichts als ein Abklatsch ihrer Lieblingsromane. Sind sie deshalb soviel weniger weiblich als alle anderen und so lächerlich? In Italien ist die Liebe stets der Hauptgegenstand im Leben einer Frau, sofern sie imstande ist, Liebe zu erwecken oder zu empfinden. Das literarische Talent ist in ihren Augen mehr ein Schmuck des Lebens als ein Mittel, dem Geliebten mehr zu gefallen ... Die Liebesbriefe — wenigstens nach denen zu schließen, die mir ein eifersüchtiger Liebhaber, der Marchese B*** zeigte — haben wenig literarische Vorzüge, d. h. sie lassen Unbeteiligte ziemlich kalt und sind voller Wiederholungen. Einen Begriff davon geben die „Briefe einer portugiesischen Nonne[1]".

10. Dezember. — Ich begleitete Redaelli zur Post, die in 23 Stunden nach Mantua fährt, denn man muß über Virgils Heimat, wenn man nach Bologna will. Der Herzog von Modena gestattet der Schnellpost nicht die Durchfahrt durch sein Land. Nur Jakobiner reisen, sagt er, und mit Recht. Der Italiener, der wenig und mißtrauisch liest, unterrichtet sich durch Reisen. Die Welt ist ein Jammertal, sagt man in Modena. [Wenn man einen Ketzer verbrennt und ihn zwei Stunden leiden läßt, erspart man ihm damit eine

[1] Eine neue Verdeutschung dieser berühmten Liebesbriefe (1666) erschien 1905 im Insel-Verlag in Leipzig, neuerdings auch in der Inselbücherei.

zweihundertjährige Qual im höllischen Feuer], und leistet man ihm damit nicht den größten Dienst? . . . Nichts ist so vernünftig wie Verfolgungen und Autodafés, nichts so lächerlich wie Toleranz[1].

Es gibt keinen spaßhafteren Anblick als den, wie ein Italiener in einen Postwagen steigt. Die Aufmerksamkeit, die hierzulande nur den tiefen Leidenschaften gilt, gerät nicht rasch in Bewegung. Der abreisende Italiener hat eine Todesangst, eines von den hundert Dingen zu vergessen, die er nötig hat: gegen Kälte, Nässe, Räuber, schlechte Herbergen usw. Je mehr Dinge er auf einmal überschauen will, um so konfuser wird er; man muß nur seine Verzweiflung bei der geringsten vergessenen Kleinigkeit sehen. Er fragt wenig danach, ob er in den Augen der Zuschauer, die die Postkutsche umstehen, sich lächerlich macht . . .

Ein Gegenstand größter Bewunderung oder eine harte Geduldsprobe — je nachdem, wie er es auffaßt — ist für den Italiener ein geistreicher, gezierter Franzose, der in der Unterhaltung binnen einer Stunde von Homer, von Nationalökonomie, von Bolivar, von Raffael, von Chemie, vom Handel der Römer, vom Vesuv, vom Zaren Alexander, vom Philosophen Erasmus und von hundert anderen Dingen redet. Der Italiener, der seinen Geist in Galopp zu setzen versucht, um jedes dieser Dinge scharf durchzudenken, sobald sie den Lippen des geistreichen Franzosen entquollen sind, hat nach dieser liebenswürdigen Unterhaltung wahnsinnige Kopfschmerzen.

Läßt ein Franzose alle literarischen Anspielungen beiseite und wendet sich seine erstaunliche Beweglichkeit, das glänzende Vorrecht seines Volkes, nur auf die äußeren Umstände der Landpartie oder des Picknicks, das er mit Italienern unternimmt, so kann er freilich leicht das Glück haben, von einer hübschen Frau bewundert zu werden. Merkt er aber, daß man ihn nicht versteht, so muß er aufhören und wenigstens zehn Minuten den Mund halten. Macht er sich als Schwätzer mißliebig,

[1] Die eingeklammerten Worte sind im Original durch Punkte ersetzt und nach Stendhals Handexemplar ergänzt. (Müller.)

so ist alles verloren, wogegen es nicht schlimm ist, wenn er sich in Schweigen hüllt. Ein Leutnant aus Südfrankreich, der keinen Modedichter gelesen hat, hat viel mehr Aussicht, von einer Italienerin geliebt zu werden, als ein eleganter junger Pariser, der schon zwei reizende Dichtungen veröffentlicht hat.

12. Dezember. — Heute abend schenkte mir ein Unglücklicher, dem seine Geliebte schon seit Jahresfrist den Laufpaß gegeben hat, sein Vertrauen. Ich traf ihn gegen 11 Uhr im Parterre. Er saß dort seit 7 Uhr und blickte von fern nach der Loge, wo er ehemals geherrscht hatte. Er ist jung, adlig, reich, bildschön und seit einem Jahre mit Wissen und Zusehen der ganzen Stadt verzweifelt. Über den Ernst seiner Anvertrauungen verblüfft, glaubte ich zuerst, der arme Liebhaber wolle mich um einen kleinen Dienst bitten. Keineswegs! Er hatte nur das Bedürfnis, von der Frau zu reden, die er acht Jahre geliebt hatte, und die er nach einem Jahre des Bruches mehr vergötterte denn je. Und welch ein Bruch! Der demütigendste, den es gibt. Er erzählt mir lang und breit, ein sehr häßlicher deutscher Offizier (der aber in Wahrheit sehr hübsch, sehr liebenswürdig und sehr elegant ist) habe seine Schöne von demselben Platze, auf dem wir jetzt sitzen, ein halbes Jahr lang beständig angeäugt. „Ich war eifersüchtig auf ihn", erzählte er, „und ich beging die Torheit, das Violantina zu sagen; meine Beschwerden waren ohne Zweifel der Anlaß, daß sie dem verfluchten Grafen Keller ihre Aufmerksamkeit zuwandte. Um mich etwas zu reizen, begann sie ihm allabendlich einen Blick zuzuwerfen, in dem Augenblick, wo wir das Theater verließen. Hierdurch kühn gemacht, mietete Keller sich eine kleine Wohnung, von der aus er ihren Balkon sehen konnte. Er wagte ihr zu schreiben. Dies Liebäugeln währte schon drei Wochen, als die Kammerzofe, der ich diese Stellung verschafft hatte, sich mit ihrer Herrin veruneinigte und mir einen Brief Kellers an sie überbrachte. Um Violantina zu reizen, machte ich zum Schein der Fulvia C . . . den Hof. Ich langweilte mich halbtot in ihrer Loge, ausgenommen, wenn ich hoffen konnte, von

Violantina gesehen zu werden. Eines Tages zankten wir uns ein wenig wegen eines prächtigen Buketts aus meinem Garten, das ich Fulvia geschickt hatte. Ein Wort gab das andere. Schließlich sagte ich erbittert: ‚Wählen Sie zwischen Keller und mir', und schlug die Tür hinter mir zu. Am nächsten Tage schrieb sie mir die folgenden Zeilen:

‚Verreisen Sie, lieber Freund, denn wir sind nur noch Freunde. Gehen Sie einen Monat ins Bad nach Battaglia.'

„Wer hätte mir das gesagt, mein Lieber, nach achtjähriger Vertrautheit!"

Und damit begann der Marchese N . . . mir die Geschichte seiner Liebschaft zu erzählen, vom ersten Tage an, wo er Violantina gesehen hatte. Ich schwärme für Geschichten, welche die Regungen des Menschenherzens recht eingehend schildern, und ich war ganz Ohr. N . . . macht sich wenig daraus, ob man ihm teilnahmsvoll zuhört; er hat das Bedürfnis, von der Violantina zu reden; immerhin tat ihm der Glanz meiner Augen wohl. Und so hatte er denn auch, als das kurze Ballett um halb ein Uhr nachts zu Ende war, noch viel auf dem Herzen. Wir zogen uns in das leere Café im Adelskasino zurück, wo wir einen Liebhaber mit einer Geliebten störten, die sich an diesem einsamen öffentlichen Orte ein Stelldichein gaben. Dort erzählte N . . . bis 2 Uhr. Als das Café geschlossen wurde, begleitete er mich nach Hause. Auf der Straße, wo er sich keinen Zwang mehr aufzuerlegen brauchte, rannen ihm die dicken Tränen die Wangen herunter, während er mir sein vergangenes Glück erzählte. Er hielt mich noch eine gute Viertelstunde in der Tür meines Gasthofes fest Endlich schlug es zweidreiviertel auf der Uhr von San Fedele, als ich zu schreiben begann. Hätte ich einen Sekretär, ich diktierte die ganze Nacht durch die Geschichte von N . . . s Liebschaft mit Violantina. Nichts schildert die moralischen Gewohnheiten in Italien besser und tiefer. Es kommen vielleicht dreißig Zwischenfälle vor, die in Frankreich völlig unverständlich

wären. Ein Franzose hätte sich über das, was N... erfreute, geärgert und vice versa[1].

Diese Geschichte hat meine Ohren dreiunddreiviertel Stunden in Anspruch genommen. Ich habe wohl keine hundert Worte gesagt, und doch war ich beständig bei der Sache. Unmöglich, sagte ich mir, hat ein so tief erregter Mann den Mut zu lügen, außer bei ein paar Vorfällen, die zu demütigend waren, um sie wiederzugeben. Immerfort wiederholte sich der Marchese, um mir irgendeinen kleinen Umstand besser begreiflich zu machen. Die Signora R... hat einen falschen Zahn, was ich nicht wußte. „Was wird sie beginnen," sagte er zu mir, „wenn dieser Zahn ausfällt? Ich selbst habe sie nach Turin gebracht, um ihn durch meinen Freund Fonzi einsetzen zu lassen. Ich stellte sie Fonzi als meine arme Schwester, Marchesina C... vor; kurz, kein Mensch ahnte etwas von dem falschen Zahne. In ihrem Alter, mit vierundzwanzig Jahren, ist es demütigend, einen falschen Zahn zu haben. Wird Keller ihn ihr ersetzen, wie ich? Ach, die Frau richtet sich zugrunde!" schloß er mit ernster Miene.

Die gleiche Anvertrauung hat der Unglücksmensch vielleicht zwanzig Personen gemacht. Ganz Mailand spricht von seiner Verzweiflung. Er ist nach Venedig gereist, um sich zu zerstreuen. Seine finstere Trübsal ist aufgefallen, man hat ihn zur Rede gestellt, und er hat seine Geschichte erzählt; und doch ist es weder ein Dummkopf noch ein besonderer Schwächling.

Ich hatte alle Mühe, diese Skizze seiner Erzählung auf französisch niederzuschreiben. Das Mailändische ist voller Sonderausdrücke für alle kleinen Einzelheiten der Liebe. Meine französischen Umschreibungen sind ungenau und sagen zu viel oder auch zu wenig. Woher sollten wir auch eine Sprache für etwas haben, wovon wir nie reden?

12. Dezember. — Ich befragte Herrn Isimbardi[2], mein Orakel, über die lange Anvertrauung, dank deren ich erst heute früh um

[1] S. die Memoiren Casanovas. (Ergänzungsblatt von 1827, nach Müller.)
[2] S. Seite 31, Anm. 1.

4 Uhr zu Bette kam. „Nichts kommt hier öfter vor", sagte er. „Ha, Sie sahen C . . . nicht, als ihn sein Bruch mit der Luizina in Verzweiflung brachte, noch P . . ., als er mit der R . . . zu brechen suchte, bei der er zur ungelegenen Zeit erschienen war." Und er nannte mir sofort zehn Namen, darunter mehrere meiner neuen Freunde, und zwar solche, die ich für höchst verständig hielt. „Und nun erst die Frauen!" sagte er. „Soll ich Ihnen die Verzweiflung der Ghita erzählen, als sie inne wurde, daß P . . . sie nicht liebte und nur eine Frau mehr auf seine Liste setzen wollte! Fast ein Jahr lang hatte sie nicht den Mut, Toilette zu machen. In der Scala erschien sie an Premierentagen in ihrem roten baumwollenen Hauskleid, das bis oben geschlossen war. Mehr als einen Monat hat sie keinen ihrer Freunde empfangen, außer dem alten S . . ., der, glaube ich, P . . . ihre Billette brachte. Sie zeigte sich nicht mehr in ihrer Loge, und ich wette, wenn sie nach sechs Wochen dort wieder erschien, so geschah es in der Hoffnung, den glänzenden P . . . von ferne zu sehen. Die Verzweiflung aus Liebe ist hier gewissermaßen die Pockenkrankheit der Liebe, man muß sie durchgemacht haben. Unsere Großmütter, die wie der Großtürke im Harem lebten, waren dieser Krankheit weniger ausgesetzt. Bezeichnend für die italienische Phantasie ist es," schloß Herr Isimbardi, „daß sie, von dieser Leidenschaft besessen, kein Glück außerhalb des geliebten Wesens mehr kennt." Doch da kommen wir zur höchsten Metaphysik, die ich dem Leser ersparen will. Nachdem wir lange von Liebe gesprochen hatten, wobei meine Rolle darin bestand, Isimbardis Schlußfolgerungen zu bestreiten, damit er sie durch Anekdoten mit Namen und Eigenschaften von Personen bewiese, kamen wir auf die schwierigsten Fragen der Kunst zu sprechen. Isimbardi sagte: „Wenn ein junger Mensch, der keine Torheiten begangen und nur viel gelesen hat, mir von Kunst redet, so lache ich ihn offen aus. Lerne sehen, sage ich zu ihm, und wir wollen weiter reden. Redet mich ein Mann, wie Ihr gestriger Freund, der durch langes Unglück bekannt ist, auf Kunst an, so bringe ich das Gespräch auf die kleinen Torheiten der höheren Menschen, die er als

Jüngling kennen lernte. Ich spotte über die komischen Seiten ihres Benehmens oder ihres Geistes, um aus meinem Manne herauszubringen, ob er als Jüngling diese komischen Seiten bemerkte und sie als eine Art Trost dafür genoß, daß sie ihm überlegen waren, oder ob er sie als Vollkommenheiten bewunderte und sie nachzuahmen suchte. Wer mit achtzehn Jahren einen großen Mann nicht so geliebt hat, daß er selbst seine Lächerlichkeiten anbetete, darf mit mir nicht über Kunst reden. Eine tolle, träumerische und tiefempfindsame Seele ist noch mehr vonnöten als ein scharfer Verstand, um über Kunst mitzureden."

Heute morgen gab man mir ein reizendes Sonett von Carline Porta über den Tod des Malers Joseph Bossi, eines berühmten Gecken, der hier für einen großen Mann gilt.

SONETT

L' è mort el pittor Boss. Jessus per lu!
Sclamen, e passen i fedel cristian:
I pretocch vicciuritt freghen i man
E disen, mej! on candirott de pu.

Quij del mestee, ch 'el veden in di pu,
Goden de vess tant manch intorna al pan;
I ricch oziôs ghe dan del barbagian
A vesses bolgiraa per la virtù.

I malign, ch'in pu spess che i galantomm,
O de riff, o de raff, o d'indrizz o stort,
Cerchen, se ponn de spiscinigh el nom;

E mi, per consolamm del mè magon,
Ghe diri a sto grand 'omm, che se l' è mort
L' è pur anch feura d' on gran mond cojon[1].

Eine Literatur, die einen solchen Grad von Natürlichkeit und Wahrheit erreicht, drängt die nüchternen Seelen von selbst hinaus. Ich las das Sonett heute wohl zehnmal. Da ein Sonett nur vierzehn Zeilen hat, so riskiert man nie, sich zu langweilen, wenn man es anfängt; ich

[1] Stendhal gibt von diesem Sonett nur den Anfang; der Rest ist nach der „Poesie scelte in dialetto milanese", Mailand 1817, ergänzt. Deutsch s. Anm. 5 am Schluß dieses Bandes.

liebe diese Kunstgattung leidenschaftlich. Es gibt acht bis zehn italienische Sonette, die zum Schönsten gehören, was der Menschengeist geschaffen hat. Carline Porta ist vor allem dann unübertrefflich, wenn er einen Mailänder Edelmann schildert, der Toskanisch sprechen will, so z. B. in der Preghiera ....

Doch die Meisterwerke dieses liebenswürdigen Poeten können nicht vor Damen aufgesagt werden· dies Ungemach teilen sie mit den Gedichten von Baffo und Buratti[1]. Alle drei haben die Alltagsunterhaltung idealisiert, und in jeder Kunstgattung treten die großen Züge hierdurch am deutlichsten hervor ... Von Monti abgesehen, ist nichts, was in den letzten fünfzig Jahren in Italien gedruckt wurde, mit diesen Sonetten und Grossis[2] „El di d'incoeu" vergleichbar. Kraft, Schlichtheit, Natürlichkeit, niemals akademische Schablone: das ist es, was diese Dichtungen in vernacolo so hochstellt. Mittelmäßigkeit wird hier nicht geduldet, noch ist sie erträglich -- ein Vorteil, den diese Poesie hat und den sie rasch verlöre, wenn man je Akademien und literarische Zeitschriften für sie schüfe. Die französische Akademie hat uns das Pedantentum beschert, und unsere Literatur brachte nur dann Meisterwerke hervor, wenn sie von den Dummköpfen verachtet wurde.

Belgiojoso, 14. Dezember. — Heute morgen verließ ich Mailand durch den Triumphbogen von Marengo (Porta di Pavia) mit Tränen in den Augen. Ich wiederholte mir oft und mit einer gewissen mechanischen Freude die schönen Verse Montis:

„Mossi al fine, e quei colli ove si sente
Tutto il ben di natura, abbandonai,
L'orm esegnando al cor contrarie e lente[3]."

---

[1] Über Baffo s. Anm. 1 am Schluß des Bandes, über Buratti Nr. 4 im Anhang.
[2] Über Tommaso Grossi s. Nr. 13 im Anhang.

[3] So schied ich endlich, ließ im Stich das Glück
Der Segensfluren; doch bei jedem Schritte
Strebte das Herz mir wehmutsvoll zurück.

Vierter Gesang der „Mascheroniana" von Monti, eines Gedichtes auf den Tod des Lorenzo Mascheroni. Vgl. Anhang, Nr. 8.

Wäre ich meiner Neigung gefolgt, ich hätte meinen ganzen Urlaub in Mailand verbracht. Nie traf ich ein Volk, das meiner Seele so nahe steht. In Gesellschaft von Mailändern und wenn ich Mailändisch spreche, vergesse ich, daß die Menschen böse sind; und alles Böse in meiner Seele schläft augenblicklich ein.

Es sind nicht nur die höheren Menschen wie Monti, Manzoni, Tommaso Grossi und Silvio Pellico, die mich Heimweh nach Mailand empfinden lassen, sondern die Gesamtheit seiner Sitten, die Natürlichkeit des Wesens, die Harmlosigkeit und die große Kunst, glücklich zu sein, die hier in die Praxis umgesetzt wird, und dies mit dem besonderen Reize, daß diese guten Leute nicht wissen, daß es eine Kunst ist, und zwar die schwerste von allen. Da jede Loge einer liebenswürdigen Frau allabendlich die gleichen Gäste sieht, so versteht man sich durch und durch und verständigt sich mit halben Worten. Wie soll man Komödie vor Leuten spielen, die man seit zehn Jahren dreihundertmal im Jahre sieht?

Dank dieser gegenseitigen intimen Bekanntschaft redet ein Mann mit 1500 Franken Rente mit einem sechsfachen Millionär so schlicht und natürlich wie mit einem Gleichgestellten, was in England unglaublich erscheinen würde. Ich habe dies Schauspiel oft beobachtet. Wollte der Reiche den Herablassenden oder der Arme den Stolzen spielen, so lachte man über sie und in ihrem Beisein acht Tage lang. Der Hochmut eines Beamten gegenüber den Pariser Bürgern wäre hier völlig unverständlich. Man bedauert einen Menschen, den die Armut zwingt, in österreichischen Dienst zu treten. Man hält ihn für verpflichtet, etwas zu spionieren, und schweigt in seiner Gegenwart über gewisse Dinge. Poverino impiegato! sagt man mit mitleidigem Achselzucken.

In Paris muß man fast jedesmal, wo man einen guten Freund besucht, eine leichte Eiskruste durchbrechen, die sich seit den vier oder fünf Tagen, wo man ihn nicht sah, gebildet hat. Und wenn diese heikle Operation geglückt und man wieder ganz intim und zufrieden ist, so

schlägt es Mitternacht, und die Dame des Hauses verabschiedet uns. Hier in Mailand, wenn wir des Abends froh und glücklich waren, z. B. in der Loge der Signora L . . ., blieben wir bis 1 Uhr im Theater und spielten weiter Pharao in der erleuchteten Loge, obwohl das Haus selbst dunkel und die Zuschauer fort waren. Endlich meldete uns der Theaterportier, es sei 1 Uhr durch; und lediglich, um nicht auseinanderzugehen, zogen wir zu Battistino, dem Theaterwirt, soupierten dort und trennten uns erst am hellen lichten Tage. Ich hatte keine Liebschaft, ich hatte keine intimen Freunde in der Loge, und doch werde ich diese Nächte voller Glück und Harmlosigkeit nie vergessen.

Pavia

15. Dezember. — Der vierzehnjährige Despotismus eines genialen Mannes hat Mailand, das einst für seinen Materialismus berühmt war, zur geistigen Hauptstadt Italiens gemacht. Trotz der österreichischen Polizei druckt man heute in Mailand zehnmal mehr Bücher als in Florenz, und doch spielt der Großherzog von Florenz den Harmlosen.

Auf den Straßen von Mailand begegnet man jetzt noch drei- bis vierhundert Männern von Geist, die ihren Landsleuten überlegen sind, und die Napoleon von Domodossola bis Fermo und von Pontebba bis Modena herbeigezogen hat, um die Ämter seines Königreichs Italien zu besetzen. Diese alten Beamten, an ihrem vornehmen Wesen und ihren grauen Haaren kenntlich, leben in Mailand aus Liebe zur Großstadt und aus Furcht vor Verfolgungen[1]. Sie spielen die

[1] Seit 1820 hat sich alles geändert. Eine Art Schreckensregiment herrscht in Mailand. Die Lombardei wird wie eine Provinz behandelt, deren Aufstand man fürchtet. (Stendhal.) — In den „Wanderungen in Rom" (5. April 1828) kehrt der obige Gedanke breiter ausgestaltet wieder. (Vgl. die Aufzeichnung aus Monticello, 24. Juni 1817, Anm. 2 im vorliegenden Bande.) Am 6. Dezember 1828 schreibt Stendhal jedoch in den „Wanderungen in Rom": „Herr von Metternich hat sein System gegenüber den Mailändern

Rolle unserer Bonapartisten und vertreten den Standpunkt, daß Italien zwanzig Jahre lang den Absolutismus und die Gendarmerie eines Napoleon nötig hätte, ehe es für die Verfassung reif sei. Um 1808 kam es unter den Beamten des Königreichs Italien auf, sich Bücher anzuschaffen. Der Buchhändler Bettoni hat sich diese Zeitmode zunutze gemacht; er brachte sofort eine zweiundvierzigbändige Ausgabe von Alfieris Werken heraus. Die Subskriptionsliste deckt sich fast mit der der Beamten, die Prina und Napoleon ernannt hatten. Sie taten sich weniger durch Begeisterung als durch Sinn für Ordnung und ununterbrochene Tätigkeit hervor, Eigenschaften, die bei einem so leidenschaftlichen, dem Eindruck des Augenblicks unterworfenen Volke höchst selten sind. Hingebung und Energie, die die französischen Beamten nicht kennen, wie man es beim Nahen der Kosaken beobachten konnte, waren in Italien nicht selten. Napoleon sagte selbst, hier sei ihm am besten gedient worden. Freilich hatte er den Italienern nicht die Freiheit geraubt und die Throne wieder aufgerichtet. Die Söhne dieser Beamten bilden die Elite der italienischen Jugend. Alles, was um 1800 zur Welt kam, ist sehr gut geraten. In Frankreich war Napoleons Despotismus giftiger; er fürchtete die Bücher und die republikanischen Erinnerungen, die einzigen, die das Volk nicht vergessen hat. Er fürchtete die Jakobinerbegeisterung. Die italienischen Jakobiner waren dem Siegeszug Bonapartes gefolgt und hatten nie das Vaterland befreit wie Danton oder Carnot. Die List und Kraft des Mittelalters sind dahin; der heilige Karl Borromäus hat sie vernichtet. Seit Machiavells Zeiten gibt es keine Verschwörer mehr in Italien . . .

Der Mailänder ist nicht boshaft und bietet in dieser Hinsicht die einzige sichere Gewähr: er ist glücklich. Von hundertundfünfzig bedeutenden oder unbedeutenden Handlungen begeht der Mailänder

gewechselt; er will sie durch Vergnügungen verführen . . . Mailand ist im Begriff, die Franzosenzeit zu vergessen und allmählich wieder die Stadt der Sinnenlust zu werden, die es im Jahre 1760 war."

hundertundzwanzig so, wie es ihm im Augenblick gefällt. Die Pflicht, geheiligt durch Unglück, wenn man gegen sie verstößt, tritt ihm, seine augenblickliche Neigung durchkreuzend, nur dreißigmal unter hundertfünfzig Fällen vor Augen.

Dem Engländer tritt die furchtbare Pflicht, geheiligt durch die Aussicht, auf der Straße zu verhungern[1], bei hundertundfünfzig Handlungen vielleicht hundertundzwanzigmal vor Augen. Daher das offenbare Unglück dieses Volkes, dem es doch weder an Vernunft, noch an guten, unverbrüchlichen Sitten fehlt. Bei den Reichen tritt die Pflicht, geheiligt durch die Höllenfurcht oder durch die Angst vor Mißachtung, wenn man nicht ganz nach der Mode gekleidet ist, vielleicht bei hundertundvierzig von den hundertundfünfzig täglichen Handlungen hervor. Ich bin überzeugt, ein Engländer, der Peer und Millionär ist, wagt, wenn er allein am Kamin sitzt, nicht die Beine übereinander zu schlagen, aus Furcht, sich vulgär zu benehmen.

Das Spaßhafte ist, daß die gleiche Furcht, vulgär zu sein, auch den Verkäufer im Geschäft plagt, der 200 Guineen verdient und von 7 Uhr früh bis 9 Uhr abends arbeitet. Von hundert Engländern wagt nicht einer, er selbst zu sein; von zehn Italienern begreift nicht einer, daß man anders sein könnte. Der Engländer ist nur einmal im Monat in Gemütsbewegung, der Italiener täglich dreimal.

In Frankreich, wo der Charakter fehlt (die persönliche Tapferkeit, die Tochter der Eitelkeit, ist kein Charakter), findet man in den Zuchthäusern die eigenartigsten Menschen beisammen. Sie besitzen die große, ihren Landsleuten versagte Eigenschaft, die Charakterstärke. Wenn unsere Kammern sich die Zeit nähmen, sich mit diesem Elend zu befassen, so deportierten sie unsere Zuchthäusler nach einer kapverdischen Insel, die von einem Philanthropen wie Herrn Appert[2] gut verwaltet würde; dort würden sie nützliche Menschen werden. In

[1] Sieben Unglückliche starben in den Straßen von London den Hungertod, als ich (1821) dort war. (Stendhal.)

[2] S. Stendhals „Rot und Schwarz“ (Bd. I dieser Ausgabe, S. 7 ff.).

jeder Hinsicht grauenvoll sind die Zuchthäuser in Italien, wo die Macht der augenblicklichen Empfindung und deren Folge, die Charakterstärke, häufig sind (diese kommt von der Bewunderung für das, was man zu tun gewagt hat, als die Leidenschaft einen ergriff; man gewinnt Selbstvertrauen). ... Für einen Franzosen ist die einzige Gefahr die Lächerlichkeit; ihr wagt nördlich der Loire niemand zu trotzen, weder der fünfzigjährige Gesetzgeber noch der achtzehnjährige Rechtsgelehrte. Daher die Seltenheit des nicht militärischen Mutes, für den es keine geheiligten Bräuche gibt wie für die persönliche Tapferkeit. Die Tugend der Todesverachtung wird von den nordischen Völkern stark überschätzt, als die einzige, bei der Heuchelei ausgeschlossen ist, und die einzige, die jeder begreift.

16. Dezember. — Die Ebene zwischen Mailand und Pavia ist die reichste Europas. Alle Augenblicke sieht man Kanäle mit fließendem Wasser, die das Land befruchten. Die Straße begleitet den Schiffahrtskanal, auf dem man von Mailand nach Venedig oder nach Amerika fahren kann; aber man wird oft am hellen Mittag von Räubern angefallen. Die österreichische Fremdherrschaft wird der Räuber nicht Herr. Trotzdem genügte in jedem Ort ein Gendarm, der, sobald er eine ungewöhnliche Ausgabe bemerkt, den Bauer fragt: „Woher stammt dies Geld?"

Von Pavia will ich nichts sagen; man findet das Wissenswerte in allen Reisebeschreibungen. Der Leser kann mir dafür danken, daß ich ihm zwanzig Seiten über das berühmte Naturalienkabinett erspare.

Dergleichen Dinge sind für mich wie die Astronomie; ich bewundere sie, begreife sie sogar ein wenig, doch am nächsten Tage sind sie für mich entschwunden. Für derartige Wahrheiten muß man einen nüchternen, rechnenden Geist haben, der immer nur an das denkt, was als wahr bewiesen ist. Die Moralwissenschaften zeigen uns den Menschen als so schlecht — oder, was das gleiche ist: es ist so leicht und so angenehm, ihn sich besser vorzustellen, als er ist —, daß die Phantasie fast immer mit Freuden in eine Welt abschweift, die sich mit der

Wirklichkeit nicht deckt. Bréguet konstruierte eine Uhr, die zwanzig Jahre geht, aber jede Woche versagt die elende Maschine, in der wir leben, und bereitet uns Schmerz. Dieser Gedanke treibt mich immer zu Utopien, wenn ein Kenner mir von den Naturwissenschaften erzählt. Er hat mich heute den ganzen Tag lang geplagt. Wenn man an Wunder glaubt: warum fällt ein Mörder nicht neben seinem Opfer tot nieder?

Kurzum, ich hatte so wenig für die kalten Wissenschaften übrig, die nur das Bewiesene gelten lassen, daß mir heute nichts so viel Freude machte, wie die poetische Beschreibung des Naturalienkabinetts von Pavia, die unter dem Titel Invito a Lesbia bekannt ist. Sie stammt von Lorenzo Mascheroni, dessen Tod Monti durch die schönsten Verse seines Zeitalters verewigt hat. Die folgenden Verse Mascheronis werden die kleine Beschreibung, die ich meinen Lesern schulde, da ich meinen Brief ja aus Pavia datiere, aufs beste ersetzen. Sie lesen sich wie ein lateinisches Gedicht.

Quanto nelle Alpi e nelle arie rupi
Natura metallifera nasconde,
Quanto respira in aria, e quanto in terra,
E quanto guizza negli acquosi regni
Ti fia schierato all'occhio: in ricchi scrigni
Con avveduta man l'ordin dispose
Di tre regni le spoglie. Imita il ferro
Crisolito e rubin; sprizza dal sasso
Il liquido mercurio, arde funesto
L'arsenico; traluce ai sguardi avari
Dalla sabbia nativa il pallid oro.

Che se ami più dell'eritrea marina
Le tornite conchiglie, inclita ninfa,
Di che vivi color, di quante forme
Trassele il bruno pescator dall' onda.
L'aurora forse le spruzzò de' misti
Razzi, e gode talora andar torcendo
Con la rosata man lor cave spire.
Una del collo tuo le perle in seno

Educò verginella; all' altra il labbro
Della sanguigna porpora ministro
Splende; di questa la rugosa scorza
Stette con l'or su la bilancia e vinse[1]...

Ich reise nach Pavia, um die jungen Lombarden zu sehen, die an der hiesigen Universität, der gelehrtesten Italiens, studieren. Ich bin äußerst zufrieden darüber. Fünf oder sechs Mailänder Damen, die wußten, daß ich in Pavia Aufenthalt nähme, gaben mir Aufträge für ihre Söhne. Ich lud diese jungen Leute zum Essen in meinen Gasthof und in meine Theaterloge ein und erzählte ihnen viel von Napoleon und von Moskau.

Welch ein Unterschied gegen die Göttinger „Burschen"! Die Jugend von Pavia hat nicht die rosigen Wangen der Göttinger Studenten; ihr Blick verliert sich nicht in zärtlicher Betrachtung des Traumlandes[2]. Sie ist mißtrauisch, scheu, schweigsam; ein riesiger schwarzer oder dunkelbrauner Haarschopf umrahmt ein finsteres Gesicht, dessen olivenfarbener Teint auf das Fehlen der seichten Glückseligkeit und der liebenswürdigen Unbesonnenheit der Franzosen deutet. Kommt ihnen ein weibliches Wesen in den Weg, so verwandelt sich der finstere Ernst dieser jungen Patrioten in einen anderen Ausdruck. Eine Pariser Modedame, die nach Pavia käme, kriegte einen furchtbaren Schreck; sie hielte alle diese Jünglinge für Briganten. Darum eben liebe ich sie. Sie spielen keine Sanftmut, Lustigkeit und noch weniger Sorglosigkeit. Der Haß gegen die Tedeschi ist unter den Studenten von Pavia furchtbar. Am angesehensten ist der, welcher einem jungen Deutschen des Nachts in einer einsamen Straße den Buckel vollgehauen oder ihn auf den Trab gebracht hat, wie sie es

[1] Deutsch s. Anm. 6 am Schluß des Bandes.
[2] Meine Kenntnis über die Göttinger „Burschen" stammt lediglich aus der „Reise nach Deutschland" von Russell aus Edinburg. Ihre Duellgebräuche zeigen, wie wenig der Eindruck des Augenblicks in Deutschland bedeutet. (Stendhal.) Gemeint ist John Russells „Tour in Germany"... in 1820. Edinburg 1825, 2 vol.

nennen. Ich habe solche Streiche natürlich nicht erlebt; man hat sie mir aber lang und breit erzählt, ohne daß es mich langweilte; ich studierte dabei den Erzähler. Diese jungen Leute können den ganzen Petrarca auswendig, dessen Dichtungen zur Hälfte Sonette sind. Was sie daran besticht, ist die leidenschaftliche Erregbarkeit, die unter dem platonisch-metaphysischen Pathos Petrarcas hervorbricht. Einer sagte mir aus freien Stücken das erste Sonett der Sammlung auf, das schönste, das je geschrieben ward.

Voi c'ascoltate in rime sparse il suono
Di quei sospiri ond' io nudriva il core,
Il sul mio primo giovenile errore,
Quand' era in parte alter'uom da quel ch'io sono.

Del vario stile in ch'io piango e ragione
Fra le vane speranze e'l van dolore,
Ove sia chi per prova intenda amore,
Spero trovar pietà, non che perdono.

Ma ben veggi' or siccome al popol tutto
Favola fui gran tempo; onde sovente
Di me medesmo meco mi vergogno:

E del mio vaneggiar vergogna è'l frutto,
E'l pentirsi, e'l concoscer chiaramente
Che quanto piace al mondo è breve sogno[1].

Ich unterdrücke hier ein langes Stück über die italienische Jugend. Derartige Wahrheiten, die aus hundert Anekdoten geschöpft sind, erscheinen dem Fremden gewagt und versetzen die Nationaleitelkeit in Wut. Um nicht langweilig zu wirken, müßten sie an den Ufern des Tessin gelesen werden. Wer gegenwärtig in Italien reist, würde sie nicht so paradox finden. Ich brauchte aber vier Quartbände, um all die Anekdoten zu berichten, die ich in meinen Aufzeichnungen mit einem Worte gestreift habe und aus denen ich diese moralischen Schlußfolgerungen ziehe[2]. Was den Mut betrifft, oder besser gesagt das

[1] Deutsch s. Anm. 7 am Schluß des Bandes.

[2] S. in den Zeitungen von 1825 die Berichte über die Studentenrevolte in Pavia: 1. den Tod des jungen Guerra, 2. was nach seiner Beerdigung

Verschwinden der Vorstellung von Gefahr infolge eines Wutanfalls, so stehen die Pavianer Studenten vielleicht höher als die aller anderen Länder. Nur der unverzügliche Tod, insbesondere der häßlich aussehende, könnte zehntausend italienische Studenten zügeln; man müßte ihnen die Eingeweide mit Kanonenkugeln zerreißen und sie verspritzen, wie beim Tode des Generals Lacuée.

Südfrankreich, besonders Toulouse, hat schlagende Ähnlichkeit mit Italien, z. B. in der Musik und in der Religion. Die Jugend ist dort weniger erstarrt durch die Angst, sich schlecht zu benehmen, und viel glücklicher als nördlich der Loire. Unter den jungen Leuten von Avignon sah ich viel wahre Zufriedenheit. Das Glück verschwindet zugleich mit dem südlichen Akzent. Der junge Pariser, der arm ist und folglich arbeiten muß, und dies für Leute, die ihn nicht schonen, ist noch weniger verkümmert und glücklicher als der Gesellschaftsmensch. Treffen bei diesem nun gar hohe Geburt und großer Reichtum zusammen, so paßt sein Charakter ins Trappistenkloster. Die Arbeit und die Erfahrung, die aus der gegenseitigen Reibung entstehen, verbieten es dem jungen Menschen, der keinen eigenen Wagen hat, dreimal am Tage stehen zu bleiben und sich zu fragen, welches Glück er augenblicklich empfindet. Der junge Italiener, stets beschäftigt durch seine flüchtigsten Neigungen, die leicht zu Leidenschaften werden, denkt nur an die Frauen oder an die Lösung eines großen Problems. Er ist heftig, wenig höflich, aber ehrlich in der Diskussion; er schreit darauf los; aber nie wird er aus Angst, den Kürzeren zu ziehen, so tun, als verstände er einen kurzen Ausdruck seines Widerparts nicht. Obwohl er meines Erachtens viel glücklicher ist als der junge Franzose, schaut er viel finsterer drein. Der Tageslauf des jungen Franzosen wird von zwanzig kleinen Eindrücken erfüllt; der Italiener ist der Sklave von zwei oder drei; der Engländer hat alle sechs Wochen einen Eindruck

geschah. Das Benehmen der Polizei an jenem Tage wird noch in zwanzig Jahren unvergessen sein, ja diese schändliche Barbarei wird jedes Jahr mehr übertrieben werden. (Stendhal.)

und langweilt sich in dessen Erwartung; der Deutsche gewinnt nur durch seine allmächtige Träumerei Eindrücke. Ein fallendes Blatt erschüttert ihn ebenso wie der Sturz eines Reiches.

Die Jugend ist das Alter des Mutes; jeder Mensch ist mit zwanzig Jahren tapferer als mit dreißig; in diesem Alter verliert man den Teil des Mutes, der aus dem Zorn entspringt. Umgekehrt verhält es sich seltsamerweise mit dem Mut gegenüber der Lächerlichkeit...

Zwei Miglien vor Pavia erblickt man eine Anzahl schlanker Türme aus Ziegelsteinen, die über die Häuser hinwegragen. Jeder Feudalherr am Hofe eines Longobardenkönigs oder eines Visconti besaß solch einen Turm als Zufluchtsstätte für den Fall, daß ein Nebenbuhler vom Hof ihn ermorden wollte.

Galeazzo II. Visconti brachte im Jahre 1362 die Universität Pavia zur Blüte. Er ließ kanonisches und Zivilrecht, Medizin, Physik und jene Kunst lehren, die Napoleon so fürchtete und vor der man noch heute solche Angst hat: die Logik. Derselbe Galeazzo erfand die geniale Methode, einen Gefangenen einundvierzig Tage lang zu martern, ohne daß er daran starb. Ein Arzt pflegte den Gefolterten, damit er am einundvierzigsten Tage noch einen grausamen Tod erleiden konnte[1]. Bernabò, Galeazzos Bruder, trieb es in Mailand noch schlimmer. Ein junger Mailänder erzählte, er habe geträumt, daß er einen Eber getötet hätte. Bernabò ließ ihm eine Hand abschlagen und ein Auge ausstechen: eine Lehre der Verschwiegenheit. Derartige Fürsten führen entweder die allgemeine Vertierung und Verblödung herbei, oder sie rufen große Charaktere hervor, wie sie in Italien im Cinquecento entstanden.

Im Privatleben zeigen sich solche Charaktere bisweilen noch; aber sie verbergen sich sorgfältig: die Liebe ist heutzutage fast die einzige Leidenschaft, in der sie sich noch enthüllen. Die Musik ist die einzige

[1] Chronicon Petri Azarii, S. 301, wo die Beschreibung dieser Marter steht: Intentio domini est usw. Auf diese Weise kamen viele Unglückliche in den Jahren 1372 und 1373 ums Leben. (Stendhal.)

Kunst, die tief genug ins Menschenherz greift, um solche Seelen zu schildern; aber man muß gestehen, daß sie wenig geeignet sind, scherzhafte Artigkeiten wie [Voltaires] „Candide" oder Beaumarchais' Memoiren zu erfinden. Unseren geistreichen Reisenden wie Herrn Creuzé de Lesser[1] müssen sie sogar stumpfsinnig erscheinen.

Piacenza

18. Dezember. — Heute morgen nach der Abfahrt von Pavia, als ich den Tessin auf einer gedeckten Brücke passiert hatte, fuhr ich auf einer der schönsten Straßen, die ich je sah, über Stradella und San Giovanni. Der Weg führt an dem Höhenzug entlang, der das Potal im Süden begrenzt. Dank einem Priester, meinem Reisebegleiter, wurde unser Gepäck auf dem Zollamt in Stradella nicht untersucht; die Beamten wiesen unser kleines Trinkgeld zurück und behandelten uns respektvoll. Bisweilen erhebt sich die Straße bis zu den Ausläufern des Höhenzuges; alsdann eröffnet sich nach Norden die schönste und eigenartigste Aussicht. Zwischen San Giovanni und Piacenza zeigte man mir menschliche Gebeine, die traurigen Überbleibsel der Schlacht an der Trebia im Jahre 1799. An dieser Stätte fand auch die Niederlage der Römer gegen Hannibal statt ...

Das Theater in Piacenza, einer Stadt von 25000 Seelen, ist bequemer als eines unserer Pariser Theater. Die italienischen Kleinstädte besitzen schon seit zweihundert Jahren Theater; es ist also ganz klar, daß die Architekten infolge zahlreicher Erfahrungen und Mißgriffe die bequemste Form herausgefunden haben. Ist nicht auch in Paris jedes neu erbaute Theater besser als das, an dessen Stelle es tritt? Da die stickige Luft der Stimme schadet, so sind die italienischen Theater den unseren, was die Ventilierung betrifft, um hundert Jahre

[1] S. „Voyage en Italie et Sicile fait en 1801 et 1802", Paris 1806. (Stendhal.)

voraus. Dafür steht das Landvolk von Piacenza dem unseren an gesundem Verstand und Gutmütigkeit — Eigenschaften, die die Franzosen zum ersten Volke der Welt machen —, um zweihundert Jahre nach. Sie sind noch boshafte Tiere, durch vierhundertjährige Gewaltherrschaft zu dem gemacht, was sie sind[1]; und da das Klima diesen Leuten durch Müßiggang und die leichten Genüsse, die die Natur hier mit vollen Händen auch dem Ärmsten austeilt, Spannkraft gegeben hat, so sind sie nicht so plump, grob und boshaft wie die Untertanen eines deutschen Kleinstaatdespoten, sondern sie erheben sich zu Rachsucht, Wildheit und Durchtriebenheit. Die Tyrannei der kleinen deutschen Fürsten wird durch die Härte des Klimas unterstützt. Der hessische Bauer ist im Winter dem Tode preisgegeben, wenn er aus seiner Hütte vertrieben wird. Ich erfuhr drei oder vier Geschichten von Räubern, die Schaudern erwecken, wenn man die furchtbaren Grausamkeiten in Betracht zieht, die aber Bewunderung hervorrufen, wenn man Philosoph genug ist, um den Geist und die Kaltblütigkeit dieser Leute ins Auge zu fassen. Sie gemahnen mich an die spanischen Briganten des Cervantes. Maïno, ein Räuber aus Alessandria, war einer der hervorragendsten Menschen seiner Zeit; ihm fehlte nichts als die vier Seiten in der Biographie, die der Zufall dem seichtesten General beschert. Doch was bedeutet die eitle Kenntnisnahme der Menschen von den Tatsachen der Natur? Früher wußte man auch nichts von der Elektrizität; ist sie darum nicht vorhanden? Einst wird der Tag kommen, wo man die Größe eines solchen Charakters bewundern und beschreiben wird. Man wird einen Räuber wie Maïno aufknüpfen; doch die öffentliche Meinung wird ihm mehr Kaltblütigkeit und soldatischen Geist zusprechen als manchem Truppenführer,

[1] Von 1300—1440 die Grausamkeiten der Visconti; 1748 Giannones Tod in der Zitadelle von Turin; 1799 Hinrichtungen in Neapel. Neuerdings verhindert nur der Fortschritt der Philosophie und die Furcht vor der öffentlichen Meinung die Befolgung gewisser Ratschläge. K[ardinal] Alb[ano] 1814 in Rom. (Stendhal.) — Über den letzteren s. „Wanderungen in Rom" (Bd. VI dieser Ausgabe), 4. Juni und 16. Oktober 1828.

der nur mit tausend Mann in Reih und Glied hinter sich ins Feuer geht und dem man lügenhafte Grabreden hält.

Seit dem Verschwinden der kleinen italienischen Tyrannen des Cinquecento taucht alle zehn Jahre ein berühmter Räuber auf, dessen Abenteuer noch zwanzig Jahre nach seinem Tode alle Herzen pochen lassen. Der Heldenmut des Briganten gehört in Piacenza bereits zum Liebesideal der jungen Mädchen aus dem Volke. Ein Papst schlug Ghino di Tacco, einen berühmten Räuber, aus Bewunderung für seinen Mut zum Ritter.

Reggio

19. Dezember. — Die herrlichen Fresken von Correggio hielten mich in Parma auf, das sonst ein ziemlich ödes Nest ist. „Jesus segnet Maria" in der Bibliothek hat mich zu Tränen gerührt. Ich gab dem Kustoden ein Trinkgeld, um eine Viertelstunde allein zu sein. Die gesenkten Blicke der Jungfrau, ihre leidenschaftliche Stellung und die Schlichtheit ihres Gewandes werden mir stets unvergeßlich bleiben. Und vollends die Fresken des Klosters San Paolo! Wer sie nicht gesehen hat, kennt die ganze Macht der Malerei nicht. Raffaels Gestalten haben die antiken Statuen zu Nebenbuhlern. Da das Altertum jedoch keine Frauenliebe kannte, so ist Correggio ohnegleichen. Um ihn aber zu verstehen, muß man dieser Leidenschaft bis zur Lächerlichkeit gefrönt haben. — Nach den Fresken, die stets fesselnder sind als Tafelbilder, besichtigte ich in dem neuen, von Marie Louise erbauten Museum den heiligen Hieronymus und die anderen Meisterwerke, die unter Napoleon nach Paris gewandert sind.

Als Reisender fühle ich mich verpflichtet, den berühmten Verleger Bodoni[1] aufzusuchen. Ich war angenehm überrascht. Dieser

[1] Giambattista Bodoni (1740—1813), berühmt durch seine Klassikerausgaben. Das Todesjahr zeigt, daß Stendhal ihn während seiner Reise von 1811 (nicht 1817) aufgesucht hat.

Piemontese ist nicht geckenhaft, sondern er hängt mit Leidenschaft an seiner Kunst. Er zeigte mir alle seine französischen Drucke und fragte mich dann, ob ich dem „Telemach" [von Fénélon], dem Racine oder dem Boileau den Vorzug gäbe. Ich gestand, daß sie mir alle gleich schön schienen. „Ach, Sie sehen den Titel des Boileau nicht", versetzte er. Ich betrachtete ihn lange, mußte aber gestehen, daß ich nichts Besonderes daran fand. „Ach," rief Herr Bodoni da, „Boileau Despreaux in einer einzigen Linie in großen Lettern! Ich habe sechs Monate gebraucht, bis ich die richtigen Lettern fand."

Das ist die Lächerlichkeit der Leidenschaft, an die ich, wie ich gestehe, in diesem Jahrhundert der Affektiertheit nicht glaube. Wir sprachen von der Tragödie „Hannibal"; Bodoni bewunderte die Schrift (Lettern) des Stückes, besonders die der großen Buchstaben. Reggio ist höchst patriotisch gesinnt; die Lebhaftigkeit und der Mut seiner Bewohner sind berühmt. Man müßte zur Zeit der Frühjahrsmesse hier sein. Drei Städte sind zur Zeit der Messe sehenswert: Padua, Bergamo und Reggio ...

Samoggia

20. Dezember. — Ich erfahre seltsame Einzelheiten über das Jesuitenkolleg in Modena und über die Kunst, mit der man dort alle hochherzigen Regungen in den Herzen der Schüler zu zerstören und den schmutzigsten Egoismus zu fördern sucht. Man veranlaßt sie, sich gegenseitig anzugeben, und lobt die Angeber als Muster von Klugheit. „Tu, was dir gefällt," sagt man zu einem Schüler, „dann sprich das Deo gratias, und alles ist gesühnt."

In Modena befand sich früher die Heilige Nacht von Correggio. König August von Polen, Kurfürst von Sachsen, kaufte [1746] hundert Bilder der Galerie von Modena für 1200000 Zechinen an (darunter sechs Bilder von Correggio); und so habe ich denn in Dresden die Magdalena, die Heilige Nacht und den Heiligen Georg bewundert.

Gestern machte ich einen Umweg, um die Stadt Correggio zu besuchen. Dort kam im Jahre 1499 der Mann zur Welt, der durch Farben Gefühle wiederzugeben gewußt hat, die keine Poesie auszudrücken vermag, und die nach ihm Cimarosa und Mozart in Tönen wiedergaben. In den Straßen von Correggio sah ich Frauen, die an die Madonnen dieses großen Meisters gemahnen.

Dieser zärtlichen Gedanken voll, kam ich durch Rubbiera, dessen Schloß die Jesuiten als Kerker benutzen. Diese Ideenverbindung raubte mir alle Freude; ich wollte in Modena nicht nächtigen und fuhr weiter bis Samoggia, wo ich um 4 Uhr morgens eintraf ... Die Extreme berühren sich: der Patriotismus und der Mut von Reggio neben der Jesuitenherrschaft und Kleinstaattyrannei von Modena.

Bologna

27. Dezember. — Seit acht Tagen bin ich schreibfaul. Ich denke stets an Mailand. Die kleinen Reiseerlebnisse, deren flüchtige Eindrücke man am nächsten Tage schon nicht mehr wiedergeben kann, haben mich ganz in Bann geschlagen ... Ich habe sieben herrliche Privatgalerien gesehen und schließlich das städtische Museum. In anderer Stimmung hätten sie mir zwanzig glückliche Vormittage beschert; doch gibt es Tage, wo selbst das schönste Gemälde mich ärgert. Ich verzeichne diese Tatsache nicht aus dem eitlen Vergnügen, von mir zu reden, sondern weil sie zu den unerwarteten Widerwärtigkeiten gehört. Nur vierundzwanzig Stunden Zeit in einem elenden Neste zu haben und in dieser Zeit kein Gran Empfänglichkeit für die Art von Schönheit zu verspüren, derentwegen man herkam! Ich bin diesem Mißgeschick sehr ausgesetzt! ...

Heute verfiel ich ihm vor der schönen Madonna von Guido Reni im Palazzo Tanari. Ich dachte an alles andere, nur nicht an Malerei, und verließ die schöne Galerie in bärbeißiger Laune, die auch die schöne

Kopie von Domenichinos Heiligem Andreas nicht zu mildern vermochte. Jene herrliche Freske, die die französischen Künstler der Davidschule so gering schätzen, befindet sich in San Gregorio in Rom. Französische Soldaten, die in Bologna im Palazzo Tanari einquartiert waren, machten sich eines Tages den Spaß, diese große Leinewand mit Bajonettstichen zu durchbohren. Der junge Graf Tanari klagte mir gegenüber bitter über diesen Vandalismus; zum Glück hielt er de Tracys Kommentar zum „Esprit des Lois“ [von Montesquieu] in der Hand. Ich gab ihm zur Antwort: „Wüßten Sie ohne uns denn, daß es einen Montesquieu gibt?“

28. Dezember. — Bologna lehnt sich an nach Norden schauende Höhenzüge wie Bergamo an nach Süden schauende. Dazwischen dehnt sich die prachtvolle lombardische Ebene, die größte, die es in kultivierten Ländern gibt. Ein auf einer Anhöhe gelegenes Haus, mit Säulen und Giebeln wie ein antiker Tempel, bildet von zwanzig Stellen der Stadt einen Blickpunkt und eine Augenweide. Diese Anhöhe, die das tempelartige Haus trägt und die gleichsam mitten in die Stadt vorspringt, ist mit malerischen Baumgruppen bestanden, wie ein Maler sie nicht besser angeordnet hätte. Im übrigen macht Bologna einen öden und finsteren Eindruck, weil seine Straßen auf beiden Seiten von Laubengängen eingefaßt sind. Allerdings schützen diese gedeckten Gänge auch vor den ärgsten Regengüssen, deren einer mich gestern bei meiner Ankunft empfing und heute morgen seinen Fortgang nimmt. Ich besuchte sofort den berühmten schiefen Turm, la Garisenda genannt, den ich schon von weither erblickte. Jeder Bologneser empfindet in der Fremde Heimweh nach diesem Turme.

Bologna ist eine der Städte, wo die Heuchelei nicht gedeiht. Nachdem Papst Julius II. die republikanischen Sitten der Stadt unterdrückt hatte (1506), warf sich die öffentliche Meinung auf die Kritik der Priester. Überdies war Bologna jahrhundertelang für die Wissenschaft, was Paris heutzutage ist; und da die Päpste nicht auf den lächerlichen Einfall kamen, die berühmten Gelehrten zu adeln, so



Straßenbild in Bologna.
Kupferstich von R. Parkes Bonington. 1828.

bewahrten sich diese eine unabhängige Meinung. Die Priester dulden in Bologna die Freiheit der Sitten; sonst würden ihnen die Stichelreden die Lust daran benehmen. Lambertini war, ehe er Papst wurde[1], der lustigste und in seinen Reden freieste Prälat; so bezeugt es der Präsident de Brosses (1739), der Voltaire der Italienreisenden. Graf P... sagte zu mir: „Bologna ist die Stadt Italiens, in der der Marasmus am wenigsten gedeiht; es verdiente, Italiens Hauptstadt zu werden, wenn das Land je seine Auferstehung erlebt. Wird Rom Hauptstadt, so ist alles verloren, die feigsten Ränke werden dann die Regierung verseuchen. Das bißchen Energie, das in Rom noch lebt, lebt in den Frauen, die oft an die Sempronia des Sallust gemahnen[2]."

Alles ist hier voll vom Ruhm der Caracci[3]. Mein Schuhmacher erzählte mir ihre Geschichte fast ebensogut wie Malvasia[4]. Er sagte mir, Lodovico sei vor Kummer gestorben, weil er an der Figur des Engels der Verkündung (einer Freske in der Peterskirche) einen Zeichenfehler begangen hätte. Ich gehe mit dem Schuhmacher sogleich nach der Peterskirche (dem Dom), da er sich erboten hat, mich zu führen. Ein Pariser Schuhmacher ist ein friedlicher Ehemann und kauft sich Mahagonimöbel; aber man frage ihn mal nach der „Pest in Jaffa" im Louvre[5]!

Die Charakterstärke der Caracci kam ihrem Talente fast gleich. Man denke sich einen begabten jungen Schriftsteller, der heute in Paris sein erstes Buch schriebe und in schlichtem Stil zu schreiben wagte wie Voltaire, ohne dem Bedürfnis nach „Spannung" zu frönen, ohne zeitgemäße Phrasen zu machen. Er wäre wie eine Frau, die kein Rot aufgelegt hat, in einem Salon, wo alle anderen geschminkt sind. Ich weiß nicht, welches Gefühl der Kälte und des Unbehagens sein Buch

[1] Als Papst Benedikt XIV. (1740—58).
[2] Dieser Absatz ist aus I (16. Juli 1817) eingefügt.
[3] Lodovico Caracci (1555—1619); seine beiden Vettern Annibale Caracci (1560—1609), Agostino Caracci (1558—1601).
[4] In seiner „Felsina Pittrice" (Bologna 1678).
[5] Berühmtes Bild von Gros: „Napoleon im Pesthospital zu Jaffa".

unpopulär machen würde. Schriebe er hingegen im Stile Chateaubriands oder Guizots, so wäre er, wenn er Ideen hat, mit einem Schlag ein berühmter Mann. Hieraus ersieht man den ganzen Umfang dessen, was die Caracci ihrem Zeitalter gegenüber wagten. Dabei lebten sie lediglich vom Ertrag ihrer Kunst. Mehrmals waren sie nahe daran, den einfachen und natürlichen Stil aufzugeben und der modischen Ziererei zu huldigen. Die Wiedergabe der Beratungen, die sie angesichts ihrer großen Armut hierüber pflogen, verleiht mancher Stelle der „Felsina Pittrice" ein schmerzliches Interesse . . . Sie liebten nichts als ihre Kunst, die ihnen nach heutigem Geldwert ihr Leben lang nur 2000 Franken jährlich eintrug, und starben in Armut, sehr zum Unterschied von ihren berühmten Nachfolgern [Guido Reni, Lanfranco usw.]. Doch man spricht von ihnen noch zweihundert Jahre nach ihrem Tode, und einige romantische Naturen betrachten ihre Bilder manchmal tränenden Auges . . . Tag für Tag gehe ich ins städtische Museum und bewundere dort Raffaels heilige Cäcilie, einige Francias und acht bis zehn Meisterwerke von Guido Reni oder Domenichino. Erstaunlich ist die Farbenwirkung im Martyrium des Heiligen Petrus Inquisitor [von Domenichino], der nach tausend von ihm begangenen Grausamkeiten am 6. April 1252 bei Barlassina ermordet wurde. Doch man brauchte zwanzig Seiten, um in würdiger Art von der bewundernswerten Bologneser Schule zu reden, die, ich weiß nicht warum, bei den heutigen Liebhabern so wenig Ansehen genießt. Wenn ein großer Mann gestorben ist und die Nachwelt für ihn beginnt: was liegt ihm dann an der jeweiligen Zeitströmung, die ihn für fünfzig Jahre berühmt macht oder unverstanden sein läßt? Ist es doch noch nicht fünfzig Jahre her, daß Dante, den Italien heute vergöttert, für einen langweiligen Barbaren galt; und nichts spricht dagegen, daß er im Jahre 2000 nicht abermals für ein bis zwei Jahrhunderte vernachlässigt wird . . .

Die Bologneser sind stolz und eitel auf ihren Kirchhof, eine Kartause, die eine Viertelmiglie vor der Stadt liegt. Vor zweihundert Jahren

erbauten die Bologneser einen Säulengang von 650 Arkaden, durch den man gedeckt bis zur Madonna di San Luca hinansteigt. Die Dienstboten Bolognas taten sich zusammen und erbauten vier Arkaden, die Bettler taten sich zusammen und erbauten ihrer zwei. Ich erstieg die Anhöhe auf diesem Wege, der eine (französische) Meile lang ist... Die Leute aus dem Volke, denen ich begegnete, machen einen freimütigen, heiteren und lebhaften Eindruck; wenn sie sich begegnen, machen sie Witze; dann ziehen sie singend weiter.

29. Dezember. — Ich wurde dem Herrn Abbate Mezzofanti vorgestellt, der zweiundzwanzig Sprachen beherrscht, aber bei so viel Gelehrsamkeit durchaus nicht dumm ist... Der große Dichter Bysshe-Shelley[1], dieser außerordentliche Mann, so gut und doch so verleumdet, den ich zu begleiten die Ehre hatte, sagte mir, Herr Mezzofanti spräche ebenso geläufig Englisch wie Französisch...

Heute abend in der reizenden Gesellschaft bei Herrn Degli Antoni merkte ich, daß meine Vorliebe für die Bologneser Schule mit dem Lokalpatriotismus im Einklang stand; ich war entschlossen, zu lügen, um mir keine Feinde zu machen wie in Mailand. So war es denn eine große Erleichterung für mich, daß ich nicht zu lügen brauchte. Ich schwatzte wie eine Elster über Kunst und merkte erst nach einer Stunde, daß mein Partner ein Prälat war, ma di quelli fatti per il capello (einer, der Aussicht auf den Kardinalshut hatte). Ich schien ihm zu gefallen; er ist die rechte Hand des Kardinals Lante, des Legaten von Bologna, d. h. des allmächtigen Paschas. Unter anderen Dingen, die wo anders für verwegen gelten würden, sagte der Prälat zu mir: „Pius VI. verstand sich aufs Regieren. In einem notwendig friedlichen Staate erkannte er die herrschende Leidenschaft seiner Untertanen in der kurzen Frist, wo der Zufall ihm die Freuden der höchsten Macht bescherte.“ — „Ach,“ schaltete ein anderer ein, „von den jetzigen Königen hat keiner so viel Geist. Alle pfeifen auf ihren

[1] S. Anm. 8 am Schluß des Bandes.

Nachfolger, und doch lassen sie sich auszischen und opfern ihre Popularität einer Zukunft, die sie weder voraussehen noch ändern können." — „Trotz all seiner kleinlichen Eitelkeit," fuhr der Monsignore fort, „trotz der Eitelkeit auf seine schönen Beine und dem berühmten Raub der Leprischen Erbschaft, trotz der achtzehntausend Morde, die sich während der fünfundzwanzig Jahre seiner Regierung ereigneten, verstand Pius VI. doch zu herrschen." — „Consalvi versteht auch zu herrschen; aber Gott weiß, wohin wir nach Pius VII. geraten! Es wird ärger werden als in Spanien", sagte ein Advokat, ein Mann voller Feuer und selbständigem Geist. — „Schlafen Sie nur achtzig Jahre wie Epimenides, und Sie werden in ganz Europa die ökonomische Regierung in amerikanischem Stil haben", sagte ein Schriftsteller, usw.

Das ist der Konversationston in Bologna; die Redefreiheit ist fast ebenso groß wie in London, nur mit dem Unterschiede, daß das, was dort philosophisch und platt wäre, hier pikant ist. Überdies würde manche wenig aristokratische Bemerkung in der guten Gesellschaft von Portland Place Anstoß erregen ...

Die Signora Lambertini erzählte in meinem Beisein die ganze Lebensgeschichte Pius' VII. (Chiaramonti) und die Verkettung von Zufällen, die den schlichten Mönch zum Papst machten. Ich werde diese für Pius VII. ehrenvolle Geschichte erzählen, wenn mein Verleger sie zu drucken wagt[1]. Der Zufall, der den Kardinal Chiaramonti

[1] Stendhal hat diese Absicht in den „Wanderungen in Rom" wahrgemacht. Über die oben nur angedeutete Papstwahl Pius' VII. schreibt er dort (21. Oktober 1828) folgendes: „Im Jahre 1800, nach dem Tode Pius' VI., fand das Konklave in Venedig im Kloster San Giorgio statt [da Rom damals Republik war]. Zwei mächtige Rivalen, die Kardinäle Mattei und Albani, teilten sich in die Stimmen. Eines Tages begegneten sie sich im Klostergarten. Obwohl sie Feinde waren, sprachen sie mit einer gewissen Höflichkeit zueinander, als sie am Ende der Allee den guten Chiaramonti, in sein Brevier vertieft, auftauchen sahen. Sogleich sagte Mattei zu Albani: ‚Weder Sie noch ich werden Papst werden, Sie werden niemals über mich die Oberhand gewinnen, und ebensowenig ich über Sie. Machen wir doch diesen braven Mönch zum Papst, der auch Bonaparte gefällt und der uns

zum Papst machte, als er im Garten von San Giorgio in Venedig den Kardinälen Albani und Mattei begegnete, ist ein Trost für den Ehrgeiz aller Priester. Nachfolgend die Lepri-Affäre, so wie sie mir Herr Tambroni[1] erzählt hat.

Die Marchesa Lepri galt für eine der schönsten Frauen Roms; kurz nachdem ihr Gatte gestorben war, erklärte sie sich für schwanger. Das kleine Mädchen, das sie genau neun Monate nach dem Tode des Marchese gebar, war ihr erstes Kind. Der jüngere Bruder des Verstorbenen, dem durch dies nachgeborene Kind eine riesige Erbschaft entging, vermutete, daß die Witwe einen Liebhaber gehabt, jedoch zu Lebzeiten des Marchese ihre Pflicht nicht gänzlich vergessen hätte. Dergleichen Verhältnisse sind in Italien nicht selten. Wie dem aber auch sei: Lepri wurde aus Gram darüber Priester und trat seine Erbansprüche feierlich an Pius VI. ab. Daraufhin focht der Papst vor seinem eigenen, von ihm ernannten Gerichtshofe die Erbberechtigung der Marchesina Lepri an. Als einige Lakaienseelen ihm klar zu machen suchten, daß dies Vergehen von Böswilligen falsch gedeutet werden könne, erklärte Pius VI. stolz: „Auf ein Vermögen von 5 Millionen spuckt man nicht." Ich vergaß dabei, daß das Gericht der Rota seine Urteile nicht öffentlich fällte. Die Mehrzahl der Richter war gewissenhaft genug, den Papst zu verurteilen; doch die Polizei brachte bald die Namen der ehrlichen Richter heraus, und diese erhielten den Befehl, nicht mehr bei

Frankreich wiedergewinnen kann.' — ‚Ausgezeichnet,' erwiderte Albani, ‚doch er hat keinerlei Geschäftskenntnis; er müßte den jungen Consalvi, den Sekretär des Konklaves, zum Minister nehmen.' Man machte dem Kardinal Chiaramonti Mitteilung davon, und er versprach, dem Monsignore Consalvi sein Vertrauen zu schenken; am nächsten Tage huldigte man ihm."

[1] Der Archäologe Tambroni (1773—1824), mit Canova befreundet, war als Anhänger der Freiheitsbewegung von 1797 bis 1809 Diplomat in Mailand, dann bis 1814 Konsul in Livorno und Civitavecchia mit dem Sitz in Rom gewesen. Nach dem Sturze Napoleons war er archäologisch und schriftstellerisch tätig, Redakteur des Giornale arcadio, Mitglied mehrerer Akademien und des Institut de France. Stendhal erwähnt ihn auch in seinen „Wanderungen in Rom" mehrfach.

Hofe zu erscheinen, und das war keine Kleinigkeit, denn der Älteste dieses aus Priestern bestehenden Gerichtes erhält gewöhnlich die Kardinalswürde. Jeder Priester in Rom lebt nur in der Hoffnung auf diese Würde, und je nachdem seine Aussichten darauf sinken oder steigen, sinkt oder steigt auch sein Ansehen in der Gesellschaft. Nachdem der Papst dieses Exempel statuiert hatte, appellierte er an ein anderes Gericht, das sich seinen Wünschen geneigter zeigte. Ein Teil des Vermögens des Marchese Lepri fiel dem Fürsten Braschi zu, dem Neffen des Papstes, den wir 1810 in Paris sahen. Jetzt soll die Familie Lepri von neuem prozessieren, um ihre Güter wieder zu erlangen. Das Gesicht Pius' VI. entsprach seinem Charakter; er war ein schöner Mann. doch von gemeiner Schönheit. Selbst Canova konnte seinen Kopf[1], obwohl durch Unglück geläutert[2], nicht adeln; aber zu regieren verstand er, und man wünscht ihn zurück.

30. Dezember. — Der piemontesische Edelmann hegt bittere Verachtung gegen den Bürgerlichen. In Mailand ist diese Verachtung sanfter; in Bologna kommt sie fast gar nicht zum Ausdruck; denn schließlich kann ein Schusterssohn wie Pius VII. Priester und Papst werden. Diese Aussicht auf die höchste Würde versöhnt das Volk mit der päpstlichen Regierung, die doch in Europa die bestgehaßte sein sollte. Sie hat nur eins für sich, das ist die Mäßigung. In den Augen der Priester und des niedrigen Volkes geschieht alles auf Erden durch Wunder und nichts durch das natürliche Spiel der Naturkräfte. Vergiftet sich ein kleines Mädchen an rostigem Kupfergeschirr, so wird nicht der Arzt gerufen, sondern im Kloster wird gebetet. Alle Staatsgeschäfte liegen in Priesterhand. Die Laien, seien sie Herzöge oder

---

[1] Seine Statue von Canova vor der „Konfession" der Peterskirche in Rom. Raffael Mengs hat das Gesicht der Marchesa auf seiner mäßigen Freske „Der Parnaß" in der Villa Albani in Rom verewigt. (Stendhal.) S. auch „Wanderungen in Rom" (18. April 1828) sowie Anm. 9 am Schluß des vorliegenden Bandes.

[2] Papst Pius VI. (1775—1799) wurde von den Franzosen 1798 gefangen fortgeführt und starb 1799 in der Zitadelle von Valence.

Fürsten, bekleiden keinerlei Amt. Nun denke man sich aber einen beschränkten Bauernjungen oder einen Schustersohn, der Theologie studiert und zehn Jahre lang nichts lernt als eitle Worte über alle möglichen Gegenstände. Welches Hirn könnte zehn Jahre lang diesem Einfluß widerstehen? Ich wundere mich nur darüber, daß sie nicht noch verrückter sind. Ist ein Pfaffe ehrlich, gläubig und nicht ränkesüchtig, so bleibt er sein Leben lang dumm. Kommt ein Kardinal Consalvi ans Ruder, der Tugend und Mangel an Geist befördert[1], so wird dieser Dummkopf Kardinallegat und allmächtiger Despot. Zu fürchten hat er nur den Bischof oder Erzbischof seiner Residenz, der ebenso beschränkt ist wie er selbst...

Auf Mäßigung kommt alles an. Mancher alte Legat ist ein Tropf; doch er läßt den Dingen ihren natürlichen Lauf; und so wird der Kirchenstaat seit zwei Jahrhunderten durch fortschreitenden Marasmus zerstört und entvölkert. Heil den Provinzen, die einen energischen Spitzbuben zum Legaten haben! Er frönt hundert Launen, stiehlt und rächt sich in gesetzwidriger Weise an seinen Feinden; doch sein unternehmender Geist drängt ihn zum Bau eines Deiches, einer Brücke, zu einer Verordnung, die seit fünfzig Jahren gefordert wird.

Der moralische Niedergang, der dem physischen folgt, wird in Bologna noch etwas gehemmt, weil die Einwohner, voller Geist und Lebendigkeit, den Genius Napoleons verstanden haben, obwohl sie nur einen Hauch davon verspürten und seine Maßnahmen oft durch dumme Präfekten verdorben wurden. Diese erbitterten das Volk schließlich, und es kam 1809 zu einem Aufstande. Hundert Leute hätten abgesetzt werden müssen; doch Napoleon schlug damals gerade die Schlacht von Wagram; Spanien machte ihm Sorge, usw.

[1] „Die Politik des Kardinals Consalvi war stets darauf gerichtet, das heilige Kollegium mit Männern von beschränkter Fähigkeit und schüchternem Charakter zu besetzen, so daß es unmöglich wurde, ihm einen Nachfolger zu geben, falls er durch seine Feinde die Gunst von Pius VII. verlor." „Wanderungen in Rom", 16. Oktober 1828.

Bologna hat anscheinend viel mehr Geist, Feuer und Originalität als Mailand; vor allem ist man offener. Ich verkehre bereits nach vierzehn Tagen in mehr Häusern, wo ich den Abend verbringen kann, als mir in Mailand nach dreijährigem Aufenthalt offen gestanden hätten. Doch die Liebe läßt sich nicht befehlen; mein Herz ist durch die Harmlosigkeit und Natürlichkeit der Mailänder Sitten bestochen. Hier erinnern mich Worte und Gebärden zu sehr an die menschliche Schlechtigkeit, die ich in Mailand vergaß. Keine Mailänderin besitzt so viel Schlagfertigkeit, als die Prinzessin Lambertini besaß, aber manche hat ihren Liebhaber mehr beglückt ...

Die venezianische Art ist zu leicht, zu leidenschaftslos. Bologna besitzt just die richtige Mischung von Leidenschaft und fruchtbarer Phantasie, die meines Erachtens zur geistigen Vollkommenheit nötig ist ...

31. Dezember. — Ich verschrieb mir aus Berlin[1] ein Manuskript, das zwanzig wahre, erlesene Anekdoten über Napoleon enthält, die nicht von Lakaien geschrieben sind, wie alles bisher Veröffentlichte. Ich ließ es mir kommen, um es zu verleihen, nachdem ich mich eine Weile darum hatte bitten lassen. Derart mit den Italienerinnen zu kokettieren, ist mein höchstes Glück. Man sagt, daß ein wahrer Intrigant die Intrige um ihrer selbst willen liebe, und nicht, um einen bestimmten Zweck zu erreichen. So macht es mir Spaß, mich ohne Zweck und Ziel in die Geheimnisse der Italienerinnen zu mischen, dieser weiblichsten Frauen auf Erden, die nicht kurzbeinige Männer sind wie unsere Pariser Damen. Nachdem ich mich acht Tage lang sehr hatte bitten lassen und lang und breit von den Gefahren gesprochen hatte, denen ich mich aussetzte, vertraute ich das kostbare Manuskript der Signora Ottofredi an. Das schön gebundene Bändchen hat drei oder vier fast unlesbare Stellen, insbesondere am Ende, wo die fesselndsten Geschichten stehen. Man rief meine Hilfe an, um diese Stellen zu entziffern. Ich befand mich zu meiner großen Freude im Allerheiligsten einer kleinen italienischen Damengesellschaft, in der

[1] Lies: Paris.

nur ein Ehemann und kein Liebhaber war. Als die Wißbegier den Höhepunkt erreicht hatte, ließ ich mich bereden und erzählte zwei Anekdoten, die so gewagt sind, daß ich sie nicht schriftlich bei mir führen kann. Am dritten Tage dieser kleinen Komödie, wo ich mit unendlichem Behagen den Schwerenöter spielte, sagte die Signora Ottofredi zu mir: „Ich muß Ihnen einen Brief zeigen, den ich aus der Umgegend von Neapel empfing." Dieser Brief lautet in abgekürzter Übersetzung:

Lucera, 12. Mai 1816.

Teuerste Kusine und vielgeliebte Marchesa!

Die folgende Geschichte wird, Gott weiß wann, bei Gelegenheit an Sie abgehen. Ich bin noch ganz hingerissen von der Leidenschaft ihres Helden, und ich selbst habe debolmente etwas dabei mitgespielt. Heute morgen, als ich, glücklicherweise ganz allein, gegen halb vier Uhr früh bei Morgengrauen heimkehrte, konnte ich Don Niccola S . . . einen großen Dienst leisten. Sie werden von ihm gehört haben. Es ist der angesehenste junge Baron des Königreiches, schön, beredt; doch heute früh war er zu erregt, um mir nur ein halbes Geständnis zu machen.

Es gibt hier eine Familie, die im ganzen Königreich wegen ihres Standes und ihrer Reichtümer bekannt ist, und die auch Sie, vielgeliebte Marchesa, kennen. Sie besteht aus einem noch rüstigen Greise von siebzig Jahren, voller Kraft und Strenge, aus seiner Frau, die sehr listig, sehr argwöhnisch und sehr stolz auf ihren Stand ist, früher sehr schön war und jetzt sehr frömmelnd ist; und schließlich aus einer bildhübschen, siebzehn- bis achtzehnjährigen Tochter, die ich oft sehe. Sie ist das schönste Mädchen in der ganzen Provinz, und der Hauptzug ihres Charakters, der ihrem reizenden Gesicht einen himmlischen und hierzulande sehr seltenen Ausdruck verleiht, ist ungetrübteste Heiterkeit, selbst Güte. Dergleichen sah ich in Rom nie. Ich wunderte mich oft, wenn ich mich mit Donna Fulvia, einer Freundin des Hauses, unterhielt, daß Lauretta mit achtzehn Jahren weder einen Liebhaber

hatte noch verheiratet war. Achtzehn Jahre hierzulande sind wie vierundzwanzig in Bologna. Es ist noch nicht acht Tage her, daß Fulvia während einer Abendgesellschaft beim Fürsten C[araccio]lo, Laurettas Vater, zu mir sagte: „Wissen Sie nicht, daß der Fürst keinen Spaß versteht? Sie sehen, er hat in seinem Hause nicht weniger als fünf Neffen, die an unserer Revolution stark beteiligt waren. Es sind wackere Patrioten, große Haudegen, stets im Fechtsaal, und prahlen stets mit ihrer Tapferkeit. Diese fünf Brüder, die für jedermann sehr langweilig sind, wären für einen Liebhaber nicht eben bequem. Sie bewundern den Geist ihres Onkels sehr und haben es auch auf eigene Rechnung übernommen, ihre Kusine zu beschützen, die sich vom Morgen bis zum Abend über sie lustig macht. Sie bilden sich ein, die Ehre ihres edlen Hauses sei für ewige Zeiten besudelt, wenn Lauretta einen Liebhaber hätte." Diese Anschauungsweise finde ich, schönste Marchesa, unter den Edelleuten hierzulande sehr verbreitet, ganz im Gegensatz zu unserer Heimat, und insofern erscheinen sie mir recht barbarisch. Donna Fulvia wies darauf hin, daß diese fünf Vettern Laurettas im Palazzo ihres Vaters wohnen, und daß der, welcher so unvorsichtig wäre, ihn zu betreten, sein Leben dabei ließe. Er sähe fünf Degen auf sich gezückt, oder wohl gar sechs; denn der alte Fürst wäre noch Mannes genug, den Liebhaber tapfer anzugreifen, oder auch, in Ansehung seines Alters, ihm einen schlimmen Streich zu spielen, namentlich wenn er nicht von so hoher Geburt wäre wie er selbst. Trotz dieser Vernunftgründe einer geistreichen Frau, der nichts entgeht, muß ich gestehen, daß ich ihren Worten wenig glaubte. Man durchkreuzt nicht ungestraft die Naturgesetze, namentlich nicht in diesem halbafrikanischen Lande. Ich sah bei Lauretta ein heiteres und glückliches Wesen, das zu inneren Kämpfen nicht paßt. Inzwischen benutze ich, da mein Alter mich vor der Eifersucht der Vettern bewahrt, seit Monaten offen und ehrlich jede Gelegenheit, mich Donna Lauretta zu nähern. Bei ihrem raschen, neugierigen, eigenartigen Geiste fragt sie mich stets über England und über Paris aus, das sie so liebt. Ich leihe ihr

Romane von Walter Scott, kurz, an Unterhaltungsstoff fehlt es ihr nicht. Über die Bücher, die sie gelesen hat, macht sie stets eine originelle Bemerkung. Ich bewundere ihre Schönheit und mache daraus kein Hehl. Kurz, heute früh nach drei Uhr, als ich, zum Glück allein, heimkehrte, redete Don Niccola mich so plötzlich an, daß ich ihn fast für einen Einbrecher hielt. Ich lief seinetwegen den ganzen Tag herum, machte zwanzig Besuche, um herauszukriegen, welchen Eindruck ein Vorkommnis der letzten Nacht auf unsere Kleinstadt gemacht hatte.

Folgendes erzählte mir Don Niccola zu meiner Information, voller Leidenschaft und mit sehr spaßigen pathetischen Gebärden. Wir standen in meinem Garten bei Morgengrauen; er war bleich und wirklich sehr schön. Er gleicht ein wenig dem Mazzochi, dem berühmten Räuberhauptmann.

„Vor über zwei Jahren, als ich Feuer fing," sagte er zu mir, „ahnte ich, daß meine Liebe zu Donna Lauretta schlimm enden würde. Ihre Vettern und ihr Vater bewachen sie in unerhörter Weise, die alles Denkbare übersteigt. Drei-, viermal war der Fürst [Caracciolo] kühl gegen mich, weil er zu bemerken glaubte, daß ich seine Tochter ansah, und weil ich, wie Sie wissen, so arm bin, daß ich eine so reiche Erbin keinesfalls heiraten kann. Trotzdem hat Laurettas Mutter, mit der ich die Ehre habe, etwas verwandt zu sein, mich stets protegiert. Überdies bin ich der einzige Schachspieler, der es mit dem alten Fürsten aufnehmen kann. Da Donna Lauretta nie einen Kirchgang versäumt, so spiele ich den Ehrgeizigen. Ich brachte es herum, daß ich vom Hofe eine Anstellung in der Diplomatie erhoffte und daß ich meiner Heimat überdrüssig sei: infolgedessen ging ich stets in die Kirche.

„Der Fürst empfängt, wie Sie wissen, in dem schönen Marmorsaal, in dem die Statue Philipps II. steht. Man durchschreitet ein kleines Vorzimmer und dann den großen Ehren-Vorsaal, worin die Standbilder der Admiräle und Vizekönige der Familie stehen. In die Wann des kleinen Vorzimmers hat man einen Schrank eingelassen, worid die Dienstboten ihre Besen unterbringen. Rechts von dem großen

Vorsaal mit den Standbildern, auf der anderen Seite des Empfangssaales, liegen zwei Säle, deren Türen stets offen bleiben, und daran stößt das Schlafzimmer des Fürsten und der Fürstin. Dahinter liegt das ihrer Tochter. Allabendlich, wenn die Herrschaften sich zur Ruhe legen, betritt eine alte Kammerfrau der Fürstin das Schlafgemach und stellt am Bettfuß, dem Fürsten gegenüber, ein viereinhalbenhalben Fuß hohes elfenbeinernes Kruzifix auf, schließt dann die Tür zweimal zu, legt den Schlüssel unter das Kopfkissen des Fürsten, besprengt sein Bett mit Weihwasser und begibt sich in eine Kammer neben Donna Laurettas Schlafgemach.

„Vor etwa anderthalb Jahren, an einem großen Empfangsabend, wo alle Offiziere des aus Neapel einmarschierten österreichischen Regiments empfangen wurden, fand ich, von Saal zu Saal schreitend, die Möglichkeit, Donna Lauretta zu sagen: ‚Heute nacht verstecke ich mich im Besenschrank. Sobald Ihr Vater schläft, klopfe ich leise an seine Tür. Öffnen Sie sie mir und nehmen Sie den Schlüssel unter seinem Kopfkissen fort.‘ — ‚Hüten Sie sich, das zu tun!‘ — ‚Um ein Uhr bin ich an der Tür.‘ Mehr konnte ich nicht sagen. Ich hatte ihr nicht viermal von meiner Liebe gesprochen; doch hatte ich gemerkt, daß sie für meine angebliche Frömmigkeit empfänglich war, mehr noch für das Opfer der Eigenliebe, das ich hatte bringen müssen, indem ich erklärte, daß ich mich um eine Anstellung an dem infamen Hofe von [Neapel] bemühte. Sie wissen, ich wäre lieber in den Tod gegangen.

„Kurzum, an jenem Abend verließ ich den Empfangssaal mit den übrigen Gästen und schlüpfte ungesehen in den Besenschrank. Wenn Sie je geliebt haben, so können Sie sich vorstellen, wie ich zitterte, als ich gegen ein Uhr, nachdem jedes Geräusch im Hause längst erstorben war, an die Tür des furchtbaren Schlafzimmers zu klopfen wagte, worin der alte Fürst schlaflos liegen konnte. Der Schlüssel zum Schlafzimmer muß riesig sein, sagte ich mir, als ich zur Tür gelangte; denn das altmodische Schlüsselloch war so groß, daß ich alles, was im Zimmer vorging, deutlich sehen konnte. Zu meinem unsäglichen

Erstaunen und Schrecken sah ich, daß es durch ein Nachtlicht erleuchtet war, das am Fuße des großen Kruzifixes brannte. Lange zauderte ich. Endlich trug meine Leidenschaft für Lauretta den Sieg davon; ich glaubte den Fürsten leise schnarchen zu hören und begann leicht an die Tür zu pochen. Das Schlafzimmer der Eltern war riesengroß; das Laurettas lag weit dahinter. Ich pochte wohl eine halbe Stunde; schon dachte ich daran, die undankbare Lauretta zu verlassen und der Heimat für immer Valet zu sagen — da sah ich sie endlich zu meiner übermenschlichen Freude erscheinen. Sie war im Hemd, barfuß, mit offenem Haar und tausendmal schöner, als ich sie mir geträumt hatte. Sie trat zunächst an das Bett ihres Vaters, um sich zu vergewissern, ob er schliefe. Da sie sich lange damit versäumte, so wagte ich nochmals zu klopfen. Jeder Schlag, so schwach er war, hallte in meiner Brust wider. Mir war, als müßte ich ohnmächtig werden. Endlich sah ich Lauretta sich der Tür nähern. Sie preßte ihren Mund an das Schlüsselloch und flüsterte mir zu: ‚Unsinniger, geh!‘ — ‚Wie soll ich gehen? Ich kann nicht fort! Weigerst du dich, mit mir zu sprechen? Seit drei Wochen konnte ich dir kein Wort sagen. Ich bitte dich nur um eine Viertelstunde, wo wir uns im Vorzimmer sprechen können, oder auch in deinem Schlafzimmer.‘ Endlich entschloß sie sich, den Schlüssel unter dem Kopfkissen ihres Vaters zu holen. Ich sagte zu ihr: ‚Wenn der Fürst aufwacht, bringt er dich um.‘ — ‚Vielleicht auch nicht‘, sagte sie im Fortgehen.

„Sie kam mit dem Schlüssel zurück: doch die Tür war zweimal zugeschlossen, und das Schloß alt und verrostet. Bei jedem Mal, wo ich den Schlüssel sich umdrehen hörte, glaubte ich zu sterben. Hätten Sie mir über mein Verhalten heute morgen keine Komplimente gemacht, so hätte ich nie gewagt, Ihnen alles zu sagen, aus Furcht, daß Sie mich für einen Schwächling hielten. Endlich ging die Tür auf; ich schlich in das Zimmer. Das strenge Gesicht des Fürsten war der Stelle zugekehrt, wo ich ging. Lauretta blieb zurück, schloß die Tür ab und legte den Schlüssel an Ort und Stelle. Man muß selbst verliebt sein, um

sich einen Begriff von der furchtbaren Erregung zu machen, die mich bei diesen leisen Geräuschen erfüllte; bei wildem Sturm in einem Nachen zu fahren, macht lange keinen solchen Eindruck. Waren wir entdeckt, so sah ich Lauretta wohl niemals wieder. Als wir in ihrem Zimmer anlangten, mußte ich tausend Vorwürfe über mich ergehen lassen. Ich sah mich abermals nahe daran, sie zu verlassen, sie und die Heimat. Wir stritten bis zum Morgengrauen; doch sie liebte mich.

„In Laurettas Schlafzimmer stand ein Flügelaltar mit zwei großen Flügeln wie ein Alkoven. Darin verbarg sie mich. Um Mittag, als die Diener die Zimmer gereinigt hatten und ich keinen Laut mehr hörte, schlich ich auf demselben Wege wie des Nachts wieder hinaus bis in den großen Vorsaal. Hier begann ich mit lauten Schritten zu gehen und machte einem der Vettern meinen Besuch.

„Mehrere Nächte kam ich auf dem gleichen gefährlichen Wege. Einige Zeit darauf blickte Lauretta, deren Liebe täglich zunahm, mich in der Kirche an, und in einer Regung der Eifersucht wollte man mir das Haus verbieten.

„Wir kamen auf den Einfall, daß ich vom Balkon aus in ihr Schlafzimmer gelangen könnte. Die Hauptsache war, daß ich in unserem verfluchten Nest, wo jedermann bekannt ist und wo ich von der Polizei verfolgt werde, keinen Vertrauten hatte. Ich kaufte mir eine Fischerleine sechs Meilen weit entfernt; doch anstatt eine Strickleiter daraus zu machen, begnügte ich mich, sie mit Knoten zu versehen. Das Fenster lag mindestens fünfzig Fuß über dem Boden; eine sehr dunkle Nacht, und ich war um ein Uhr vor dem Balkon. Lauretta warf mir eine Schnur zu, zog den Strick daran hinauf, befestigte ihn, und ich begann daran emporzuklimmen.

„Doch der Balkon, der sich an einer sehr schönen Fassade befand, war mit Skulpturen geschmückt und stand viel weiter von der Mauer ab, als ich gedacht hatte. Jedesmal, wenn ich mich mit den Füßen gegen die Mauer stemmen wollte, fiel ich zurück und pendelte ziemlich lange in der Luft. Ich fühlte, wie die Kräfte mich verließen; ich

verspürte einen unerträglichen Schmerz zwischen den Schultern. Ich war bereits über vierzig Fuß hoch gekommen. „Ich stürze hinunter‘, sagte ich mir; ‚ich zerbreche mir die Knochen und bleibe auf der Stelle liegen; morgen früh wird man mich unter Laurettas Fenster finden. Man hat bereits Verdacht auf unsere Liebe; sie wird uns entehren.‘ Dieser Moment war entsetzlich. Sie beugte sich vom Balkon auf mich herab; ich rief ihr im Flüsterton zu: „Ich habe keine Kraft mehr; ich komme nicht bis hinauf.‘ — ‚Mut! Mut!‘ rief sie mir zu. Ich kletterte noch drei Knoten hoch; plötzlich fühle ich, wie mich die Kräfte verließen; ich konnte nicht mehr. ‚Noch ein Knoten‘, rief sie mir zu und neigte sich so tief herunter, daß ich ihren warmen Atem auf meiner Backe spürte. Dieses Gefühl gab mir, glaub' ich, die Kraft wieder; es gelang mir, den letzten Knoten zu erklimmen. Mir war, als ob meine Schultern vor Schmerz auseinanderbrächen. In dem Augenblick, wo ich diesen Knoten erklommen hatte und völlig erschöpft Atem holte, fühlte ich mich bei den Haaren gepackt; und Lauretta zog mich mit einer für ein junges Mädchen von achtzehn Jahren unglaublichen Kraft auf den Balkon. In diesem Augenblick war sie stärker als jeder Mann. Wir verzichteten fortan auf diesen gefährlichen Weg, und ich versteckte mich wieder im Besenschrank. Eines Abends fiel ein Sorbett auf das Parkett des Saales, und Don Cechino, einer der Vettern, holte einen Besen. Das erste, was er in der Dunkelheit ergriff, war mein Arm; ich verstehe nicht, wie er nicht merkte, daß er etwas anderes als ein Stück Holz anfaßte. Nachdem er das Sorbett fortgefegt hatte, kam er mit einem Licht zurück. Jetzt ist alles verloren, sagte ich mir und machte mich so klein wie möglich. Da kam einer seiner Brüder vorbei, und er wandte sich nach ihm hin, um mit ihm zu sprechen, während er seinen Leuchter in der einen Hand hielt und mit der anderen den Besen in den Schrank zurückstellte.

„Dieser Don Cechino bekam eine Vorliebe für Musik und mißhandelte allnächtlich bis zwei Uhr die Arien Cimarosos auf dem englischen Klavier, das im großen Saale stand. Lauretta konnte mir erst

gegen drei Uhr öffnen, und da wir im Juni waren, so begann es um vier Uhr zu tagen. Endlich, nach einem langen Monat geschickt hingeworfener Worte, gelang es uns, der Fürstin einzureden, daß ihr Lieblingsklavier durch Don Cechinos grobe Hände verdorben würde."

„Und gingen Sie oft zu diesen gefährlichen Stelldicheins?" fragte ich Don Niccola.

„Zuerst einmal wöchentlich, dann bisweilen dreimal hintereinander, oder wenigstens einen Tag um den anderen. Schließlich hatten wir unser Leben völlig aufs Spiel gesetzt; wir dachten an nichts als an unsere Liebe; ja die Nähe des Todes schien unsere Wonnen noch zu vermehren."

„Und stets die doppelt verschlossene Tür zu öffnen, zwanzig Schritte vom Bette der Eltern?"

„Stets. Wir waren so keck geworden, daß wir durch dieses Zimmer gingen, als ob wir allein wären. Es kam vor, daß ich ihr in diesem Zimmer die Hand küßte, trotzdem sie sich dagegen wehrte, und daß dabei das große Elfenbeinkruzifix umfiel. Ein anderes Mal kam eine ihrer Mägde des Morgens an den Altar, der in ihrem Schlafzimmer stand und der als Kommode diente, um aus einer Schublade Wäsche zu nehmen. Ich stand in dem Altar, gegen das geschwärzte Heiligenbild geschmiegt. Ich begreife nicht, wie diese Magd nicht emporblickte und mich nicht sah; ich war freilich schwarz gekleidet. Vielleicht wollte die Magd nichts sehen, da Donna Lauretta in diesem strengen Hause vergöttert wurde. Vielleicht sah uns die Fürstin selbst des Nachts durch ihr Schlafzimmer gehen; nur in Anbetracht der Tragödie, die entstehen mußte, wenn sie ein Wort sagte, fand sie es klüger zu schweigen; doch ihr Ausdruck mir gegenüber ist der des tiefen, verhaltenen Hasses; kurz, es lief stets alles gut ab; doch heute morgen war ich verloren..."

(Ich würde meinem Buche schaden, wenn ich das Ende dieser Geschichte in Druck gäbe.)

1. Januar 1817. — Ich, der ich den Bolognesern so viel Geist zuschrieb, bin nahe daran, dies zu widerrufen. Anderthalb Stunden

mußte ich den dümmsten Lokalpatriotismus über mich ergehen lassen[1], und dies in der besten Gesellschaft. Er ist wirklich der Hauptfehler der Italiener; die Niederlagen Murats scheinen ihn herausgefordert zu haben. Tatsache ist, daß die gute Gesellschaft in Neapel wie in Spanien turmhoch über dem niederen Volke steht; und das Neapler Volk, durch das milde Klima verdorben, ist im Gegensatz zum spanischen Volke unkriegerisch; denn, sagt es sich, wenn ich recht habe, wird San Gennaro unzweifelhaft alle meine Feinde töten. Filangieri und hundert andere Offiziere sind sehr tapfer; was ist das Resultat davon? Daß ihre Soldaten durch ihre Schlafzimmertür auf sie geschossen haben, weil sie sie verhindern wollten, zu fliehen!

Bekanntlich hatte das Trauerspiel „Die Belagerung von Calais" um 1763 den wildesten patriotischen Erfolg. Der Dichter Du Belloy hatte den lukrativen, von anderen später ausgebeuteten Einfall, seinen Landsleuten zu schmeicheln. Als der Herzog von Ayen sich einst über diese Tragödie lustig machte, sagte Ludwig XV. zu ihm: „Sie sind wohl kein guter Franzose?" — „Wollte Gott, Sire, daß die Verse der Tragödie ebensogut französisch wären wie ich." — Der kluge Turgot, der sein Vaterland liebte und der im Schmeicheln nur den Handel eines Schurken mit einem Dummkopf sah, gab der Vorliebe der Narren, die die groben Komplimente Du Belloys bewunderten, den Namen Lakaienpatriotismus. Bonaparte ahmte Du Belloy nach und betitelte die Franzosen, als er sie unterjochen wollte, als grande nation. Ja, er rühmte sich dieses Kunstgriffes und fand es unwürdig für einen Geschichtschreiber, die Mängel und Schäden seines Volkes einzugestehen.

Kein Verdienst ist so klein, es fände hierzulande nicht den Schutz eines Kirchturmpatriotismus; denn schließlich hat auch der platteste

[1] Die Theorie des Lokalpatriotismus, wie sie jeder Bärenhäuter gegen die nicht in Frankreich geborenen Sängerinnen anwendet, findet sich bei Virgil, Eclog. II:

> ... Pallas quas condidit arces
> Ipsa colat: nobis placeant ante omnia silvae. (Stendhal).

Schulfuchs eine Heimat. Ich würde in Bologna nicht zu behaupten wagen, daß Astley ein besserer Schuhmacher ist als Ronchetti. (Ein berühmter Schuster Bolognas, bekannt durch seine Liebe für Bilder und sein mannhaftes Benehmen gegen Murat, der gesagt hatte, gute Stiefel bekäme er nur in Paris, und dem er infolgedessen nie mehr als einen Stiefel machen wollte. Als der König ihn anprobiert hatte und den zweiten bestellte, sagte Ronchetti: „Majestät, lassen Sie ihn in Ihrem Paris machen.")

Die geringste gedruckte Kritik gegen den Dichter oder Bildhauer seiner Vaterstadt versetzt den Italiener in eine Wut, die sich in den ignobelsten Schimpfworten Luft macht[1]. Da Italien Europas Garten ist und die Ruinen römischer Größe besitzt, so erscheinen alljährlich acht bis zehn mehr oder minder mittelmäßige Reisebeschreibungen in Paris, London und Leipzig; das sind acht bis zehn Anlässe zur Wut für diese kitzligen Patrioten. Solche Wut ist vielleicht nicht so lächerlich, wie sie anfangs erscheint. In einem Lande, wo der geringste Almanach fünf- bis sechsmal die Zensur passieren muß, wird ein Mann, der auf einer gedruckten Seite angegriffen ist, vom Pascha im Stiche gelassen. Fortan ist er verloren; der elendeste Schuft kann ihm einen Eselsfußtritt versetzen. Auf die Wahrheit oder Falschheit der Anklage kommt es wenig an; es genügt, daß sie gedruckt ist.

Diese Wut auf die Kritik wäre in Frankreich oder in England unmöglich. Dort ist der Pascha nur ein Präfekt oder ein Sheriff; die Bürger schützen sich selbst; und da täglich hundert Verleumdungen gedruckt werden, da die beiden Parteien, die Konservativen wie die Liberalen, sich gegenseitig beständig mit Verleumdungen bewerfen, so wirkt die Verleumdung nur dann, wenn sie witzig ist.

Da es in Italien keine Eitelkeit gibt, so drückt sich ein Marchese im Zorn ungefähr ebenso aus wie sein Lakai. Das ist die Kehrseite des

[1] Diese Bemerkung stammt aus Stendhals eigenster Erfahrung. „Ich wage die Wahrheit zu sagen," schreibt er in einer Fußnote, „und das trägt mir die schmutzigsten Injurien in den literarischen Zeitungen Italiens ein."

unendlichen Glückes, das diesem Volk eine starke und ungekünstelte Poesie gibt. Hier existierte nirgends hundertundfünfzig Jahre lang ein hochmütiger Hof, der von einem in der Kunst der Eitelkeit tief bewanderten König (Ludwig XIV.) begründet wurde. Der Sonnenkönig bemächtigte sich der öffentlichen Meinung; er gab jedem Stand seiner Untertanen ein nachzuahmendes Vorbild; Molière schrieb seine Komödien auf Kosten derer, die diesem Vorbild nicht sklavisch folgten: Original ward zum Wechselbegriffe für Dummkopf...

Der Hof Ludwigs XV. ächtete jeden Ausdruck, der wegen seiner Treffsicherheit landläufig war, als gewöhnlich; er reinigte die Sprache und verarmte sie. Man sprach nur noch in Umschreibungen; und der Abbé Delille schrieb geradezu in Rätseln. Der Boulevard ist ohne Zweifel die hübscheste Promenade in Paris; aber da ein jeder ihn betreten darf, so gilt es — dank Ludwig XIV. — noch heute für schlechten Ton, dort Besorgungen zu machen. Der Einfluß Ludwigs XIV., der in England so gut zu spüren ist wie in Rußland und Deutschland, ist in Italien nie durchgedrungen. Nie war hier ein Mensch Herr der öffentlichen Meinung; das hat tausend Vorteile; doch die Kehrseite der Medaille ist die, daß ein Marchese, sobald er in Wut gerät, die schmutzigsten Schimpfworte gebraucht, und daß die Dummköpfe unerträglicher sind als anderswo; daher auch die große Schwierigkeit, sich in Mailand in ein Haus einführen zu lassen. Wie soll man einen Dummkopf wieder loswerden?

Ich rate dem Leser, der nach Rom reist, nie etwas zu tadeln, sondern plötzliche Kopfschmerzen vorzuschützen und zu verschwinden, sobald der Lokalpatriotismus auf der Bildfläche erscheint. Selbst die Frau, bei der ich die höchste Vereinigung von Tugend, Seelenhoheit und Geist fand, die Signora M[athilde Dembowska], war von diesem Fehler nicht frei. Selbst ohne kleinliche Eitelkeit, nahm sie etwas für ihr Land übel; sobald man etwas daran tadelte, wurde sie rot. Eines Tages, als ich diese Ungeschicklichkeit beging, nahm ich mir auch eine persönliche Kritik heraus, die bei einer bloßen Bekannten etwas

weit ging. Sie verteidigte sich offen und ehrlich, aber ohne daß der geringste Zorn dieses zarteste Antlitz Italiens gerötet hätte.

Das von Napoleon geschaffene Heer, das in derselben Kompagnie den Bürger von Reggio mit dem guten Buescon aus Mailand, dem finsteren Novaresen und dem lustigen Venezianer zusammenführte, hatte zwei Wirkungen:

1. Die Schaffung einer neuen Sprache. Da die Romagna, wie man mir versichert, die tapfersten Soldaten gestellt hat, so herrschten die romagnolischen Worte in dieser Sprache vor.

2. Der Haß zwischen den Städten und der Lokalpatriotismus nahmen im Heere reißend ab...

3. Januar. — Heute früh bekam ich einen Brief, der mit der Wendung „Ihr sehr ergebener und gehorsamer Diener" schloß. Ich las über diese Worte hinweg; ich hatte durchaus nicht den Eindruck, als ob der Schreiber sich erböte, mir den Rock auszuklopfen oder die Stiefel zu putzen. Ein Perser oder Brahmine, der die Sprache oder die Sitten des Schreibers nicht kennt, würde gerade das annehmen.

Die Wendungen auf issimo, wie veneratissimo, illustrissimo, sind bei jedem in Italien gedruckten Buche gegenüber den Behörden des Druckorts, großen oder kleinen, und gegenüber allen Souveränen gebräuchlich, die irgendwo für das Glück Europas sorgen oder seit weniger als hundert Jahren im Himmel für ihre Tugenden belohnt werden. Das Fehlen solcher Wendungen gilt in der Gesellschaft noch häufig für eine taktlose und geschmacklose Feindseligkeit, so etwa, wie wenn etwa unter dem Briefe von heute morgen nur gestanden hätte: „Besten Gruß. Ihr..."

Das issimo (vastissimo, mirabilissimo) ist auch bei Palästen, Gärten, Gemälden usw. jedes Adligen auf fünfzig Meilen rund um den Druckort gebräuchlich. Jedes Adelshaus heißt Palazzo[1]. Jeder Doktor

[1] Ich hörte von einem Adelshause sagen: E un miserabilissimo palazzo, dove non si danno tre camere senza acqua. (Das ist ein elender Palazzo, der keine drei Zimmer hat, wo es nicht hineinregnet.) Das Wort Palazzo hat hier den Sinn verloren, den wir ihm beilegen. (Stendhal.)

ist chiarissimo oder mindestens egregio. Warum sollte ein armer Teufel von Schriftsteller in einem Lande, wo die Rachlust blüht, und wo er der Regierung schon durch die bloße Tatsache, daß er etwas druckt, verdächtig ist, sich neue Feinde auf den Hals laden?...

Noch vor zwanzig Jahren, wenn man einen Autor zitierte, sagte man nicht: „der obengenannte Autor", sondern il sullodato autore (der oben gelobte Autor); es verstand sich von selbst, daß man ihn nicht ohne Lob nannte. Diese Übertreibungen, die die Reisenden seit fünfzig Jahren den Italienern vorwerfen, sind wie der „sehr ergebene Diener" unserer Briefe. Kann man sie knechtischer Gesinnung zeihen, weil sie in ihrer Heimat im Gespräch nicht den Brauch einer fremden Sprache befolgen? — Die italienischen Höflinge benehmen sich ihrem Fürsten gegenüber allerdings ohne Grazie. Allein die Franzosen von 1780 verstanden das Höflingsmetier. „Nur diese Leute verstehen zu dienen", sagte Napoleon von dem liebenswürdigen General von Narbonne...

4. Januar. — Ich hatte geschrieben, ich sei in der Bologneser Gesellschaft liebenswürdig aufgenommen worden. Ich streiche dies Wort; denn Liebenswürdigkeit gegen einen Unbekannten, der einen Empfehlungsbrief abgegeben hat, besteht meiner Meinung nach nur darin, ihn so zu empfangen, als ob er mit zum eigenen Kreise gehörte, und ihn mit der freundlichen Übertreibung wohlmeinender Gefühle zu begrüßen, die man jedem anständigen Menschen entgegenbringt. In Italien gibt es zunächst keine Übertreibung in gesellschaftlicher Hinsicht. Sie nennen ihre Häuser Paläste und reden vom geringsten Bilde, als ob es von Raffael stammte; doch macht man mit jemandem Bekanntschaft, so merkt man sehr deutlich, daß er uns ein peinliches Opfer bringt, indem er die liebenswürdige Intimität seiner vertrauten Gesellschaft unseretwegen verläßt und das holde Sinnen eines melancholischen Herzens oder eine leidenschaftlich betriebene Arbeit aufgibt. Die Mühe und der Verdruß, uns zu empfangen und uns ein paar Worte zu sagen, sind auffällig; das Mißbehagen und der Zwang

verraten sich ebenso deutlich wie das Aufatmen, wenn man aufsteht, um sich zu verabschieden. Fremde, die an die bestechenden Formen der Pariser Geselligkeit gewöhnt sind und denen die Natur die Neugier versagt hat, sind von solchen Besuchen verletzt. Gewiß sind derartige Erfahrungen nicht sehr angenehm; aber man reist ja, um etwas Neues zu finden und die Menschen zu sehen, wie sie sind. Wenn man nur glatte Oberflächlichkeit und stets gleiches Benehmen liebt, warum bleibt man dann nicht in Paris? Überdies bleibt das Benehmen gegen einen Neuling in einem italienischen Salon nicht ewig das gleiche, wie z. B. in Holland. Mit dem zweiten oder dritten Besuche kann es sich zum bessern wenden; aber man muß den Mut haben, einen solchen zu machen. Bemüht man sich redlich, nicht eher zu antworten, als bis die Frage beendet ist, sucht man seine furia francese zu dämpfen, erzählt man nur dann amüsante Geschichten, wenn man sehr darum gebeten wird, ist man nie „geistreich" und verzichtet auf das Feuerwerk eines espritvollen, halb literarischen Gesprächs, macht man schließlich nicht gleich der schönsten anwesenden Dame verliebte Augen, so wird das Wohlwollen mit jedem Tage rasch zunehmen; denn schließlich ist man ein Wundertier, man kommt ja aus Paris. Doch man vergesse nie, daß der Esprit, der den Franzosen belustigt, den Italiener belästigt[1]. Vor fünfzig Jahren mißachtete man den Esprit vielleicht; heutzutage reißt die Scham, nicht mit gleicher Münze heimzahlen zu können, die Italiener jählings aus der holden Träumerei über ihre Herzensregungen, die bei den meisten der dauernde Zustand ist. Ferner muß man gewisse Konvenienzen beachten, die nur durch Blicke ausgedrückt werden. Die kecke Verletzung dieser Konvenienzen gilt hier für die unvergleichlichste Flegelei. In Italien beobachtet ein Bauer die Konvenienzen, die man aus den Augen abliest, fast ebenso fein wie eine Marchese; es ist das eine Art von Instinkt bei diesem

[1] Diese Umgangsregeln schrieb Beyle in einer Mailänder Aufzeichnung vom 4. November 1813 sich selbst vor, nachdem ihre Nichtbeachtung ihm allerlei Verdruß bereitet hatte. Vgl. S. 133.

für Schönheit und Liebe geborenen Volke, und ich rede davon nur, weil ich grobe Verstöße dagegen beobachtet habe.

Spricht man die Landessprache und macht man sich ganz klein, so wird man nach vierzehn Tagen die Gesellschaft nicht mehr durch sein fremdes Gesicht stören. Ein Franzose ist ein so rares und so geschätztes Wesen, daß er fortan zum Gegenstand allgemeiner Neugier wird; er fesselt alle, die ihn in der ersten Zeit so finster anblickten. Dies ist der Augenblick, nicht früher und nicht später, wo man einer Dame der Gesellschaft den Hof machen muß, aber nur einer, versteht man wohl? Aber dies Wort drückt meinen Gedanken recht schlecht aus. Den Hof machen bedeutet in Italien ungefähr das Gegenteil von dem, was man sich in Paris darunter denkt. So muß man zunächst nur mit den Augen sprechen und dieser Sprache alle Keckheit nehmen; man muß lange zu schweigen wissen, und wenn man redet, weit mehr rührende Gedanken als pikante Dinge vorbringen. Eine zärtliche Bemerkung über den köstlichen Ausdruck der Liebe im ersten Duett des „Matrimonio segreto"[1] fördert unsere Sache weit mehr als der beste Witz. Der Esprit und die geistige Anspannung, die zur Schlagfertigkeit nötig ist, bringt die Frauen in eine Stimmung, in der sie nicht sein dürfen, wenn man ihnen gefallen will. In Italien ist die sichere Wirkung des Esprit die, daß die Unterhaltung trocken wird. Es liegt auf der Hand, daß alle Grazie des Ausdrucks, die Kunst der Andeutungen usw. bei Leuten umsonst ist, die nur von solchen Dingen reden, die ihnen am Herzen liegen, und die lang und breit und sehr ernst darüber reden, mit vielen leidenschaftlichen und malerischen Einzelheiten. Da hier jedermann ein wenig ungesittet, bald schweigsam, bald heftig ist und ihm zudem mehrere Dinge sehr am Herzen liegen, so hat keiner das Bedürfnis, sich am Strohfeuer der Unterhaltung zu erhitzen, noch Gemütsbewegungen darin zu suchen. Die Leidenschaften eines Italieners: Haß, Liebe, Spiel, Begehrlichkeit, Hochmut usw. verleihen ihm nur

[1] Eine Lieblingsoper Stendhals (von Cimarosa).

zu oft fieberndes Interesse und unbequeme Gefühlsausbrüche. Die Unterhaltung ist hier bloß ein Werkzeug der Leidenschaften; nur selten ist sie um ihretwillen ein Gegenstand des Interesses. Diese kleine Gruppe von Tatsachen sah ich noch von keinem Franzosen begriffen.

Da der Italiener von Kind an darauf achtet, ob die Menschen, die er liebt oder haßt, ehrlich mit ihm reden, so wird er bei der geringsten Geziertheit kalt und verrät eine Ermüdung und Anspannung des Geistes, die dem dolce far niente gänzlich zuwider sind. Dolce far niente, das bedeutet stets das genußreiche träumerische Sinnen über die Empfindungen, die das Herz erfüllen. Man nehme den Italienern den Müßiggang und gebe ihnen die englische Arbeit, und man raubt ihnen die Hälfte ihres Glückes.

Ja noch mehr: da die wenigsten Italiener gut Französisch können, noch unser Wesen begreifen, so erscheint ihnen die geringste höfliche Wendung, die bei uns zunächst unerläßlich ist und zweitens nichts bedeutet, als französische Ziererei und reizt sie. Dann wird ein Italiener, der sich vielleicht vor Verachtung fürchtet, weil er nicht mit gleicher Münze herausgeben kann, uns böse zulächeln und nie mehr ein Wort an uns richten. Ziererei ist für den, der sie hierzulande zur Schau trägt, so nachteilig, daß einer meiner Freunde, der zehn Jahre in Italien gelebt hatte, sich bei seiner Heimkehr nach Frankreich bei hundert kleinen Verstößen ertappte: z. B. zuerst durch eine Tür zu gehen, anstatt durch alberne Faxen alle anderen im Hinausgehen aufzuhalten; bei Tisch sich ohne weiteres zu bedienen und die Schüssel weiterzureichen; wenn man mit zwei Bekannten spazieren geht, nur mit dem zu reden, der einem gerade Vergnügen macht, usw.

Alles, was man in Frankreich sagt, um ein Stück Fasan zu nehmen oder anzubieten, erscheint einem Italiener als unnötige Mühe, als wahre seccatura. Versetzt man ihn umgekehrt nach Paris, so erscheint er dort durch seine Verstöße gegen hundert derartige Kleinigkeiten als ein unerzogener Mensch ...

Das tiefe Mißtrauen, das die Spione und die kleinen Tyrannen im Stile Philipps II., welche das Land seit 1530 knechten, zur Notwendigkeit machen, hat zur Folge, daß den Italiener alles und jedes verstimmt. Die geringste Kleinigkeit ärgert ihn, und wäre es nur die Anwesenheit eines Hündchens, das er nicht leiden mag; gleich hüllt er sich in finsteres, strenges Schweigen, und seine Augen, die er nicht bändigen kann, möchten uns auffressen. Daher nie Gemütlichkeit, Sich-Gehen-Lassen und Frohsinn in Gegenwart Fremder; nie wahre Geselligkeit außer mit zehnjährigen Freunden. Ein hartes Wort, das man einem Italiener sagt, stößt ihn für ein Jahr zurück. Es genügt ein Scherz über eine Frau oder ein Bild, die er liebt, damit er von dem Scherzenden sagt: E un porco! Er denkt an den Schmerz, den der Scherz ihm bereitet hat ...

In Bologna findet man weit mehr italienisches Mittelalter als in Mailand, wo der heilige Karl Borromäus den Charakter des Volkes gebrochen und monarchisiert hat. Durch Schaden gewitzigt, habe ich die Fehler, die ich in Mailand beging, hier vermieden. Ich habe nichts davon gezeigt, daß mich drei himmlische Gesichter, die ich in der Gesellschaft traf, mehr fesselten als die übrigen Damen. Ich habe einer jeden meine Aufmerksamkeit geschenkt, und dies in dem Maße, als ich in ihren Augen den Wunsch las, mit dem Fremdling (questo forestiere) zu reden. Isimbardi hatte mir geraten: „In Rom und Bologna müssen Sie, bevor Sie einer hübschen Frau Ihre Aufmerksamkeit schenken, ihrem Liebhaber acht Tage lang den Hof machen; darauf müssen Sie so tun, als beachteten Sie sie nur um seinetwillen. Ist der Liebhaber nur etwas dumm und Sie etwas gewandt, so haben Sie ihn gewonnen. Sprechen der Liebhaber und die Dame Sie zugleich an, so tun Sie, als hätten Sie nur ihn gehört Ein Blick entschuldigt Sie bei der Dame, die Ihnen diese Aufmerksamkeit hoch anrechnen wird, sofern sie Ihnen ein wenig gewogen ist. Reden Sie immer von Ihrer Abreise, als ob sie ganz nahe bevorstände."

Ich habe nicht verfehlt, meine fesselndsten Anekdoten über Napoleon den Liebhabern der drei Damen zu erzählen, deren himmlische Schönheit mich bezaubert hat. Ich betrachte sie wie Diamanten von einer Million Wert, ohne daran zu denken, sie je zu besitzen, nur als Augenweide.

Ich erzählte den Herren jene Anekdoten mit größter Deutlichkeit, so daß sie imstande sind, die übrige Gesellschaft damit zu erheitern. Diese Vorsicht hat mir nicht nur nicht geschadet, sondern sie hat mir genützt. Mehrere Personen wünschten diese Geschichten von dem angeblichen Augenzeugen selbst noch einmal zu hören. Der Italiener erfaßt etwas, das ihn interessiert, nie sehr deutlich, denn sein Geist ist im raschen Auffassen nicht geübt und seine Seele läßt sich gern erregen, während sein Ohr lauscht. In Bologna und mehr noch in Mailand hört man dieselben Geschichten mit Freuden fünf-, sechsmal; verfehlen sie beim erstenmal ihre Wirkung, so liegt es daran, daß ein Franzose, indem er sie pikant zu machen sucht, es an Deutlichkeit fehlen läßt . . .

Ich las alles Vorstehende Herrn Gherardi vor; er schwor mir, daß ich mich völlig irrte, daß ich einen Roman geschrieben hätte und daß nichts den Sitten von Bologna weniger gliche. — Was soll ein unglücklicher Reisender tun? Den Leser warnen und nichts ändern. Kann i ch anders fühlen als i ch? „Habe ich etwas Ehrenrühriges geschrieben?" fragte ich meinen Mentor. „Ich sehe nur etwas Wahrheitswidriges", sagte er. Durch diese Antwort beruhigt, veröffentlichte ich es zehn Jahre nach der Niederschrift. Frau von Puisieux pflegte zu sagen, daß jeder Mensch nur seine Züge, nicht aber seinen Gesichtsausdruck kenne.

Monsignor F . . . sagte heute abend zu mir: „Ich weiß nicht, ob Gallien oder Spanien unter Nero so unglücklich waren, wie die Lombardei es unter Kaiser Franz ist. Ein schönes Beispiel für die Lächerlichkeit der häuslichen Tugenden eines Königs, besonders wenn die Lohnschreiber uns diese Tugenden als Ersatz für die Regententugenden

hinstellen[1]! Gott gebe uns einen Napoleon, auch wenn er sich das Vergnügen machte, täglich zwei- bis dreihundert von seinen Höflingen eigenhändig den Kopf abzuschneiden!" ...

Wenn ich nachdenke, so habe ich unter den Priestern keinen einzigen Dummkopf kennen gelernt. Von Bologna bis tief nach Kalabrien hinein wird stets der Klügste von der Familie Priester; denn er kann es ja bis zum Papste bringen. Hat doch Sixtus V. in seiner Jugend die Schweine gehütet! Der Bruder des Papstes wird von Rechts wegen Fürst und sein Neffe Herzog.

Von den Landpfarrern rede ich nicht; die gute Gesellschaft macht sie zum Spaße betrunken; und doch haben manche darunter das größte Talent zum Roccolo, dem Wachtelfang, der eine der größten Vergnügungen in der Lombardei ist. Die Damen schwärmen für uzzei colla polenta. Im Spätherbst fängt man eine Anzahl kleiner Vögel (uzzei) in Netzen und richtet sie gebraten auf einem gelben Teig an, der aus Maismehl und heißem Wasser frisch zubereitet ist. Die polenta selbst bildet das ganze Jahr lang die Hauptnahrung des lombardischen Bauern. Ich verbrachte die schönsten Morgenstunden beim Roccolo des Herrn Cavalletti mit drei Priestern. Die köstliche Morgenluft erweckt ein Gefühl animalischer Freude. Vollends am Abend erweitern die Tafelgenüsse, die ucelletti mit Polenta, und der allgemeine Frohsinn die Grenzen des Daseins zugunsten der lebhaften Freuden des Tiers. Ich möchte einen englischen Methodisten inmitten solcher Trunkenheit sehen; er bräche in Schmähungen aus oder ginge hin und knüpfte sich auf. Die deutsche und schweizerische Gemütlichkeit paßt sehr gut dazu; mehrere Sinfonien von Haydn schildern diese Art von Glück ...

[1] Hierzu bemerkt Ricarda Huch, „Risorgimento" S. 255: „Kaiser Franz heiratete nacheinander vier Frauen, von denen die zweite ihm in siebzehnjähriger Ehe zwölf Kinder gebar. Er ließ die Zwischenzeit zwischen dem Tode der einen und der Hochzeit mit der anderen höchstens neun Monate dauern und fand auch diese Enthaltsamkeit drückend: auf dieser Grundlage entfaltete sich seine häusliche Untadelhaftigkeit."

Ich habe die Freundschaft und die Unterhaltung derer gesucht, die mir gefielen. Doch es gibt vielleicht kein Land auf der Welt, wo die Dummköpfe gleich stumpfsinnig und unbelehrbar sind. Stockschläge bessern sie nicht, denn der körperliche Schmerz eines Stockschlages ist gering. — Die englischen Dummköpfe fallen der Allgemeinheit weniger zur Last; doch hier in der Heimat der Natürlichkeit, wo die Schicklichkeit nicht alle Geister uniformiert, wird das üppige Gedeihen des Dummkopfes durch nichts gehemmt. Die Harmlosigkeit, womit er einem seine unglaublichen Gemeinheiten auftischt, belustigt vielleicht das erstemal, dann aber empört sie. Nichts ist unbequemer als die idiotische Neugier, womit er sich an den Fremden heranmacht; und wenn man ihn schroff abweist, so kann das als Rücksichtslosigkeit gegen die Gesellschaft erscheinen, bei der man zu Gaste ist. Der Dummkopf, der eine junge Frau liebt, die ihn verachtet, ihn aber aus Familienrücksichten nicht loswerden kann, ist ein so schädliches, boshaftes und gemeines Geschöpf, daß man ihn umbringen möchte; denn nach der Tracht Prügel erscheint er um so stolzer und klatschsüchtiger beim Gatten. So wenigstens behauptet es der liebenswürdige Valsantini, denn ich habe in galanten Abenteuern keine Erfahrung. Ich glaube, in der Hinsicht hat kein Italienreisender weniger Glück gehabt, oder die anderen lügen nach Noten.

In Neapel ficht man sehr gut mit dem Degen, und die Erziehung der vornehmen Gesellschaft ist oft sehr distingiert. Aus diesen beiden Gründen ist der lästige Dummkopf in Neapel weniger häufig als andernorts. In Rom richtet ihn die Gesellschaft und verbannt ihn in die Cafés.

Die geistreiche Lebhaftigkeit Bolognas hängt ganz von der Güte des Legaten ab; wird ein Reaktionär sein Nachfolger, so kann diese Stadt binnen sechs Monaten scheußlich und höchst langweilig werden. Ich finde, der Kardinal Consalvi und der gute Pius VII., der sich der Kunst widmet und sonst nur Bischöfe ernennt, werden hier gar nicht genug verehrt. Ich spreche öffentlich zugunsten dieses Herrschers, was

nicht ungefährlich ist: hat doch ein liberaler Ausländer die Kerker von Mantua bevölkert. Der persönlich so mißtrauische Italiener übertreibt das Zutrauen bis zum Selbstverrat, sobald er konspiriert. Siehe die Gesellschaft des Wiederaufbaus in der Schweiz unter dem Ministerium Pasquier[1].

6. Januar. — Der ruhmredige Gascogner Ton, der den Napoleonischen Heeren so nützlich war, hat die italienischen Offiziere wenig verdorben. Der schöne junge Kapitän R . . . ist so schlicht und natürlich in seinem Benehmen, als hätte er nie im Leben einen Säbelhieb ausgeteilt noch einen Orden verdient. Nur selten merkt man, wenn man ihn reizt, daß er wütend werden kann. Ich unterhalte mich gern mit ihm; und er sieht, welches Vergnügen er mir bereitet, wenn er mir eine Geschichte erzählt. Gestern um zwei Uhr nachts beim Nachhausegehen sagte er zu mir: „Mein Onkel, Graf R . . ., war der sanftmütigste Mensch. Eines Tages in Bergamo, meiner Heimat, blickte ein Sbirre ihn aufmerksam an, als er vorüberging. ‚Gott, wie häßlich ist der Kerl!' sagte mein Onkel. Vom nächsten Tage an bemerkte er im Adelskasino, daß seine Freunde einen eigentümlichen Ton, etwas sostenuto, mit ihm anschlugen. Schließlich nach drei Tagen fragte ihn einer: ‚Und der Sbirre? Wann wirst du die Sache ins Reine bringen?' — ‚Welche Sache?' — ‚Teufel,' erwiderte der Freund in hartem Ton, ‚soll weiter nichts geschehen?' — ‚Wieso?' — ‚Nun, der unverschämte Blick, den er dir zuwarf.' — ‚Wer? Der Sbirre neulich?' — ‚Allerdings.' — ‚Ich denke nicht mehr dran.' — ‚Dann werden wir es für dich tun.'

„So mußte der sanftmütigste Mensch schließlich drei Tage lang mit einer doppelläufigen, geladenen Flinte umherziehen. Endlich am

[1] Die Erklärung dieser Andeutung gibt eine handschriftliche Ergänzung Stendhals: „Ein Herr Renamont de Brisac, Spion Pasquiers, führte die meisten italienischen Patrioten an, die sich nach der Schweiz geflüchtet hatten. Er machte sie zu Rittern des ‚Allgemeinen Wiederaufbaus' und sagte dann zu ihnen: ‚Unter Brüdern gibt es keine Geheimnisse. Sagt mir alles'. Und sie taten es." (Müller.)

dritten Tage begegnete er auf der Straße dem Sbirren, der ihn in unpassender Weise angesehen hatte, und streckte ihn mit zwei Flintenschüssen zu Boden. So geschehen im Jahre 1770. Mein Onkel verbrachte sechs Wochen in der Schweiz, dann kehrte er seelenruhig nach Bergamo zurück. Als sanftmütiger, humaner Mann tat er der Familie des Sbirren Gutes, doch nur ganz im geheimen. Man hätte ihn mit Schimpf und Schande aus dem Adelskasino weggejagt, wenn man geglaubt hätte, daß er einen Racheakt fürchtete und ihn zu vereiteln suchte. Hätte Graf R . . . den Sbirren aber nicht getötet, so hätte er dagestanden wie bei den nordischen Völkern ein Geohrfeigter.

„Der prachtliebende Corner, ein venezianischer Nobile, der damals Bergamo regierte und die Kriminaljustiz unter sich hatte, dachte wie die Gesellschaft und hätte mit dem Grafen R . . . nicht mehr verkehrt, wenn er den Sbirren nicht getötet hätte. Dieser Venezianer war der lustigste Mensch; allnächtlich saß er bis vier Uhr morgens am Spieltisch bei seiner Liebsten, wo er den ganzen Adel empfing. Er gab die seltsamsten Feste, verzehrte alljährlich zwei- bis dreihunderttausend Franken seines Vermögens und wäre im übrigen erstaunt gewesen über die Zumutung, einen Edelmann zu verhaften, weil er einen Sbirren getötet hatte[1]."

Mailand, das nur zehn Miglien von Bergamo entfernt liegt, verabscheute die Schießerei auf offener Straße. Deshalb verachtete der Adel von Bergamo die Mailänder Sanftmut und ging auf den Maskenball in der Scala mit dem festen Vorsatz, gegen jedermann unverschämt zu sein. „Gehen wir nach Mailand, um Ohrfeigen auszuteilen", sagten sie untereinander; so wenigstens erzählte es mir der Kapitän R . . . Seitdem hat Napoleon all diese Charaktere gebildet;

[1] Namen, Orte, Daten, alles ist verändert. Nur der moralische Sinn der Anekdoten trifft zu. Was liegt einem hundert Meilen entfernten Fremden nach zehn Jahren daran, ob der Held einer Geschichte Albizzi oder Traversari heißt? Ich bitte den Leser, alle Anekdoten als reine Erfindung zu betrachten, sozusagen als Gleichnis. Diese ereignete sich vielleicht in Treviso. (Stendhal.)

und der Mailänder Offizier, der an der Raab oder in Spanien gefochten hat, ist ebenso brav wie der von Bergamo oder Reggio. Beim gemeinen Soldaten in Italien ist soldatischer Mut mehr ein Wutanfall als der Wunsch, sich vor seinen Kameraden hervorzutun, und als ein Stachel der Eigenliebe. Nie hört man Scherze über das Schlachtfeld... Der französische Mut ist nur eine Abart der Eitelkeit. Da dies Motiv in Italien nicht existiert, so tritt an seine Stelle meist die Wut; und nach dem Kampfe schlachten die Soldaten ihre Gefangenen oft vor Augen ihrer Offiziere. Soll ich sie darum schelten? Nein. Ich sehe nur, daß sie weder einen Ludwig XIV. noch Rittertum gehabt haben. Übrigens werden sie durch eine Niederlage gereizt, nicht aber entmutigt.

7. Januar. — Einer meiner neuen Bekannten fragte mich neulich Abend: „Gehen Sie nach dem Diner nicht manchmal zur D...?" — „Nein." — „Sehr falsch; man muß um sechs Uhr hingehen; qualche volta si busca una tassa di café." (Bisweilen kriegt man eine Tasse Kaffee.) Über dies Wort mußte ich drei Tage lachen. Schließlich ging ich, um meine Narrheit abzulegen, nach dem Diner häufig zu Frau D...; und in der Tat gelang es mir auf diese Weise oft, mir die 20 Centimes für eine Tasse Kaffee zu sparen...

Auf Anraten des Herrn Isimbardi habe ich mir hundertundfünfzig Bände italienischer Historiker des Mittelalters gekauft. Drei Leitsterne führen mich durch dieses Labyrinth: Pignottis „Geschichte Toskanas", in der aber von ganz Italien die Rede ist, Pietro Verri [Geschichte Mailands] und schließlich für das Dogmatische der Papstgeschichte „L'Esprit de l'Eglise" von De Potter. An Regentagen oder an solchen, wo ich luna (Spleen) habe, lese ich eine Periode von vierzig bis fünfzig Jahren in diesen drei Werken in chronologischer Reihenfolge nach, dann suche ich mir aus den hundertundfünfzig Bänden alles heraus, was sich auf diese Zeit bezieht[1]. Sismondi [Geschichte der italienischen Freistaaten] habe ich als ultraliberal

[1] An mehreren Stellen gibt Stendhal seine Quellen in Anmerkungen sehr summarisch an, d. h. er gibt einen Wirrwarr von Autorennamen, meist ohne

aufgegeben. Er hat überdies kein Auge für das, was in den historischen Ereignissen das menschliche Herz schildert, und gerade das interessiert mich. Von Muratoris Annalen trenne ich mich nur ungern; aber er ist ein Priester, und ich habe mir gelobt, nie einem geschichtschreibenden Priester zu trauen, welcher Religion er auch angehören mag[1]. Durch dies Studium des Mittelalters erhält jede Stadt, jedes Dorf, das ich berühre, Bedeutung.

Den ganzen Abend bei Signora Filicori war von nichts die Rede als von Rachetaten. Besonders betroffen hat mich die Geschichte von Camilla in den Wäldern der Sesia. (Näheres in meinem Buch „Über die Liebe", Kap. 27.)

Ich kehre von einer Fahrt nach den Bädern von Porretta zurück. Ich habe guten Vorrat an Anekdoten und Wundern; aber die pikantesten will mein Verleger nicht drucken Der Reisende, der die folgenden Worte Alfieris nicht beherzigt, wird Italien nie verstehen: „Che più? La moderna Italia, nell' apice della sua viltà e nullità, mi manifesta e dimostra ancora (e il deggio pur dire?) agli enormi e sublimi delitti che tutto di vi si van commettendo, ch'ella, anche adesso, più che ogni altra contrada d'Europa, abonda di caldi e ferocissimi spiriti a cui nulla manca per fare altre cose, che il campo e i mezzi[2]." (Il Principe e le Lettere, 325.) An anderer Stelle sagt

Werke und bibliographische Einzelheiten, der für den Leser völlig zwecklos ist. Im Anhang dieses Bandes ist deshalb ein alphabetisches Literaturverzeichnis mit genauen Angaben aufgestellt. Was er von den alten Schriftstellern wirklich gelesen hat, ist wenig oder gar nichts. In der „Geschichte der italienischen Malerei" kehrt die Angabe von 150 Originalschriftstellern wieder. Sie ist nach Paul Arbelets verdienstvoller Untersuchung „L'Histoire de la Peinture en Italie et les plagiats de Stendhal" (Paris 1914, S. 404f.) eine bloße Aufschneiderei, denn Stendhal hat die alten Quellen größtenteils aus den neueren Werken abgeschrieben, die er benutzte, ohne jene zu kennen.

[1] Über Muratori hat Stendhal sein Urteil später gründlich revidiert. S. das Literaturverzeichnis am Schluß des Bandes.

[2] Was soll ich weiter sagen? Das moderne Italien, auf dem Gipfel der Erniedrigung und Nichtigkeit angelangt, beweist mir noch (O Gott, soll ich

Alfieri: „La pianta uomo nasce più robusta qui che altrove." (Die Pflanze Mensch gedeiht hier kraftvoller als anderswo.) Nichts ist wahrer. Man gebe den Römern zwanzig Jahre einen Napoleon, und man wird es erfahren!

Nicht die für die Menschen mehr oder minder nützlichen Handlungen, sondern die gewissenhafte Befolgung der Bräuche führt hierzulande zur ewigen Seligkeit. Der Italiener fühlt und glaubt, daß man auf Erden glücklich ist, indem man seinen Leidenschaften frönt, und im Jenseits, indem man den Bräuchen genügt. Die Bettelmönche bilden das Gewissen des niederen Volkes, und dieses stellt die Diener und Kammerzofen, die das Gewissen der Vornehmen bilden. Ein Italiener, der Kinder hat, muß, wenn er den tollen Wunsch hegt, daß sie ihm mit achtzehn Jahren durch ihre Torheiten keinen Kummer bereiten, deutsche Dienstboten nehmen, oder wenigstens solche vom Comer See oder vom Lago Maggiore. In Pallanza oder Bellaggio sind Verbrechen so selten wie in Schottland. Und die Vorurteile, die die Kinder von den guten Deutschen lernen, sind von den heimischen zu verschieden, um im Geiste der Kinder tiefe Spuren zu hinterlassen.

Vor vierzehn Tagen wurde die Bevölkerung eines Dorfes bei Porretta durch ein schwarzes Gespenst, das am Himmel erschien, buchstäblich in Schrecken versetzt. Die Franzosenfreundlichen leugneten das Gespenst und galten deshalb für Gottlose, die dem Lande Unglück brächten; und spaßhafterweise wagten sie es nur kleinlaut zu leugnen. Die erdrückende Mehrzahl kam vor Angst um; was die Priester benutzten, um auf den Weltuntergang anzuspielen. Wenig fehlte und die ganze Bevölkerung, deren Seele von den Bettelmönchen bearbeitet war, wurde verrückt. Die Bauern arbeiteten auf dem Felde nur noch

---

es sagen?) durch ungeheure und doch erhabene Verbrechen, die täglich begangen werden, daß es selbst heute mehr als irgendein Land Europas überreich ist an heißen wilden Seelen, denen nichts fehlt, um sich auszuzeichnen, als ein Wirkungsbereich und die Mittel zur Tat.

mit der Nase in der Luft, um zu sehen, ob der Teufel nicht käme und sie holte. Viele Messen wurden gelesen, und die Holzfäller trugen Skapuliere; denn auf diesen Beruf hatte das Gespenst es scheinbar am meisten abgesehen. Zwei Holzfäller, die ich sprach, sind höchst verschmitzt; man sieht, wenn es sich um ein Geschäft handelt, daß sie das menschliche Herz hundertmal besser kennen als unsere französischen Bauern. Aber der Nationalcharakter ist seit sechshundert Jahren von den Bettelmönchen vergiftet. Begegnet ein junges Weib hier einem Bettelmönche, so küßt es ihm die Hand! Hundertmal sah ich die Augen des Mönches leuchten. Das Gespenst, das den Anlaß zu hundert Messen gab, wurde schließlich durch einen Flintenschuß erlegt; denn es war ein mächtiger Adler, der junge Ziegen rauben wollte. Diese geriebenen Holzfäller hatten einen Adler nicht erkannt!

Ich bange für die Zukunft Italiens. Dieses Land wird Philosophen wie Beccaria, Dichter wie Alfieri, Soldaten wie Santa Rosa[1] hervorbringen. Aber diese hervorragenden Männer stehen der Masse des Volkes zu fern. Zwischen dem jetzigen Zustand und dem Verfassungsstaat fehlt ein Napoleon; doch woher ihn nehmen? Metternich hat ganz recht, wenn er behauptet, daß das Zweikammersystem für Italien *kein wahres Bedürfnis* sei. Ein Bedürfnis ist es nur für wenige hochherzige Seelen, die gereist sind oder Reisebeschreibungen gelesen haben. Und diese zarten Seelen drücken, wenn es zum Handeln kommt, leider nur schöne Gefühle aus, wie die Girondisten, statt etwas zu tun. Nirgends sehe ich Mirabeaus, Dantons und Carnots . . .

Obgleich ich keinerlei Auftrag habe, mich mit Volkswirtschaft zu befassen, möchte ich doch folgende Tatsachen notieren.

Viele kleine Kapitalisten leben hier davon, daß sie zur Zeit der Seidenernte Geld gegen Unterpfand ausleihen. Nach drei Monaten oder schon nach fünfzig Tagen bringen die Bauern ihnen die geliehene Summe mit neun Prozent Zinsen zurück. In Mailand nennt man

---

[1] Über Santa Rosa s. Anm. 10 am Schluß des Bandes.

diese Art von Geschäftsleuten Halsabschneider. (Der Bologneser Ausdruck ist mir unbekannt.) Sie haben sich sehr geschickt hinter Napoleons Code civil und dem österreichischen Gesetzbuch verschanzt. Ein Mailänder Halsabschneider, den ich kannte, freute sich diebisch, als das österreichische Gesetzbuch wieder in Kraft trat. Dies trägt alle Merkmale seines Ursprungslandes; es ist voll dummer Ehrlichkeit und für die italienische Geriebenheit sehr bequem. Um einen wilden Räuber wie Gerini zu verurteilen, fordert es dessen Geständnis... Geht die Schurkerei zu weit, so wendet sich das Opfer an seinen Beichtvater, der eine Audienz beim Kardinal-Legaten oder beim Erzbischof vermittelt. Man wirft sich dem Eminentissimo zu Füßen, und er schüchtert den Halsabschneider ein. Findet eine Heirat statt, um einem Skandal vorzubeugen, so macht der Erzbischof dem Vater des jungen Mannes Angst. Zwei Liebende geben einem Pfaffen zehn Scudi; er traut sie in einer Dorfkirche, und die Ehe ist gültig; denn das heilige Sakrament ist unverbrüchlich...

Ich schrieb an den Besitzer eines verkäuflichen Landgutes zwischen Bologna und Ferrara. Er hat ein sehr schönes Haus, und das Gut bringt 18000 Franken Renten netto ein, nach Abzug der Steuern. Es steht mit 180000 Franken zum Verkauf, und man kriegte es für 150000 Franken. Doch welchen Schikanen ist ein unglücklicher Besitzer hier ausgesetzt! Um ein Gut zu besitzen, muß man einen Titel und einen großen Namen tragen.

8. Januar. — Ich dürste nach Musik; eine Abendgesellschaft ohne Musik hat für mich stets etwas Nüchternes und Unglückliches. Hier hat man wenig musikalische Genüsse; die schönen Stimmen sind außer Landes. Recht hübsch sind die Sonntagsvormittagskonzerte im Kasino; aber für mich haben Konzerte stets etwas Langweiliges; ich mag die Überwindung von Schwierigkeiten nicht. Um Genuß an Konzerten zu haben, müßte man seine Seele willkürlich in sieben, acht verschiedene Stimmungen versetzen, wie ein Schauspieler... Die kleinste italienische Stadt hat am 26. Dezember, dem ersten Karnevalstage,

eine neue Oper. Aber die Priester, die 1740 so für Musik schwärmten, sind allen Vergnügungen feind geworden, seit Bonaparte Italien erweckt hat; ich weiß nicht, aus welchem Grunde wir in Bologna noch keine Oper haben; sie soll erst in einigen Tagen eröffnet werden.

Da musikalisch so wenig los ist, widme ich mich ganz der Geselligkeit und der Malerei. Vernünftigen Ratschlägen folgend, knüpfe ich zunächst mit den Männern Beziehungen an. Meine schönste Eroberung ist der Kardinal Lante, Legat von Bologna, d. h. allmächtiger Vizekönig ... Der Kardinal ist ein Grandseigneur, den sein schwarzes Gewand mit den roten Vorstößen zu gewissen Rücksichten nötigt; doch behindern ihn diese nicht zweimal am Abend ... Ich vergleiche diesen italienischen Kirchenfürsten im Geiste mit dem liebenswürdigen General von Narbonne[1], der in Wittenberg gestorben ist, und mit manchem steifen Würdenträger am Hofe Napoleons. Wie natürlich, wie formgewandt ist Seine Eminenz! Sein Bruder ist in Rom Herzog, und er ist hier König.

Ich finde hier fast gar keine Stutzer. Die Rasse der französischen und englischen Stutzer, die geboren sind, Toilette zu machen, in einer gewissen Weise zu reiten und sich dort zu zeigen, wo der gute Ton es erheischt, ist noch nicht bis über den Po gedrungen. Es gibt kein bolognesisches Wort für „Stutzer". Hier sind die Stutzer, wie bei den Bauern aller Länder, schöne junge Leute, voller Stolz auf das Gesicht, das ihnen der Himmel geschenkt hat. Naht ihnen ein hübsches Mädchen, so werfen sie den Kopf zurück und stolzieren daher. Die Frauen reden mit großer Offenheit von der Liebe und der Art von Schönheit, die ihnen gefällt. Tritt einer dieser schönen jungen Leute an die Gruppe heran, so werden sie sofort höchst zurückhaltend; ihr Fraueninstinkt fühlt die Bedeutung der geringsten Vertraulichkeit. Man darf nicht wähnen, daß hier irgend etwas aus Unbesonnenheit

[1] Louis Graf von Narbonne (1755—1813), französischer General und Staatsmann, 1791—92 Kriegsminister, 1811—13 Gesandter in Wien, dann Kommandant von Torgau, wo er starb.

oder Hingabe gewährt wird — weit weniger als in Frankreich. Man ist sich bewußt, wieviel auch das wenige gilt, was man gewährt.

Diese plötzliche Zurückhaltung erschien mir bisweilen fast unanständig. Mitten in einer Debatte, wo man den Unterschied der Geschlechter zu vergessen schien, zeigt sich, daß sie der leitende Gedanke ist. Der ungalanteste Italiener, ein vierzigjähriger Gelehrter, fühlt hier gleichsam instinktiv seine Stellung gegenüber einem jungen Mädchen von achtzehn Jahren, mit dem er keine zehnmal gesprochen hat.

Bei den drei bis vier schönen jungen Leuten, die in Bologna den Stutzer spielen, beobachtete ich, daß die Sorgfalt im Anzuge, die Lieblingsbeschäftigung der phlegmatischen, eitlen Nordländer, hier die peinlichste Pflicht ist. Gestern ging ich mit einem Stutzer um acht Uhr abends in seine Wohnung; er wollte sich umkleiden, um mit mir zu Madame B..., einer liebenswürdigen blinden Französin, zu gehen. Er hat es nicht über sich gebracht, und ich begleitete ihn unmittelbar zu seiner Geliebten, um ihn eine Stunde danach wieder abzuholen. Für den Salonhelden von Bond-Street ist die Hauptsache, bei der geringsten Handlung geziert zu erscheinen. Hat die Handlung einige Bedeutung, so tut er, als ob er sie gering schätzte. Dies Benehmen habe ich hinter Mailand nicht mehr angetroffen. Hier springen die schönen jungen Leute zu Pferde über Gräben; aber sie haben die größte Freude daran und sind sehr stolz darauf, gut zu springen. Vorsichtig ist der Italiener nur auf Reisen oder bei drohender Gefahr; aber dann lenken ihn die Vorsichtsmaßregeln nicht von seiner Träumerei oder Leidenschaft ab, sondern sie werden selbst zum Gegenstand seiner Leidenschaft...

Ich finde in Italien keine Frau, die stets schlechter Laune ist, wie ich sie im Norden, besonders in Genf fand (prim faced woman). Hier befolgen die Frauen das System der Lebensführung, das sie ehrlich für den Weg zum Glück halten. Doch das ist eine lächerliche Redensart: sie sagt etwas Falsches. Man merkt, sie ist von einem Nordländer geschrieben. Ich lasse sie stehen als Beispiel für die Gefahr,

die ich unaufhörlich laufe. Eine Italienerin ist weit entfernt, ein System der Lebensführung zu befolgen. Dies Wort riecht auf tausend Schritte nach einem protestantischen, trübsinnigen Lande. Hierzulande wird eine Dame, mag sie einen Liebhaber besitzen oder nicht, vom sechzehnten bis zum fünfzigsten Lebensjahre von acht bis zehn leitenden Gedanken beherrscht, die alle anderthalb bis zwei Jahre wechseln. Diese Leidenschaften unterjochen und erfüllen sie gänzlich und lassen sie nicht merken, daß das Leben verfließt. Eine Frau, die stets schlechter Laune ist, sähe keinen Menschen um sich, wie groß auch das Vermögen sei, über das sie testamentarisch verfügen kann. Sie hätte höchstens Priester zu Tischgästen. Fragt man einen Italiener: „Warum verkehren Sie nicht mehr in dem und dem Hause?" so wird er in zwanzig Fällen achtzehnmal antworten: „Mi seco" (Ich langweile mich dort).

Mit Ausnahme der Lieferanten, die gegenwärtig dabei sind, die päpstliche Regierung zu betrügen und ihr Geld für achtzehn Prozent jährlich vorzustrecken, sehe ich in Bologna niemand, der Verpflichtungen nachkommt. Welche Riesenmenge von Verdruß erspart man sich doch im Vergleich zu uns!

Wie die Arbeit, so der Lohn. Wer Gäste haben will, darf sie nicht anöden. In Paris erstickt man aus Luftmangel in den Modesalons. In Bologna sähe der reichste Mann am Tage nach diesem Ersticken keinen Menschen in seinem Salon. Dieser Mangel an Sauerstoff verdirbt einem für einen ganzen Abend die Laune; und man kennt hierzulande den Wert eines Abends. Das Spiel ist angenehm, weil man dabei nicht höflich ist; man ereifert sich und hört, wenn man gewonnen hat, mitten im Spiel auf. Man sieht reiche Leute, die durchaus nicht geizig sind, eine Viertelstunde lang außer sich vor Freude, weil sie vier hübsche Goldzechinen gewonnen haben. Sie verlassen den Spieltisch sofort und halten die Goldstücke zehn Minuten lang in der Hand, betrachten die Prägung und Jahreszahl und machen Witze über den Herrscherkopf auf den Münzen. Gestern abend Elegie

über Napoleon anläßlich eines nagelneuen Doppeldukaten, der im Spiele gewonnen ward. „Quel povero matto! Ci ha rovinato ed ha rovinato lui!“ (Armer Narr! Uns hat er zugrunde gerichtet und sich selbst auch.) Ich wage zu behaupten, daß Anstand beim Spielen eine Konvention ist. Wenn keiner ihn hat, verstößt keiner dagegen. Jedermann hört, wenn er gewinnt, con gran gusto auf; das Glück ist für alle das gleiche, e di più v'è il gusto.

9. Januar 1817. — Heute abend wurde ich von S. E. dem Kardinal Lante mit einem längeren Gespräch beehrt. Wollte er mich aushorchen? Doch wozu? Jedenfalls glich das Benehmen Sr. Eminenz bei dieser ernsten Unterredung dem eines napoleonischen Staatsrats; der Kardinal war nur weniger gravitätisch, geistreicher und gestikulierte mehr. Sobald das Gespräch auf eine notwendige Lüge kam, drückte er durch ein feines, kaum merkliches Lächeln aus, daß er eine Weile für die Zuhörer sprach. Nach achttägiger Bekanntschaft sagte er zu mir: „Ich habe bemerkt, mein Herr, daß ein Franzose, der nicht Militär ist, aber im Kriege war, regelmäßig erzählt, er habe eines Nachts auf einer Leiche geschlafen, die er im Stroh einer Scheune nicht bemerkt hatte. Desgleichen, wenn ein Franzose einen Kardinal trifft, so schildert er ihn regelmäßig wie folgt. Der Kirchenfürst wirft ihm sogleich ein paar gottlose Redensarten ins Gesicht; dann geht er zu seiner Geliebten, ißt Eis und weicht den ganzen Abend nicht von ihrer Seite.“ — „Ein Kardinal, der von Gott schlecht spricht, Eminenz,“ antwortete ich, „ist ebenso wahrscheinlich wie ein napoleonischer Staatsrat, der auf das Kontinentalsystem schilt.“

Die Überlegenheit eines Kardinals ist auf päpstlichem Boden so unstreitig, daß diese Persönlichkeit, wenn sie nicht von niedrigster Gesinnung ist, Gutmütigkeit besitzen muß. Ein Kardinal wählt zwei-, dreimal im Leben den Herrscher, und im übrigen pfeift er auf alle Gesetze. Es gelang mir, den Kardinal Lante zum Reden zu bringen. Fremden gegenüber sagt er aus Unvorsichtigkeit oder aus dem Bedürfnis, sich das Herz zu erleichtern (sfogarsi), Dinge, die er einem

Einwohner Bolognas nicht anvertraute. So sagte er seufzend zu mir: „Paris ist die Hauptstadt der Welt; einen Mann, der dort hervortritt, kennt ganz Europa." — „Eminenz," erwiderte ich, „Rom war zweimal die Hauptstadt der Welt, unter Augustus und unter Leo X., und ich bewundere das zweite Mal mehr als das erste." Ich sagte dies, weil man einem Römer stets etwas Schmeichelhaftes über Rom sagen muß; so wie man einem Durchschnittsfranzosen mit der Gloire, dem Ruhm unserer Heere, ködert. „Ja," erwiderte der Kardinal; „aber wenn ihr Franzosen fortfahrt, die öffentliche Meinung zu beherrschen, was wird Rom dann in hundert Jahren sein?" . . .

Eine Dame aus der Gesellschaft, deren Liebhaber vor einem halben Jahre starb, ist traurig, das heißt nachdenklich über das menschliche Los. Heute abend sagte sie zu mir nach langem Zwiegespräch: „Eine Italienerin vergleicht ihren Liebhaber nie mit einem Vorbild. Sobald sie intim sind, erzählt er ihr seine wunderlichsten Neigungen in betreff seiner Geschäfte, seines Anzuges, seiner Gesundheit; sie hütet sich wohl, ihn als wunderlich, lächerlich, als Original anzusehen. Wie sollte sie auch? Sie hat ihn genommen und behält ihn, weil sie ihn liebt; und der Gedanke, ihn mit einem Vorbild zu vergleichen, erschiene ihr ebenso bizarr wie der, nach dem Nachbarn zu sehen, ob er lacht, um zu wissen, ob man sich amüsiert. Seine Wunderlichkeiten gefallen ihr, und wenn sie ihn anblickt, so ist es, um in seinen Augen zu lesen, wie er sie in diesem Moment liebt." — „Ich entsinne mich," sagte ich, „daß eine Französin vor einem Jahre schrieb: ‚Ich fürchte an meinem Liebhaber nichts so sehr, wie daß er sich lächerlich macht.'" — „Wüßte eine Italienerin auch," fuhr Frau T . . . fort, „was Lächerlichkeit ist, so ließe ihre Liebe sie doch an dem Geliebte nnie etwas Lächerliches bemerken." — Glückliche Verblendung! Sie ist zweifellos die Hauptquelle des Glückes in diesem Lande . . .

10. Januar 1817. — Ich bin gewissermaßen der Günstling des Kardinals. Er ist ein lebhafter Mann, der bisweilen die Vorsicht vergißt, besonders gegen Ende der Gesellschaften, wenn ein heißer Wind

weht und er keine Schmerzen hat. Um nicht das Opfer seiner Gunst zu werden, frage ich ihn sehr freimütig über die Frauen aus. Wird er dann feierlich, so lasse ich ihn stehen: Welches Amt könnte er mir verschaffen? Bisher antwortete Seine Eminenz mir mit den komischsten, das heißt eigenartigsten Biographien, denn er sucht keineswegs witzig zu erscheinen, obwohl er viel Witz hat. Die Anekdote beschränkt sich in Italien meist darauf, eine Gefühlsschattierung kräftig, aber korrekt und ohne Verzerrung zu schildern. Ein Italiener läßt seine Figuren niemals Fratzen schneiden; deshalb gleicht auch keine genau der anderen wie bei unseren witzigen französischen Erzählern, deren Personen stets wohlanständig, das heißt nie individuell sind. Sie sind keine Schilderer, sie konstruieren zeitgenössische Philosophie und bieten dem Philosophen daher nichts Neues. Ihre Geschichten sind das Gegenteil des „Pecorone"[1] oder der Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini, die man vor allem lesen muß, um vom italienischen Charakter einen Begriff zu bekommen.

Hätte ich heute abend einen Sekretär, ich diktierte ein ganzes Buch über die von Sr. Eminenz entworfene Charakteristik der Damen, deren Schönheit oder Gesichtsausdruck mich interessiert, zum Beispiel die, deren Liebhaber ich nicht kirre zu machen vermochte, die Marchesina Nella. Ein Mann war toll in sie verliebt; es war ein Genueser Advokat, der ihr einen wichtigen Prozeß gewonnen und sie ein halbes Jahr lang Tag für Tag gesehen hatte. Am Vorabend der Abreise begann dieser arme Liebhaber, der unter tausend Verzögerungen nach Genua zurückkehrte, an seiner Liebe zu verzweifeln und weinte still vor sich hin. Da ergreift Nella ein Licht und sagt: „Folgen Sie mir ... Sie Unglücksmensch."

Es gibt wohl keine Dame in Bologna, die nicht eine eigenartige Liebschaft gehabt hätte. Eine der schönsten hat sich vergiftet, weil ihr

[1] Von Ser Giovanni Fiorentino, einem Zeitgenossen Boccaccios, um 1338 geschrieben, gedruckt in Mailand 1558, in Livorno 1793. Deutsch München 1920.

Liebhaber ihr eine Russin vorzog. Sie wurde jedoch gerettet, weil in jener Nacht in ihrem Hause Feuer ausbrach. Man fand sie ohnmächtig in ihrem Schlafzimmer, das voller Kohlendunst war; ein Zeisig in seinem Käfig war bereits tot, woraus am nächsten Tage ein bologneser Sonett entstand. Mit Ausnahme von Geldsachen ist die Sorglosigkeit gegenüber der Zukunft ein Hauptzug des italienischen Charakters. Die Gegenwart füllt alles aus. Eine Dame bleibt ihrem Liebhaber treu, auch wenn er anderthalb bis zwei Jahre verreist. Doch er muß ihr schreiben. Stirbt er, so ist sie verzweifelt, aber infolge des heutigen Schmerzes und nicht im Gedanken an den morgigen. Daher kommen Selbstmorde aus Liebe nie vor. Es gilt unter den Liebhabern als Regel, sich halb mit seiner Geliebten zu veruneinigen, wenn man sie für ein paar Monate verlassen muß. In Bologna sind Liebe und Spiel die Modeleidenschaften, Musik und Malerei die Erholung, Politik und unter Napoleon der Ehrgeiz die Zuflucht unglücklich Liebender. Doch die Anekdoten, die dies beweisen und die mir bei meiner Neugier viel Vergnügen bereiteten, würden jenseits der Alpen seicht und ohne Salz erscheinen. Sie schildern vielleicht eigenartige Seelen naturgetreu; doch man soll keine Eigenart haben. Man würde mir meine Tatsachen glatt ableugnen und sich nachher entrüsten, daß ich derartige Geschmacklosigkeiten auftische. Die Pariser Gesellschaft erklärt alles für geschmacklos, was ihren Interessen zuwiderläuft. Wenn man aber andere Sitten schildert, ohne sie zu tadeln, so kann dies zum Verdacht gegen die Vollkommenheit der eigenen Sitten führen.

Die Gesellschaft ist hier viel weniger französiert als in Mailand[1]. Sie *wurzelt* viel mehr im Italienischen; ich finde mehr Feuer, mehr

[1] In I (23. April 1817) sagt Stendhal jedoch: „Die hohe Bologneser Gesellschaft hat etwas von der Pariser abgefärbt; sie wird belebt durch einige jener bezaubernden Wesen, die Geist, Schönheit und Frohsinn in seltenem Verein besitzen. Signora Martinetti würde selbst in Paris Furore machen." Auch auf S. 158 dieses Bandes kehrt der gleiche Gedanke wieder: „Die Bologneser Gesellschaft besitzt viel mehr den Ton der großen Welt als die Mailänder."

Lebhaftigkeit, Tiefe und Ränkespiel, um seine Zwecke zu erreichen, mehr Geist und Mißtrauen. Doch was die Lebensart betrifft, so ist mir, glaube ich, die Harmlosigkeit der glücklichen Mailänder lieber. Dort habe ich gemerkt, daß das Glück ansteckend wirkt. Nach diesem Grundsatz suche ich das Maß von Glück beim niederen Volke von Bologna zu ermitteln. Ich habe mich mit einem Stadtpfarrer angefreundet, der mir Rede und Antwort steht, weil er den Legaten mit mir sprechen sieht; er hält mich offenbar für einen Geheimagenten.

Schon vor 1796 begann man in Mailand zu ahnen, was Gerechtigkeit und strenge Unparteilichkeit ist. Trotz allem, was Napoleon geleistet hat, ist diese Vorstellung, von Toskana abgesehen, noch nicht über den Apennin hinausgedrungen. Die unglaublichen Schurkereien in Rom unter Pius VI. (zum Beispiel die Lepri-Affäre), welche die aufeinanderfolgenden Premierminister, deren Günstlinge und Aftergünstlinge begingen, bilden den eisernen Bestand der Bologneser Anekdoten. Ein junger Mensch, der mit achtzehn Jahren ins Leben tritt, wird durch diese Anekdoten sofort verdorben; sie bilden seine zweite Erziehung. Das niedere Volk, wie mein Freund, der Salamihändler auf der Piazza San Petronio, ist noch voll von den weit schlimmeren Anekdoten des 17. Jahrhunderts. Um in Bologna Karriere zu machen, muß man dem *augenblicklichen* Machthaber gefallen, nicht indem man ihn amüsiert, sondern indem man ihm einen Dienst erweist. Man muß also seine herrschende Leidenschaft kennen, die er oft genug auch noch ableugnet, denn dieser Mann ist ja Priester. Die Kenntnis des Menschenherzens ist also im Kirchenstaat notwendigerweise viel vorgeschrittener als in Neuyork, wo die meisten Dinge rechtlich und redlich erledigt werden ... Diese tiefe Menschenkenntnis ist nichts weniger als angenehm; sie ist ein vorzeitiges Alter. Daher die Abneigung der Italiener gegen die Charakterkomödie und ihre Vorliebe für die Musik, die sie der Welt entrückt und sie ins Reich der holden Illusionen entführt. Es gibt ein Land [Frankreich], wo man drei Jahre lang

tagtäglich achtmal lügen muß, um ein Amt zu ergattern, das 12000 Franken jährlich einbringt. Welche Art von Talent muß dort florieren? Die Redekunst. Mancher Minister ist dort berühmt, weil er zwei Stunden lang elegant über alles und jedes reden kann, ohne etwas zu sagen.

Der Abbé Raynal war der Wohltäter Oberitaliens. Joseph II. las zufällig sein Buch[1], und seitdem wurde die Macht der Priester in der Lombardei auf das richtige Maß beschränkt. In Venedig hat man sie seit dem unsterblichen Fra Paolo noch geflissentlicher unterdrückt. Lediglich aus diesem Grunde ist die breite Masse des Volkes im Jahre 1817 in Mailand und Verona glücklicher als in Bologna oder Ferrara. Für die besitzenden Klassen, d. h. alle, die zweitausend Franken Rente haben, ist die Tyrannei in Mailand und Venedig merklicher und drückender. Sie erstreckt sich auf alle Bücher, die aus Paris kommen, auf alles, was in den Cafés gesprochen wird, auf die Gesellschaften der „Schlechtgesinnten". Dafür sind die Landpfarrhäuser nur selten Heimstätten für Ränke und oft schändliche Ausschweifungen, die tiefes Unglück und ohnmächtige Wut sowie deren Folgeerscheinung, Verbrechen, in das halbe Dorf tragen. Hierin aber liegt einer der Gründe für die Unzahl ergrimmter Briganten, die den Kirchenstaat unsicher machen. Der Hauptgrund ist der, daß der Gewerbefleiß schlecht bezahlt wird. Um zu Vermögen zu kommen, muß man nicht ständig arbeiten und jährlich hundert Scudi zurücklegen, sondern eine hübsche Frau haben und die Gunst eines Mönches erkaufen. Und dieser schändliche Weg wird nicht erst seit heute und gestern eingeschlagen, sondern schon seit dreihundert Jahren, wo Alexander VI. und sein Sohn Cesare Borgia den Astorre und die anderen kleinen Tyrannen der Romagna durch Gift beseitigten (1493 bis 1503). Grundbesitz ist im Kirchenstaat, wie wir schon sahen, nur dann vorteilhaft, wenn ein großer Name dahintersteht. Der soziale Mechanismus steht in Bologna auf der

[1] „Histoire du Parlement d'Angleterre", Paris 1748.

gleichen Stufe wie vor hundert Jahren; kein neues Interesse ist entstanden; nur die Sitten haben sich gemildert. Die Regierenden begehen keine Grausamkeiten mehr; sie beschränken sich auf einige Schurkenstreiche, im übrigen gehen sie ihrem Vergnügen nach. Mehrere sind aufrichtig fromm, doch man hintergeht sie, oder sie dulden die Mißbräuche[1]. Napoleon, der ein Gendarmeriekorps geschaffen hatte und die Pfaffen die Eisenfaust seiner unerbittlichen Justiz spüren ließ, hatte die Briganten ausgerottet; und seine Unterpräfekten unterdrückten nach und nach alle Schändlichkeiten in den Dörfern. Doch der Bauer der Romagna wundert sich über Schurkereien noch heute nicht. „Wenn ich Geld hätte, wo es verstecken?" fragt er naiv. Er glaubt, der Dieb, der es findet, hätte fast ebensoviel Anspruch darauf wie er selbst.

Heute abend sah ich einen sehr galanten Principe aus Cremona. Seine Reden haben mich belustigt. So etwa mußte es um 1600 hergehen. Cremona ist eine reiche, abergläubische, rückständige Stadt. Eine Gesellschaft von vierzig sehr vornehmen, sehr reichen und teils sehr hübschen Damen unternahm es dort im Jahre 1809, alle Maßregeln der Regierung zu durchkreuzen, die flüchtigen Ausgehobenen zu begünstigen, ihr Entkommen zu erleichtern, den Präfekten anzuschwärzen usw. Die Seele dieses Bundes war ein Mönch, der schönste Mann der Stadt, noch ziemlich jung. Napoleon verbannte diesen schönen Mann nach Melagnano (Marignano) bei Mailand. Die Schönen begehrten ihn noch 1816 zurück und erbaten ihn sich von der österreichischen Regierung, die jedoch als große Freundin des status quo ihre Bitte abschlug.

Als Gegenstück erzählte ich die Geschichte von Rosenfeld, die in Berlin wohlbekannt ist. Dieser Rosenfeld, ein schöner junger Mann, dessen Gesicht den Christusköpfen von Lukas Cranach glich, predigte um

[1] S. z. B., was die Bischöfe von Pistoja in den Nonnenklöstern seit unvordenklichen Zeiten duldeten. („La Vie de Scipion Ricci", von dem ehrlichen De Potter, Brüssel, 1825.) (Stendhal.)

1760, daß er der wahre Messias sei, daß Christus nur ein falscher Prophet gewesen sei, daß aber Friedrich der Große Satan wäre. Im Lande der Phantasie und Träumereien fand Rosenfeld bald zahlreiche Anhänger; er wählte sich sieben bildhübsche Mädchen aus und beredete deren Eltern, sie ihm zu überlassen. Er wollte, so sagte er, die sieben Siegel der Apokalypse lösen. Inzwischen lebte er in bestem Einvernehmen mit seinen sieben Frauen Sechs spannen Wolle und lebten ehrbar vom Ertrag ihres Gewerbefleißes; die siebente, die alle Monate durch das Los bestimmt wurde, mußte sich ihm selbst widmen. Nachdem er dies beschauliche Leben zehn bis zwölf Jahre geführt und immerfort gepredigt hatte, zeigte einer seiner Anhänger, dem er Wunder verheißen hatte und der des Wartens müde geworden, ihn bei Friedrich dem Großen an. Den König belustigte es, daß Rosenfeld sich steif und fest für Christus hielt; doch er glaubte auch, daß Friedrich als Satan, d. h. als gleichfalls anerkannte Autorität, die Macht hätte, den Messias zum Vollbringen der verheißenen Wunder zu zwingen. Friedrich der Große schickte ihn ins Gefängnis, bis er die Wunder vollbracht hätte[1] . . .

Hier im Lande des sinnlichen Eindrucks muß ein Wunder sichtbar sein. Die göttliche Dreieinigkeit bleibt aus dem Spiele: das würde die Inquisition reizen; aber alle paar Jahre bewegt die Madonna in irgendeinem abgelegenen Dorfe die Augen oder nickt mit dem Kopfe; und ein Bettler, der für einen Teller Suppe und eine Flasche Wein pro Tag seit einem Jahre den Gelähmten spielt, wird vor ein paar tausend Zeugen plötzlich geheilt. Etwa zwei Monate, nachdem man

[1] Näheres über den Schwärmer Rosenfeld (auch Literatur) bei L. Geiger, „Berlin 1688—1840", Bd. I, 366 ff. (Berlin 1893). Danach kam Rosenfeld zunächst ins Irrenhaus und später wegen Betrügereien ins Gefängnis. Daß Friedrich sich persönlich mit ihm befaßt habe, erwähnt Geiger nicht; dazu war er auch wohl zu unbedeutend. Nach J. D. E. Preuß, „Friedrich der Große", Bd. III, S. 221, bestätigte der König lediglich das Urteil. Stendhal hat daher wohl nur eine der vielen Anekdoten über Friedrich den Großen wiedergegeben.

von der Madonna zu sprechen begonnen, pflegt die wunderbare Heilung zu erfolgen. Im Lande der Träumerei und der Hirngespinste bedarf es nur der Predigt eines neuen Messias oder einer Heilung durch Seine Hoheit, den Fürsten H[ohenlohe], ohne sichtbares Wunder[1].

11. Januar. — . . . Sagt man hierzulande von jemandem: „Er ist ein geistvoller Mann", so erwartet jedermann Taten und keine Worte. Hat er binnen einem halben Jahre zwei Millionen verdient? Hat er in gereiften Jahren die schönste Frau des Landes erobert? Der Esprit, der nur unterhält, wird als Geschwätz gegeißelt (è un chiachierone). Der soziale Mechanismus, der solche Ansichten schuf, ist klar. Wäre jener Geist tief gewesen, so wäre der, welcher ihn besaß, im Kastell San Leone im Apennin, fünfzig Miglien von hier, geendet, wo weiland Cagliostro erstickt wurde. Die Vorübergehenden hörten sein Geschrei von der Straße, zweihundert Schritte vom Kastell. Geist ohne Tiefe kann aber nur mehr oder minder angenehme Satire sein. Und die Leute, die zwei Millionen oder ein schönes Weib errangen, und die somit, da sie ja glücklich sind, zur Zielscheibe des Spottes jener Geistreichen dienen könnten, sind untereinander im Einvernehmen, den Witzkopf zu diskreditieren und ihn nicht mehr einzuladen. Um glückliche Einfälle zu haben, muß man viel reden: man sehe nur die geistreichen Pariser. Hier will niemand zuhören; wer einen glänzenden Geist besitzt, benutzt ihn zu Eroberungen.

Neulich Abend sagte Frascobaldi zu mir[2]: „Morgen komme ich nicht nach San Michele (einem Wirtshaus), um mit Ihnen zu speisen. Ich

---

[1] Wann werden wir endlich eine „Geschichte der Leichtgläubigkeit" bekommen, wie wir eine Geschichte des gelben Fiebers haben? (Stendhal.) — Alexander Fürst v. Hohenlohe-Schillingsfürst (1794—1849), katholischer Priester, Titularbischof von Sardica, durch Wunderkuren berühmt. „In Rom hatte er 1816 von Pius VII. Vollmacht erhalten, 3000 Rosenkränze, Kruzifixe usw. zu weihen, womit er einträglichen Handel trieb." (Öttinger, Moniteur des dates", I, S. 199.)

[2] Fast gleichlautend in Stendhals Werk „Über die Liebe" (Bd. IV dieser Ausgabe, Buch III, Nr. 54), dort aber dem Bankier Zilietti zugeschrieben.

war heute witzig und machte Don Paolo gegenüber gute Bemerkungen: das könnte Aufsehen erregen." Diese Auffassung vergleiche man mit der eines sechsunddreißigjährigen Franzosen, der Millionär ist! Hinzufügen muß ich, daß Frascobaldi alles andere als dumm oder schüchtern ist. Er ist mit 12000 Franken Rente geboren und hat sein Glück in diesem schönen Lande gemacht, das er genau kennt. Ist es für den, der auf moralische Kuriositäten fahndet, nicht besser, er reist nach Italien als nach Cochinchina oder nach Cincinnati? Der Wilde oder der wenig verfeinerte Mensch lehrt uns über das menschliche Herz nur allgemeine Wahrheiten, die seit geraumer Zeit nur noch von Dummköpfen oder Jesuiten verkannt werden ...

Mit demselben Frascobaldi flanierte ich in der langen Säulenhalle, die die Piazza San Petronio nach Süden abschließt. Es ist der Boulevard von Bologna. Beim Anblick einiger Kupferstiche rief ich aus: „Gott, wie häßlich!" — „Das ist recht französisch!" erwiderte Frascobaldi, der an diesem Tag ausnahmsweise gesprächig war. „Diese Stiche werden für 6 Paoli (3,20 Franken) verkauft; sie sind für den Dutzendgeschmack bestimmt; soll etwa jeder soviel Takt haben wie wir? Wäre die ganze Erde mit Gebirgen wie der Montblanc bedeckt, so wäre sie nur eine Ebene. Sie, die Franzosen, ärgern sich über alles Häßliche und machen geflissentlich spitze Bemerkungen darüber. Wir wenden einfach den Kopf ab; und diese Gebärde ist so rasch, daß wir die Flegelei eines Gecken fast gar nicht sehen; wir sind darin feinfühliger als Sie. Der genaue Anblick eines Gecken vergiftet mich bis zu dem moralischen Umschwung, der auf die nächste Mahlzeit folgt; Sie bedürfen dieses Anblicks, um Ihre Bemerkungen loszulassen. Tanto meglio per voi," setzte er frostig hinzu; „ganz Europa schreibt Ihnen mehr Geist zu als uns."

Gestern sagte er zu mir: „Wir pflegen einen Menschen auf der Straße nie über die Brust hinaus anzusehen; es liegt soviel Perversität und Dummheit in den Augen der Menschen. Ich sehe einem Menschen nur dann ins Gesicht, wenn ich den Orden der Eisernen

Krone auf seiner Brust sehe.“ Ich lobte absichtlich einen Schönredner. Er antwortete mir: „Besitzt dieser Mann etwas Geist (qualche talento), warum hat er denn keine hübsche Geliebte? Oder warum macht er keine Geschäfte mit der Regierung, die ihm 30000 Scudi pro Jahr (159300 Franken) einbringen? Solche Einnahmen sind möglich con questi matti di preti (mit diesen Eseln von Pfaffen).“

Die sehr seltene Aufgabe, in der Gesellschaft zu glänzen, überläßt man den liebenswürdigen Greisen; da sie keine wirklichen Interessen mehr verfolgen, so können die, über die sie sich aufhalten, ihnen nicht schaden; überdies zeigt sich ihr Geist weit weniger in Voltairescher Satire als in glänzender Phantasie und in ariostischer Fabulierkunst.

Über die Regierung herzuziehen, gehört in Italien zum schlechtesten Ton. Für den Bürgersmann ist es gefährlich; und beim Adel, den die Polizei nicht anzugreifen wagt[1], findet man es töricht, bei den Zuhörern ohnmächtigen Haß, d. h. ein unglückliches Gefühl zu erzeugen. Man sagt hier wie dort: „Genießen wir das Leben, wie es ist.“ Oder vielmehr, man tut dies gewohnheitsmäßig, ohne etwas zu sagen. Überdies läge es durchaus im Sinne der italienischen Gesellschaft, einen Schönredner in ein übles Dilemma zu bringen. „Da Sie so schön reden, so handeln Sie auch danach. Morgen bietet sich Gelegenheit dazu.“

In einem Lande, wo die Rachlust eine allgemein verbreitete Leidenschaft war, bis die Charakterstärke am Ende des 17. Jahrhunderts so tief sank, daß sie nicht einmal mehr der Rache fähig ist, wird nichts mehr verachtet als drohende Worte. Duelle gibt es nicht, und eine Drohung alarmiert höchstens den Gegner[2].

---

[1] Seit 1820, wo die Verfolgung der Karbonari Schrecken verbreitet, ist auch der Adel nicht mehr sicher. Ein adliger Priester wurde 1821 in Modena gehenkt. Der Monarchismus hat damit einen schweren Fehlgriff begangen, der alle Italiener zusammenschweißt und den Haß des Bürgertums gegen die Überhebung des Adels auslöscht. (Stendhal.)

[2] Zum Nachweis hierfür zitiere ich nochmals die prachtvolle Autobiographie Benvenuto Cellinis, die man zu allererst lesen muß, wenn man nach

Die Bologneser Gesellschaft besitzt viel mehr den Ton der großen Welt als die Mailänder; die Salons sind viel größer, die Beziehungen zur Regierung viel enger. Der Kardinal-Legat erscheint im Salon des Herrn Degli Antonj, spricht und verschwindet wieder, ohne daß man ihn mehr beachtet als jeden anderen ...

Wir verbrachten einen göttlichen Abend bei Signora M[artinetti]. Wir lasen „Parisina", eine neue Dichtung Lord Byrons, die ein liebenswürdiger Engländer der Dame des Hauses aus Livorno zusandte. Welche Kraft der Empfindung! Welche Frische des Kolorits! Ich brauche an die historische Grundlage dieses Gedichtes wohl kaum zu erinnern! Niccolo III., Herzog von Ferrara, erfuhr durch einen Spion, daß Parisina, seine Gemahlin, mit seinem natürlichen Sohn Hugo, dem schönsten Manne am Hofe, ein Liebesverhältnis unterhielt. Der Fürst wollte sich mit eigenen Augen davon überzeugen und ließ die Schuldigen köpfen. — In der Mitte der Dichtung, bei der Strophe

„Till Parisina's fatal charms
Against attracted every eye"

mußten wir aufhören zu lesen: so erschöpft waren wir von der Fülle der Eindrücke. Unsere Herzen waren so voll, daß das Auffassen von etwas Neuem, so schön es auch sein mochte, zur schmerzlichen Anstrengung wurde. So träumten wir denn lieber von dem uns beherrschenden Gefühl. Nachdem wir umsonst versucht hatten, von etwas anderem zu reden, lasen wir die am wenigsten leidenschaftlichen Teile der Dichtung noch einmal. Wie herrlich ist die Beschreibung jenes in Italien so holden Moments, der Ave Maria heißt! Wenn der Abend sinkt, läuten alle Glocken; die Arbeit hört auf, und das Vergnügen beginnt.

Italien reist, demnächst die Reisebriefe des Präsidenten de Brosses. (Stendhal.) — Bekanntlich hat Goethe Cellinis Autobiographie ins Deutsche übertragen. Über de Brosses s. das Literaturverzeichnis am Schluß dieses Bandes.

It is the hour when from the boughs
The nighintingale's high note is heard.
It is the hour, when lovers vows
Seem sweet in every whispered word;
And gently winds and waters near
Make music to the lonely ear.
Each flower the dews have lightly wet,
And in the sky the stars are met,
And on the wave is deeper blue,
And on the leaf a browner hue,
And in the heaven that clear obscure,
So softly dark and darkly pure,
Which follows the decline of day,
As twilight melts beneath the moon away[1].

Ich schwöre, ich sah drei Stunden lang nicht einen Hauch von Ziererei, nicht die mindeste Übertreibung; die Mienen waren eher kalt. Man schwieg, weil das Gefühl über alle Worte ging. Wir waren unser elf, drei verstanden kein Englisch. Ich hütete mich wohl, die geringste Kritik zu äußern, zunächst um meiner selbst willen (ich zog es vor zu empfinden), und dann, weil jede Reflexion wie ein falscher Ton verletzt hätte ...

12. Januar. — Ich vergaß die Hauptsache: die Lage eines Fremden, der zum erstenmal einen italienischen Salon betritt, ist folgende: Nach einer Stunde hat ungefähr jede Dame sich ihren Kreis gebildet und redet mit ihrem Liebhaber und zwei oder drei Freunden, die diese Beziehungen nicht zu stören suchen. Die alten Damen oder die, welche zu ihrer Demütigung keinen Liebhaber besitzen, sitzen am Spieltisch. Der unglückliche Fremde ist auf die Liebhaber angewiesen, die der Zorn der Ehemänner verfolgt und die, mitten im Saale stehend, die Blicke, die sie mit der geliebten Frau wechseln, zu verbergen suchen, indem sie sich zum Schein unterhalten. Jeder beschäftigt sich mit sich selbst, und wenn man an den Nächsten denkt, so geschieht es nur, um ihm zu mißtrauen und ihn fast wie einen Feind zu betrachten.

[1] Deutsch s. Anm. 11 am Schluß des Bandes.

Bisweilen neckt sich der Kreis der Frau A... mit dem Kreise der Frau B...; doch auch hier ist kein Platz für den Fremden. Die Logen der Mailänder Scala sind viel günstiger für ihn; die Unterhaltung ist dort allgemein, und der Fremde, der im Dunkeln sitzt, ist über die Figur, die er abgibt, nicht verlegen.

Viele Franzosen sind gekränkt über die Rolle, die ihre Eitelkeit in einem italienischen Salon gespielt hat. Sie reisen am nächsten Tage ab und verunglimpfen die italienische Gesellschaft ihr Leben lang mit dem Haß der verletzten Eigenliebe. Sie wollen nicht einsehen, daß der „Jahrmarkt der Eitelkeit" in Italien nicht existiert. Man sucht hier das Glück in Gemütsbewegungen und nicht in pikanten Worten, hübschen Erzählungen und scherzhaften Abenteuern. Ich rate ihnen, Sonette in einer Akademie vorzutragen; dort wird man die schlechtesten Verse mit größter Höflichkeit beklatschen; die Eitelkeit hat sich in ihr Hauptquartier zurückgezogen, in die Herzen der Pedanten.

Habe ich mich klar ausgedrückt, so muß der Leser so deutlich wie ich einsehen, daß für den französischen Esprit in einem italienischen Salon kein Raum ist. Träumerei ist nicht selten, und diese antwortet weder auf den besten Witz noch auf die pikanteste Erzählung. Hundertmal beobachtete ich, daß der Italiener in einer Geschichte vielmehr auf das sieht, *was sie beweist*, auf das Schlaglicht, das sie in die Tiefen der Menschenbrust wirft, als auf die komische Lage, in die er eine Person versetzt, und auf das Lachen, das er damit erregt. Blickte man in die Herzen, man sähe hier viel *öfter* Glück als Vergnügen in ihnen; man sähe auch, daß der Italiener viel mehr durch seine Seele als durch seinen Geist lebt. Aber ein Franzose, der eben aus Paris kommt, kann nur durch seinen Geist gefallen.

Man führe dreißig Unbekannte in einem Salon zusammen. Wenn sie sich amüsieren, ja sogar dem Fremden ein angenehmes Schauspiel bieten sollen, so müssen diese dreißig Menschen unbedingt aus Paris und Umgegend sein. Der Engländer tut Leuten gegenüber, die ihm nicht vorgestellt sind, nicht den Mund auf; sein Nachbar gehört

wahrscheinlich einer anderen Kaste an als er; und wie peinlich wäre es für ihn, wenn solch ein Nachbar ihn in London anredete. Ich habe oft beobachtet, daß die Blicke der Nachbarn die englische Schüchternheit quälen; eine Dame reist von Edinburg nach London, ohne auszusteigen.

In Frankreich ist man dank den Kongregationen, in denen ein hergelaufener Mensch den Träger eines historischen Namens duzt[1], nicht mehr sicher, wenn man gegen einen Unbekannten liebenswürdig ist. Außer ernstlichen Gefahren kann man über eine Äußerung, die man getan hat, Worte hören wie: „Nur ein Schuft von Jakobiner", oder „nur ein infamer Jesuit kann das behaupten ..."

Wie die Dinge in Europa heute liegen, sind die Deutschen vielleicht das einzige Volk, bei dem dreißig Unbekannte mit dem geringsten Mißtrauen und der größten Herzlichkeit plaudern. Freilich darf man von ihnen nicht den Geist und die Gewandtheit eines wohlerzogenen Franzosen verlangen ... Der völlige Mangel an Sicherheit hat der italienischen Geselligkeit den entgegengesetzten Charakter verliehen.

Da der einzelne Mensch von Gemütsbewegungen lebt, so ist die Geselligkeit viel beschränkter: sie nimmt viel weniger Platz im Leben jedes einzelnen ein und besitzt viel weniger Bedeutung. Galilei wurde im Jahre 1633 eingekerkert; Giannone starb 1748 im Gefängnis; wie viele andere, minder Berühmte sind in schrecklichen Kerkern geendet[2]! Der gute Großherzog Leopold von Toskana (1780), den unsere Philosophen als Muster eines Regenten hinstellen, hatte in jeder

[1] Vgl. hierzu „Rot und Schwarz", Bd. I der deutschen Stendhal-Ausgabe, S. 100f.

[2] Der unglückliche Silvio Pellico, der Verfasser der „Francesca da Rimini", schmachtet gegenwärtig (1826) in Ketten. Die kurzen Einkerkerungen Voltaires, Marmontels usw. in der Bastille können mit dieser furchtbaren Kerkerstrafe nicht verglichen werden; sie beweisen das Vorhandensein des Freiheitsgefühls seit 1758. Nie haben die Fürsten sich hierzulande beliebt gewähnt. (Stendhal.) Pietro Giannone (1676—1748), ein antiklerikaler Historiker, starb im Kerker der Zitadelle von Turin. (S. Literaturverzeichnis am Schluß des Bandes.)

Familie einen Spion; was werden erst die heutigen Fürsten tun, die mehr um ihre Stellung zittern als der geringste Präfekt? (Man denke an die Tausende von Gefangenen, die in den Kerkern der kleinen Inseln an der Küste Siziliens schmachten, die in Venedig oder in österreichischen Gefängnissen in Ketten liegen; Gesamtzahl 30000, sagt H. Angeloni.) Da Kerker und Spionage die Unterhaltung hierzulande zum gefährlichsten Vergnügen machen, so hat man die Gewohnheit verloren, sich zu unterhalten, und die Eitelkeit, die des Beifalls vieler bedarf, konnte nicht aufkommen. Wozu in Bologna den Anderen Eindruck machen? Man verfolge einen Augenblick das Leben aller Franzosen, die sich durch Esprit vor ihren Zeitgenossen hervortaten: es war sehr bewegt. Beaumarchais hat gesagt: „Mein Leben war ein Kampf." Voltaire, Bayle, Descartes lieferten moralische Schlachten und schwebten dabei in Gefahr. In Italien wären sie bald in den Kerkern der kleinen Fürsten verschwunden.

Doch auch auf einer erträglichen Stufe der persönlichen Sicherheit wäre die Eitelkeit in diesem Klima nicht so ins Unermeßliche gewachsen wie in Frankreich oder England, und zwar wegen der Energie der anderen Leidenschaften. Ein Italiener, der um Punkt zwei Uhr vor den Fenstern seiner Geliebten vorbeigeht, weil er weiß, daß ihr Gatte um diese Zeit manchmal ausreitet, ist imstande, mit einer schlecht sitzenden Krawatte zu erscheinen; und sie merkt es nicht. Mehr noch: auf dem Wege zu ihrer Tür, die er verschlossen zu finden fürchtet, ist es ihm einerlei, wenn er Personen aus der Gesellschaft begegnet, die von ihm sagen: „Mein Gott! Wie sieht Herr X . . . heute aus!" Er hat in seinem Zimmer drei Stunden lang von der geliebten Frau geträumt, anstatt seine Krawatte in Ordnung zu bringen. So setzt die Eitelkeit in diesem Lande oft für Stunden aus. Das mag den Franzosen, bei denen das keine zehn Minuten vorkommt, unglaubwürdig erscheinen. Es steht aber fest, daß schon das Klima Italiens auf den Fremden eine unerklärliche Wirkung ausübt. Als das Korps des Marschalls Marmont im Jahre 1806 nach dem Marsche durch

Deutschland ins venezianische Friaul kam, schien eine neue Seele diese 15000 Franzosen zu erfüllen. Die grämlichsten Charaktere heiterten sich auf; ein jeder war glücklich; der Frühling hatte den Winter in ihren Seelen verdrängt.

Sind die allgemeine Geselligkeit und die Freuden des Salons dem Italiener verschlossen, so ist er in seinen intimen Beziehungen um so feuriger und hingebender. (Cabanis[1] lehrt, daß der Mensch täglich nur ein gewisses Quantum an Nervenkraft auszugeben habe. Man kann es nicht auf zweierlei Art ausgeben; ein Mensch, der im Salon sehr liebenswürdig ist, behält für seine Freunde wenig übrig.) Doch ich gebe zu, daß der französische Reisende, den ich mitten in einem Bologneser Salon stehen ließ, in diese intimen Kreise nie hereinkommt. Er bedeutet nur dann etwas, wenn er die Neugier erregen kann.

An den ersten Tagen nach meiner Ankunft, als der Kardinal-Legat mich noch nicht mit einer Anrede beehrt hatte, und der Freund, der mich in die Gesellschaft einführte, mich verließ, um mit seiner Geliebten zu plaudern, beschäftigte ich mich damit, mich vor ein schönes Gemälde zu setzen und es zu bewundern, wie in einem Museum. Diese harmlose Beschäftigung trug mir die Bekanntschaft eines jungen Mannes von sechsundzwanzig Jahren ein, der das edelste Antlitz hat; es ist ein Bild von Kraft und Mut, und in seinen Augen liest man das zarteste Unglück. Vor drei Monaten schöpfte Graf Albarese Verdacht auf die Treue seiner Geliebten. Sie lebte zwar in bestem Einvernehmen mit ihm, begab sich jedoch, wie er durch einen Spion erfuhr, jeden Donnerstag in ein abgelegenes Haus. Albarese gibt vor, am Sonntag aufs Land zu reisen, schleicht sich aber in den ersten Stock dieses Hauses in eine unbewohnte Stube ein, die er mit dem Dietrich öffnet. Hier hält er sich vier Tage lang versteckt, ohne die Tür zu öffnen, ohne sich zu rühren; er lebt frugal von einigen Mundvorräten,

[1] Rapport du physique et du moral de l'homme (Paris 1802, 2 Bde.).

liest im Petrarca und dichtet Sonette. Unbemerkt beobachtet er alle Bewohner des Hauses. Endlich am Donnerstag um elf Uhr vormittags sieht er zu seinem Schmerze seine Geliebte ankommen und in den zweiten Stock gehen; er verläßt sein Versteck und schleicht ihr nach bis zu der Tür des Zimmers, in dem sie verschwunden ist. Er hört die Stimme seines Nebenbuhlers, der vermutlich über das Dach eines Nachbarhauses gekommen ist. Als seine Geliebte nach ein paar Stunden das schicksalsvolle Zimmer verlassen will, findet sie Albarese ohnmächtig auf der Schwelle; man konnte ihn nur mit Mühe wieder zu sich bringen. Er wurde in seine Wohnung gebracht, wo er fast einen Monat wie toll war. Alle seine Freunde kamen und trösteten ihn über sein Unglück, das noch heute das Stadtgespräch bildet. Ich bemerkte, daß man die Dame nur wegen ihres Mangels an Offenheit tadelte; auf den Gedanken eines Duells ist kein Mensch in Bologna verfallen. Und in der Tat wäre auch ein Duell, bei dem der Gekränkte sein Leben lassen könnte, eine dürftige Rache in einem Lande, wo man noch vor hundert Jahren eine zuverlässigere Methode anwandte . . .

14. Januar. — Heute abend war der Kardinal schlechter Laune, wie es heißt, wegen des gestern nacht aus Rom eingetroffenen Kuriers. Er fürchtet den Rücktritt des Kardinals Consalvi, dessen Gunst seltsame Dinge verhindert oder hinhält. Der Kardinal Lante war heute abend ganz literarisch und ließ lediglich sein Gedächtnis sprechen, wie ein geistvoller Mann, der alt wird. Ich empfand zum ersten Male die Last der Konvenienz; die literarischen Diskussionen hielten mich den jungen Frauen fern, deren glänzende Augen ich aus der Entfernung bewunderte. Ich fange an, mich mit ihnen gut zu stehen, und ihre Liebhaber waren noch nicht da. Ich bin durchaus nicht „literarisch"; ein Akademiker ist in meinen Augen ein Beamter, genau wie ein Steuereinnehmer oder ein Landrat; was hat ein Akademiker mit Voltaire gemeinsam? Ich wünsche nur geniale Menschen kennenzulernen: Monti, Canova, Rossini, Viganò. Was gehen mich die

Durchschnittsliteraten an? Wären sie arm, naiv und vereinsamt, gingen sie den ganzen Tag lang mit der Pfeife im Munde auf sandbestreuten Dielen auf und ab, wie die deutschen Schriftsteller, so würde ich sie teilnahmsvoll aufsuchen und könnte ein paar Gedanken über ihr Arbeitsfeld mitnehmen. Aber die hiesigen Durchschnittsliteraten sind von unerhörtem Scharlatanismus. Ein Poet sagt zu einem: „Alfieri und ich, wir machen das und das in unseren Tragödien."

Ich sagte zu einem Maler: „Es gibt gar kein ordentliches Bild von Signora Florenzi." „Ich habe sie noch nicht gemalt", antwortete er mit größter Kaltblütigkeit.

Seit Courier den gelehrten Hellenisten Furia in Florenz so fröhlich entlarvt hat, der ein Werk über eine Handschrift des Longus geschrieben hat, dies Manuskript jedoch nicht zu lesen vermochte[1], habe ich keine hohe Meinung von den italienischen Gelehrten. Wenn man der erste Altertumskenner oder der erste Dichter seines Städtchens ist, wozu sich dann noch anstrengen! Die Lokaleitelkeit schützt ihn ja . . .

Während diese „literarischen" Gedanken mich verfolgten, sprach Seine Eminenz von ein paar Florentiner Schriftstellern; doch was schert mich ihre anmaßliche Eitelkeit? Es ist genau wie bei uns; überdies sind ihre Namen mir so unbekannt, wie es die Unsterblichen der Akademie außerhalb von Paris sind.

„In Florenz", fuhr der Kardinal fort, „ist jedermann mehr oder weniger Literat. Die Florentiner sagen zu den übrigen Italienern: „Ihr anderen habt vielleicht etwas Verstand, doch nur in Florenz versteht man zu schreiben; Dantes Heimat marschiert nicht nur an der Spitze der Literatur, sondern sie ist die Literatur selbst." „Dabei", fuhr der Kardinal fort, „hat sich seit fünfzig Jahren kein neuer Gedanke im Hirn eines Florentiners Bahn gebrochen. Ihr Hauptbestreben geht dahin, den Prosastil von 1400 nachzuahmen. Damals

[1] S. das köstliche Pamphlet von P. L. Courier, Werke, S. 49, Brüsseler Ausgabe. (Stendhal.) Der Titel lautet: „Lettre à M. Renouard, libraire, sur une tache faite à un manuscrit de Florence". (Müller.)

waren zwei Drittel der Ideen, die uns heute erfüllen, noch ungeboren. Die Legitimität, die Buchdruckerkunst, die parlamentarische Regierungsform, die Volkswirtschaft, Amerika usw., alle diese Dinge existierten noch nicht. Nun aber wollen die guten Florentiner alle diese Dinge mit Worten und Wendungen wiedergeben, wie sie die Toskaner des 15. Jahrhunderts brauchten ... Als der Kaiser Napoleon in Mailand ein Marineministerium und eine Polizeidirektion einrichtete, fand man nie die rechten Namen für diese Ämter. Ministro della marina bedeutet Uferminister, und Direttor di polizia Reinlichkeitsdirektor. Ich wähle ein paar Beispiele, wo das Neue in die Augen springt. Doch ich wette," fuhr Seine Eminenz fort, „daß unter all den Sätzen, die heute abend gesprochen wurden, vielleicht keine fünfzig sind, die nicht eine Schattierung der neuen Ideen seit 1400 aufweisen. Nun wohl, meine Herren, jede dieser Ideen, die mit den Neuerungen der letzten vier Jahrhunderte irgendwie zusammenhängen, gibt den Florentinern, wenn sie schreiben, Gelegenheit zu einer Dummheit. Sie zermartern sich das Hirn, nicht um richtig zu denken, nicht um einen neuen Einfall zu finden, sondern um eine unmögliche Übersetzung zu machen.

„Sie als Fremder werden nie die ganze Lächerlichkeit dieses anspruchsvollen und stets verkehrten Sprachgebrauchs ermessen. Ein Florentiner kann nicht fragen, von welchem Tage die letzte Pariser Zeitung ist, ohne daß wir darüber lachen. Er sagt nicht nur das nicht, was er sagen will, sondern er gebraucht auch die Worte in einem ganz anderen Sinne, als er es meint; und das ist bisweilen recht spaßhaft. Die Eigenliebe des Florentiners ist stets von verletzender Anmaßung für die meine; und die meine hat stets die lebhafte Genugtuung, daß diese Anmaßung sich den Hals bricht (quella pretenzione rompersi il collo). Will ein Bewohner der Arnostadt vom nördlichen Teil von San Domingo sprechen, so sagt er gravitätisch ‚le parti deretane dell' isola' (lautes Gelächter im Salon; dies heißt soviel wie: der Hinterteil

der Insel). Der Kardinal führte noch sieben oder acht Beispiele an, die sich erzählen, aber nicht schreiben lassen[1].

„Kommt ein junger, gebildeter Florentiner nach Bologna, fuhr Seine Eminenz fort, „so bringen Sie ihn nur auf die Analyse der Liebesempfindungen. So gewöhnlich auch seine Auffassung sein mag, seine Sprache wird Sie belustigen. Die Florentiner Kaufleute von 1400, so reich, so baulustig, so verstrickt in ihre Kämpfe mit dem Adel, sahen in der Tat nicht voraus, welche schönen Diskussionen die ‚Corinne' der Frau von Staël, die Romane von Marivaux und all die pikanten Briefe erfüllen würden, in denen Fräulein von Aissé und andere schöne Damen im Zeitalter Ludwigs XV. ihr Herz ausschütteten. Die Florentiner von 1400 waren sicherlich die ersten ihrer Zeit; und das ist so wahr, daß sie in mancher Hinsicht noch heute nicht übertroffen sind. Sie vereinigten zwei sich gegenseitig zerstörende Eigenschaften: Charakterstärke und Geist. Dante, der durch diese Eigenschaften unsterblich wurde, hätte sicherlich die feinen Gefühle verstanden, die den seltsamen Roman ‚Adolphe' von Benjamin Constant erfüllen[2]; wenn anders es zu jener Zeit Menschen gab, die so schwach und so unglücklich waren wie Adolphe; doch um diese Gefühle auszudrücken, hätte er seine Sprache erweitern müssen. So wie er sie uns hinterließ, vermag sie so wenig ‚Adolphe' wie den Titel des Polizeidirektors auszudrücken. Sie in Frankreich entlehnen, seit Sie ein Budget haben, das Wort von England, wo diese Einrichtung existiert; Sie sprechen von einer Sinekure, von Präzedenzfällen und so weiter; dazu hätte sich der kindische Stolz der Florentiner nie herabgelassen.

---

[1] Wenn der Leser Zweifel hegt, so empfehle ich ihm die Lektüre einer reizenden Komödie von Albergati, „Il Pomo" betitelt; er findet dort den Marchese Don Tiberio Cruscati, der in korrektem Toskanisch spricht und dadurch für die Einwohner Bolognas, einer Stadt, die 22 (französische) Meilen von Florenz liegt, völlig unverständlich und höchst lächerlich wird. (Stendhal.)

[2] Eine gute Verdeutschung dieses ersten analytischen Romans der Moderne stammt von Josef Ettlinger (Halle 1897), der auch eine gediegene Biographie Benjamin Constants geschrieben hat (Berlin 1909).

Sie hätten nachgewiesen, daß das und das alte Wort von Guicciardini ‚Budget‘ bedeutet. Das ist der ganze Streit, der unter dem Namen Romantismus unsere Literatur aufwühlt. Die Florentiner sind als Anhänger der alten Worte Klassizisten, die Lombarden sind Romantiker[1] ..."

15. Januar. — Wer ein wenig Genie hat, hütet sich in Italien, etwas drucken zu lassen, aus Furcht vor Verbannung und Kerker oder aus Ekel vor der Zensur. Auf diese Weise ist ein Volk von mehr als achtzehn Millionen, und zwar das genialste Europas, zum Stillschweigen verdammt. Die Herren Pietro Giordani aus Piacenza und Graf Perticari[2] aus Pesaro marschieren an der Spitze der Literatur. Wahrscheinlich weil ihr Geschreibsel so arm an neuen Gedanken wie an Logik ist ... Um in ihrem Stil zu reden, so erscheint mir ihre Prosa als ein Ozean von Worten und eine Wüste an Gedanken. So schrieben Benvenuto Cellini und Nero Capponi nicht. Ich beeile mich hinzuzufügen, daß beide sehr achtbare Leute sind; ich greife lediglich ihren „Ruhm" an, wozu man sich meines Erachtens das Recht beim Buchhändler erwirbt.

Michelangelo Caravaggio war vermutlich ein Mörder, trotzdem ziehe sich seine kraftvollen Bilder den Schmierereien (!) von Greuze vor, der ein so ehrbarer Mann war. Was schiert mich die Moral eines Menschen, wenn er mich durch Verse, Prosa, Musik oder Farben zu erheitern sucht? Die Schriftsteller, die man verspottet, fühlen sich stets in ihrer Ehre getroffen. Ach, was liegt mir an Ihrer Ehre! Versuchen Sie mich zu unterhalten oder zu belehren! Aus dieser lächerlichen Prosa und aus den starken, neuen Eindrücken dieses Landes schließe ich, daß man englische Literatur (Byron, Moore, Crabbe) lesen und in Italien reisen muß ...

[1] S. den Conciliatore, eine romantische Zeitschrift, die in Mailand 1818/19 erschien. (Stendhal.) Über den Conciliatore vgl. die Einleitung.
[2] S. Anm. 12 am Schluß des Bandes.

Die Italiener lesen selten, doch gutgläubig und mit merkwürdiger Aufmerksamkeit. Unsere Vorliebe für Voltaire und La Bruyère begreifen sie nicht; sie verstehen keine Andeutungen, denn sie hatten nie einen Hof, wo die Unterhaltung die Hauptsache war ... Sie haben nie mit den kleinen Tyrannen gespielt, die seit dem Untergang der mittelalterlichen Freistaaten sie zu erniedrigen suchen. Zwischen ihnen und ihren Fürsten hat nie etwas anderes als düsteres Mißtrauen einerseits und Haß andererseits gewaltet. Der beste Beweis ist die Fülle von Verschwörungen und Mordanschlägen[1] ...

Im Gegensatz zu diesem tiefen Mißtrauen zwischen Fürst und Volk, der in Italien stets geherrscht hat, sehen wir die Pariser Spießbürger den König von jeher lieben. Anfangs, von Ludwig dem Dicken an, nahm der König sie gegen den Adel in Schutz. Später liebten sie ihn ohne Ansehen der Person, um die vornehmen Herren nachzuäffen, die ihn angeblich bewunderten, um ihre Geschäfte besser betreiben zu können, das heißt um zu fordern, zu nehmen und zu empfangen. Nichts dergleichen in Italien, zu keiner Zeit. Ugo Foscolo fand Widerhall in aller Herzen, als er in „I Sepolcri“ von Machiavell sagte:

[1] Italien hat fünfzig kleine Fürsten gehabt, die in Frankreich nicht mal dem Namen nach bekannt sind. Welcher Leser kennt die Benzoni von Crema und die Malatesta von Rimini? Nur der Name der Visconti (in Mailand) ist bis auf unsere Tage gekommen. Nachfolgend ein Auszug aus den Lebensschicksalen dieser Fürsten. Matteo I., der sich zum Herrscher aufschwang, starb an Kummer über die Bannflüche des Papstes; Galeazzo I., sein Sohn, starb infolge der Kerkerhaft; Stefano wurde vergiftet, Marco zum Fenster hinausgeworfen, Matteo II. von seinen Brüdern ermordet, Bernabo im Gefängnis zu Trezzo vergiftet und Gian Maria beim Kirchgang erdolcht. Die furchtbaren Grausamkeiten, zu denen sie ihr Argwohn trieb, sind bekannt; in Mailand entsinnt man sich noch der Hunde, von denen Gian Galeazzo seine Untertanen zerreißen ließ, bis sie sich endlich (1412) dieses Ungeheuers entledigten. Ich bitte um Entschuldigung für die Heranziehung so furchtbarer Beispiele zum Beweis einer literarischen These; aber in Frankreich halten wir seit zwanzig Jahren den Mut für unzertrennlich vom Schnurrbart und Bildung für unzertrennlich von Pedanterie. Ein Pedant zu sein, ist höchst vorteilhaft, und nichts ist leichter. (Stendhal.)

Te beata, gridai... quando il monumento
Vidi ove posa il corpo di quel grande
Che temprando lo scettro a' regnatori
Gli allôr ne sfronda, ed alle genti svela
Di che lagrime grondi, e di che sangue[1].

Für die heutigen Italiener kann die Prosa nicht Worte genug haben, um klar zu sein. Es ist eine harte Aufgabe, an einem heißen Tage einen ihrer guten Autoren zu lesen. Dagegen verstehen sie nichts von den reizenden Anspielungen Montesquieus, Voltaires und Couriers, noch von allem, was ich monarchische Doppelsinnigkeiten nennen möchte. Die Franzosen verdanken diesen leichtfertigen Stil ihrer jetzt so aus der Mode gekommenen Galanterie. Hier ist die Liebe etwas sehr Ernstes. Eine Italienerin wird böse oder gibt einem keine Antwort, wenn man ihr in leichtfertiger Weise von Liebe redet. Will man ihr bei der ersten günstigen Gelegenheit ein paar zärtliche Worte sagen, so hüte man sich, Scherze zu machen, noch selbst über die, welche andere machen, zu lachen: man blicke sie mit düsterer Miene an.

Dem italienischen Leser ist Pikanterie etwas Unverständliches. Man verzeiht die Verkürzung des Ausdruckes nur bei heftiger Leidenschaft; man empfindet Byrons „Korsar" oder „Parisina" wie ein Engländer; aber man hat die „Lettres persanes" von Montesquieu bisher noch nicht verstanden. Trotz aller Weitschweifigkeit ist die heutige italienische Prosa alles andere als klar. Wieviel Injurien wird mir diese Bemerkung eintragen; ich werde bue, stivale und somaro (Ochse, Stiefel und Maultier) heißen!

16. Januar. — Liebesgeschichten werden hier mit dem größten Ernst besprochen, etwa wie in Paris die Börsengeschäfte. So sagte

---

[1] Glückselige Stadt, rief ich... da ich das Grabmal
Erblickte, drin der Leib des Großen ruht,
Der von dem Herrscherstab der Fürsten weise
Den Lorbeer streifte und der Welt enthüllte,
Von wieviel Tränen er und Blut triefte.

Deutsch von Paul Heyse.

Frau Gherardi, vielleicht die schönste Frau aus Brescia, der Heimat der schönen Augen, heute abend zu mir[1]:

„Es gibt vier verschiedene Arten von Liebe:

1. Die Liebe aus Sinnlichkeit, die Liebe der Tiere, der Wilden und der abgestumpften Europäer,

2. die Liebe aus Leidenschaft, die Liebe der Heloise zu Abälard und der Julie von Etanges zu Saint-Preux[2],

3. die Liebe aus Galanterie, die im 18. Jahrhundert die Unterhaltung der Franzosen bildete, und die Marivaux, Crébillon, Duclos und Frau von Epinay so anmutig geschildert haben,

4. die Liebe aus Eitelkeit, von der Ihre Herzogin von Chaulnes, als sie Herrn von Giac heiratete, sagte: ‚Eine Herzogin ist für einen Bürgerlichen immer nur dreißig Jahre alt'."

Die Torheit, alle möglichen Vorzüge an dem geliebten Wesen zu erblicken, heißt im Kreise der Frau Gherardi „Kristallbildung"[3].

Diese reizende Frau war heute abend streitlustig. Aber die Liebe ist in Frankreich so selten, sie wird von der Eitelkeit erstickt, wie alle anderen, etwas stärkeren Leidenschaften. Ich würde den Leser langweilen, wenn ich darauf einginge. Man brachte zwanzig Geschichten zum Beweis für verschiedene Theorien. Ich kürze die folgende ab und gebe sie nur deshalb wieder, weil ihre Heldin eine Freundin und Verwandte der Signora Gherardi ist[4]. Die Frauen sind in Italien viel mächtiger als anderswo; doch man züchtigt sie auch viel strenger

---

[1] Stendhals Einteilung der Liebe in vier Arten (s. den Anfang seines Buches „Über die Liebe", Bd. IV dieser Ausgabe), die er hier der mehrfach erwähnten Gräfin Gherardi in den Mund legt.

[2] In Rousseaus „Neuer Heloise". (Neue Verdeutschung im Propyläenverlag, Berlin 1922.)

[3] S. Bd. IV dieser Ausgabe, insbesondere den Abschnitt „Der Salzburger Zweig" im Anhang desselben. Der Begriff „Kristallbildung" stammt, wie dort ersichtlich, von Stendhal selbst.

[4] Eine verwandte Geschichte berichtet Stendhal in „Über die Liebe" (Bd. IV der deutschen Stendhal-Ausgabe, Kap. 27). Vgl. S. 140 des vorliegenden Bandes.

und unbekümmert darum, was die Leute sagen werden. Man würde nie wagen, das zu drucken, was man tut; daher der Mangel an Romanen.

Graf Valmara, ein Blondhaariger mit sehr sanften Zügen, ist aus Eitelkeit eifersüchtig auf den Kardinal Z... Da er nicht weiß, wie er seine Frau abhalten soll, zu den Empfängen des Kardinals zu gehen, so läßt er das Gerücht verbreiten, daß er nach Paris reise, geht aber mit seiner Frau in Wahrheit nach einem Schlosse bei Ponte Lagoscuro in ungesunder Lage am Po. Dort lebt er mit ihr dem Anschein nach recht gut, redet aber nie ein Wort, weder mit ihr noch mit zwei alten, finster blickenden Dienern, die er mitgenommen hat. Die junge Frau, nervös, von romantischer Empfindsamkeit, hatte gar nicht an den Kardinal Z... gedacht; sie hatte eine Leidenschaft für den Notar Gardinghi, der sie wieder liebte, doch von ihr nie das geringste Zeichen der Ermutigung erhalten hatte; sie behandelte ihn im Gegenteil schlechter als jeden anderen. Gardinghi hatte sie wohl angeblickt, aber nie mit ihr zu reden gewagt. Ein paar Monate nach ihrem Verschwinden liefen finstere Gerüchte in Bologna um. Gardinghi machte sich auf, um sie zu suchen; endlich entdeckte er das Schloß bei Ponte Lagoscuro; doch leider wagte er es nicht zu betreten, aus Furcht, eine Frau zu erzürnen, die ihm ihre Liebe nur mit den Augen gestanden hatte. Zwei bis drei Wochen lang verbrachte Gardinghi verkleidet in dem elenden Wirtshaus eines benachbarten Dorfes, wo bisweilen einer der finster blickenden Diener einkehrte. Endlich hörte er diesen Mann sagen: „Der Herr Graf macht mit der armen Contessina, was er will. E un signore (ihm ist alles erlaubt; er ist vom Adel); aber wir werden auf der Galeere enden." Entsetzt über dieses Wort, zauderte Gardinghi nicht länger. Am nächsten Morgen drang er, eine Pistole in der Hand, mit Gewalt bei der Gräfin Valmara ein, unter dem Vorwand, vom Kardinal-Legaten geschickt zu sein. Er gelangte bis zum Bette der Gräfin, die bereits nicht mehr sprechen konnte. Er ließ zwei Bäuerinnen rufen und verließ die geliebte Frau keinen Augenblick

mehr. Sie starb nach drei Tagen, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt! Der Graf war wie toll und schien Gardinghi um Gnade zu bitten; auch ließ er ihn im Schlosse frei schalten. Trotzdem wird behauptet, er habe ihn zu töten versucht und auf ihn geschossen, was der Notar jedoch stets abgeleugnet hat. Der Graf soll in Amerika sein; der Notar ist nie wieder in der Gesellschaft erschienen und erwirbt sich seitdem das Riesenvermögen, durch das sein Name Ihnen bekannt ist. Er hat die beiden alten Diener des Grafen in seinen Dienst genommen; sie sagen, er spräche mit ihnen oft von der armen Contessina. Man glaubt allgemein, daß sie lediglich durch schlechte Behandlung umgebracht worden sei, ohne Gift und Dolch ...

17. Januar. — Obwohl ich mir vornahm, Beschreibungen und Geschichtliches in Zukunft zu vermeiden, möchte ich doch einiges über die Bentivoglio sagen.

Am Ende des 14. Jahrhunderts findet man die Bentivoglio im Besitz der ersten Ämter Bolognas. Doch da das Nützliche in den mittelalterlichen Freistaaten allem voranging, so gehörten sie zur Zunft der Metzger. Um 1390 sank der republikanische Geist rasch; und im Jahre 1401 ließ sich Giovanni Bentivoglio, das Haupt der Partei des Schachbretts (der damaligen Liberalen) zum Herrn Bolognas ausrufen. Doch der berühmte Gian Galeazzo Visconti, Mailands Herr, der sich ganz Italien zu unterwerfen trachtete, griff ihn an; er wurde bei Casalecchio völlig besiegt (1402) und am Tage darauf von dem empörten Volke ermordet. Seitdem gelüstete die Päpste nach dem Besitz Bolognas; aber ihre Beharrlichkeit wurde erst hundertundsechs Jahre später gekrönt. Nach dem Tode des Giovanni Bentivoglio lebte sein Sohn Antonio viele Jahre in der Verbannung; erst 1435 durfte er heimkehren; doch am 23. Dezember desselben Jahres ließ Papst Eugen IV. ihn aus Eifersucht auf die Gunst des Volkes, die sich an seinen Namen heftete, gefangen nehmen, als er seinen Palast verließ, und ihn sofort ohne Urteilsspruch köpfen. Im selben Augenblick ward Tommaso Zambeccaria, nach Bentivoglio der

angesehenste Bürger Bolognas, ergriffen und an den Fenstern des Palastes aufgeknüpft. Im Jahre 1438 eroberten die Feldhauptleute des Herzogs von Mailand Bologna und stellten Annibale, den Sohn Antonios, an die Spitze der Stadt. Dieser heiratete eine natürliche Tochter des Herzogs; doch bald ward er seinem Schwiegervater, dem Tiberius des Mittelalters[1], verdächtig und von diesem gefangen gesetzt (1442). Er entrann im folgenden Jahre seinem Kerker und kehrte nach Bologna zurück. Das Volk griff zu den Waffen, verjagte die mailändischen Truppen, und Annibale blieb, ohne Titel und Amt, an der Spitze Bolognas. Nach fünfzehn bis zwanzig vergeblichen Versuchen, eine Verfassung zu finden, die den Interessen aller entsprach, wurde man des schwankenden Zustandes müde, den wir mangels einer besonderen Bezeichnung Republik nennen. Dieser schwankende Zustand hat den italienischen Charakter gebildet, so wie wir ihn sehen. Die dreihundert Jahre spanischer Fremdherrschaft, die ihn erniedrigt haben, dürfen uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß kein Volk gleich viel republikanisches Blut in den Adern hat ... Den Italienern fehlt es völlig an der Geduld und Beständigkeit, die man auf der Nordseite der Alpen findet, und durch die sich die Schweizer eine Art von Republik bewahrt haben. Am 24. Juni 1445, als Graf Annibale Bentivoglio die Kirche San Giovanni verließ, erstach ihn Baldassare Canedoli; dann lief er durch die Straßen mit dem Rufe: „Viva il popolo!" (Es lebe das Volk.) Das Volk erhob sich in der Tat, doch gegen den Mörder; es erschlug seine Mitverschworenen und zerstörte ihre Häuser[2]. Die öffentliche Meinung hatte Annibales Tod keineswegs verlangt; er war kein Tyrann.

Er hinterließ nur einen sechsjährigen Knaben, der nicht zu herrschen vermochte. Graf Poppi, der in Bologna weilte, schlug dem Volke

[1] Filippo Maria Visconti.

[2] Cronica di Bologna, Simonetta, Nero Capponi. — Merkwürdiges Verbrechen des Feldhauptmanns Ciarpelone, um 400 Gulden zu verdienen. (Stendhal.)

einen natürlichen Sohn des Herkules Bentivoglio und der Frau eines Florentiner Kaufmannes, Agnolo da Cascese, als Nachfolger vor. Santi, später berühmt durch den Namen Santi Bentivoglio, ahnte davon nichts und führte nach dem Tode dessen, den er für seinen Vater hielt, das Wollgeschäft weiter, das jener gehabt hatte. Er war zweiundzwanzig Jahre alt, als Cosimo Medici, an den die Signoria von Bologna geschrieben hatte, ihn rufen ließ und mit den folgenden Worten einen der seltsamsten Dialoge begann, deren Andenken die Weltgeschichte bewahrt hat: „Ihr habt zu bedenken, junger Mann, was im Geiste eines besonnenen Mannes wichtiger ist: die Freuden des Privatlebens oder die, welche die Regierung eines Staates bieten kann ..." Als Santi vernahm, wer er sei und zu welch unverhoffter Größe man ihn beriefe, zauderte er; doch Nero Capponi, damals der erste Staatsmann von Florenz, bestimmte ihn, die Herrschaft anzutreten. Das ist eine Geschichte aus „Tausendundeine Nacht", die zur Wirklichkeit geworden ist.

Santi wurde von den Bolognesern mit Begeisterung aufgenommen und zeigte sich seiner Stellung würdig. Sechzehn Jahre lang regierte er kraftvoll und selbstlos. Als er 1462 starb, trat Giovanni II., Annibales Sohn, an die Spitze der Republik. Wie Lorenzo Medici in Florenz, rief er alle Verführungen zu Hilfe, um seine Mitbürger monarchisch zu machen. Sein sanftes Benehmen bestach jedoch die Malvezzi, ein sehr angesehenes Adelsgeschlecht, nicht; sie bildeten eine Verschwörung gegen ihn, wurden aber verraten (1488). Giovanni II. ließ zwanzig Malvezzi durch Henkershand hinrichten. Alle Malvezzi, die an der Verschwörung nicht beteiligt waren, wurden verbannt, und Giovanni zog ihre Güter ein. Da er die Schönheitsliebe der Bologneser erkannte, so schmückte er ihre Stadt mit prunkvollen Bauten. Maler, Bildhauer, Dichter und Gelehrte, die Italien damals zierten, wurden nach Bologna berufen und fürstlich belohnt. Giovanni II. schmückte seine Vaterstadt mit den schönsten Sammlungen von Statuen, Gemälden, Handschriften und Büchern. Er besoldete eine große

Zahl von Meuchelmördern, die in ganz Italien nicht nur die töteten, die ihn beleidigt hatten, sondern auch deren Kinder und Brüder, die sie hätten rächen können. Schon vierundvierzig Jahre lang war dieser Fürst beschäftigt, die Bürger der Republik in gefügige Untertanen umzuwandeln, als der ungestüme Julius II., einer der größten Feldherren, die der Zufall auf den Papstthron erhob, Bologna belagerte (1506). Giovanni II. kehrte dem Volke, das ihn nicht liebte, den Rücken, nahm seine Schätze mit und starb in der Fremde.

Am 21. Mai 1511 setzten die Franzosen seine Söhne Hannibal und Hermes wieder in die Herrschaft ein; doch sie herrschten kaum ein Jahr lang und wurden endgültig vertrieben, als Bologna sich dem Papste ergab. Seitdem haben sich mehrere Bentivoglio durch kriegerischen Mut und große Dichtergaben ausgezeichnet, so Hippolyt Bentivoglio, der 1585 starb. Im Norden findet man fast nie tiefes Wissen mit Todesverachtung gepaart. Hippolyt schrieb Dramen, die den größten Erfolg hatten; er war Architekt und Musiker, sprach Griechisch und alle lebenden Sprachen.

Das vergebliche Trachten nach einer guten Regierungsform erschütterte Italien vom dreizehnten bis zum fünfzehnten Jahrhundert. Alle zwanzig Jahre gab man in Florenz dreißig Bürgern balia, das heißt die Vollmacht, eine neue Staatsverfassung zu schaffen und einzurichten. Und alsbald kam es zu Verbannungen und Grausamkeiten. Wenn ein Volk die Regierungsform, die es sich wünscht, deutlich vor Augen hat, so ist es nicht grausam. Die Schreckenstage von 1793 werden nicht wiederkommen. Glücklicher als unsere Väter, wissen wir Heutigen, daß jede Regierung, die zwei Kammern und einen Präsidenten oder König besitzt, erträglich ist; doch man täusche sich nicht: diese höchst vernünftige Verfassung ist dem Geist und der Originalität fast ebenso nachteilig, und keine Geschichte ist so spannend wie die des Mittelalters. Daher der ewige Streit, der zwischen Philosophen und Dichtern ausbrechen wird ...

Man weiß, wie mächtig die Päpste noch heute sind; ich brauche also nicht an die ungeheure Macht zu erinnern, die sie im vierzehnten

Jahrhundert besaßen. Trotzdem geschah folgendes. Innozenz VI. sandte (1361) zwei Nuntien an Bernabò Visconti, den Herrn Mailands, von dem wir schon mehrfach sprachen. Sie trafen ihn eine Stunde von seiner Hauptstadt auf der Brücke eines Flüßchens namens Lambro. Bernabò wollte den Inhalt der Bullen sofort wissen. Da er den Stil ziemlich unpassend fand, so sprach er zu den Nuntien: „Scegliete o mangiare o bere“ (Wählt, ob Ihr essen oder trinken wollt). Diese lakonischen Worte wurden von den beiden Abgesandten nur zu gut verstanden. Sie hatten nur die Wahl, die Bullen, Pergament, Seidenschnur und Blei, herunterzuwürgen oder in den Lambro geworfen zu werden. Sie zogen es vor, die Bullen zu verzehren, was ohne Aufschub, mitten auf der kleinen spitzbogigen Brücke geschah, die noch heute steht. Guglielmo, einer von ihnen, bestieg wenige Monate später als Urban V. den Papstthron[1].

Unter einer vernünftigen Regierung schreibt man Pamphlete gegen den Papst und begeht keine scherzhaften Taten. Nicht zu reden von den Akten der Tapferkeit und grausamen Klugheit, die häufig sind. Florenz führte mit Pisa einen Seekrieg (1405) und blockierte die Arnomündung. Eines Tages verfolgten die Florentiner Galeeren ein pisanisches Kornschiff; dieses flüchtete sich unter den Turm von Vada, dessen Steingeschütze es verteidigten. Ein Florentiner, Pietro Marenghi, sprang ins Wasser, in der Hand eine Brandfackel, und setzte das feindliche Schiff unter einem Hagel von Geschossen in Brand. Es gelang ihm sogar, sein eigenes Schiff wieder zu erreichen.

Der berühmte Condottieri Giovanni Aguto[2], ein geborener Engländer, der mit großem Pomp im Dome zu Florenz bestattet ward und über dessen Grabmal man eines der ersten großen Werke der Malerei erblickt (sein Kolossalbild von Paolo Uccello), ließ die Stadt Faenza 1371 durch seine Truppen plündern. Zwei seiner Hauptleute

[1] Annal. Mediol. p. 799. Verri I, 381. Gattari, Storia Padovana. (Stendhal.)
[2] Eigentlich John Hawkwood. — Die Anekdote ist aus Pignottis „Geschichte Toskanas“, IV, 211 f., entnommen. (Müller.)

drangen in ein Frauenkloster ein und fanden dort eine junge Laienschwester von erlesener Schönheit, die sie sich sofort mit den Waffen streitig machten. Aguto kam dazu, und da er keinen seiner Tapferen verlieren wollte, so erdolchte er das reizende junge Mädchen, das tot zusammenbrach[1]. In einem anderen Kriegszuge kamen zwei Bettelmönche als Abgesandte zu Aguto und grüßten ihn mit diesen Worten: „Gott gebe Euch Frieden!" Worauf er kalt antwortete: „Gott nehme Euch die Almosen, die man Euch gibt." Erschreckt fragten die Mönche, was das bedeute. „Das bedeutet, daß ich vom Kriege lebe; der Friede, den Ihr mir wünscht, wäre für mich das Verhungern . . ."

18. Januar. — Die Siege Napoleons, welche die Fesseln des niederen Volkes erleichterten, haben die Aristokraten von Turin bis Venedig und von Bassano bis Ancona in Schrecken versetzt. Der Luxus hörte sofort auf; es kam Ordnung in die Geschäfte, Sparsamkeit, Schuldenbezahlung und Aufenthalt auf den Landgütern. Das Vermögen des Adels hat sich von 1796 bis 1814 verdoppelt. Als die Adligen sich angegriffen sahen, hörten sie auf, sich in Prunk und Luxus zu überbieten, und wetteiferten in Sparsamkeit und verständiger Lebensführung. Unsinniges Geldausgeben ist zum Merkmal eines hochgekommenen Plebejers geworden. In einigen Staaten, zum Beispiel in Piemont, ist der Adel durch eine Kriegssteuer, die die Franzosen beim Einrücken eintrieben, öffentlich alarmiert worden. Auf ihren Gütern lebend, den städtischen Vergnügungen fern, sind die Adligen Landwirte geworden, um etwas zu tun zu haben. Von ihren Kindern sind die, welche um 1796 zwanzig Jahre alt waren, von der allgemeinen Begeisterung angesteckt, in französische Dienste getreten und haben Erfahrungen gesammelt. Die Kinder, die erst fünf- bis sechsjährig waren, als ihre Eltern sich notgedrungen auf ihre Güter

[1] Welch herrlicher Gegenstand für ein Gemälde: die sterbende Jungfrau, der sie tötende Feldherr, die beiden Kämpfer; der eine sieht sie nicht fallen und schwingt wütend den Degen; der andere, der die Tat seines Feldhauptmanns sieht, wird von Schrecken ergriffen; im Hintergrunde sieht man Soldaten, die Nonnen verfolgen. (Stendhal.)

zurückzogen, sind vom nächsten Dorfpfarrer erzogen worden und haben erst dann ein paar vernünftige Ideen bekommen, als sie im Jahre 1809 Ehrengardisten oder Auditoren [im Staatsrat] wurden. Alles, was um 1810 geboren wurde, ist von den Jesuiten in Modena erzogen, das heißt vom achten Jahre ab umschmeichelt worden, und wird um 1826 völlig idiotisch sein. Selbstsucht und gegenseitige Angeberei bilden die Grundlage dieser Erziehung ... Österreich läßt zum Staatsdienst niemand zu, der außerhalb der Monarchie erzogen ist, ausgenommen in den Schulen von Toskana, aus denen die Knaben greisenhaft vernünftig und unfähig zu jeder hochherzigen Regung hervorgehen ...

Ich muß Bologna und seine geistvollen Menschen verlassen. Seit vierzehn Tagen hatte ich mich hier recht eingelebt, so wie es meinem Geschmack und den Freuden, die das Land bietet, entsprach, und das ist nicht wenig. Bei den Frauen Bolognas fand ich zwei bis drei Arten von Schönheit und Geist, die mir völlig neu waren. Noch nie sah ich die zarteste Schönheit mit so eigenartigem Geiste vereint wie bei Signora Gherardi. Doch auch die angenehmste Reise hat Stunden, wo man die holde Vertrautheit der gewohnten Gesellschaft vermißt. Die Enttäuschung ist um so empfindlicher, als man insgemein wähnt, eine Reise nach Italien sei eine ununterbrochene Kette von Vergnügungen ... Und doch kennen Dreiviertel aller Reisenden nichts als die Freuden der Geselligkeit, während sie für Kunstgenüsse unempfänglich sind. Manche reichen Industriellen empfinden sogar keins von beiden und fühlen sich nur in einem Kreise von Schmarotzern wohl. Die Engländer begnügen sich oft damit, die Beschreibungen der lateinischen Dichter über ihren Aufenthaltsort zu lesen, und verlassen ihn mit Verwünschungen gegen die italienischen Sitten, die sie nur aus ihren Beziehungen zum niedrigsten Volke kennen ...

In Bologna habe ich mich beim Kustoden des städtischen Museums abonniert. Sobald ich eine halbe Stunde nichts zu tun habe, gehe ich in das Museum. Oft sehe ich mir nur ein Bild an, Raffaels Heilige

Cäcilie oder Guido Renis Selbstbildnis oder die [Marter der] Heiligen Agnes von Domenichino an. Fast jeden Morgen gehe ich nach Casalecchio, ein malerischer Weg zum Wasserfall des Reno, das Bois de Boulogne von Bologna, oder nach der Montagnola, wo der Korso stattfindet. Das ist eine von Napoleon gut mit Bäumen bepflanzte Promenade, etwa 30 Fuß über der gewaltigen Ebene, die bei der Montagnola beginnt. Der erste Höhenzug, der sie im Norden unterbricht, ist der von Vicenza, 26 (französische) Meilen von hier. Den Rest meiner Zeit verbringe ich mit Besuchen oder schlendere in den Arkaden von San Petronio umher. Bei Regenwetter lese ich meine geliebten Geschichtschreiber des Mittelalters[1] ...

Trotz der Angst der Herrscher, die sich seit 1821 als Tyrannei gegen die Untertanen äußert, herrscht in Bologna wie überall rege Bautätigkeit. Daran erkennt man die Kultur und den Wohlstand, die Napoleon über Italien ausgestreut hat, und die auch das Wirken der Dunkelmänner und die Auflösung der Gendarmerie nicht hat ausrotten können. Bologna war 1826 so unglücklich, daß ich die geistvollen Leute, die mich freundlich aufnahmen, nicht nennen mochte, um sie nicht bloßzustellen. Aus dem gleichen Grunde habe ich gewisse, allzu kennzeichnende Anekdoten unterdrückt. Nach dem Fortgang des Kardinals Lante wurde Bologna vortrefflich vom Kardinal Spina regiert, den wir in Paris als Almosenier der Prinzessin Borghese gesehen haben. Aus Liebe zu ihm hat Bologna die konstitutionelle Bewegung in Neapel [1820] nicht mitgemacht. Aber Spina wurde von Leo XII. abberufen und durch Kardinal Albani ersetzt ...

Pietra Mala

19. Januar. — Die Straße nach Florenz folgt, wenn man Bologna verläßt, zunächst einem reizenden, fast ebenen Tale. Nach einer Stunde Fahrt steigt sie durch kleine Kastanienwälder allmählich empor, um

[1] S. S. 139f. Das Folgende ist ein Zusatz von III.

den Apennin zu durchqueren. In Loiano angelangt, hatten wir einen herrlichen Blick nach Norden. Das Auge überschaut die berühmte lombardische Tiefebene, die sich von Turin bis Venedig erstreckt. Man denkt sich das freilich mehr, als man es sieht; doch es macht Freude, so viele berühmte Städte inmitten dieser ungeheuren Ebene zu suchen, die baumreich ist wie ein Wald ... Dem Auge näher liegt der Apennin; seine zahlreichen Gipfel machen den Eindruck eines wogenden Meeres von Bergen. Ich danke Gott, daß ich kein Gelehrter bin; während dieses Bergmeer auf mich heute morgen einen recht starken Eindruck machte, sah mein Reisegefährte darin nur das Für und Wider im Streit der geologischen Meinungen ... Besäße ich die geringsten meteorologischen Kenntnisse, so machte es mir nicht so viel Vergnügen, die Wolken dahineilen zu sehen und sie mir in meiner Einbildungskraft als prächtige Paläste oder riesige Ungeheuer auszumalen. Ich sah einmal einen Schweizer Sennen drei Stunden lang mit verschränkten Armen die Schneegipfel der Jungfraukette betrachten. Sie waren für ihn Musik. Meine Unwissenheit bringt mich dem Seelenzustand dieses Hirten oft nahe.

Wir machten einen Gang von zehn Minuten zu einem mit kleinen Steinen erfüllten Loch, aus dem ein fast stets brennendes Gas strömt. Wir warfen eine Wasserflasche auf die Steine, und sofort flammte das Gas doppelt stark auf, was mir eine Erklärung von einer Stunde eintrug. Hätte ich zugehört, so wäre der schöne Berg für mich zu einem chemischen Laboratorium geworden. Endlich schwieg mein Gelehrter still, und ich konnte mit den Bauern plaudern, die um das Herdfeuer des Bergwirtshauses saßen ... Folgende Geschichte erfuhr ich an dem riesigen Kamin der Herberge von Pietra Mala.

Vor fast zwei Jahren bemerkte man in Florenz und Bologna mit Schrecken, daß die Reisenden auf der Straße, auf der wir fahren, verschwanden. Die Nachforschungen der beiden kraftlosen Regierungen stellten nur das eine sicher, daß man in den Bergen des Apennin niemals Überbleibsel der Verschwundenen fand. Eines Abends zwang

ein Unwetter einen Spanier und seine Frau, in einer elenden Herberge von Pietra Mala abzusteigen. Nichts war schmutziger und widerlicher, und doch trug die Wirtin, die ein abstoßendes Gesicht hatte, Diamantenringe an den Fingern. Diese Frau sagte zu den Reisenden, sie wolle zum Pfarrer drei Miglien von hier gehen und sich weiße Bettücher leihen. Die junge Spanierin war zum Tode erschrocken über das finstere Aussehen der Herberge; ihr Gatte geht unter dem Vorwand, ein Taschentuch zu holen, zum Wagen, macht dem Vetturino ein Zeichen und spricht ungesehen mit ihm. Dieser hatte schon vom Verschwinden von Reisenden gehört und fürchtete sich fast noch mehr; so wurden sie sich denn bald einig. In Gegenwart der Wirtin befahl ihm der Spanier, sie spätestens um fünf Uhr morgens zu wecken. Der Reisende und seine Frau erklärten sich für krank, aßen nur sehr wenig zu Abend und begaben sich dann auf ihr Zimmer. Dort lauschten sie, vor Furcht halbtot, auf jedes Geräusch. Als im Hause alles still geworden und es gegen ein Uhr war, machten sie sich aus dem Staube und bestiegen den Wagen, der schon ein paar tausend Schritte vor dem Orte hielt.

Nach Florenz zurückgekehrt, erzählte der Vetturino seinem Fuhrherrn, welche Angst er ausgestanden; und dieser, Herr Polastro, ein ehrlicher Mann, veranlaßte die Polizei zu Nachforschungen. Mit großer Mühe gelang es ihr, einen verdächtigen Mann zu verhaften, der sich oft in der Herberge von Pietra Mala sehen ließ. Mit dem Tode bedroht, gestand er, daß der Pfarrer Biondi, bei dem sich die Wirtin weißes Bettzeug lieh, der Anführer ihrer Bande war und gegen zwei Uhr morgens nach der Herberge kam, wo man die Reisenden in tiefem Schlaf wähnte. In dem Weine, der beim Nachtmahl aufgetragen wurde, war stets Opium. Das Gesetz der Bande war, die Fremden und den Vetturino zu töten; hiernach setzten die Mörder die Leichen wieder in den Wagen und fuhren sie nach einer einsamen Gegend mitten im Apennin. Dort wurden auch die Pferde getötet, der Wagen und die Reiseeffekten verbrannt; nur das Geld

und die Wertsachen behielt man. Die Leichen und die Überreste des Wagens wurden sorgsam begraben, die Uhren und Juwelen in Genua verkauft. Durch dies Geständnis endlich aufgerüttelt, überraschte die Polizei die ganze Bande bei einer großen Schmauserei in der Priesterwohnung des Biondi; darunter auch die würdige Wirtin, die durch das Holen von weißem Bettzeug der Bande das Zeichen gab, daß gute Beute in Gestalt von Fremden einpassiert sei.

Florenz

22. Januar. — Vorgestern, als wir den Apennin hinab nach Florenz fuhren, pochte mein Herz stark. Wie kindisch! Endlich, an einer Wegebiegung, fiel mein Blick auf die Ebene, und ich erkannte von ferne die dunkle Masse des Domes mit seiner berühmten Kuppel von Brunelleschi. Dort lebten Dante, Michelangelo und Leonardo! sagte ich mir; das ist die edle Stadt, die Königin des Mittelalters! In diesen Mauern erstand die Kultur; dort hat Lorenzo Medici so gut den König gespielt und einen Hof gehalten, an dem zum erstenmal seit Augustus das soldatische Verdienst nicht das erste war. Kurz, die Erinnerungen drängten sich in meinem Herzen; ich war außerstande, vernünftig zu denken, und überließ mich meinem Wahnsinn wie bei einer geliebten Frau. Als wir durch den häßlichen Triumphbogen der Porta San Gallo einfuhren, hätte ich dem ersten Florentiner, dem ich begegnete, um den Hals fallen mögen.

Auf die Gefahr hin, alle meine kleinen Reiseeffekten einzubüßen, verließ ich den Wagen, sobald die Paßformalität erfüllt war. Ich habe so oft Bilder von Florenz gesehen, daß ich es im voraus kenne; ich ging ohne Führer und fragte nur zweimal Passanten nach dem Wege; sie antworteten mir mit französischer Höflichkeit und merkwürdigem Akzent; endlich gelangte ich nach Santa Croce.

Dort, rechts vom Eingang, ruht Michelangelo; weiterhin ist das Grab Alfieris von Canova: ich erkenne die große Gestalt der Italia.

Dann erblicke ich Machiavells Grabmal, und gegenüber von Michelangelo ruht Galilei. Was für Männer! Und Toskana könnte ihnen noch Dante, Petrarca und Bocaccio beigesellen. Welch erstaunlicher Verein! Meine Bewegung ist so tief, daß sie fast religiös ist. Das feierliche Dunkel dieser Kirche, ihr schlichter, offener Dachstuhl, ihre unvollendete Fassade[1], das alles spricht eindringlich zu meiner Seele. Ach, könnte ich doch vergessen! ... Ein Mönch tritt an mich heran. Statt des gewohnten Widerwillens, der sich bis zum physischen Ekel steigert, empfand ich fast Freundschaft für ihn. Auch Fra Bartolomeo von San Marco war ja Mönch; dieser große Maler erfand das Helldunkel, lehrte es Raffael und war Correggios Vorläufer. Ich unterhielt mich mit dem Mönche, der von ausgesuchter Höflichkeit war und sich sehr freute, einen Franzosen zu sehen. Ich bat ihn, mir die nordöstliche Seitenkapelle aufzuschließen, wo sich die Fresken von Volterrano[2] befinden. Er führte mich hin und ließ mich allein. Dort setzte ich mich auf das Fußbrett eines Betpultes und lehnte den Kopf rückwärts an das Pult, um die Sibyllen von Volterrano an der Decke zu betrachten. Sie haben mir den größten Genuß bereitet, den mir je ein Gemälde gemacht hat. Ich befand mich in einer Art von Ekstase bei dem Gedanken, in Florenz und den Gräbern so vieler Großen so nahe zu sein. Ich war in Bewunderung der erhabenen Schönheit versunken; ich sah sie aus nächster Nähe und berührte sie fast. Ich war auf dem Punkt der Begeisterung angelangt, wo sich die himmlischen Empfindungen, wie sie die Kunst bietet, mit leidenschaftlichen Gefühlen gatten. Als ich die Kirche verließ, klopfte mir das Herz; man nennt das in Berlin Nerven; mein Lebensquell war versiegt, und ich fürchtete umzufallen.

Ich setzte mich auf eine Bank der Piazza Santa Croce und las mit Entzücken die Verse Ugo Foscolos, die ich in meiner Brieftasche trug.

---

[1] Seit 1863 vollendet.

[2] S. Anm. 13 am Schluß des Bandes.



Florenz von der Porta San Niccolo. Kupferstich von B. Sgrilli nach Giuſ. Zocchi.

Ich sah ihre Fehler nicht; ich hatte das Bedürfnis nach einem Freunde, der meine Gemütsbewegung teilte:

... Io quando il monumento
Vidi ove posa il corpo di quel grande
Che temprando lo scettro a' regnatori
Gli allôr ne sfronda, ed alle genti svela
Di che lagrime grondi e di che sangue.
E l'arca di colui che nuovo Olimpo
Alzò in Roma a Celesti; e di chi vide
Sotto l'etereo padiglion rotarsi
Più mondi, e il Sole irradiarli immoto,
Onde al Anglo che tanta ala vi stese
Sgombrò primo le vie del firmamento;
Te beata, gridai, per le felici
Aure pregne di vita, e pe' lavacri
Che da suoi gioghi a te versa Appenino!
Lieta dell' aer tuo veste la Luna
Di luce limpidissima i tuoi colli
Per vendemmia festanti; e le convalli
Popolate di case e d'oliveti
Mille di fiori al ciel mandano incensi:
E tu prima, Firenze, udivi il carme
Che allegrò l'ira al Ghibellin fuggiasco,
E tu i cari parenti e l'idioma
Desti a quel dolce di Calliope labbre
Che amore in Grecia nudo e nudo in Roma
D'un velo candidissimo adornando,
Rendea nel grembo a Venere celesta:
Ma più beata chè in un tempio accolte
Serbi l'Itale glorie, uniche forse,
Da che le mal vietate Alpi e l'alterna
Omnipotenza delle umane sorti
Armi e sostanze t' invadeano ed are
E patria e, tranne la memoria, tutto.
... E a questi marmi
Venne spesso Vittorio ad ispirarsi.
Irato a' patrii Numi, errava muto
Ove Arno è più deserto, i campi e il cielo
Desioso mirando; e poi che nullo
Viventi aspetto gli molcea la cura,
Qui posava l'austero, e avea sul volto

Il pallor della morte e la speranza.
Con questi grandi abita eterno: e l'ossa
Fremono amor di patria[1] . . .

23. Januar. — Gestern verbrachte ich den ganzen Tag in düsterer, historischer Beschäftigung. Mein erster Gang war nach S. Maria del Carmine, wo sich die Fresken von Masaccio befinden; dann besuchte ich, da ich mich nicht in der Stimmung fühlte, die Gemälde der Uffizien oder des Palazzo Pitti zu bewundern, die Medizäergräber in San Lorenzo. Später streifte ich ziellos durch die Straßen und betrachtete mit tiefer und stummer Bewegtheit (mit weit offenen Augen und unfähig zu reden) die Paläste, welche die Florentiner Kaufleute um 1300 erbaut haben. Es sind Festungen. Ich betrachtete die elegant geschwungenen gotischen Arkaden rings um den riesigen Platz, in dessen Mitte der Dom (erbaut 1293) einsam aufragt. Leider hat man sie heute vermauert.

Ich schätzte mich glücklich, keine Seele zu kennen und nicht befürchten zu müssen, daß man mich anredete. Diese mittelalterliche Architektur hat meine ganze Seele ergriffen; ich glaubte, mit Dante zu leben. Ich hatte heute vielleicht nicht zehn Gedanken, die ich nicht durch einen Vers dieses Großen hätte ausdrücken können. Ich schäme mich dieses Berichtes; man wird mich für einen Egoisten halten.

Man sieht es der soliden Bauart dieser Paläste an, die aus riesigen, nach der Straßenseite unbehauenen Quadersteinen aufgetürmt sind, wie oft die Gefahr diese Straßen bedrohte! Das Fehlen der Gefahr auf der Straße hat uns so klein gemacht. Ich stand wohl eine Stunde lang allein in dem kleinen finsteren Hofe des Palazzo Rusticucci in der Via larga, den Cosimo Medici erbaut hat, der pater patriae, wie ihn die Toren nennen. Je weniger eine Architektur einen griechischen Tempel nachzuahmen trachtet, je mehr sie an ihre Erbauer und deren Bedürfnisse gemahnt, desto stärker wirkt sie auf mich. Doch um die düstere Illusion nicht zu zerstören, dankt der ich den ganzen Tag lang

[1] Deutsch s. Anm. 14 am Schluß des Bandes.

von Castruccio Castracani, Ugucione della Faggiola u. a. träumte, als hätte ich ihnen an jeder Straßenecke begegnen können, vermied ich es, meine Blicke auf die kleinen schmächtigen Menschen herabzusenken, die diese erhabenen Straßen mit dem Gepräge der mittelalterlichen Leidenschaften bevölkern. Ach, die Florentiner Bürger von heute haben keine Leidenschaften mehr; selbst ihr Geiz ist keine Leidenschaft, sondern nur eine der Folgen hochgespannter Eitelkeit in Verbindung mit großer Armut.

Florenz ist mit mächtigen, hellen, unregelmäßigen Steinplatten gepflastert und von großer Sauberkeit ... Sieht man von einigen holländischen Städten ab, so ist Florenz wohl die reinlichste Stadt der Welt und sicherlich eine der elegantesten. Seine neugotische Architektur besitzt die ganze Reinheit und Vollendung einer schönen Miniatur. Zum Glück für die Schönheit der Stadt verloren ihre Bürger mit der Freiheit auch die Energie, große Bauten aufzuführen. Infolgedessen wird das Auge hier nirgends durch unwürdige Häuserfronten verletzt, und nichts stört die schöne Harmonie dieser Straßen, denen das Schönheitsideal des Mittelalters aufgeprägt ist. An zwanzig Stellen in Florenz, z. B. wenn man über den Ponte della Trinità geht und am Palazzo Strozzi vorbeikommt, kann man sich ins Jahr 1500 versetzt wähnen.

Doch bei all der seltenen Schönheit so vieler Straßenbilder voller Größe und Schwermut reicht nichts an den Palazzo vecchio heran. Diese Burg, im Jahre 1298 durch freiwillige Gaben der Kaufleute errichtet, ragt stolz mit riesenhohen, zinnengeschmückten Mauerwänden nicht etwa in einem einsamen Winkel, sondern mitten auf dem schönsten Platze der Stadt. Nach Süden stößt die schöne Galerie Vasaris (die Uffizien) daran; auf der Nordseite steht die Reiterstatue Cosimos I., vor ihr der David Michelangelos[1], der Perseus von Benvenuto Cellini in der reizenden Loggia dei Lanzi — kurz, alle

[1] Jetzt in der Akademie; eine Marmorkopie befindet sich auf der Höhe von San Miniato.

Meisterwerke der Florentiner Kunst und die ganze Tatkraft seiner Kultur. Zum Glück ist dieser Platz unaufhörlich belebt. Welches Gebäude in griechischem Stil sagte uns ebensoviel wie diese mittelalterliche Burg, rauh und kraftvoll wie ihre Zeit? Dort an jenem Nordfenster wurde der Erzbischof Pazzi in vollem Ornat aufgeknüpft . . .

Die Härte des Mittelalters inmitten der Meisterwerke der Kunst und der bedeutungslosen modernen Adelsgeschlechter bildet den großartigsten und wahrsten Kontrast. Man sieht die Kunstwerke aus der Energie der Leidenschaften herauswachsen. Später, als der Sturm der Leidenschaften das Segel nicht mehr blähte, das die menschliche Seele vorwärts treiben soll, wurde alles unbedeutend, klein, beschränkt. Die Seele ist so ohnmächtig, wenn sie leidenschaftslos, das heißt ohne Laster und Tugenden ist.

Heute abend saß ich auf einem Rohrstuhl vor einem Café gegenüber dem Palazzo vecchio. Die Menschen und die Kälte, beide wenig beachtenswert, hinderten mich nicht, zu sehen, was auf diesem Platze vor sich gegangen ist. Ich wohnte gleichsam der Tragödie der Geschichte bei. Hier versuchte Florenz zwanzigmal, sich frei zu machen; und das Blut floß für eine unmögliche Konstitution. Unmerklich begann der aufgehende Mond den großen Schatten des Palazzo vecchio auf den sauberen Platz zu werfen und die Säulengänge der Uffizien, über denen man die erleuchteten Häuser jenseits des Arno erblickte, mit dem Zauber des Geheimnisvollen zu umkleiden.

Es schlug sieben Uhr auf dem Turm des Palastes. Ich fürchtete, keinen Platz mehr im Theater zu bekommen, und so mußte ich mich von diesem düsteren Anblick trennen. [5. Dezember[1].] Ich eilte ins Theater Hohomero — so spricht man hier das Wort Cocomero aus[2]. Die vielgerühmte Florentiner Sprache hat mich furchtbar verletzt. Im ersten Moment glaubte ich, man spräche Arabisch. Die Vorstellung

[1] Hier setzt ein kleines Stück von I ein.

[2] Der C-Laut wird im Florentiner Dialekt wie **H** gesprochen, vermutlich ein Erbteil der alten Etrusker.



Uffizien in Florenz. Kupferstich von G. Vasi nach Giuf. Zocchi.

beginnt, ich finde meinen liebenswürdigen Rossini wieder. Ich erkannte ihn nach drei Takten. Es ist der „Barbier von Sevilla". Als wahres Genie hat er sich erkühnt, den Gegenstand, der Paisiello so berühmt gemacht hat, von neuem zu behandeln. Die Rosine singt Signora Giorgi, die Gattin eines Richters zur Franzosenzeit. In Bologna sah ich einen jungen Kavallerieoffizier als primo buffo. In Italien bringt etwas Vernünftiges nie Schande; dies Land ist vom monarchischen Ehrbegriff noch wenig verdorben ...

24. Januar [7. Dezember 1816]. — Ich bewundere den „Barbier" mehr und mehr. Er ist wie ein Bild von Guido Reni; er ist die Nachlässigkeit eines großen Meisters; nirgends spürt man Ermüdung und Technik. Es ist ein höchst geistreicher Mensch ohne jede Erziehung. Was vollbrächte ein Beethoven mit solchen Ideen! ... Ein junger englischer Komponist, der mir einen ziemlich geistlosen Eindruck machte, war empört über die Keckheit Rossinis, an ein Werk von Paisiello zu rühren ...

Alles ist armselig im Florentiner Theater: Kostüme, Dekorationen, Sänger; es ist wie in einer französischen Stadt dritten Ranges. Balletts gibt es nur zur Karnevalszeit. Alles in allem genießt Florenz, in einem engen Tal inmitten von Bergen gelegen, einen unberechtigten Ruf. Bologna ist mir hundertmal lieber, selbst was die Bilder betrifft[1]; überdies hat Bologna Charakter und Geist. In Florenz trägt man schöne Livreen und hält lange Reden.

Der bei den jungen Italienern seltenste Charakter ist der der Familie Primerose: „They had but one character, that of beeing all equally generous, credulous, simple and inoffensive[2]. In England sind solche Familien nicht selten. Die Gesamtheit der Sitten erzeugt junge Mädchen von engelhaftem Wesen, ebenso vollkommen wie die

[1] Diese Paradoxie hat Stendhal in der dritten Auflage widerrufen. Siehe S. 195.

[2] „Alle Kinder hatten den gleichen Charakter; sie waren alle gleich hochherzig, leichtgläubig, schlicht und harmlos." Aus Goldsmiths „Vicar of Wakefield".

Töchter des guten Vikars von Wakefield; doch es bedarf der englischen Gesetze und Bräuche, um den Dichtern solche Charaktere zu liefern. Im düsteren Italien wäre ein schlichtes und harmloses Wesen bald vernichtet[1]. Höchstens könnte diese englische Unschuld in einer Florentiner Familie, die auf dem Lande lebt, gedeihen. In Mailand würde sie bald von leidenschaftlicher Liebe erfüllt werden und so einen anderen, größeren Reiz erhalten.

Nach den Physiognomien zu schließen und nach meinen Beobachtungen an der Table d'hôte von Madame Imbert, im Café und im Theater ist der Florentiner der höflichste und sorgsamste Mensch, der zäh an seinen kleinen Sparsamkeits- und Konvenienzberechnungen festhält. Auf der Straße sieht er aus wie ein Schreiber mit 1800 Franken Gehalt, der sich seinen Rock abgebürstet und sich selbst die Stiefel geputzt hat und nun nach seinem Bureau strebt, um pünktlich zur Stelle zu sein. Er hat seinen Regenschirm nicht vergessen, denn das Wetter ist unsicher, und nichts verdirbt den Hut so wie ein Regenschauer[2]. Kommt man aus Bologna, dieser Heimat der Leidenschaften,

---

[1] In I folgt hier: „Dafür fällt einem, wenn man in Florenz ins Theater geht, die Schönheit und der Adel der Männerköpfe auf, namentlich in bezug auf die Stirnbildung." Das oben folgende absprechende Urteil über die Florentiner hat Stendhal sich also erst später gebildet. Es folgt dann noch der folgende, in III unterdrückte Passus: „Die Gräfin P... zeigte mir den jungen Duca Mel[zi] und sagte: ‚Er lebt nur, um die ideale Schönheit in jeder Gestalt zu lieben. Aber von den äußeren Formen begeistert, hält er die sittliche Vollkommenheit für unzertrennlich von der Schönheit.' Ich unterhielt mich drei Stunden lang mit diesem jungen Herzog, der 200000 Franken Rente hat und zweiundzwanzig Jahre alt ist. Er hat mir nicht zu verstehen gegeben, daß er Herzog sei. In Frankreich wird man sagen, ich übertreibe." — Das Folgende fehlt in I, da Stendhal Florenz dort bereits verläßt, und es folgt nur noch die bitterböse Notiz: „Viterbo, 9. Dezember. — Es gibt keine schauderhaftere Straße als die von Florenz nach Rom über Siena. Die Reisenden machen uns was vor, wenn sie von der bella Italia reden; die Straße von Florenz nach Rom hat mich lebhaft an die Champagne erinnert. Nur daß die öde Ebene sich dort in trostlose Hügel verwandelt."

[2] Allgemeine italienische Züge, die jeder Italienreisende kennt, die Stendhal aber geflissentlich den ihm unsympathischen Florentinern zuschiebt.

so fällt einem die Nüchternheit und Beschränktheit in diesen Köpfen auf. Dafür sind freilich einige Frauen von erlesener Schönheit, ungleich schöner als die Pariserinnen[1].

28. Januar. — Mein musikalischer Instinkt ließ mich vom ersten Tage meines Hierseins an etwas Begeisterungsunfähiges in all diesen Gesichtern erkennen; und ich war am Abend keineswegs erstaunt, daß sie den „Barbier von Sevilla" so sittsam und zurückhaltend aufnahmen. Es sind etwas andere Eigenschaften, die in der Cetra Sp[ermaceutica] glänzen, einem Gedicht[2], das beim letzten Karneval in Anwesenheit derselben Personen gesungen wurde, deren Liebesabenteuer es verherrlicht. Das ist der Triumph der sinnlichen Liebe. Eine so merkwürdige Szene läßt mich fast schließen, daß Liebe aus Leidenschaft bei den Florentinern selten zu finden ist. Um so schlimmer für sie! Sie haben nur einen dürftigen Ersatz, der nur den ungeheuren Vorteil hat, nie zu Torheiten zu verleiten. Das Gedicht fängt folgendermaßen an:

---

[1] Selbst diesen Ruhmestitel hat Beyle in einem Florentiner Brief an den Baron von Mareste (18. Juli 1819) widerrufen: „Ich muß Ihnen sagen, daß ich in den vierzig Tagen, wo ich von morgens bis abends auf der Straße war und mir alle Prozessionen — Fronleichnam und San Giovanni — ansah, nicht eine einzige wirklich schöne Florentinerin erblickt habe. Meine hiesigen Schönheiten sind zwei junge Engländerinnen ... noch dazu ausdruckslose Karpfengesichter."

[2] Vgl. Correspondance, II, 171 (3. März 1820): „Es ist vom Grafen Giraud, dem kleinen Mirabeau Roms, eine Satire, die er den dreißig vornehmsten Personen von Florenz vorlas und in der er sie selbst verulkt. Die Figuren sind: Marchese Ricardi, Signora Rimbotti, moglie di Ruggeri, Torrigiani, die Jüdin Alegrina Fiazi, der hinkende Capponi, der Schweizer Kleiber, Unternehmer des Tabaksverschleißes, Bartoli, Bardi, Piero Dini, il Dottore del Rosso, la moglie di Fanchi. Das divino, divinissimo ist, daß er es ihnen selbst vorlas. Wer getroffen war, schlug die Augen nieder und so fort." Stendhals Voreingenommenheit gegen die Florentiner zeigt sich hier in dem Rückschluß aus einem lasziven Gedicht des römischen Lustspieldichters Graf Giraud auf den Florentiner Charakter, während er bei den mindestens ebenso lasziven venezianischen Dialektdichtungen Burattis keinen entsprechenden Rückschluß zieht.

„Nel di che bollono
D'amor le tresche
Sotto le tuniche
Carnovalesche;

Nume d'Arcadia,
Io non t'invoco,
Che i versi abbondano
Ben d'altro fuoco.

Sul Pindo piangono
Le nove Ancelle
Che teco vivono
Sempre zitelle[1]...

Ich rate dem Reisenden, sich dies reizende Gedicht zu verschaffen und sich in den Cascinen oder im Theater die Damen zeigen zu lassen, die der ersten Vorlesung beiwohnten und die das Gedicht des Grafen Giraud lang und breit nennt. Ich wage nicht zu sagen, warum diese Damen kürzlich vom Großherzog Ferdinand III. Hausarrest erhielten. Die Kehrseite solcher sozialer Gewohnheiten, die meines Erachtens dem Glücke wenig förderlich sind, ist die große Macht der Pfaffen. Über kurz oder lang wird hier kein Mensch mehr ohne Beichtzettel auskommen. Die starken Geister wundern sich hierzulande noch heute über die Kühnheiten, die Dante sich vor fünfhundert Jahren gegen das Papsttum erlaubte. Die Florentiner Liberalen erscheinen mir wie manche englische Peers, die im übrigen sehr ehrbare Leute sind, sich aber allen Ernstes berechtigt glauben, die übrige Nation in ihrem Interesse zu beherrschen (Korngesetze). Ich hätte diesen Mißgriff verstanden, bevor Amerika gezeigt hat, daß man auch ohne Aristokratie leben kann. Die hiesige ist übrigens sehr sanft; was gibt es auch Schöneres, als die Vorteile der Selbstsucht mit den Freuden des Edelmutes zu paaren! Die Florentiner Liberalen scheinen zu glauben, daß ein Adliger andere Rechte hat als ein schlichter Bürgersmann, und würden gerne Gesetze bewilligen, um die Starken zu schützen ...

[1] Deutsch s. Anm. 15 am Schluß des Bandes.

Vor der Porta di Livorno sitzend, wo ich manche Stunde verbringe, sah ich bei den Frauen vom Lande sehr schöne Augen; doch in diesen Gesichtern liegt nichts von der sanften Wollust und der Leidenschaftsfähigkeit der Lombardinnen. Nie findet man in Toskana den Ausdruck der Begeisterung, dagegen Geist, Stolz, Verstand, etwas klug Herausforderndes. Nichts ist so schön wie der Blick der jungen Bäuerinnen, denen der kleine Männerhut mit der nickenden schwarzen Feder so gut steht. Doch diese lebhaften, durchdringenden Augen scheinen mehr geneigt, einen zu kritisieren, als zu lieben. Stets lese ich in ihnen den Gedanken an Vernunft, und nie die Möglichkeit, Liebestorheiten zu begehen.

Die toskanischen Bauern bilden, des bin ich sicher, die eigenartigste und klügste Bevölkerung von ganz Italien. In ihrem Stande sind sie vielleicht die Kultiviertesten auf Erden. In ihren Augen ist die Religion weniger ein Glaube als eine soziale Konvenienz, gegen die zu verstoßen *unmanierlich* wäre; und die Höllenfurcht ist ihnen unbekannt. Auf der *moralischen Stufenleiter* stehen sie weit über den bornierten Spießbürgern mit 4000 Franken Rente, welche die Salons der französischen Unterpräfekten zieren; nur die Aushebung erregte bei uns nicht die gleiche Verzweiflung wie in Toskana. Die Mütter folgten ihren Söhnen mit Wehgeschrei bis in die Straßen von Florenz, ein wirklich abstoßendes Schauspiel! . . .

Die Bilder der großen Florentiner Maler[1] brachten mich auf einem anderen Wege zu den gleichen Ergebnissen über den Volkscharakter. Sicherlich sähen die Florentiner des Masaccio und Ghirlandajo verrückt aus, wenn sie heute das große Café am Domplatz beträten. Doch mit den Gestalten von Paul Veronese oder Tintoretto verglichen, haben sie schon etwas Nüchternes, Beschränktes, Vernünftiges, einen Zug

[1] Ich unterdrücke alle Gemäldebeschreibungen. Der Präsident de Brosses hat es in seinen „Lettres d'Italie" (II, 11—67) hundertmal besser gemacht. Der gute Geschmack dieses Zeitgenossen [und Gegners] von Voltaire verwundert mich immer. (Stendhal.)

zur Konvenienz, kurz etwas Begeisterungsunfähiges. Sie sind der wirklichen Zivilisation viel näher und dem, was mein Interesse am Menschen wachruft, ungleich ferner. Bernardino Luini, der große Mailänder Maler (man entsinnt sich seiner Fresken in Sarona) ist gewiß sehr kalt; doch neben den verständigen Gestalten der Fresken in der Annunziata, dem Hauptwerk Andrea del Sartos, erscheinen sie wie kleine Werthers. Auf daß Italien alle Gegensätze beherberge, hat der Himmel ihm eine Stadt ohne jegliche Leidenschaft gegeben; das ist Florenz. Umsonst suche ich in der Geschichte des letzten Jahrhunderts einen Zug von Leidenschaft, dessen Schauplatz Toskana war. Man impfe diesen Menschen etwas Wahnsinn ein, und man hat wieder Leute wie Pietro Marenghi, die hinter feindlichen Schiffen einherschwimmen, um sie in Brand zu setzen[1]. Wer hätte im Jahre 1815 gedacht, daß die Griechen, die so geschmeidig, so unterwürfig gegen die Türken waren, sich zu Helden auswachsen würden?

Mailand ist eine runde Stadt ohne Fluß, inmitten einer flachen Niederung, die von hundert Wasserläufen durchschnitten wird. Florenz dagegen ist in einem ziemlich engen, von kahlen Bergen eingefaßten Tal erbaut und tritt im Süden dicht an die begrenzenden Höhen heran. In der Anlage der Straßen ähnelt es Paris und liegt am Arno wie dieses an der Seine. Auch die Richtung beider Flüsse ist ostwestlich. Der Arno wird durch ein Mühlenwehr gestaut, so daß er unter den Brücken von Florenz wie ein Strom dahinfließt. Steigt man zu den Pittigärten am Südufer hinan und umgeht von dort die Mauern bis zur Straße nach Arezzo, so bekommt man einen Begriff von der Unzahl kleiner Höhen, aus denen Toskana besteht; sie sind mit Ölbäumen, Weingärten und kleinen Getreidefeldern bebaut wie ein Garten. In der Tat entspricht der Ackerbau dem friedlichen, sparsamen Geist der Toskaner. Wie auf den Bildern Peruginos und den ältesten Bildern Raffaels ist die Perspektive oft durch dunklen Baumschlag begrenzt, der sich vom reinen Himmelsblau absetzt.

[1] S. S. 177.

Die berühmten Cascinen, die Promenade der vornehmen Welt, liegen wie die Champs Elysées. Was mir an ihnen mißfällt, ist, daß sie von Russen und Engländern wimmeln. Florenz ist nur noch ein Museum voller Fremden, die ihre Gewohnheiten mitbringen. Die englische Kasteneinteilung und deren ängstliche Beachtung sind der Anlaß zu hundert Anekdoten. So rächt sich der arme Florentiner Adel für ihren Luxus, wenn er sich allabendlich bei der Gräfin von Albany, der Witwe des Prätendenten und Freundin Alfieris, einfindet[1].

Der Freundlichkeit eines Mönches von San Marco verdanke ich den Anblick der herrlichen Fresken, die Fra Angelico an den Wänden seiner Zelle hinterließ. Dieser geniale Mann malte vier Jahre lang aus christlicher Demut nicht und griff nur auf Geheiß seiner Oberen wieder zum Pinsel. Vor vierzehn Tagen malte ein junger deutscher Maler, den ich kenne, den Studienkopf einer hübschen jungen Strohhutflechterin. Er ist vierzig Jahre alt und sehr zurückhaltend; überdies fanden die Sitzungen im Beisein der ganzen Familie statt, die hochbeglückt war, zu ihrem kargen Einkommen ein paar Paoli hinzuzuverdienen. Diese Sitzungen erregten Anstoß beim Pfarrer. „Wenn das Mädchen so fortfährt, werde ich sie entehren, indem ich sie bei meiner Predigt mit Namen nenne.“ So etwas würde man im Kirchenstaat nicht wagen; das sind die herben Früchte der grenzenlosen Geduld und der Selbstsucht ...

Ich fühle, daß mein Herz der Kunst Bolognas untreu wird. Indem ich nichts als Dante lese und mit Liebe lese, denke ich nur noch an die Menschen des Trecento, die so schlicht erhaben waren durch die Kraft der Leidenschaften und ihren Geist. Die Eleganz der Bologneser

[1] Sie war die Tochter des Prinzen Gustav Adolf von Stolberg-Geldern und seit 1772 Gattin des 1788 gestorbenen Prätendenten Karl Eduard Stuart (Großsohns des 1688 gestürzten Königs Jakob II. von England), von dem sie sich 1780 trennte. Geboren 1753, starb sie 1824 in Florenz. Näheres bei Alfred v. Reumont in der ihr gewidmeten Monographie, Berlin 1860, 2 Bde.

Schule, die griechische, unitalienische Schönheit der Köpfe Guido Renis beginnt mich zu ärgern wie eine Art von Entweihung. Ich kann es mir nicht verhehlen; ich liebe das italienische Mittelalter.

29. Januar. — Florenz besitzt vier schöne Arnobrücken in ungefähr gleichem Abstand, die mit den Kais und dem Hügel im Süden, dessen schwarze Zypressen sich gegen den blauen Himmel absetzen, ein wundervolles Ganzes bilden, weniger großartig, doch viel schöner als die Umgebung der berühmten Augustusbrücke in Dresden. Die zweite Arnobrücke flußabwärts ist mit Goldschmiedbuden bedeckt. Auf ihr traf ich einen jüdischen Steinschneider, mit dem ich fast ins Wasser gefallen wäre. Nathan ist begeistert für seinen Glauben und geht erstaunlich weit in seiner friedlichen Philosophie und der sehr nützlichen Kunst, für alle Dinge wenig zu zahlen. Wir sahen uns mit großer Freude wieder. Um sich nicht von mir zu trennen, führte er mich augenblicklich als angeblichen Geschäftsteilhaber zu jemand, dem er eine ausgezeichnete, von Pickler geschnittene Gemme für zehn Louisdors verkaufte. Das Geschäft währte dreiviertel Stunden; es kam mir kurz vor. Außer der Nennung des Preises fiel dabei kein Wort, das ein Franzose in solchem Falle gebraucht hätte. Ein Italiener, der einen Ring kauft, denkt dabei an das Sammeln für seine Nachkommen. Ersteht er einen Stich für 30 Franken, so gibt er weitere 50 Franken aus, um ihn seinen Erben in würdigem Rahmen zu hinterlassen. Die Italiener wissen noch nicht, daß alles, was ein Reicher besitzt, ihn nicht um zehn Jahre überlebt. Die meisten Landhäuser, in denen ich empfangen wurde, waren seit hundert bis zweihundert Jahren in der Familie. In Paris sagte mir der Baron S... beim Ankauf eines seltenen Buches: „Es wird in meinem Nachlaß für 50 Franken versteigert werden."

Nathan führte mich heute abend in eine Gesellschaft reicher Kaufleute, unter dem Vorwand, mir ein hübsches Marionettentheater zu zeigen, das eine genaue Kopie des Scalatheaters ist... Gespielt wurde eine freie, reizende Komödie, eine Abkürzung von Machiavells

„Mandragola", worauf die Marionetten ein kleines, sehr graziöses Ballett tanzten. Mehr als diese Aufführung begeisterte mich die Anmut und der Geist der Unterhaltung, der Ton ungezwungener Höflichkeit, womit mich diese Florentiner aufnahmen. Welcher Unterschied gegen Bologna! Hier siegt die Neugier an einem neuen Gesichte sofort über das Interesse am Liebhaber. Hat man nicht später Zeit genug, mit diesem zu reden?

Heute abend sah ich die Vernunft durch alle Vorzüge einer langen Lebenserfahrung geziert. Urbanität und Lebensart glänzten in der Unterhaltung mehr als Natürlichkeit und Lebhaftigkeit, und die plötzlichen Einfälle waren ziemlich selten und maßvoll ... Bisher sprach ich nur schlecht von den Florentinern, so wie Cosimo III. und Leopold sie gebildet haben. Doch ich will gegen ihre liebenswürdigen Eigenschaften nicht blind sein. Sie wären in Paris sehr angebracht, wogegen die Bologneser Liebenswürdigkeit dort als Verrücktheit erschiene oder durch ihre Ungeniertheit verletzte ... Ich bemerkte in der großen Gesellschaft fünf bis sechs ganz hübsche Frauen, die aber viel zu verständig dreinschauten, um in meinen Augen Frauen zu sein; bei so viel Verständigkeit kann man nur das Materielle in der Liebe verstehen.

Ich vergaß, daß ich mir heute früh eine Sediola nahm, um die berühmte Certosa bei Florenz zu besuchen. Sie liegt auf einem Hügel an der Straße nach Rom; auf den ersten Blick erscheint sie wie ein Palast oder eine gotische Burg. Das Ganze ist imposant, doch der Eindruck ganz anders als bei der Grande Chartreuse (bei Grenoble). Nichts Heiliges und Erhabenes, nichts, was die Seele erhöbe und den Glauben verehrungswürdig machte; es ist eher eine Satire. Man denkt an die Aufhäufung so vieler Schätze, um achtzehn Fakiren das Vergnügen zu machen, sich zu kasteien. Einfacher wäre es, sie in einen Kerker zu werfen und diese Kartause zum Zentralgefängnis von Toskana zu machen. Auch dann käme man wohl mit achtzehn Insassen aus; denn ich halte die Toskaner für so gute Rechner und für so leidenschaftslos, daß sie nicht auf Abwege geraten können.

Ein armer Diener aus Korsika, namens Cosimo, hat kürzlich ganz Florenz in Aufregung versetzt. Er erfuhr, daß seine Schwester, die er seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen, sich in den Bergen Korsikas von einem Manne hatte verführen lassen, der zu einer feindlichen Familie gehörte, und daß sie mit ihm das Weite gesucht hatte. Nachdem Cosimo die Angelegenheiten seines Herrn ins Reine gebracht hatte, ging er in ein Wäldchen eine Meile von hier und erschoß sich. Durchaus Vernünftiges gibt den Künsten keine Anregung; ich schätze einen verständigen Republikaner der Vereinigten Staaten hoch, vergesse ihn jedoch nach wenigen Tagen für immer. Er ist für mich kein Mensch, sondern ein Ding. Den armen Cosimo vergesse ich nie; ist diese Unvernunft nur mir zu eigen? Bei den verständigen Toskanern finde ich nichts zu loben noch zu tadeln. Zum Beispiel macht ihr Herz keinen Unterschied zwischen dem Recht auf Freiheit und der Toleranz eines durch Verbannung gewitzigten Fürsten (Ferdinand III.), der sie tun läßt, was ihnen gefällt, nachdem er mit fünftausend Tendenzprozessen wegen Jakobinertums begonnen hatte (so sagt man wenigstens)[1].

Der toskanische Bürger ist von schüchternem Geist; er genießt Ruhm und Behagen, arbeitet, um reich zu werden und sich etwas aufzuklären, denkt aber nicht im mindesten an eine Beteiligung an der Regierung. Schon der Gedanke, sich noch etwas anderem als seinem kleinen Vermögen widmen zu müssen, flößt ihm furchtbare Angst ein, und die fremden Völker, die sich mit Politik befassen, erscheinen ihm als Narren.

Die Toskaner verkörpern für mich den Zustand des europäischen Bürgertums nach dem Aufhören der mittelalterlichen Gewalttaten. Sie diskutieren über die Sprache und den Preis des Öles und fürchten im übrigen jede öffentliche Unruhe, auch die, welche die Freiheit

[1] Ferdinand III. (1769—1824), zweiter Sohn des Kaisers Leopold II., folgte diesem 1790 als Großherzog von Toskana, wurde 1799 von den Franzosen vertrieben und kehrte 1814 zurück.

herbeiführen könnte, so sehr, daß, wenn ein neuer Cola di Rienzi sie aufwiegelte, sie wahrscheinlich gegen ihn kämpfen und den heutigen Despotismus unterstützen würden ... Solchen Leuten darf man getrost sagen: Gaudeant bene nati. Vielleicht würde der größte Teil Europas in der gleichen Starre liegen, wenn wir eine so einschläfernde Regierung gehabt hätten wie Toskana.

Ferdinand III. hat eingesehen, daß er weder Soldaten noch Höflinge genug besaß, um inmitten des öffentlichen Hasses zu leben. So lebt er denn als Biedermann, und man begegnet ihm allein auf den Straßen von Florenz. Alljährlich kauft er für 30000 Franken Gemälde von den schlechten Malern, die ihm die öffentliche Meinung bezeichnet, und alljährlich zwei neue Landgüter. Erhält der Himmel diesen verständigen Mann seinem Lande noch eine Weile, so wird er seinen Untertanen schließlich vorschlagen, sie umsonst zu regieren. Man lobt seine Gattin, eine sächsische Prinzessin, und deren Schwester, die den Kronprinzen geheiratet hat, in den höchsten Tönen. Gäbe es in den kleinen toskanischen Städten keine Pfaffen und keine Intrigen, so lebte man dort sehr glücklich; denn das Volk wählt seine Bürgermeister und Stadtbeamten (anziani) selbst. Doch das alles ist reine Formsache, etwa wie die Aufforderung des Kaisers Leopold an den Senat von Mailand (1790), über die Wohlfahrt des Landes zu beraten!

Die Marschallin von Rochefort sagte zu dem berühmten Duclos: „Um Ihre Seligkeit ist mir nicht bange. Brot, Butter und das erste beste Frauenzimmer, und Sie sind glücklich." Zieht der Leser ein solches Glück dem leidenschaftlichen, unvernünftigen Unglück eines Rousseau oder Lord Byron vor, dieses englischen Rousseau, der abwechselnd Dandy, Verrückter und großer Dichter war[1]?

Nathan bestätigt alle meine Wahrnehmungen über den Florentiner Charakter, dem er sehr beistimmt. Er hat solche Angst vor dem

[1] S. seinen Besuch bei Bruder Paolo aus Ivrea, einem Franziskaner in Athen. (H. Lauvergne, „Souvenirs de la Grèce ... de 1825", Paris 1826.) (Stendhal.)

Schicksal, daß er jede Leidenschaft als Unglück betrachtet; nur die Jagdpassion nimmt er zur Not aus. Er ist ein großer Anhänger jener Lehre, die mir Don Pedro Lormea[1] in Hamburg predigte: allen Menschen höflich und heiter Rede stehen, im übrigen ihre Worte als eitles Geräusch betrachten und nicht dulden, daß sie den geringsten Einfluß auf unser Inneres haben, außer bei drohender Gefahr, z. B.: „Achtung, ein durchgehendes Pferd!" Für einen Busenfreund, wenn man einen solchen zu haben glaubt, kann man die Ausnahme machen, seine Ratschläge niederzuschreiben und sie nach Jahr und Tag zu prüfen.

In der Certosa legte man mir das Fremdenbuch vor, in das die meisten Besucher irgendeine Albernheit schreiben. Wie groß war mein Erstaunen, als ich in so schlechter Gesellschaft ein erhabenes Sonett über den Tod fand. Ich las es wohl zehnmal. Heute abend, als ich von meiner Entdeckung sprach, lachte mir alles ins Gesicht: „Was? Sie kennen das Sonett von Monti über den Tod nicht?" Ich setzte im stillen hinzu: „Kein Reisender soll sich einbilden, daß er mit der Literatur eines Nachbarlandes vertraut ist."

LA MORTE

Morte, che sei tu mai? Primo dei danni
L'alma vile e la rea ti crede e teme;
E vendetta del ciel scendi ai tiranni,
Che il vigile tuo braccio incalza e preme.

Ma l'infelice, a cui de' lunghi affanni
Grave è l'incarco, e morta in cor la speme
Quel ferro implora troncator degli anni,
E vide al appressar dell' ore estreme.

Fra la polve die Marte, e le vicende
Ti sfida il forte che ne' rischi indura;
E il saggio senza impallidir ti attende.

Morte, che se' tu dunque? Un ombra oscura,
Un bene, un male, che diversa prende
Dagli affetti dell uom forma e natura[2].

[1] Über diesen s. S. 69.

[2] Deutsch s. Anm. 16 am Schluß des Bandes.

Volterra

31. Januar. — Wie alle Städte des alten Etrurien, deren wahrhaft freiheitliche Kultur das aufstrebende Rom zerstörte, liegt Volterra auf der Spitze eines hohen Hügels. Ich fand den „Nationalstolz" des Örtchens sehr aufgebracht über den Aufsatz eines Genfer Reisenden, Lullin de Chateauvieux[1], der behauptet hatte, die Malaria dezimierte die Bevölkerung von Volterra alljährlich ... Auch hätte er sich bei den Ausfuhrzahlen der in Toskana angefertigten Strohhüte um Millionen verrechnet. „Findet Ihr nicht," sagte ich zu ihnen, „daß es eine Ehre für Italien ist, wenn wir Nordländer alljährlich acht bis zehn Bücher über Euer schönes Land drucken? Grund zu Ärger wäre doch nur, wenn man gar nicht von Euch spräche und Volterra wie Nürnberg behandelt würde." Ich besichtigte die Zyklopenmauern, das Ziel meiner Reise, und eine Unzahl kleiner Alabasterurnen. Den Abend verbrachte ich sehr interessant im Kloster der Scolopimönche. Wer hätte mir das vor drei Monaten gesagt? ...

Castel Fiorentino

1. Februar, 2 Uhr früh. — Gestern abend, als ich von Volterra zurückkehrte, machte ich in diesem Dorf ein paar Meilen von Florenz halt. Ich hatte das kleinste, magerste und geschwindeste Pferd vor meiner Sediola; doch ich mäßigte sein Ungestüm, so daß ich gewissermaßen gezwungen war, die Gastfreiheit in einem Hause von Castel Fiorentino (zwischen Empoli und Volterra) anzurufen. Ich fand drei der hübschen toskanischen Bäuerinnen, die den Städterinnen, wie man sagt, so überlegen sind, und sieben bis acht Bauern in ihrer Gesellschaft. Ich wette eins gegen tausend, daß man nicht errät, womit

[1] Genfer Agronom und Schriftsteller (1772—1842). Das Buch, um das es sich hier handelt, waren die „Lettres écrites en 1812 et 1813 d'Italie à M. Ch. Pictet", 1816, 2 vol. Stendhals Urteil über ihn s. im Literaturverzeichnis am Schluß dieses Bandes.

diese Landleute sich die Zeit vertrieben! Sie improvisierten der Reihe nach Prosageschichten im Stile von Tausendundeine Nacht. Im Anhören dieser Geschichten verbrachte ich einen köstlichen Abend von sieben Uhr bis Mitternacht. Meine Wirte saßen zuerst am Kamin, während ich am Tische saß und aß. Sie bemerkten, daß ich zuhörte, und begannen mich anzureden. Da in diesen hübschen Geschichten stets ein Zauberer vorkam, so glaube ich, daß sie aus Arabien stammen. Die Einbildungskraft wird verblüfft durch die Kühnheit der Erfindung und bestochen durch die Frische der Erzählung. Die kühnste Märchenphantasie schafft Ereignisse, welche die wahrsten und überraschendsten Ausbrüche von Leidenschaft zeitigt ... Ein Liebhaber versteckt sich in einem Baumwipfel, um seine Geliebte zu beobachten, die in einem Teiche badet. Der Zauberer, sein Nebenbuhler, ist abwesend, merkt aber, was geschieht, an dem starken Schmerze, den ihm ein Ring verursacht. Er spricht ein Wort, und nacheinander fallen Arme, Beine und Kopf des armen Liebhabers von dem Baume, auf dem er saß, in den See. Man erzählt seine Reden an seine Geliebte und deren Antworten während dieser grausamen Prozedur, z. B. wenn er keinen Körper mehr hat und ihm nur noch der Kopf bleibt und so weiter. Diese Mischung von Tollheit und rührender Wahrheit machte mir einen reizenden Eindruck; bisweilen glaubte ich mich ins 15. Jahrhundert zurückversetzt. Der Abend schloß mit einem Tanze. Ich hatte mich bei der Unterhaltung so zurückgehalten, daß die Männer mich ohne Eifersucht bis ein Uhr mit den drei hübschen Bäuerinnen tanzen ließen. Als ich dann freilich eine Bemerkung über die Schönheit der Gegend machte, derentwegen ich gerne noch einen Tag in Castel Fiorentino bliebe, blitzte ich ab. „Die Schönheit der Gegend am 1. Februar! Der Herr will uns wohl ein Kompliment machen?" Es wäre vergebliches Bemühen gewesen, diesen Bauern die Wahrheit beizubringen, das heißt, daß es die Anmut ihres Geistes, die ungekünstelte Höflichkeit ihres Benehmens und nicht irgendeine alberne Absicht auf die Schönheit ihrer Frauen sei, was mich bei der alles durchdringenden,

schauderhaften Tramontana zwei Tage lang in einem Loche wie Castel Fiorentino festhalten könnte. Ich versuche keine Beschreibung dieses Abends; die sechs Stunden vergingen mir wie im Fluge, als hätte ich in guter Gesellschaft am Spieltisch gesessen. Meine Erlebnisse beschäftigten mich derart, daß ich keinen Moment Muße hatte, darüber nachzudenken.

Ich vergleiche diesen Abend mit dem ersten Abend in der Scala, als ich nach Mailand kam; eine leidenschaftliche Freude ließ meine Seele überschwellen und erschöpfte sie; mein Geist suchte, so gut er vermochte, jede Schattierung von Glück und Lust festzuhalten. Hier war alles unverhoffte geistige Freude ohne Anstrengung, ohne Angst, etwas zu verlieren, ohne Herzklopfen; es war ein himmlischer Genuß. Ich rate den Reisenden, sich in den toskanischen Dörfern als Italiener aus der Lombardei auszugeben. Die Toskaner merken sofort, daß ich sehr schlecht spreche; doch da es mir nicht an Worten fehlt, so glauben sie mir in ihrem Nationalhochmut gegen alles, was nicht Toscanella favella ist, daß ich aus Como sei. Ich stelle mich freilich bloß; es wäre sehr peinlich, wenn ich einem Lombarden gegenüber stände; doch das gehört zu den „Gefahren meines Standes", wie der kluge Ulysses Grillus sagt, den Circe in ein Schwein verwandelt[1]. Die Gegenwart eines Franzosen gäbe der Unterhaltung eine ganz andere Wendung. Meine Landsleute werden in ihrem Nationalstolz nun wahrscheinlich sagen, daß ich an der fixen Idee litte, alles Italienische zu bewundern; aber ich wäre mir selbst untreu, wenn ich nicht alles sagte, was mir als wahr erscheint. Ich wohne seit sechs Jahren in diesem Lande, das der Mann mit dem Nationalstolz vielleicht nie gesehen hat. Nach dieser langen Vorrede gestatte ich mir diese furchtbare Ketzerei: der toskanische Bauer besitzt viel mehr Geist als der französische. Überhaupt hat der italienische Bauer vom Himmel bei weitem mehr starkes und tiefes Empfinden empfangen, mit anderen Worten viel mehr Energie in der Leidenschaft.

[1] Fénélon, Dialogues.

Dafür besitzt der französische Bauer viel mehr Gutmütigkeit und jenen gesunden Verstand, der sich den gewöhnlichen Lebensumständen so trefflich anpaßt. Die tausend Franken, die der Bauer von Brie in einer Bank oder in einer Hypothek angelegt hat, geben ihm ein Gefühl der Sicherheit. Für den italienischen Bauern dagegen sind tausend Franken, die er anders als in Grundbesitz angelegt hat, ein Gegenstand schlimmster Besorgnis, ausgenommen in Toskana, Piemont und der Umgebung von Mailand sowie in der Republik Genua, wo der Boden so unfruchtbar ist, daß er seine Bewohner nicht nährt, und infolgedessen jedermann Handel treibt . . .

Siena

2. Februar. — Wie groß war meine Freude, als ich heute morgen bei der Rückkehr nach Florenz einen meiner Mailänder Bekannten im Café traf! Er reist nach Neapel zur Eröffnung des Theaters San Carlo, das vor zwei Jahren abgebrannt ist und von Barbaja neu erbaut wurde. Er bietet mir einen Platz in seiner Kalesche an; dieser Vorschlag wirft alle meine vernünftigen Reisepläne um; ich sage zu; denn schließlich reise ich nicht, um Italien kennen zu lernen, sondern um zu genießen. Ich glaube, der Hauptgrund war der, daß mein Freund Mailändisch sprach; die arabische Härte des Florentinischen dörrt mir das Herz; und wenn er mit mir von Mailand redet (di nostre cose di Milano), so schwillt meine Seele über von Heiterkeit und ruhigem Glück. Diese offenherzige Unterhaltung trübt nie der Schatten einer Unwahrheit, nie die Furcht vor Lächerlichkeit. Ich sah den liebenswürdigen Mailänder vielleicht zehnmal im Leben; und doch erscheint er mir wie ein Busenfreund.

Wir haben in Siena nur zehn Minuten gerastet, um den Dom zu besichtigen, über den ich mir kein Urteil erlaube. Ich schreibe im Wagen; wir fahren langsam inmitten einer Kette kleiner vulkanischer

Hügel, so häßlich wie möglich. Hin und wieder kommen wir durch eine kleine Niederung, die ein stinkendes Wasser verpestet. Nichts stimmt so philosophisch wie eine öde Landstraße ...

Torrinieri

3. Februar. — Wir speisten gestern in Buonconvento zur Nacht. Der Wagen bedurfte glücklicherweise einer Reparatur; ich verließ meinen Bekannten und freundete mich mit einem jungen Landgeistlichen an. Ich habe eine Stunde lang intim mit ihm geplaudert. Bald schalt er die Franzosen seines geistlichen Gewandes wegen; bald lobte er infolge seines Geistes (der vernünftig und exakt ist nach Florentiner Art) die vernünftige, starke, strenge französische Regierung, die über das arme Italien des 16. Jahrhunderts die Segnungen der Zivilisation des 19. Jahrhunderts ausgeschüttet hat. Dank Napoleons Regierung übersprang Italien mit einem Satze drei Jahrhunderte der Entwickelung. Die Engländer führen jetzt auf den Inseln im Stillen Ozean, die sie entdecken, die Kuhpockenimpfung ein: das gleiche taten die Franzosen in Italien.

Die kaiserliche Verwaltung, die in Frankreich die Aufklärung oft unterdrückte, hat in Italien die Verkehrtheit nur eben gestreift. Daher der ungeheure, gerechte Unterschied zwischen der Popularität Napoleons in Italien und in Frankreich ... Bei phantasiereichen Bevölkerungen wie in Bologna, Brescia, Reggio sah die Jugend nicht ein, daß die Einführung der geringsten Neuerung Reibungen verursacht; zudem waren ihr die Köpfe durch Rousseaus unmögliche Utopien verdreht. Sie schalt also laut auf Napoleon, ohne recht zu erkennen, worin sein Landesverrat lag und weshalb er Sankt Helena verdient hatte. In Florenz hingegen, wo man nur die Wirklichkeit sieht, stand Napoleons System in höchstem Glanze. Ich ging mit dem jungen Geistlichen alle Zweige der Verwaltung durch. Die schikanöse Kleinlichkeit der französischen Regierung trat nur in der Zollverwaltung

zutage. Dagegen folgte unser bürgerliches Gesetzbuch unmittelbar auf die drakonischen Gesetze Karls V. und Philipps II.

Der Leser ahnt nicht, von welchen Absurditäten wir Italien geheilt haben. „Zum Beispiel", sagte mein junger Pfarrer, „war es Anno 1796 noch eine Gottlosigkeit, in den Tälern des Apennin, wo im Monat zwei, drei Gewitter niedergehen, einen Blitzableiter auf das Dach zu setzen; das hieß sich Gottes Fügung widersetzen. Nun aber liebt der Italiener die Architektur seines Hauses über alles; nächst der Musik geht ihm die Baukunst am meisten zu Herzen. Ein Italiener bleibt eine Viertelstunde in Bewunderung vor einer schönen Tür stehen, die man in einem neuen Hause baut. Ich verstehe, warum. In Vicenza zum Beispiel kann die boshafte Dummheit des österreichischen Platzkommandanten und des Polizeikommissars die Meisterwerke Palladios nicht zerstören, noch kann sie verhindern, daß man davon spricht" ...

Mein junger Geistlicher zeigte mir bei schönstem Mondenschein die fernen Trümmer mehrerer altetruskischer Städte, die stets auf der Spitze von Anhöhen erbaut waren. Ein heißer Wind weht; friedliche Eindrücke in dieser schönen Nacht. Um zwei Uhr morgens fahren wir weiter. Ich fühle eine Empörung gegen die Römer, die ohne anderes Recht als ihren wilden Mut die etruskischen Republiken zerstörten, die ihnen in Dingen der Kunst, in Wohlstand und in der Kunst, glücklich zu sein, so weit überlegen waren ... Das ist, als ob zwanzig Kosakenregimenter die Boulevards plünderten und Paris zerstörten; das wäre noch für die Menschen ein Unglück, die in tausend Jahren geboren werden; das Menschengeschlecht und die Kunst, glücklich zu sein, hätten einen Schritt rückwärts getan. —

Gestern abend in unserem Wirtshaus „Zum silbernen Löwen" speisten wir mit sieben oder acht Reisenden aus Florenz. Zur Erhöhung der Tafelfreuden wurden wir von den zwei Wirtstöchtern bedient, zwei jungen Mädchen von seltener Schönheit, die eine blond, die andere eine pikante Brünette. Bronzino hätte sie zu Modellen

für die Frauengestalten auf seinem berühmten Bilde „Die Vorhölle" nehmen können, das von der Davidschule so verachtet wird, mir aber als typisch toskanisch so gefällt[1]. In Italien ist jede Stadt so stolz auf ihre Frauen wie auf ihre großen Dichter. Nachdem unsere Tischgenossen die edlen Züge der beiden jungen Landmädchen bewundert hatten, entstand ein lebhafter Wettstreit über die Mailänder und Florentiner Schönheit. „Was können Sie den Damen Pazzi, Corsini, Nencini, Mozzi vorziehen?" — „Frau Centolini über alle!" rief ein Neapolitaner. — „Frau Florenzi ist vielleicht schöner als Frau Agosti", sagte ein Bologneser. Ich weiß nicht, warum es wenig zartfühlend wäre, den Rest dieser Unterhaltung niederzuschreiben. Nichts war dezenter; wir sprachen wie Bildhauer.

Während der ganzen Mahlzeit neckten wir uns lebhaft mit den hübschen Mädchen, die uns bedienten. Sie antworteten auf diese Neckereien oft mit alten toskanischen Sprichwörtern oder mit Versen. Die Töchter eines wohlhabenden Wirtes sind hier viel weniger von der Gesellschaft geschieden wie in Frankreich; niemand in Italien hat je daran gedacht, die Sitten eines prunkvollen Hofes zu kopieren. Erscheint Ferdinand III. inmitten seiner Untertanen, so macht er keinen anderen Eindruck als ein sehr reicher Privatmann, und folglich als

[1] Dies Bild befand sich früher in Santa Croce, ist aber jetzt nach den Uffizien überführt worden, weil es in einer Kirche anstößig war. Die Priester haben recht; trotzdem hat es zweihundert Jahre lang in Santa Croce keinen Anstoß erregt. Die Schicklichkeit macht Fortschritte und mit ihr die Langeweile. (Stendhal.) — Im „Journal d'Italie" (Paris 1911, S. 200f.) bewundert Beyle dies Bild in den höchsten Tönen. „Ich war fast bis zu Tränen gerührt, und beim Niederschreiben dieser Zeilen sind sie mir wieder nahe. Ich sah nie etwas gleich Schönes. Alle Figuren sind reizend und deutlich, nichts verwischt. Nie hat mir die Malerei solchen Genuß bereitet. Trotzdem ich halbtot vor Müdigkeit war und meine zu engen neuen Stiefel mir Pein bereiteten, vergaß ich dies angesichts des Bildes." Hierzu sagt Paul Arbelet, der Herausgeber des „Journal d'Italie": „Beyles Bewunderung darf uns nicht überraschen. Es war der Zeitgeschmack. Mallet (in seiner Italienreise von 1815 [Paris 1817]) nennt dies Bild ein Meisterwerk, das alle anderen vergessen macht."

ein vielleicht glücklicher Mensch. Man erwägt das Maß seines Glückes, die Schönheit seiner Frau und so weiter. Kein Mensch kommt auf den Einfall, sein Benehmen nachzuahmen.

Acquapendente

4. Februar. — Ich sah sieben bis acht schöne Bilder der altflorentiner Schule. Ich gestehe, mich rührt die Naturtreue bei Ghirlandajo und seinen Zeitgenossen, vor dem Eindringen der idealen Schönheit. Aus der gleichen wunderlichen Neigung liebe ich Massinger, Ford und die anderen altenglischen Dramatiker und Zeitgenossen Shakespeares. Das Ideal ist ein mächtiger Balsam, der die Kraft eines Genius verdoppelt und die Schwachen tötet.

Bolsena

5. Februar, während einer langen Bergfahrt[1]. — Mein Reisegefährte schläft neben mir; er hat mir eben die Anekdoten erzählt, die in Venedig und Mailand im Schwange sind.

Der dicke Marchese Filorusso[2], berühmt durch Burattis „Elefanteïde", deren Held er zugleich mit einem Elefanten ist, wurde kürzlich

[1] In seinem „Journal d'Italie" (Paris 1911, S. 226) erzählt Stendhal noch folgende, in seinem Buch fortgelassene Anekdote über die Fahrt nach Rom: „Der Postillion erzählte uns von einem Überfall, der vorgestern auf demselben Wege passiert war. Die letzte Post nach Rom, für die ich keinen Platz mehr bekommen hatte, war angefallen worden. Die Räuber hatten den Postillion und die Reisenden gezwungen, sich mit dem Gesicht auf den Boden zu legen, hatten sie geschlagen und ihnen 200 Louisdors geraubt. Die Einleitung dieses Überfalls war eigentümlich. Einer der Räuber hatte sich für tot mitten auf die Straße gelegt; der Postillion beachtete ihn nicht und fuhr weiter. Hundert Schritt danach wurde er von Bewaffneten angehalten, die ihn fragten, ob er wisse, warum der Mann getötet worden sei. Als er antwortete, schüchterten sie ihn ein, spannten die Pferde aus usw. Der angebliche Tote kam ihnen bald nach."

[2] Deckname für den Marchese Marucci, einen reichen, in Venedig lebenden Russen und angeblichen Spion Rußlands. Näheres s. Nr. 14 im Anhang dieses Bandes.

furchtbar verprügelt. Dieser Marchese, einer der aufgeblasensten Menschen, ging um zwei Uhr nachts durch die Straßen von Mailand, als er von drei Männern, die er erkannte, angefallen und grün und blau geschlagen wurde. Kaum tagte es, so begab er sich trotz eines Fieberanfalls, den er vor Schreck oder Schmerz bekommen hatte, schleunigst zum Polizeibureau, wo man ihn getreu nach den albernen Regeln des österreichischen Gesetzes fragte: „Haben Euer Exzellenz Zeugen?" — „Jawohl, ich habe meinen zerbläuten Buckel", antwortete der Marchese, „und die drei Buli werden gewiß alles gestehen." Ihr Anführer war der berühmte Vellicri, der Impresario des Theaters. Zur Franzosenzeit hätte die Polizei den ehrsamen Vellicri vorgeladen und ihn gefragt, wo er sich um zwei Uhr nachts befunden hätte. Doch diese Frage ist nach österreichischem Gesetz nicht zulässig; und der verprügelte Marchese legte sich wieder zu Bette und empfing Beileidsbesuche. Jedermann lachte mit abgewandtem Kopf, außer der kleinen Gabrica, der Ursache dieser Staatsaktion. Obwohl unmäßig geizig, hält der millionenschwere Marchese diese kleine Sängerin aus. Der grimme Vellicri weigerte sich, dem hübschen Mädchen 1500 Franken zu zahlen, die er ihr offenbar schuldete; und das Gericht verurteilte ihn auf Betreiben des Marchese zur Zahlung. Aus Kummer darüber hatte Vellicri den Marchese verprügelt. Kaum war Filorusso von seinem Schrecken genesen, so dachte er an das Theater in Venedig. „Dort bin ich Herr", sagte er, „und Vellicri ist Impresario. Ich werde alle seine Opern auspfeifen lassen und ihn ruinieren." In der Tat, erzählte mein Bekannter, werden alle Opern in Vellicris Theater ausgepfiffen, und er verliert große Summen.

Derart war das Leben in Italien vor Napoleon ausgefüllt. Unter seiner Herrschaft wäre Vellicri für ein paar Jahre kaltgestellt worden, und der Marchese wäre ins Gefängnis gewandert, hätte er es sich einfallen lassen, die Theatervorstellungen zu stören. Das Komische bei der Sache ist, daß der Marchese Filorusso zur Wiederherstellung der Zustände beigetragen hat, dank denen eine Tracht Prügel ungestraft

hingeht. Während Prinas Ermordung ging er zufällig auf der Piazza San Fedele in Mailand spazieren ...

Marco Rimini[1], ein Mailänder Kaufmann, verheiratete vor etwa drei Jahren seine Tochter Laodina an einen jungen Kaufmann namens Teranza, dessen Vormund er war. Laodina hatte zwei Kinder; sie war ebenso tugendhaft und fromm wie schön. Irgend jemand zeigte sie mir auf dem Domplatz als die hübscheste unter den reichen Kaufmannsgattinnen, die nach altem Brauch noch täglich ein paar Stunden in ihrem Geschäft verweilen. Ich verfehlte nie, vor diesem Laden stehen zu bleiben; bisweilen glückte es mir, dies Engelsantlitz durch die Schals und Musseline des Schaufensters hindurch zu erblicken. Laodina war nicht groß; sie hatte blondes Haar, bescheidene Blicke und war sehr blaß. Ihr ganzer Ausdruck war ernst und zärtlich. Ungefähr seit einem halben Jahre hatte ihr Gatte sie im Verdacht, einen jungen Kaufmann namens Valterna zu lieben, den sie seit lange kannte. Der eifersüchtige Gatte verbot ihm das Betreten des Hauses, ja er ließ ihm durch zwei Buli eine Tracht Prügel geben. Schließlich bat er die Polizei, dem Valterna zu verbieten, vor seinem Fenster vorbeizugehen. Am 18. Januar, Donnerstag vor drei Wochen, ging Laodina ins Teatro della Cannobbiana, wo „Paul und Virginie" gegeben wurde. Ihr Liebhaber war im Parterre und blickte häufig zu ihrer Loge hinauf. Laodina war lustiger als sonst; nur entsann man sich, daß sie an einer Stelle des Stückes sagte: „So enden alle wahrhaft Liebenden."

Sie hatte ihre Kinder am Morgen zu ihrer Mutter geschickt. Um Mitternacht, als sie heimkehrte, bot sie ihrem Gatten ein Glas agro di cedro (eine Art Limonade) an, in das sie etwas Opium getan hatte.

[1] Die folgende Anekdote entstammt einem Ersatzblatt von 1827. (Wieder abgedruckt in Ermitage vom 15. Juni 1906 und in der Championschen Ausgabe.) Sie war als Ersatz für die vorangehende Geschichte vom Marchese Filorusso (Marucci) bestimmt. Die Namen sind Decknamen. In einem Handexemplar sind die wirklichen Namen vermerkt: der Vater Marioni, der Liebhaber Doria, die junge Frau Claodina. (Müller.)

Sie selbst trank eine vergiftete Limonade. Das Ehepaar ging zu Bett. Als Laodina ihren Mann schlafen sah, schloß sie ihn vermutlich in sein Zimmer ein und ließ ihren Liebhaber in das erste Zimmer ihrer kleinen Wohnung. Um drei Uhr früh hörten die Nachbarn einen Knall; da aber alles ruhig blieb, schliefen sie wieder ein.

Am nächsten Morgen um sechs Uhr öffnete Teranzas Schwager seinen Laden. Erstaunt, daß dieser nicht erschien, schlug er Lärm, bis Teranza erwachte. Von Eifersucht gepackt, da er seine Frau nicht im Bette fand, stieß er mit dem Fuße die Tür zu ihrem Schlafzimmer ein. Wer beschreibt sein Entsetzen, als er seine Frau und ihren Liebhaber Seite an Seite tot hingestreckt fand! Neben ihnen lagen zwei Paar Pistolen, die einen mit Zündhütchen, die andern mit Feuerstein; sie hatten die ersten benutzt. Laodina hatte sich in den Mund geschossen, aber ihr Gesicht war nicht ganz entstellt. Am Halse trug sie das Medaillon ihres Geliebten, an den Händen Ringe, die er ihr geschenkt hatte. In der linken Hand hielt sie die zweite geladene und gespannte Pistole, die sie aber nicht mehr gebraucht hatte. Teranza sagt niemand ein Wort, schließt die Tür zu und geht zur Polizei, um die Katastrophe anzuzeigen. Seine Eifersucht war bekannt; er blieb verhaftet, bis der Arzt den Selbstmord festgestellt hatte. Da die Deutschen ihren „Werther" kennen, erlaubten sie, daß die beiden Liebenden auf dem Campo scellerato beigesetzt wurden. Am übernächsten Tage wurde an ihrem Grabe eine [Trauer-] Musik gespielt.

Ihre Briefe werden wohl veröffentlicht werden. Aus ihnen ergibt sich, daß Laodina nie gegen die eheliche Treue verstoßen hat. Der grausame Kampf zwischen Liebe und Tugend hat sie in den Tod getrieben, und ihr Liebhaber wollte sie nicht überleben. Schon am 25. Oktober hatten sie diesen Entschluß gefaßt. Verschiedene häusliche Ereignisse, unter anderem der Tod von Valternas Vater, verzögerten die Katastrophe bis zum 18. Januar. In mehreren Briefen suchte Valterna seine Geliebte zu bestimmen, mit ihm zu fliehen. Sie dagegen warf ihm seinen Mangel an Mut vor. „Wenn wir fliehen," schrieb sie,

„geraten wir bei unsrer Armut ins Elend und müssen vielleicht schimpfliche Dinge tun. Lieber sterben." Man findet Laodinas Briefe bewundernswert; die ganze Lombardei redet von den Einzelheiten dieses Ereignisses.

Velletri

6. Februar. — Wir hielten uns nur drei Stunden in Rom auf. Ich sah die Kuppel der Peterskirche von fern und ging nicht hinein: ich hatte es meinem Reisegefährten versprochen. Das Kolosseum sah ich nur, weil die Straße nach Neapel dicht daran vorbeiführt. Die Kalesche hielt, und wir verbrachten zehn Minuten im Kolosseum; es ist einer der fünf oder sechs stärksten Eindrücke, die ich im Leben empfing[1]!

[10. Dezember 1816.] — Wir fuhren durch die Porta del Popolo in Rom ein. Ach, was sind wir doch leichtgläubig! Sie steht hinter den Einfahrten in die meisten Großstädte weit zurück: himmelweit hinter der Einfahrt in Paris[2] durch den Arc de triomphe. Die Pedanten hatten uns weisgemacht, daß sie schön sei: das ist das Geheimnis des Rufes der ewigen Stadt. In den Straßen wurde unser Wagen aufgehalten durch Truppen, die zur Parade marschierten: zur Feier der Erhebung des Kriegsministers zum Erzbischof. Fabius, ubi es? . . .

Durch die schönen Fenster der Paläste im Korso erblickt man im Innern Armut. Um den Römern die Sittenreinheit zu bewahren, erlaubt der Papst Theateraufführungen nur zur Karnevalszeit; im

[1] Im „Journal d'Italie" (S. 234) ist die Wirkung dieses Bauwerks noch stärker. „Es hat mich zu Tränen gerührt. Welche Männer, diese Römer! Immer nur das Nützliche, nichts ohne Grund. Als ich mitten im Kolosseum stand und die Vögel in dem Strauchwerk zwitschern hörte, das auf den obersten Geschossen wuchert, konnte ich mich der Tränen nicht enthalten." Vgl. auch „Wanderungen in Rom", 16. August 1827.

[2] Bei dem [eingeklammerten] Datum beginnen einige Zeilen von I, und es schließt sich dann der römische Aufenthalt an. In I lautet diese Wendung: „Himmelweit hinter der Einfahrt in Berlin [durch das Brandenburger Tor] und nun gar hinter der in Paris durch den Arc de triomphe."



Piazza del Popolo in Rom. Kupferstich von Domenico Pronti.

übrigen Jahr haben sie nur Holzpuppen [Marionetten] als Schauspieler. Weibliche Wesen dürfen nicht mehr auf der Bühne erscheinen, sondern an ihrer Statt Kastraten. Beim Visieren unserer Pässe läßt man uns schwören, daß wir Murat nie gedient haben; so steht es in der Schwurformel geschrieben, nicht mal: General Murat. Dergleichen gemahnt an den Capet der Revolution[1].

Wir verlassen Rom durch die Porta San Giovanni. Prächtiger Blick auf die Appische Straße, die von einer Reihe von Ruinen begleitet wird. Eigenartige Wirkung dieser Ruinen in der ungeheuren Stille und Einsamkeit der Campagna. Es ist eine herrliche Ebene ohne Spur von Anbau. Wie soll man derartige Eindrücke beschreiben? Ich verlebte drei Stunden in tiefster Ergriffenheit. Um nicht sprechen zu müssen, tat ich, als ob ich schliefe. Wäre ich allein gewesen, so hätte ich viel mehr Genuß gehabt. Die römische Campagna mit den langen Trümmerreihen ihrer Aquädukte ist für mich die erhabenste Tragödie. Ich ließ den Wagen anhalten, um zwei oder drei römische Inschriften zu lesen. In meiner leidenschaftlichen Verehrung einer echten antiken Inschrift liegt naive Schaulust. Ich könnte niederknien, um solch eine Inschrift zu lesen; selbst die Form der Buchstaben könnte ich lieben. Nichts dagegen finde ich widerlicher als eine moderne Inschrift, in der unsere ganze Kleinheit sich in Superlativen brüstet. Heute denke ich über meine gestrigen Eindrücke nach: die Fahrt durch Rom und besonders der Anblick der Campagna ist mir auf die Nerven gegangen. Bisher glaubte ich die Aristokraten zu hassen; mein Herz fühlte sich im Einklang mit meinem Kopfe. Der Bankier R... sagte mir einmal: „Sie haben einen aristokratischen Zug." Das hätte ich bisher glatt abgeschworen. Dennoch fühle ich mich jetzt von dieser Krankheit erfaßt. Versuchen, mich zu ändern, wäre Selbstbetrug: also gebe ich mich ihr mit Wonne hin.

Was ist das Ich? Ich weiß es nicht. Ich erwachte eines Tages auf dieser Welt; ich fand mich an einen Leib, einen Charakter, ein

[1] Bezeichnung Ludwigs XVI. durch den Konvent.

Schicksal gebunden. Soll ich umsonst versuchen, mich zu ändern? Und inzwischen vergessen, zu leben? Selbstbetrug. Ich unterwerfe mich meinen Fehlern. Ich unterwerfe mich meinen aristokratischen Neigungen, nachdem ich zehn Jahre lang ehrlich gegen jede Aristokratie gepredigt habe... Die Römer waren ein großes Übel für die Menschheit, eine verhängnisvolle Krankheit, die die Zivilisation der Welt aufgehalten hat. Sie zerstörten die liebenswürdigen etruskischen Republiken, und bei uns in Gallien warfen sie alles über den Haufen. Sie durften unsere Vorfahren nicht Barbaren nennen, denn diese besaßen die Freiheit. Die Römer haben den komplizierten Mechanismus erfunden, der Monarchie heißt, und das alles, um den Schändlichkeiten eines Nero und Caligula den Boden zu bereiten... Trotz so vieler Einwände ist mein Herz für die Römer. Ich sehe nicht die etruskischen Republiken noch die gallischen Sitten, die die Freiheit verbürgten; ich sehe im Gegenteil in der ganzen Weltgeschichte das römische Volk handeln und leben; — und man muß *sehen*, um zu lieben. So erkläre ich mir auch meine Begeisterung für die Überreste der römischen Größe, für Ruinen und Inschriften. Meine Schwäche geht noch weiter: ich sehe in den altchristlichen Kirchen Nachbildungen heidnischer Tempel. Als die Christen nach so vielen Jahren der Verfolgung siegten, zerstörten sie voller Wut einen Jupitertempel; doch dafür erbauten sie eine Kirche wie San Paolo fuori le mura. Sie benutzten die Säulen des zerstörten Jupitertempels; und da sie von der Kunst keine Ahnung hatten, so kopierten sie unbewußt das heidnische Gotteshaus... Auf Grund dieses Gedankenganges, der mir unbewußt kam, hege ich vielleicht Sympathie für die alten Basiliken und die kirchlichen Zeremonien. Doch sie müssen wirklich *alt* sein; sobald der heilige Dominikus und die Inquisition auftaucht, sehe ich die Albigenserkriege, die „heilsame Strenge" der Bartholomäusnacht und in natürlichem Zusammenhang die Morde in Nîmes im Jahre 1815... Und da verläßt mich mein aristokratisches Empfinden....



Grab der Horatier und Curatier in Albano. Kupferstich von Reinhart. 1795.

[8. Januar 1817[1].] — Hinter Albano, gleich hinter dem Grabe der Horazier und Curiazier, kamen wir in ein reizendes Tal. Die erste hübsche Landschaft seit Bologna und unserer lieben Lombardei. Eigenartige Lage des Palazzo Chigi; schöne Bäume; Blick aufs Meer; erhabene Landschaft; gräco-italische Architektur.

7. Februar [9. Januar 1817]. — In Terracina, in der prächtigen Herberge, die Pius VI. erbaut hat, schlägt man uns vor, mit einigen aus Neapel angekommenen Reisenden zu essen. Es sind sieben bis acht Personen; unter ihnen fällt mir ein sehr schöner, blonder, etwas kahlköpfiger Mann auf, der gegen fünfundzwanzig Jahre alt ist. Ich frage ihn nach Neuigkeiten aus Neapel, besonders über die Musik. Er antwortet mir mit klaren, glänzenden, gefälligen Ideen. Ich frage ihn, ob ich Aussicht hätte, in Neapel noch den „Othello" von Rossini zu hören; er antwortet mir mit einem Lächeln. Ich gestehe ihm, in meinen Augen sei Rossini die Hoffnung der italienischen Musik, der einzige geniale Musiker, der nicht durch den Reichtum des Orchesters, sondern durch die Schönheit der Melodien zu wirken suche. Ich sehe meinem Mann etwas Verlegenheit an; seine Reisegefährten lächeln; kurz, es ist Rossini selbst. Glücklicherweise und sehr zufällig kam ich weder auf die Trägheit noch auf die zahlreichen Plagiate dieses liebenswürdigen Genies zu sprechen.

Er sagt mir, daß man in Neapel eine andere Musik verlange als in Rom und eine andere als in Mailand. Die Komponisten werden so schlecht bezahlt. Sie müssen Italien immerfort von einem Ende bis zum anderen durcheilen, und die schönste Oper bringt ihnen keine zweitausend Franken ein. Wie er mir sagte, war der Erfolg seines „Othello" nur ein halber; er geht nach Rom, um ein „Aschenbrödel" zu komponieren, und nach Mailand, um dort die „Gazza ladra" (Diebische Elster) für die Scala zu schreiben.

Der arme geniale Mann interessiert mich lebhaft. Er ist zwar sehr heiter und ziemlich glücklich, aber welch ein Jammer, daß sich kein

[1] Hier beginnt ein umfangreiches Stück von I, durch den skizzenhaften Stil und die vorwiegende Behandlung des Musikalischen sofort auffällig.

Mensch findet, der ihm ein Jahresgehalt von zweitausend Talern aussetzt und ihn in die Lage bringt, die Stunde der Eingebung abzuwarten. Wie soll man da den Mut haben, ihm einen Vorwurf zu machen, daß er eine Oper in vierzehn Tagen schreibt? Er arbeitet an einem schlechten Tische, beim Lärm der Wirtshausküche und mit schmierender Tinte, die man ihm in einer alten Pomadenbüchse bringt. Das ist in Italien der Mann, an dem ich den meisten Geist finde; und sicherlich ahnt er das nicht, denn die Herrschaft der Pedanten ist hierzulande noch ungebrochen. Ich spreche mit Begeisterung von seiner „Italiana in Algeri" und frage ihn, ob er diese Oper oder den „Tankred" lieber möge. Er antwortet mir: „Il Matrimonio segreto." Das ist reizend, denn die „Heimliche Heirat" ist ebenso vergessen wie in Paris die Stücke von Ducis[1]. Warum erhebt er von den Theatertruppen, die seine zwanzig Opern spielen, keine Gebühren? Er macht mir klar, daß dies bei der gegenwärtigen Verwirrung nicht einmal vorgeschlagen werden könne.

Wir sitzen bis nach Mitternacht beim Tee; dies ist mein angenehmster Abend in Italien, erfüllt vom Frohsinn eines glücklichen Menschen. Endlich trenne ich mich von dem großen Komponisten mit einem Gefühl der Schwermut. Canova und er sind dank den jetzigen Regierungen alles, was Italien an Genies besitzt. Ich wiederhole mir mit traurigem Behagen die Worte Falstaffs: „There live not three great men in England; and one of them is poor and grows old[2]."

---

[1] Cimarosas „Matrimonio segreto", die erste italienische Oper, die Stendhal als Jüngling auf italienischem Boden hörte und die ihm einen tiefen Eindruck machte, ist zeitlebens eine seiner Lieblingsopern geblieben. Cimarosa starb 1801 in Neapel an den Folgen der Kerkerhaft, die er als Anhänger der Parthenopäischen Republik hatte erdulden müssen. — Die hier geschilderte erste Begegnung mit Rossini ist — wie in der Einleitung ausgeführt — fiktiv; sie sollte offenbar den Auftakt zu den musikalischen Genüssen Neapels geben.

[2] Das Zitat ist von Stendhal dem Text angepaßt und verändert. Es lautet in Shakespeares „Heinrich IV." (IV, 2): There live not three good men unhanged in England, and one of them is fat and grows old."

Capua

8. Februar [10. Januar 1817]. — Ich frage, ob ein Theater existiert. Man bejaht es, und ich eile hin. Ich habe recht getan. Man gibt die „Nozze in Campagna“, eine geistvolle Oper des kalten Guglielmi (des Sohnes des großen Komponisten). Drei bis vier arme Teufel, die am Abend acht Franken verdienen, spielten mit so viel Glut und Ensemblewirkung wie möglich.

Die Primadonna, eine große, schön gebaute pikante Brünette, sehr disinvolta, spielt und singt höchst geistvoll. Ich vergesse all meinen Groll über die Erniedrigung Roms; ich werde wieder glücklich. Der Held des Libretto, für das der Dichter dreißig Franken bekam, ist ein großer Herr, der in eine seiner Untertaninnen (so lautet der Ausdruck hierzulande) verliebt ist. Das junge Mädchen will einen Bauern heiraten, der Neapolitanisch redet. Die Sache geht schief, und er muß sich verbergen. Die zärtliche, echte, verzweifelte Eifersucht des armen Burschen erregt große Teilnahme. Alle Mundarten sind natürlich und dem Herzen näher als die Schriftsprache; ich verstehe keine zwei Worte von dieser. Ich knüpfe eine Unterhaltung mit meinen Nachbarn an, die leidenschaftlich für Napoleon schwärmen. Sie sagen, die Richter hätten angefangen, unbestechlich zu werden; von zehn Dieben wurde wenigstens einer bestraft und so weiter.

Die Oper ist um Mitternacht aus; um ein Uhr fahren wir weiter. Die Österreicher haben alle Viertelmeilen einen Wachtposten aufgestellt, zur großen Wut der Räuber, die am Verhungern sind.

Neapel

9. Februar [11. Januar]. — Großartige Einfahrt. Die breite Straße senkt sich eine Stunde lang zum Meer hinab, in den weichen Fels eingeschnitten, auf dem die Stadt erbaut ist ... Das Albergo dei Poveri (Armenhaus) ist das erste Gebäude. Das macht einen

anderen Eindruck als die vielgerühmte Bonbonschachtel in Rom, die Porta del Popolo heißt. Wir kommen zum Palazzo dei Studij[1]; wir biegen links ein und sind in der Via di Toledo. Das war ein Hauptziel meiner Reise; die bevölkertste und lustigste Straße auf Erden! ... Wir liefen fünf Stunden lang von Gasthaus zu Gasthaus; es müssen zwei- bis dreitausend Engländer hier sein; endlich komme ich im siebenten Stockwerk unter, aber gegenüber von San Carlo — und ich sehe den Vesuv und das Meer.

San Carlo ist geschlossen; wir gehen ins Teatro dei Fiorentini ... Man spielt „Paul und Virginie", eine Modeoper von Guglielmi[2]. Alle ersten Reihen sind besetzt. Ich bezahle doppelt und kriege einen Platz in der zweiten Reihe. Elegantes Publikum. Alle Logen voll, die Damen mit Schmuck behängt, denn hier ist es nicht dunkel wie in Mailand; ein Kronleuchter brennt.

Die Ouvertüre ist äußerst kompliziert. Dreißig, vierzig Motive vermengen sich und lassen einem nicht die Zeit, sie zu begreifen und nachzufühlen. Eine mühsame, nüchterne, langweilige Arbeit. Man ist bereits abgespannt, wenn der Vorhang aufgeht ... Die Dekorationen sind ebenso kläglich wie die Musik, obwohl sie sehr gefällt und andachtsvoll angehört wird. Vor beliebten Stücken erschallt mehrmals ein Pst! Die Musik ist jammervoll, stets in der gleichen Tonart; sie ist wie ein kalter Mensch, der nach Gefühl trachtet. Die Ensemblestücke genügen für den Durchschnitt der guten Gesellschaft; nichts, was verletzt, aber auch nichts für den, der die Darstellung der leidenschaftlichen Natur sucht. In den neapolitanischen Possen, wie die, welche wir in Capua sahen, liegt viel mehr Schilderung des Menschenherzens. Guglielmi wird sehr beklatscht, und die Bravorufe kommen von Herzen; das hindert aber nicht, daß diese Musik Geist ist, der Genie sein will: es ist die Tonart des Jahrhunderts. Warum kommt Guglielmi nicht nach Paris? Er würde dort einstimmig für einen großen Mann

[1] Die frühere Universität, jetzt Museum.
[2] Nach dem berühmten gleichnamigen Roman von Bernardin de Saint-Pierre.



Der Golf von Neapel. Kupferstich von Desmoulins.

erklärt werden ... Es ist Grétry redivivus, nur weniger kleinlich in der Manier. Seine Musik ist auch etwas zopfig, manchmal mit einem Anflug von Frische, wenn er Rossini zehn bis zwölf Takte stiehlt ...

12. Februar [12. Januar]. — Endlich ist der große Tag der Eröffnung von San Carlo gekommen: Aufregung, Ströme von Menschen, glänzendes Haus. Man muß sich Faustschläge und Rempeleien gefallen lassen und Gleiches mit Gleichem vergelten. Ich schwor mir zu, mich nicht zu ärgern; es ist mir gelungen, doch meine beiden Rockschöße sind futsch. Mein Parkettplatz kostete 32 Carlin (14 Franken).

Im ersten Moment glaubte ich mich in irgendeinen orientalischen Herrscherpalast entrückt. Meine Augen sind geblendet, meine Seele entzückt. Nichts ist neuer, und doch auch nichts majestätischer — zwei schwer vereinbare Dinge. Dieser erste Abend ist ganz dem Genuß gewidmet; ich habe nicht die Kraft, etwas zu kritisieren. Ich bin völlig erschöpft. Über den Anlaß des Schreckens, der die Zuschauer erfaßte, morgen mehr.

13. Februar [13. Januar]. — Das gleiche Gemisch von Respekt und Freude beim Betreten des Theaters. Es gibt nichts in Europa, was einen entfernten Begriff hiervon gäbe. Dieser Neubau des Theaters in dreihundert Tagen ist ein Staatsstreich; er kettet Fürst und Volk mehr zusammen als die Konstitution, die Sizilien gegeben wurde und die man gern auch in Neapel eingeführt sähe, das mindestens ebensoviel wert ist wie Sizilien. Ganz Neapel schwimmt in Seligkeit[1].

[20. Januar.] Ich war ebenso zufrieden mit dem Theaterraum wie entzückt vom Ballett und von der Musik. Der Zuschauerraum ist

[1] In I heißt es hier ausführlicher: „Ganz Neapel schwimmt in Patriotismus. Das beste Mittel, um sich steinigen zu lassen, wäre, daß man etwas aussetzte. Wenn von Ferdinand die Rede ist, heißt es: „Er hat San Carlo neu gebaut!" So leicht ist es, sich beim Volke beliebt zu machen! Es liegt eine anbetende Ader im Menschenherzen. Selbst ich, wenn ich an die Armseligkeit und prüde Schäbigkeit der Republiken denke, die ich sah, fühle mich ganz als Royalist."

in Gold und Silber; die Logen in tiefem Himmelblau, die Ornamente der Logenbrüstung in erhabener Arbeit: daher die Pracht. Es sind goldene Fackelbündel, mit großen Lilien dazwischen. Hin und wieder ist dieses prunkvolle Ornament von silbernen Flachreliefs — ich zählte im ganzen sechsunddreißig — unterbrochen. Die Logen sind sehr groß und ohne Vorhänge. Überall sitzen fünf bis sechs Personen in der vordersten Reihe. Ein prachtvoller Kronleuchter, von Kerzen strahlend, läßt diese Ornamente auf allen Seiten schimmern — ein Effekt, der unmöglich wäre, wenn sie nicht plastisch wären. Das Prunkvollste aber ist die große Hofloge über dem Mitteleingang; sie ruht auf zwei goldenen Palmenbäumen von natürlicher Größe; die Draperie ist von blaßroten Metallblättern; die Krone, ein veraltetes Ornament, nicht zu lächerlich. Im Gegensatz zur Pracht der großen Hofloge sind die kleinen Inkognitologen im zweiten Rang von einer Frische und Eleganz ohnegleichen. Der blaue Satin, die Goldornamente und die Spiegel sind mit einem Geschmack angeordnet, wie ich ihn nirgends in Italien sah. Das strahlende Licht, das in alle Winkel des Zuschauerraums dringt, läßt die geringsten Einzelheiten erkennen.

Die Decke ist ganz im französischen Geschmack auf Leinewand gemalt; es ist eines der größten existierenden Bilder. Nichts ist kälter als diese Malereien. [Es ist unsere französische kalkartige Bemalung, es sind unsere nüchternen Umrisse, unsere harten, nach der Antike kopierten Figuren, die Darstellung im Flachrelief, das Fehlen alles Helldunkels, unsere grellen Farben, kurz, eine reizende Kunst ohne alle ihre Reize. — Dafür gestattet die Nüchternheit ein rasches Erfassen des ganzen Apparats. Unwillkürlich muß ich an den Palazzo Barberini in Rom denken; was hätte ein Pietro da Cortona[1] aus so großen, so gut beleuchteten und so oft angeschauten Bildern gemacht!... Ein ungeheurer Vorteil der Illusionskünste ist der, daß sie nicht das natürliche Sonnenlicht haben. — Oben an der Bühnenwand zwischen den Säulen des Proszeniums befindet sich ein riesiges

[1] Er malte das große Deckengemälde im Palazzo Barberini in Rom.

silbernes Flachrelief, in der Mitte die Gestalt der Zeit, die auf einem beweglichen Zifferblatt die Stunden zeigt. Merkwürdig! Bei der heftigen Abneigung der Regierung gegen alles Französische ist diese Uhr die einzige in Neapel, die die Stunden alla francese zeigt. Was sagt der italienische Patriotismus dazu[1]?]

Ich vergaß das Entsetzen der Damen am Abend des zwölften. In der fünften oder sechsten Szene bemerkte man, daß das Theater sich unmerklich mit schwarzem Rauch mehr und mehr füllte. Um neun Uhr warf ich meine Blicke zufällig auf die Herzogin del C . . ., deren Loge neben der unseren war. Ich fand sie wachsbleich; sie neigte sich zu mir herüber und sagte im Ton tiefsten Schreckens: „O santissima madonna! Das Theater brennt. Die Leute, denen ihr Anschlag das erstemal mißglückt ist, versuchen es noch mal; was soll aus uns werden?" Sie war bildschön; besonders die Augen waren herrlich. „Signora, wenn Sie niemand Besseres haben als einen zweitägigen Bekannten, so biete ich Ihnen meinen Arm an." Sofort dachte ich an den Schwarzenbergschen Brand[2]. Während ich noch mit ihr sprach, merkte ich, daß ich selbst ängstlich wurde, aber mehr für sie als für mich. Wir saßen im dritten Rang; die Treppe war sehr steil; das Publikum begann herunterzustürzen. Während ich noch überlegte, wie man am besten entkäme, merkte ich nach ein paar Sekunden, welchen Geruch dieser Rauch hatte. „Das ist Dunst und kein Rauch", sagte ich zu meiner schönen Nachbarin: „es ist die Hitze, die den noch feuchten Saal dunsten läßt." Trotz dieser Einsicht, die allgemein war, hatte man doch große Angst; und ohne die Gegenwart des Hofes und das Gerede der anderen hätten die Logen sich im Nu geleert. Um Mitternacht machte ich mehrere Besuche; die Damen waren halbtot

[1] Das Eingeklammerte ist in III unterdrückt. — Die italienischen Uhren zeigten früher von 1 bis 24, von Sonnenuntergang an gerechnet.
[2] Im Palais des österreichischen Botschafters Fürst Schwarzenberg in Paris brach 1809 bei einem Ballfest ein furchtbarer Brand aus, dem die Tochter des Fürsten zum Opfer fiel.

vor Aufregung; sie hatten Schatten unter den Augen, waren nervös, und die Freude war zum Teufel usw.

14. Februar [6. Februar]. — Ich werde San Carlos nicht müde. Architektonische Genüsse sind so selten! Musikalische muß man hier allerdings nicht suchen: man hört nichts, obwohl die Neapolitaner schwören, sie hörten ausgezeichnet. Mein Mailänder Freund stellt mich in mehreren Logen vor; die Damen beklagen sich, zu sehr gesehen zu werden, ein unglaublicher Vorwurf! Infolge des strahlenden Lichtes sind sie fortwährend allen Blicken ausgesetzt, was durch die Anwesenheit des Hofes noch dreimal unangenehmer wird. Signora R... bedauert ehrlich das Fehlen der Vorhänge der Mailänder Scala. Der Kronleuchter zerstört die ganze Wirkung der Dekorationen, was aber kein großer Schade ist: sie sind fast ebenso schlecht wie in Paris. Ein besonderer Fehler zerstört jede Illusion: die Dekorationen sind acht bis zehn Zoll zu kurz, so daß man zwischen den Säulenbasen und Baumwurzeln immerfort Füße umhertrippeln sieht. Diese Ablenkung ist unglaublich lächerlich; die Phantasie heftet sich an die Beine und sucht zu erraten, wem sie gehören...

20. Februar[1]. Ich weiß so wenig zu schreiben, vielleicht weil Neapel eine Großstadt ist wie Paris. Ich vertrödle meine Zeit nicht, doch Gott sei Dank habe ich nichts Neues zu sagen und kann mich am Abend zu Bett legen, ohne zu arbeiten. Ich gehe zu den Empfängen der Fürstin Belmonte, der liebenswürdigen Marchesa Berio, und ich werde dort mit ausgesuchter Höflichkeit aufgenommen, wie fünfhundert Fremde vor mir und zweihundert im nächsten Jahre. Von einigen leisen Unterschieden abgesehen, ist es der gleiche Ton wie in den vornehmen Pariser Salons. Mehr Lebhaftigkeit und vor allem ein lauteres Wesen; oft ist die Unterhaltung so schreiend, daß mir die Ohren wehtun. Neapel ist Italiens einzige Großstadt...

23. Februar [8. Februar]. — Ich bin in meinem Alter ein rechter Narr, daß ich wähnte, bei einem öffentlichen Unternehmen könnte

[1] Fehlt in I.

man sein Augenmerk auf zweierlei richten. Wenn das Theater prächtig gebaut ist, so ist die Musik notwendig schlecht und umgekehrt . . .

Nur das Orchester macht mir viel Freude. Es ist taktfest; die einfallenden Instrumente setzen sicher ein. Es ist ebenso taktfest wie das Orchester des Odeon (in Paris) und spielt leichter als das Wiener; seine Pianos sind infolgedessen vorzüglich. So tief San Carlo mit seinen ärmlichen Dekorationen und Kostümen hinter der Scala zurücksteht, so viel glänzender ist sein Orchester. Die Prinzessin Belmonte macht mich darauf aufmerksam, daß in diesem glänzenden Theater die Kleider der Damen schmutzig grau und ihre Gesichter bleifarben aussehen. Man muß einem Theatersaal graue und nicht leuchtende Farben geben.

Die Italiener haben eine merkwürdige Leidenschaft für Premieren (prime sere). Die sparsamsten Leute geben vierzig Louisdor für eine Loge an Premierenabenden aus. Bei der Signora Formigini traf ich heute abend Kunstfreunde, die von Venedig gekommen sind und die morgen wieder abreisen. Geizig in kleinen Dingen, sind diese Menschen verschwenderisch im großen; es ist das Gegenteil von Frankreich, wo die Eitelkeit die Leidenschaft überwiegt . . .

27. Februar [9. Februar]. — Ich besichtigte die Gemälde des Cavaliere Ghigi in Begleitung der jungen Herzogin. — Ein seltsamer Roman, der zu heikel ist, um bei unseren Sitten geschrieben zu werden! Fürst Corvi, voller Eifersucht über die Contessina Carolina, die Mutter der Herzogin, die er nicht von ihrer Liebe zum Cavaliere P . . . abspenstig machen kann, denunziert beide dem Gatten, einem guten Kerl, der nichts davon glaubt, aber auch ihren beiden reizenden unschuldigen Töchtern von fünfzehn und sechzehn Jahren, die ihrer Mutter zärtlich zugetan sind. Die armen Dinger fassen den Entschluß, ins Kloster zu gehen. Mit ihrer Mutter wagen sie vor Verlegenheit nicht zu sprechen. Endlich fällt ihr die jüngste zu Füßen und bricht in Tränen aus. So erfährt diese die ganze Denunziation des Fürsten Corvi und den Entschluß ihrer Töchter, ins Kloster zu gehen, um nicht

mit einer Sünderin leben zu müssen. — Seltsame Lage einer Mutter, die ihren Liebhaber vergöttert und Ehrgefühl hat! Sie bewahrt so viel Geistesgegenwart, um alles zu leugnen. Diese Geschichte ist vielleicht das Schönste und Rührendste, was ich dieses Jahr erfuhr. Italien ist klein; alle Reichen kennen sich von Stadt zu Stadt. Ohnedies würde ich dreißig Geschichten erzählen und alle allgemeinen Betrachtungen über die Sitten unterdrücken; alles Allgemeine ist in diesen Dingen falsch. Wer nie gereist ist und nur die Sitten der Heimat kennt, versteht unter Anstand, Tugend, Doppelzüngigkeit Dinge, die von dem, was gemeint ist, sachlich verschieden sind.

So lernte ich in Bologna eine junge Frau Ghita[1] kennen, deren Leben einen der fesselndsten und edelsten Romane abgäbe; doch dürfte man nichts daran ändern. Welche lebendige Schilderung der heutigen Sitten Europas und der italienischen Empfindsamkeit gäbe das! Wie überlegen wäre es allen erfundenen Romanen! Wie unverhofft und naturwahr die Ereignisse! Der Fehler der Charakterkomödien ist der, daß man alles, was dem Helden passieren wird, schon voraussieht! Der Held, den Ghita liebte und vielleicht noch liebt, ist sehr gewöhnlich; der Gatte eifersüchtig im gleichen Stil; die Mutter energisch und widerlich; nur die junge Frau ist heroisch. Man könnte alle gefühlvollen Damen von Paris oder London zusammentun und bekäme doch keinen Charakter von gleicher Tiefe und Energie.

Das alles verbirgt sich unter der Maske der Einfalt und oft der Kälte. Die Energie bei manchen Frauencharakteren dieses Landes setzt mich stets in Verwunderung. Ein halbes Jahr nach einem gleichgültigen Wort ihres Liebhabers belohnen sie ihn oder rächen sich dafür; nie vergessen sie etwas aus Schwäche oder Zerstreutheit, wie in Frankreich. Eine Deutsche vergibt alles, und kraft ihrer Hingebung vergißt

[1] Vermutlich Gräfin Gherardi, die nach Arbelet („Journal d'Italie", S. 85, Anm. 1) die Geliebte Murats gewesen war. Der „gewöhnliche" Liebhaber figuriert auch in dem „Salzburger Zweig" („Über die Liebe", Bd. IV dieser Ausgabe). Vgl. auch Anm. 1 im Anhang des vorliegenden Werkes.

sie es auch. Engländerinnen, wenn sie Geist besitzen, haben die gleiche Tiefe des Empfindens; doch die Prüderie verdirbt sie bisweilen[1].

Die italienische Art des Empfindens ist für Nordländer absurd. Ich weiß nicht einmal, nachdem ich eine Viertelstunde nachgegrübelt habe, wie man sie ihnen erklären, durch welche Worte man sie ihnen begreiflich machen könnte. Der gesunde Menschenverstand der vornehmen Welt läßt sie höchstens begreifen, daß sie nichts begreifen können. Es wäre wie der absurde Wunsch eines Tigers, dem Hirsch beibringen zu wollen, welche Wonne im Bluttrinken liegt[2]. Ich fühle selbst, was ich hier schreibe, ist lächerlich; diese Geheimnisse gehören zur esoterischen Lehre, die man niemals mitteilen soll.

2. März [10. Februar]. — Benefizvorstellung für Duport. Er tanzt zum letztenmal; ein Ereignis für Neapel.

Die Dekorationen seines Balletts „Aschenbrödel" sind von einem Maler entworfen, der die Gesetze des Furchtbaren kennt. Der Feenpalast mit den düsteren Lampen und die sechzig Fuß hohe Riesengestalt, welche die Wölbung der Decke durchbricht und geschlossenen Auges nach dem Schicksalsstern weist, hinterläßt einen dauernden seelischen Eindruck. Ein Tanzsaal mitten im Walde und der Feenpalast wären selbst in Mailand bemerkenswert. Doch diese Art von Genuß läßt sich für einen Franzosen nicht in Worte kleiden ... Getanzt wird dies Ballett, ebenso die „Joconda" von Vestris, ungefähr wie in Paris; doch die Mitwirkung der Marianne Conti und der Pallerini (einer genialen Schauspielerin, der Pasta vergleichbar) nimmt dem Ballett die Frostigkeit des französischen Tanzes ... Duport ist eine alte Schwärmerei von mir, der ich treu geblieben bin; er belustigt mich wie eine junge Katze; ich könnte ihn stundenlang tanzen sehen.

[1] Dieser Absatz fehlt in I.

[2] Überdies ist der Hintergrund des Bildes traurig; und selbst wenn er heiter wäre, so ist doch das Bild traurig, das die Bewegungen der Leidenschaft darstellt. (Handschriftlicher Zusatz Stendhals nach Paul Costa.)

Das Publikum konnte seine Beifallsfreudigkeit heute abend kaum zügeln; der König gab das Zeichen. Ich hörte seine Stimme von meiner Loge aus; dann brach ein Begeisterungssturm los, der dreiviertel Stunden anhielt. Duport hat die alte Leichtigkeit wie in Paris im „Figaro". Nie merkt man die Anstrengung, allmählich wird sein Tanz lebhafter, und er endet mit dem Taumel und der Trunkenheit der Leidenschaft, die er ausdrücken will; das ist das Höchste, wozu diese beschränkte Kunst fähig ist; oder um mich genauer auszudrücken: ich sah nie etwas Gleichwertiges. Vestris, Taglioni und alle Durchschnittstänzer vermögen erstens die Anstrengung nicht zu verbergen, und zweitens hat ihr Tanz keine Steigerung; so gelangen sie nie zur Lust, dem obersten Ziel der Kunst. Die Frauen tanzen besser; nächst der Lust bildet die Bewunderung fast das ganze Gebiet dieser engbegrenzten Kunst. Die Augen, von dem Glanz der Dekorationen und der Neuheit der Tanzfiguren bestochen, müssen die Seele zu lebhafter und zärtlicher Teilnahme an den Leidenschaften stimmen, welche die Tänze versinnbildlichen...

Duport kann mit diesem Abend zufrieden sein; doch der wahre Applaus galt der Marianne Conti. Ich sah so recht den Gegensatz der beiden Schulen. Die Italiener räumen die Überlegenheit der französischen unumwunden ein, sind aber unbewußt viel empfänglicher für die Vollendung der ihren. Ein Franzose von gutem Ton, der neben mir saß, sprach mich, durch die Leidenschaft hingerissen, an: „Wie unanständig!" wiederholte er immerzu. Er hatte recht, noch mehr das begeisterte Publikum. Die Anständigkeit ist reine Konventionssache, und der Tanz beruht fast ganz auf einem Grade von Wollust, den man in Italien bewundert und der unsere Vorstellungen verletzt... Was in Paris liebenswürdig ist, gilt in Genf für anstößig; das hängt von dem Grade der Prüderie ab, den die Geistlichkeit des Landes vorschreibt. Die Jesuiten sind den Künsten viel wohlgesinnter[1]

[1] An anderer Stelle sagt Stendhal: „Liebe und Schönheitsliebe schützen Italien für immerdar vor puritanischer und methodistischer Trübsal. Kunst und Papsttum hängen hierzulande wohl zusammen."

als die Methodisten ... Der Italiener hat bei den keckſten Pas nicht die Empfindung der Unanſtändigkeit; er genießt die Vollendung einer Kunſt, wie wir die ſchönen Verſe des „Cinna", ohne an die Lächerlichkeit der drei Einheiten zu denken. Bei flüchtigen Eindrücken ſind die Mängel, die man nicht wahrnimmt, nicht vorhanden.

Wo iſt das Schönheitsideal im Tanze? Es gibt bisher keines. Dieſe Kunſt hängt zu ſehr vom Einfluß des Klimas und von unſerer Körperbeſchaffenheit ab. Das Schönheitsideal wechſelt alle fünfzig Meilen.

Die franzöſiſche Schule hat nur die Vollendung der Ausführung gezeitigt. Jetzt muß ein genialer Menſch dieſe Vollendung benutzen; etwa wie in der Malerei, als Maſaccio erſchien. Viganò hat „Li Zingari" (Die Zigeuner) geſchaffen; doch die Neapolitaner glaubten, er wolle ſich über ſie luſtig machen. Beſonders verletzt hat ſie ein Tanz zum Klang von Waſſerkeſſeln. Dies Ballett förderte eine ſeltſame Wahrheit zutage, die kein Menſch ahnte: die Volksſitten im Königreich Neapel entſprechen genau den Zigeunerſitten. Viganò hat den Geſetzgebern da eine Lehre erteilt; ſo beziehungsreich ſind die Künſte! Es iſt zugleich ein ſchöner Erfolg in einer ſo ausdrucksarmen Kunſt, daß er ſie zwang, Sitten und keine Leidenſchaften (ſeeliſche Gewohnheiten in der Art, wie man das Glück ſucht, und nicht einen vorübergehenden, gewaltſamen Zuſtand) zu ſchildern und ſo gut zu ſchildern... Dies Ballett war für mich ein Lichtblitz; es brachte mich auf den rechten Weg, um das Land zu ſtudieren ... Viganò hat den Ausdruck in allen Tanzarten mächtig gefördert. Sein Künſtlerinſtinkt ließ ihn den wahren Geiſt des Balletts entdecken: das Romantiſche in höchſter Geſtalt. Alles, was das geſprochene Wort in dieſer Hinſicht geben kann, hat Shakeſpeare geleiſtet. Doch die „Eiche von Benevent" iſt ein ganz anderes Feſt für die bezauberte Einbildungskraft als der „Sturm" und die „Luſtigen Weiber von Windſor". Die Seele, durch die Neuheit entzückt, ſchwebt fünfviertel Stunden lang in Wonne; und wiewohl dieſe Freuden ſich ſchriftlich nicht ausdrücken laſſen (man machte ſich damit lächerlich), ſo bewahrt man ſie jahrelang im Herzen.

Wenigstens lassen sie sich nicht mit kurzen Worten beschreiben. Man muß lange reden und die Phantasie der Zuhörer anregen.

In Frankreich, auf einem Schlosse, erzählte uns Madame R... das Ballett „Die Eiche von Benevent“ und hielt uns damit bis drei Uhr morgens in Atem. Die Phantasie der Zuschauer muß voll Theatererinnerungen sein, so daß sie alle Situationen selbst nachschaffen; sie muß ferner der Entwickelung durch Worte überdrüssig sein. Jede durch die Musik angeregte Phantasie schwingt sich auf und läßt die stummen Personen auf ihre Weise reden. Derart hat das Ballett im Stil Viganòs eine Raschheit, die auch Shakespeare nicht erreichen kann. Diese eigenartige Kunstgattung wird vielleicht aussterben; sie erfuhr ihre schönste Entwicklung in Mailand in den glücklichen Tagen des Königreichs Italien. Große Reichtümer sind dazu nötig, und das arme Scalatheater lebt vielleicht nicht mehr lange; der Despot sucht nicht, wie Lorenzo Medici, die Ketten und die Knechtung der Geister durch Kunstgenüsse zu verdecken. Die Religion unterdrückt das Glücksspiel, von dessen Einkünften die Bühne lebte. Vielleicht geht selbst die Erinnerung an diese Kunst verloren, und es bleibt nur noch der Name übrig, wie der des Roscius und Pylades. In Paris ist sie unbekannt geblieben; und so hat Europa nichts von ihr erfahren...

Köstliche Erinnerungen haben mich hingerissen. Es schlägt zwei Uhr. Der Vesuv glüht; man sieht die Lava rinnen. Dieser rote Glutfluß hebt sich von einem herrlichen tiefdunklen Horizont ab. Ich lag dreiviertel Stunden im Fenster meines Zimmers im siebenten Stockwerke, in diesen imposanten und so neuen Anblick versunken...

5. März[1]. — Gestern bestieg ich den Vesuv: es war die größte Anstrengung meines Lebens. Das Verdammteste ist das Erklimmen des Aschenkegels. Vielleicht ist in einem Monat alles verändert. Der Eremit ist meistens ein bekehrter oder nicht bekehrter Räuber. Ich müßte zehn Seiten und das Talent von Mrs. Radcliffe zur Verfügung

[1] Das Folgende fehlt in I.



Landhaus in Pompeji. Kupferstich von Berthault.

haben, um den Blick zu beschreiben, den man genießt, während man den von dem Eremiten gebackenen Eierkuchen verzehrt[1]. Von Pompeji will ich schweigen: es ist das Erstaunlichste, Fesselndste, Unterhaltendste, was ich je sah. Nur so lernt man das Altertum kennen[2]... Wer gewohnt ist, nur das klar Bewiesene zu glauben, lernt hier auf der Stelle mehr als ein Gelehrter. Welch lebhafte Freude, hier das Altertum, über das man so viele Schmöker gelesen hat, mit eigenen Augen zu schauen. Ich fahre wenigstens dreimal in der Woche nach Pompeji. Man hat zwei Theater in Pompeji entdeckt, ein drittes in Herkulaneum; wenige Ruinen sind so restlos erhalten. Ich begreife nicht, warum A. W. Schlegel in so mystischem Tone von den antiken Theatern spricht; doch ich vergesse: er ist ein Deutscher, und mir als Franzosen fehlt wohl der „innere Sinn" ... Ich liebe die Gladiatorenkaserne und die Worte, die ein Soldat mit Kohle an die Wand geschrieben hat...

Eigentümlich ist die Inschrift an den Türen gewisser Häuser: Hic habitat felicitas. Man stelle sich eine ehrbare Frau vor, die in Pompeji wohnte und jeden Tag diese Inschrift las, wenn sie über die Straße ging. Die Scham, die Mutter der Liebe, ist eine der Früchte des Christentums. Die übertriebenen Lobeshymnen auf die Jungfräulichkeit gehörten zu den Tollheiten der ersten christlichen Schriftsteller; sie fühlten wohl, daß die Stärke einer Liebe oder einer Religion in den Opfern liegt, die sie verlangt. Aber infolge ihrer Reden führte eine christliche Jungfrau ein unabhängiges und freies Dasein; sie konnte sich dem Manne, der sie zur Ehe begehrte, gleichstellen, und die Frauenemanzipation war vollzogen[3]...

---

[1] Ausführlicher in Stendhals Tagebuch aus Neapel im Anhang dieses Bandes. Über Mrs. Radcliffe s. S. 61, Anm. 1.

[2] Die folgenden Sätze sind nach einer späteren Aufzeichnung vom 2. April angefügt. Der letzte vor dem Absatz nach Paul Costa aus Stendhals Handexemplar.

[3] Dieser Absatz ist aus den „Wanderungen in Rom" hierher übernommen (und dort fortgelassen). Auf die Frauenemanzipation kommt Stendhal auf

Wir aufgeblasenen Menschen kennen das Altertum gar nicht. Beispiellose Unanständigkeit eines Grabdenkmals im Hofe der Studij: ein Priapusopfer auf einem Grabe. Andere Beispiele: der Satyr und der junge Flötenspieler, der Satyr und die Ziege, der jetzt von Palermo zurückkommt, wo er seit sechzehn Jahren mit den Bildern Correggios verpackt lag. Nichts ist spaßiger als alle unsere Erörterungen über die Alten und ihre Kunst. Da wir nur seichte Übersetzungen der alten Autoren lesen, die von der Zensur kastriert sind, so merken wir gar nicht, daß die Nacktheit in der Antike ein Kult war; bei uns erregt sie Abscheu. Die große Masse in Frankreich kennt nur die weibliche Schönheit. Den Griechen war die Galanterie fremd; immerfort finden wir sie im Bann einer Liebe, die wir pervers nennen. Welchen falschen Begriff würde sich ein Bewohner von Taiti, für den alles unsichtbar wäre, was bei uns zur Galanterie gehört, von unserer Kunst machen! Um die Antike zu kennen, muß man eine Menge mittelmäßiger Statuen sehen und studieren; das aber ist überall wo anders als in Neapel und Rom unmöglich. Zugleich muß man Plato und Plutarch in extenso lesen.

Das Spaßhafteste ist, daß wir behaupten, den griechischen Geschmack in der Kunst zu haben, ohne die Hauptleidenschaft zu besitzen, die die Griechen zur Kunst führte.

14. März. — Heute wurde ich ernstlich von der Hitze belästigt, als ich den Farnesischen Stier betrachtete, der mitten auf der herrlichen Chiajapromenade steht, zwanzig Schritte vom Meere. Auf dem Lande sind alle Äpfel- und Mandelbäume in Blüte. In Paris ist noch zwei Monate lang Winter, aber jeden Abend gibt es in den Salons zwei bis drei neue Ideen. Ein großes Problem: welcher Wohnsitz ist vorzuziehen[1]? . . .

S. 268f. ausführlich zurück. — Die beiden nachfolgenden Absätze sind aus I (Rom, 17. März 1817) hierher übernommen, da sie dort nicht recht am Platze waren. Auf den antiken Eros kommt Stendhal in den „Wanderungen in Rom" (17. Juli 1828) sowie in dem Buch „Über die Liebe" (Kap. 58) ausführlich zurück.

[1] Dieser Absatz fehlt in I. — Der Farnesische Stier befindet sich jetzt im Neapler Museum.

[14. Februar.] — Ich komme aus dem Ballett „Joconda“ von Vestris III (dem Großsohn des „Gottes“ des Tanzes[1]). Ein armseliges Ballett: immerzu Girlanden, Blumen, Schärpen, mit denen die Schönen ihre Krieger schmücken oder die die Schäferinnen mit ihren Liebhabern austauschen ...

Es ist ein bedeutsamer Zug in der Geschichte der Liebe, daß die Gegenwart des geliebten Wesens alle seine Schwächen vergessen macht. Der französische Geschmack gleicht den hübschen Frauen, die nicht dulden wollen, daß man in ihren Porträts Schwarz aufsetzt: ein Bild von Boucher im Vergleich zu „Napoleon im Pesthospital von Jaffa“ [von Gros]. Sicherlich wird dieser Zopfstil verschwinden, doch wir werden vor ihm sterben. Unsere Zustände waren zu unsicher, als daß die Revolution Zeit gehabt hätte, auch die Kunst zu erfassen. Wir sind die verkümmerten Talente der Zeit Ludwigs XV. noch nicht los ...

Für gewöhnlich übersteigt nichts meine Verachtung der französischen Musik; trotzdem hatten die Briefe meiner französischen Freunde mich fast irre gemacht. Ich war nahe daran, ihnen das heitere, graziöse Genre zu konzedieren. Das Ballett „Joconda“ hat mich ein für allemal davon abgebracht. Nie empfand ich stärker die Armut, die Nüchternheit, die anspruchsvolle Ohnmacht unserer Musik, deren gefälligste und bekannteste Weisen hier vereint sind, und doch rührten sie mich einst. Das wahre Schönheitsgefühl besiegt selbst die Jugenderinnerungen. Was ich hier sage, wird denen, welche die wahre Schönheit nie gesehen haben, just als Gipfel des Widersinns erscheinen, ja wohl gar als gehässig. Doch die Kunstpatrioten haben dies Buch gewiß längst ins Feuer geworfen und ausgerufen: „Der Schreiber ist kein Franzose!“

[1] Dieser „Gott des Tanzes“, Gaëtano Vestris aus Florenz (1729—1808), bis 1781 Ballettmeister an der Pariser Oper, war ein Original. „Europa hat nur drei große Männer aufzuweisen,“ erklärte er eines Tages, „Friedrich II. von Preußen, Voltaire und mich!“ Er war der Liebling des Pariser Publikums.

15. März [15. Februar]. — Reizender Ball beim König. Man mußte in Charaktermaske erscheinen; doch sie wurde bald abgelegt. Ich amüsierte mich herrlich von acht Uhr abends bis vier Uhr morgens. Ganz London war da; die Engländerinnen schienen mir die Palme des Festes davonzutragen. Trotzdem waren sehr hübsche Neapolitanerinnen da, unter anderen die arme Contessa N. . ., die jeden Monat nach Terracina fährt, um dort ihren Liebsten zu sehen. Der Herr des Hauses verdient die großen taciteischen Phrasen nicht, die man in Europa gegen ihn drechselt; dieser Fürst versteht sich auf Wildschweine, aber nicht auf Proskriptionen. Doch Schluß; ich habe mir vorgenommen, da, wo ich Gast bin, zu schweigen; sonst wird der Reisende zum Spion.

16. März [16. Februar]. — Trotz meiner tiefen Verachtung für die moderne Architektur führte man mich heute morgen zu Herrn Bianchi aus Lugano, einem alten Pensionär Napoleons [Buonapartes]. Seine Entwürfe sind ziemlich frei von der Überladung mit Ornamenten, Nischen und Vorsprüngen, die die moderne Architektur so kleinlich macht, und die man selbst einem Michelangelo vorwerfen kann. Unsere Leute können sich nicht zu der Einsicht aufschwingen, daß die Alten nie etwas schufen, um zu schmücken, und daß bei ihnen das Schöne nur die Blüte des Nützlichen war. Wie sollten unsere Künstler auch in ihrer Seele lesen? Es sind zweifellos Männer voller Geist und Ehre; doch Mozart hatte Seele, und sie haben keine. Nie haben sie aus tiefer leidenschaftlicher Träumerei Torheiten begangen; und so tragen sie denn das schwarze Ordensband, das sie adelt.

Bianchi soll in Neapel gegenüber dem königlichen Palaste die Kirche San Francesco di Paola erbauen. Die Ausführung hat der König Herrn Barbaglia, dem Erbauer von San Carlo, übertragen, einem früheren Mailänder Cafékellner, der als Spielhalter Millionen verdient hat. Bianchi hat die runde Form für seine Kirche gewählt; darin hat er die Antike richtig gesehen; was er aber nicht sah, ist, daß die Alten mit ihren Tempeln einen umgekehrten Zweck verfolgten

als wir mit unseren Kirchen[1]: die griechische Religion war ein Fest und keine Drohung. Unter diesem schönen Himmel war der Tempel nur der Schauplatz des Opfers. Statt niederzuknien oder sich zu Boden zu werfen und sich an die Brust zu schlagen, führte man heilige Tänze auf. Daß die Menschen so töricht waren, [eine solche Religion preiszugeben, ist recht schwer begreiflich[2]]. Die Neuerungssucht ist das erste Bedürfnis der menschlichen Phantasie. Bei Herrn Bianchi traf ich zwei Stützen des Königreichs, den General Filangieri und den Staatsrat Cuoco.

17. März [17. Februar]. — Was ich von der Musik von San Carlo zu sagen habe, ist bald erledigt. Ich kam mit überspannten Hoffnungen nach Neapel; die Musik in Capua gefällt mir noch besser. In San Carlo begann ich mit Rossinis „Othello“. Nichts ist kälter[3]. Der Verfasser des Textes war ein Meister in der Kunst, die leidenschaftlichste Tragödie der Welt zum Schmarren zu machen. Rossini hat ihm trefflich geholfen. Seine Ouvertüre ist von erstaunlicher Frische, köstlich, leicht verständlich und für Ignoranten packend, ohne gewöhnlich zu sein. Aber eine Musik zu „Othello“ kann alle diese Eigenschaften haben und doch meilenweit hinter dem zurückbleiben, was sie sein müßte. Nichts, was Mozart oder Haydn in seinen „Sieben Worten am Kreuz“ verfaßt hat, wäre für diesen Gegenstand tief genug. Schreckliche Töne und das ganze Aufgebot der Harmonie mit all ihren Dissonanzen sind für Jago erforderlich. Anscheinend beherrscht Rossini seine Sprache nicht derart, daß er solche Dinge schildern könnte. Zudem ist er allzu glücklich, fröhlich und feinschmeckerisch . . .

---

[1] Der Rest dieses Absatzes fehlt in I.

[2] Das Eingeklammerte nach der Championschen Ausgabe ergänzt.

[3] Zu meiner eigenen Strafe lasse ich das stehen, was ich 1817 geschrieben. Ich war unbewußt durch das abscheuliche Libretto des Marchese Berio verärgert, der Othello zum Blaubart macht. In der Schilderung bleibt der jetzt erloschene Rossini weiter weit hinter Mozart und Cimarosa zurück. Dafür hat er ein Tempo und einen Glanz, die diesen Großen fehlten. (Stendhal, 1826.)

Danach mußte ich „Gabrielle de Vergy" über mich ergehen lassen. Musik von einem jungen Mann aus dem Hause Caraffa. Eine sklavische Nachahmung von Rossinis Stil[1]. Davide war in der Rolle des [Kastellans von] Coucy ein göttlicher Tenor . . .

19. März [19. Februar]. — San Carlo ist offenbar eine Parteisache für die Neapolitaner. Der Nationalstolz, durch den Feldzug und den Tod Joachim Murats[2] zerschmettert, hat sich hierher geflüchtet. Die Wahrheit ist die: San Carlo als Musikstätte steht der Scala bei weitem nach. Ist das Theater trocken, so wird es weniger dumpf sein, aber den Glanz seiner Vergoldungen verlieren, die zu früh auf den frischen Bewurf aufgelegt sind. Die Dekorationen sind recht platt und können auch nicht anders sein. Der Kronleuchter erschlägt sie. Aus demselben Grunde kann man den Gesichtsausdruck der Darsteller nicht erkennen.

20. März [20. Februar]. — Heute abend, als ich San Carlo betrat, lief ein Gardist hinter mir her und verlangte, ich solle meinen Hut absetzen. In einem Zuschauerraum, viermal so groß wie die Pariser Oper, hatte ich irgendeinen Prinzen nicht bemerkt. Paris ist doch die erste Stadt der Welt, weil man dort unbekannt lebt und der Hof nur ein interessantes Schauspiel ist.

San Carlo ist nur dreimal in der Woche geöffnet; das ist schon kein sicheres Stelldichein mehr für allerlei Geschäfte, wie die Scala. Man geht durch die Korridore: die pomphaftesten Titel gemahnen einen in Riesenlettern, daß man nur ein Atom ist, das jede Exzellenz vernichten kann . . . Man tritt mit dem Hut auf dem Kopf ein; sofort

---

[1] Heute (1826) finde ich in dieser Oper sehr rührende Stücke. Hat man Nina Viganò gewisse Arien der Herren Caraffa und Perruchini singen hören, so weiß man, daß sie das italienische Lied erfunden haben. (Stendhal.)

[2] Joachim Murat, Napoleons Schwager und König von Neapel (1808—14), suchte sich nach Napoleons Sturz zu behaupten, griff 1815 die Österreicher an, wurde bei Tolentino geschlagen, ging nach Kalabrien und machte von dort einen Einfall nach Neapel, um seine Krone wiederzuerlangen. Er wurde als „Rebell" standrechtlich erschossen.

verfolgt uns ein Operettenheld. Die Conti bezaubert einen; man möchte klatschen: die Anwesenheit des Königs macht den Beifall zum Verbrechen. Man will seinen Parkettplatz verlassen; ein vornehmer Herr, der im Kreise um sich gespuckt hat und an dessen Kammerherrnschlüssel man mit seiner Uhrkette hängen bleibt (was mir gestern passierte), brummt etwas von Respektwidrigkeit. Von so viel Größe angeödet, geht man hinaus und verlangt seine Garderobe: die sechs Pferde einer Prinzessin versperren eine Stunde lang die Tür; man muß warten und kriegt einen Schnupfen.

Es leben die Großstädte ohne Hof! Nicht wegen der Herrscher, die meist Egoisten und Biedermeier sind[1] und die vor allem keine Zeit dazu haben, an einen Privatmann zu denken, wohl aber wegen der Minister und Geheimräte, die sich ein jeder als Herren der Polizei fühlen und einen schikanieren. Diese Art von Verdruß, in Paris unbekannt, ist in den meisten Hauptstädten des Kontinents die Regel. Was sollen auch acht bis zehn Minister sonst anfangen? Sie haben ja allesamt nicht so viel zu tun wie ein Präfekt und verzehren sich in der Sucht zu regieren!

Als ich nach Neapel kam, erfuhr ich, daß ein Herzog Theaterdirektor sei; und ich machte mich sogleich auf Engherzigkeit und kleinliche Schikanen gefaßt.

Die Parkettplätze sind numeriert, und die vordersten elf Reihen sind für die Herren Offiziere der roten Garde, der blauen Garde und der Palastgarde bestimmt oder in Form von Abonnements nach Gunst verteilt, so daß ein Fremder nur auf die zwölfte Reihe zu sitzen kommt. Dazu kommt dann noch der weite Raum für das Orchester, so daß der unglückliche Fremde bis hinter die Mitte des Zuschauerraumes zurückgedrängt wird und weder hören noch sehen kann. Nichts dergleichen in Mailand; jeder hat den gleichen Anspruch auf einen Platz. In jener glücklichen Stadt ist jedermann gleichgestellt. In Neapel

[1] In der Ausgabe von 1817: „die meist sehr achtenswert sind".

rempelt einen ein Herzog, der keine hundert Taler Rente hat, unverschämt an, weil er acht bis zehn Orden trägt. In Mailand machen mir zwei- und dreifache Millionäre Platz, wenn ich es eilig habe, und erwarten von mir dasselbe; ja kaum erkennt man die Träger berühmter Namen, so schlicht und bieder ist ihre Miene. Heute abend stieg ich, durch die Unverschämtheit des Gardisten verletzt, in meine Loge hinauf; unterwegs hatte ich noch den Verdruß, daß mir zehn bis zwölf Leute mit Ordensbändern oder Generale begegneten, die mit dem ganzen Gewicht ihrer Größe, ihren bestickten Röcken und Riesennasen die Treppe hinabstiegen. Ich dachte mir: vielleicht ist dieser ganze Trödel von erblichem Adel, unverschämten Privilegierten und Ordensbändern nötig, um ein tapferes Heer zu erzielen ...

Die Vorstellung ist aus, und ich finde die Treppe von schrecklichem Gedränge erfüllt. Man muß drei steile Treppen hinunter und tritt den Nachbarn auf die Hacken. Das Parkett befindet sich im ersten Stock: das nenne ich in der modernen Baukunst eine geniale Idee! Und da für die zwei-, dreitausend Zuschauer nur ein Aufgang existiert, der stets von Lakaien und Stiefelputzern erfüllt ist, so kann man sich denken, wie angenehm das Verlassen des Theaters ist.

Kurz: dies Theater ist prachtvoll, solange der Vorhang gesenkt ist. Ich leugne es durchaus nicht: dieser erste Anblick ist entzückend. Der Vorhang geht auf, und man fällt aus einer Enttäuschung in die andere. Man sitzt im Parkett. Die Herren Gardeoffiziere zwingen einen, in der zwölften Reihe Platz zu nehmen, wo man nichts hört; man sieht nicht mal, ob die Schauspieler jung oder alt sind. Man geht in seine Loge hinauf: eine blendende Lichtflut verfolgt einen. Um sich für das Geschrei der Colbran zu entschädigen, will man die Zeitung lesen, bis das Ballett beginnt: unmöglich; es ist keine Gardine da. Man ist erkältet und will seinen Hut aufbehalten: unmöglich; ein Prinz beehrt das Theater mit seiner Gegenwart. Man flüchtet ins Café; es ist ein enges, finsteres Loch von abscheulichem Aussehen.

Man will ins Foyer gehen; die Treppe ist steil und unbequem und bringt einen außer Atem[1].

21. März [21. Februar]. — Mich plagt heute der schwarze Kummer des Ehrgeizes, der mich seit zwei Jahren verfolgt. Nach orientalischem Brauch muß man auf den Körper einwirken. Ich besteige ein Schiff und fahre in vier Stunden zur See nach Ischia, mit einem Empfehlungsbrief an Don Fernando versehen.

Wie er mir sagt, hat er sich 1806 nach Ischia zurückgezogen und Neapel seit der französischen Eroberung, die er verabscheut, nicht mehr betreten. Um sich für den Mangel eines Theaters zu entschädigen, zieht er eine Menge Nachtigallen in prachtvollen Volieren auf. „Die Musik," sagt er zu mir, „diese Kunst der Natur, die kein anderes Vorbild hat als den Vogelgesang, ist wie dieser eine Reihe von Ausrufen, das heißt von Schreien der Leidenschaft und nie des Gedankens. Der Gedanke kann Leidenschaft hervorrufen; doch der Ausruf ist nichts als Gemütsbewegung, und die Musik kann etwas trocken Gedachtes nie ausdrücken ..."

Ich verbringe vier sehr angenehme Stunden mit Don Fernando, der uns Franzosen verabscheut, und mit den guten Ischianern. Sie sind afrikanische Wilde und leben vom Ertrag ihrer Weinberge. Fast keine Spur von Zivilisation; ein großer Vorteil, wenn Papsttum und Kultgebräuche die alleinigen Kulturträger sind. Ein Mann aus dem Volke sagt in Neapel kalten Blutes zu einem: „Letztes Jahr im August passierte mir ein Unglück", das heißt: er beging einen Mord. Schlägt

[1] In dieser Stimmung fällt Stendhal noch eine traurige Geschichte ein, die er an den Rand des Handexemplars setzt: „Ich muß an die Geschichte vom Kopf des Generals Murat denken, den der König Ferdinand nicht erkennt." Hierzu bemerkt Paolo Costa: „Alexander Dumas berichtet in ‚Les Bourbons de Naples', Bd. X: Die Überlieferung, für die ich nicht einstehen will, erzählt, daß Murats Haupt abgeschnitten und an König Ferdinand gesandt worden sei, damit, wenn ein falscher Murat nach der Art des falschen Demetrius auftauchte, man ihm den Kopf des echten zeigen könne." — Über Murat s. S. 234.

man ihm vor, am Sonntag früh um drei Uhr nach dem Vesuv zu fahren, so sagt er voller Entsetzen: „Ich die heilige Messe verabsäumen!" Riten lassen sich auswendig lernen; nimmt man aber gute Werke an, so können sie mehr oder minder gut sein. Das aber führt zur persönlichen Prüfung und von da zum Protestantismus und zum Trübsinn eines englischen Methodisten.

22. März [22. Februar]. — Es tut mir leid, nicht von dem reizenden Ball reden zu können, den uns Herr Lewis, der Verfasser des „Mönches"[1], bei Mrs. Lushington, seiner Schwester, gab. Inmitten der Ungeschliffenheit der neapolitanischen Sitten wirkt die englische Reinheit erfrischend ... Die Engländer kennen die Wunder der Erziehung ...

Es gibt Länder, in denen man die Zusammenkunft von zwanzig Menschen, die über die Regierung schimpfen, eine Verschwörung nennt. Gewisse Anzeichen zeigen mir, daß man in Neapel das Sichverschwören besser verstehen würde. Man würde handeln und nicht bloß reden. Dies Land hat binnen zwanzig Jahren unfehlbar eine Verfassung. Zehnmal wird man es niederwerfen, und es wird sich zum elftenmal empören. Die Reaktionsherrschaft ist demütigend für den Adel.

Lord N[orth][2], einer der aufgeklärtesten Engländer, gab das alles seufzend zu. Ich treffe die hübsche Contessa wieder, die ihren Liebsten in Terracina besuchen geht. Die Engländerinnen haben, was Schönheit betrifft, entschieden den Vorrang: Lady Douglas, Lady Landsdowne.

24. März [24. Februar]. — Eine schöne Schottin, die Gräfin R ..., sagte heute abend zu mir: „Die Franzosen sind im ersten Moment sehr glänzend, wissen aber keine großen Leidenschaften zu erwecken. Am ersten Tage darf man nur Aufmerksamkeit erregen: die glänzenden Schönheiten, die anfangs blenden und dann unaufhörlich

[1] Mathew Gregory Lewis (1775—1818) schrieb einen berüchtigten Roman „The Monk" (London 1795, 3 Bde.).

[2] Der Vater der Lady Douglas. (Müller.) Ein Douglas war 1825 Gesandtschaftssekretär in Neapel.

abfallen, herrschen nur einen Augenblick." — „So erkläre ich mir", erwiderte ich, „die Kälte, mit der ich von San Carlo scheide."

Ein neapolitanischer Fürst, der dabei war, protestierte lebhaft. Er widerlegte unsere Einwände auf italienische Art, d. h. indem er den Satz, auf den man geantwortet hatte, laut, fast schreiend, wiederholte. Ich blickte nach der Bühne, in der Hoffnung, er würde aus Mangel an Zuhörern endlich schweigen. Da merkte ich, daß er immerfort das wunderliche Wort Agadaneca wiederholte. Es ist dies eine pomphafte Oper, vom Minister protegiert und dem König dediziert, die man seit fünf Monaten spielt . . .

1. April [25. Februar][1]. — Will man die empörendsten Zustände finden, so blicke man in das Innere der Häuslichkeiten Kalabriens. Man erzählte mir heute Unglaubliches davon. In Bologna las ich die Originalschriftsteller des Mittelalters, Capponi, Villani, Fiortifiocca und so weiter. Alle Augenblicke begegnete ich Geschichten wie der des Blutbades von Cesena, das der Gegenpapst Clemens VII. befohlen hatte[2]. Und doch fühlt man sich alles in allem von Hochachtung, ja fast von Freundschaft für diese Kolossalgestalten erfüllt: Castruccio Castracani[3], Guglielmino, Graf de Virtù. In der Geschichte des 19. Jahrhunderts gibt es keine solchen Greuel, und auf die Dauer schwillt einem das Herz vor Verachtung. Den Kalabresen kann ich nicht verachten; er ist ein Wilder, der zugleich an die Hölle, den Ablaß und die Jettatura glaubt.

2. April [26. Februar]. — Ich habe mir „Agadaneca" angehört: es dauerte von sieben bis halb ein Uhr, ohne Unterbrechung und ohne

---

[1] In I aus Salerno auf dem Rückweg von Paestum datiert.

[2] Poggii Historiae, Lib. II, la Cronaca Sanese. (Stendhal.)

[3] Gewaltherrscher von Lucca (1280—1328). Er führte Krieg mit Florenz, unterwarf Pistoja, Volterra und andere Städte und wurde als Anhänger Kaiser Ludwigs des Bayern vom Papst exkommuniziert. Sein Werk wurde von Florenz vernichtet. Sein Leben ist romanhaft dargestellt von Machiavelli (s. Literaturverzeichnis im Anhang unter Machiavelli. Vgl. Muratori, R. J. S., XI, 130 f.).

die geringste Melodie. Ich hörte nie etwas platter Pomphaftes. Es leben die Stücke, die der Hof protegiert! ... Ich ging hinter die Kulissen. Die armen kleinen Balletteusen stöhnten: „Fünf Monate zu arbeiten, um so ausgepfiffen zu werden!" Ich machte der C[olbran] einen Kondolenzbesuch. „Ach, mein Herr, das Publikum ist sehr freundlich, daß es uns keine Stühle an den Kopf wirft! Die Verfasser sind nicht nur platt, sondern auch dumm." Sie zeigte mir die gedruckte Widmung an den König im Libretto. Hiernach erwecken die Verfasser ganz einfach die griechische Tragödie zu neuem Leben ...

Die Musik des dritten Aktes, der eine Art Ballett mit pyrrhischem Tanz ist, stammt von Herrn von Gallenberg[1], einem Deutschen, der sich in Neapel niedergelassen hat, und der für Ballettmusik große Begabung besitzt. Die heutige taugt nichts; doch ich habe „Cäsar in Ägypten" und den „Templer" gehört, wo die Musik den durch das Ballett hervorgerufenen Rausch verdoppelte ... Der Augenblick, wo Cäsar Kleopatras Schlafgemach betritt, hat eine Musik, der Houris des Mohammed würdig. Tassos schwermütig-wollüstigen Geist hätte die Erscheinung des Geistes vor dem Tempelritter entzückt. Er hat seine Geliebte getötet, ohne sie zu erkennen. In der Nacht, als er in einem Wald im Morgenland umherirrt, kommt er an ihr Grab. Sie erscheint ihm, erwidert sein verzücktes Stammeln mit dem Emporweisen zum Himmel und verschwindet. Das edle, bleiche Antlitz der Bianchi, Molinaris leidenschaftliches Gesicht und Gallenbergs Musik wirkten in einer mir unvergeßlichen Weise zusammen.

3. April [1. März]. — Ich komme aus „Saul" (von Alfieri) im Teatro Nuovo. Diese Tragödie muß auf den geheimen Patriotismus der Italiener wirken; sie versetzt sie in Begeisterung ... Das alles ist mir unsichtbar; ich unterhalte mich also mit einem jungen liberalen Marchese, der mir seine Loge zur Verfügung gestellt hat ... Er

[1] Graf Wenzeslas Robert v. Gallenberg (geb. in Wien 1783, gest. in Rom 1839), Verfasser von etwa fünfzig Balletten. S. auch den warm anerkennenden Brief Stendhals über ihn in Correspondance II, 243 f.

erzählt mir, daß hierzulande nur drei Tragödien von Alfieri erlaubt seien, in Rom vier, in Bologna fünf, in Mailand sieben, in Turin gar keine. Der Beifall ist folglich Parteisache und die Bemängelung ein Zeichen von konservativer Gesinnung.

Alfieri hat kein Publikum. Die große Masse ist für die Genies nötig wie die Soldaten für den General. Alfieris Geschick war es, gegen die Vorurteile zu donnern und sich ihnen schließlich zu unterwerfen. In der Politik begriff er nie die unendliche Wohltat einer Revolution, die Europa eine Verfassung gab und reinen Tisch machte[1]. Selbst in seiner Kunst sah er nicht, worin Racine sündigte. Er war vielleicht der leidenschaftlichste unter den großen Dichtern; doch erstens besaß er nur eine Leidenschaft, und zweitens waren seine politischen Ansichten stets sehr beschränkt. Er sah nie ein[2], daß man, um eine Revolution zu machen, neue Interessen, das heißt neue Besitzer schaffen muß. Die Unverschämtheit einiger Pariser Zollbeamten, die seinen Paß zu sehen verlangten, und der Diebstahl seiner Bibliothek rührten seine Adelsvorurteile auf — er war ein piemontesischer Edelmann — und ließen ihn den Mechanismus der Freiheit nie begreifen. Diese hohe Seele erkannte nicht die unerläßliche Vorbedingung für jeden politischen Schriftsteller: sich über kleine persönliche Reibungen erhaben zu zeigen. An seinem Lebensabend pflegte er zu sagen, um Genie zu haben, müsse man als Edelmann geboren sein. Der französischen Literatur stand er mit gehässiger Verachtung gegenüber; trotzdem hat er das enge System Racines aufs Äußerste getrieben[3]. Für einen Italiener gibt es vielleicht nichts Lächerlicheres als die Ängstlichkeit des Britannicus oder das Zartgefühl des Bajazet (von Racine). Voller Mißtrauen, will er etwas sehen, und stets speist man ihn mit Worten

[1] Zwei Seiten weiter sagt Stendhal jedoch: „Sobald sich Italien eine Verfassung erringt, wird das Interesse an den schönen Künsten abflauen. Das sahen Alfieri und andere Deklamatoren nicht voraus."

[2] S. die letzten Bände seiner „Vita". Sein Bild ist das aller großen Seelen im heutigen Italien: mehr Ingrimm als Einsicht. (Stendhal.)

[3] Der Rest des Absatzes fehlt in I.

ab. Seine Phantasie wird durch keine starke Handlung gefesselt, sie empört sich und schweift ab; und so wird in Alfieris Tragödien denn viel gegähnt...

Aus mir bekannten Gründen[1] gefällt den Italienern die schlichte Natürlichkeit in den Büchern nicht; sie müssen stets Schwulst und Emphase haben. Die „Éloges“ von Thomas, das „Génie du Christianisme“ von Chateaubriand und alle die poetischen Schriften, die seit zehn Jahren unseren sogenannten Ruhm bilden, scheinen eigens für die Italiener gemacht. Die Prosa Voltaires und Montesquieus aber könnte sie nicht rühren...

Ich finde zwei Ausnahmen vom Lokalpatriotismus. Die Italiener räumen die Überlegenheit der französischen Tanzkunst ein (ein Pariser Ballett loben, heißt in Paris gewesen sein), und sie schwärmen für alle Sentimentalitäten des deutschen Theaters, die in italienischer Übersetzung gespielt werden. Sie besitzen eine so tiefe und so wahre

[1] Diese Gründe hat Stendhal offenbar in einem Briefe niedergelegt, der vom 4. November 1813 aus Mailand datiert ist. „Gestern glaube ich erkannt zu haben, warum die Südländer, die in der Liebe so stark empfinden, die Manier Marinis lieben, das heißt den gesuchten Ausdruck dieses Gefühls, dessen beste Richter sie sind. Der natürliche Ausdruck erscheint ihnen als zu mühelos; ihm fehlt die Würze der Freude, die aus der Überwindung einer Schwierigkeit stammt. Ein französisches Auditorium hat das Gefühl einer überwundenen Schwierigkeit schon dann, wenn es das Gefühl überhaupt ausgedrückt sieht. Diese kalten Seelen, die selten das Strohfeuer einer Augenblickswallung erwärmt, fühlen, daß es verdammt schwer sein muß, die Gefühle einer Phädra in Worte zu bringen. Die Italiener dagegen suchen das Gefühl einer überwundenen Schwierigkeit in gekünstelter Schilderung des Liebesempfindens. Sie vergessen dabei, daß der Mensch im Drama par excellence, dem Liebesdrama, keine Zeit hat, geistreich zu sein. Von der Schilderung des Liebesempfindens ist dieser schlechte Geschmack von selbst auf die Darstellung der anderen, weniger landläufigen Leidenschaften übergegangen. So erkläre ich mir die Paradoxie, daß das Volk, welches die Liebe am tiefsten empfindet, sie am schlechtesten schildert.“ — Der obengenannte Marini ist der bekannte Tonangeber des schwülstigen Barockstils Giambattista Marini, ein geborener Neapolitaner (1569—1625).

Empfindsamkeit und lesen so wenig, daß ein beliebiger dramatisierter Roman, wenn nur etwas darin geschieht, der Sympathie dieser naiven Seelen sicher ist. Seit dreißig Jahren ist kein Liebesroman in Italien erschienen. Es scheint, daß ein mit seiner Leidenschaft stark beschäftigter Mensch auch für die liebenswürdigste Schilderung dieser Leidenschaft unempfänglich ist. Ein literarisches Blatt existiert nicht. Der geistreiche Bertolotti, der Verfasser von „Ines de Castro" (1826), sagte zu mir: „Geben Sie mir eine Festung, und ich wage den Schriftstellern die Wahrheit zu sagen"...

In den Lustspielen von Goldoni[1] muß der Hausherr, der Bekannte einlädt, stets jemanden fortschicken, um sechs Gedecke auszuleihen, weil sein Silber sich im Pfandhause befindet. Man darf nicht vergessen, daß Goldoni in Venedig schrieb. Hätte er gewagt, die Lebensart der venezianischen Nobili vor ihren Untertanen darzustellen, so hätten sie ihn unter die Bleidächer geschickt. Goldoni hat sein Talent nur an armen Teufeln aus so niedrigen Schichten erproben können, daß ich keinen Vergleichspunkt finde und nicht auf ihre Kosten lachen kann. Er besaß die ganze Wahrhaftigkeit eines Spiegels, doch keinen Geist. Shakespeares Falstaff ist feig, und trotz seiner erstaunlichen Feigheit hat er so viel Geist, daß ich ihn nicht verachten kann; er verdient es, daß ich auf seine Kosten lache. Falstaff wirkt noch mehr, wenn er vor einem trübsinnigen Volke gespielt wird, das bei dem bloßen Namen der „Pflicht" zittert, gegen die der dicke Ritter doch fortwährend verstößt...

Pertica, den ich heute abend sah, ist ein guter komischer Schauspieler, namentlich in übertriebenen Rollen. Im „Poeta fanatico", einem sehr langweiligen Stück von Goldoni, hat er mich kräftig zum Gähnen gebracht. Dergleichen ist wahr, aber so niedrig! Und es setzt das von der Natur begnadetste Wesen, einen großen Poeten, in den Augen des Pöbels herab...

[1] Der folgende Absatz fehlt in I.

5. April [5. März]. — Ich habe dreißig Miglien umsonst gemacht. Caserta ist nur eine Kaserne in ebenso unschöner Lage wie Versailles[1]. Der Erdbeben wegen sind die Mauern fünf Fuß dick, so daß es, wie in Sankt Peter, im Winter warm und im Sommer kalt ist. Murat versuchte das Schloß fertig zu bauen. Die Gemälde sind noch schlechter als in Paris, doch die Dekorationen sind großartiger.

Um mich aufzuheitern, ging ich nach Portici und Capo di Monte. Diese Schlösser haben eine Lage, wie sie kein König auf Erden zum zweitenmal fände[2]. Nirgends hat man Meer, Berge und Kultur in gleichem Verein. Man steht inmitten der herrlichsten Naturansichten, und eine halbe Stunde später kann man eine Oper Cimarosas von Davide und Nozzari singen hören. Wären Konstantinopel und Rio de Janeiro auch ebenso schön wie Neapel: das wird man dort nie haben ... Portici ist für Neapel, was der Quirinalpalast für Rom ist[3]. Die Italiener, die felsenfest davon überzeugt sind, daß wir in allem, was Kunst heißt, Barbaren sind, und die uns dies stets zu Gemüte führen, können nicht umhin, die Frische und Eleganz unserer Möbel zu bewundern ... Als ich das Museum der antiken Wandgemälde in Portici verließ[4], traf ich drei englische Marineoffiziere, die es besuchen wollten. Es sind zweiundzwanzig Säle. Ich galoppierte nach Neapel zurück; doch ehe ich am Ponte della Maddalena angekommen war, holten mich die drei Engländer ein. Sie sagten,

[1] Das neue Schloß Caserta, 1752 begonnen, unter Ferdinand I. vollendet, ist nach Art des Schlosses Escurial bei Madrid gebaut, das dem San Lorenzo zu Ehren die Gestalt eines Rostes erhielt. Über seinen architektonischen Wert urteilen wir heute nicht so absprechend wie Stendhal; besonders die große Staatstreppe gilt als architektonische Berühmtheit.

[2] Caserta, Portici und Capo di Monte sind neapolitanische Königsschlösser.

[3] Der Quirinalpalast wurde von Martial Daru, dem Intendanten der Krone in Rom (Stendhals Vetter), neu eingerichtet. S. „Wanderungen in Rom", 4. Juni 1828.

[4] Die Kunstschätze von Pompeji und Herkulaneum, jetzt im Neapler Museum, befanden sich damals im Schlosse von Portici.



Diana-Tempel in Baja. Kupferstich von Guttenberg.

die Fresken seien wunderbar und das Merkwürdigste auf der Welt. Sie haben sie drei bis vier Minuten besichtigt.

Diese Fresken stammen aus Herkulaneum und Pompeji. Kein Helldunkel, wenig Koloristik, viel Zeichnung und große Leichtigkeit... Es liegt viel edle Schlichtheit darin, absolut nichts Theatralisches. Sie erinnern an schlechte Bilder von Domenichino, doch mit Verzeichnungen, wie sie dieser große Maler nicht begangen hätte... Man muß so einfältig sein wie ein Gelehrter, um sie über die Malerei des Cinquecento zu stellen; sie beweisen nur das Vorhandensein eines sehr großen Stils, wie die Tapeten aus der Fabrik von Macon die Existenz des Malers David beweisen.

7. April [7. März]. — Ich komme aus dem Teatro Nuovo. Die Truppe de Marinis spielt zum siebenundneunzigsten Mal. Der dicke Vestris ist der beste Schauspieler Italiens und der ganzen Welt, ebenbürtig mit Molé und Iffland[1] im Burbero benefico (Der wohltätige Geizhals), im Ajo nell' imbarazzo (Der Hofmeister in Verlegenheit) und in vielen Minderwertigkeiten, die er durch sein Spiel adelt. Man kann ihn zwanzigmal sehen, ohne sich zu langweilen... Die Italiener und mehr noch die Italienerinnen schwärmen für de Marini selbst. Sein ungemeiner Ruf beruht darauf, daß er der Natur nur von weitem folgt; die Schwülstigkeit liegt seinem Herzen näher. Da die Naivität in Italien etwas sehr Seltenes ist, so hat er ganz Italien mit seinen jugendlichen Heldenrollen entzückt; jetzt spielt er die edlen Väter. In diesem Genre ist der hochtrabende Stil verzeihlicher, und so macht er mir oft Vergnügen...

Prachtvoll sind die Kostüme der Truppe; die ganze Garderobe der Kammerherren und Senatoren Napoleons, die diese feigerweise verkauft haben. Diese Kostüme bilden den halben Erfolg; alle meine Nachbarn protestieren. Ich bekomme merkwürdige Anvertrauungen zu hören. Die beste Empfehlung in Italien ist gegenwärtig die, Franzose zu sein, und zwar ohne Amt.

[1] Stendhal hatte Iffland, den berühmten Schauspieler und Dramenschreiber, in Berlin 1806 mehrfach spielen gesehen. (Correspondance I, 283.)

Um Mitternacht trinke ich Tee mit einigen Griechen, die hier Medizin studieren. Hätte ich die Zeit, ich ginge nach Korfu. Der Widerstand (gegen die Türken) scheint Mannesseelen zu bilden.

Was die Künste fördert, läuft dem Glück der Völker oft stracks zuwider. Überdies hat ihre Stunde geschlagen: sie bedürfen starker Leidenschaften und des Müßigganges; doch der Müßiggang entwickelt die Höflichkeit, und diese vernichtet die Leidenschaften. Es ist also unmöglich, ein Künstlervolk zu schaffen. Dies aber scheint das Ziel all der hochherzigen Seelen, die Griechenland befreien wollen. Doch das Resultat davon wäre so etwas wie die Vereinigten Staaten von Amerika und nicht das Zeitalter des Perikles[1]. Wir kommen zur Herrschaft der öffentlichen Meinung; die aber hat keine Zeit für Kunstbegeisterung. Was tut's? Die Freiheit ist nötig, und die Kunst ist etwas Überflüssiges, ohne das man sich sehr gut behelfen kann. Habe ich nicht recht, wenn ich sage: in allem, was nicht Kunst ist, steht Italien hinter England um hundert Jahre zurück[2]?

Paestum

30. April. — Es wäre zu viel zu sagen über die Architektur der Tempel von Paestum und andere schwerverständliche Dinge. Mein Reisegefährte, der liebenswürdige T..., der Verwandte in beiden Parteien hat, und der im Jahre 1799, als die Revolution in Neapel ausbrach, erst fünfzehn Jahre alt war, erzählt mir dies seltsame Ereignis wie folgt:

Eine geniale Frau regierte Neapel. Zuerst war sie eine begeisterte Anhängerin der französischen Revolution; bald begriff sie die Gefahr,

[1] In I lautet dieser Absatz anders: „Die Erinnerungen an Athen und Sparta würden der albernen Nationaleitelkeit nur eine besondere Färbung geben... Wer sollt' es glauben? Diese Griechen sind bereits eitel. Bei jungen Leuten ist Eitelkeit ein fressender Rost, der das Wachstum hemmt. Diese armen lachhaften Barbaren gestehen Europa nur in der Technik den Ruhmeskranz zu."

[2] Hier enden die Neapler Aufzeichnungen von I.

die allen Thronen drohte, und bekämpfte sie wütend. „Wäre ich nicht Königin von Neapel, so wollte ich Robespierre sein", sagte sie eines Tages. Und man sah in einem ihrer Gemächer ein riesiges Bild der Guillotine ihrer Schwester[1].

Von den ersten Siegesnachrichten Bonapartes erschreckt, bat die Regierung des Königreichs beider Sizilien um Frieden und erhielt ihn. Ein republikanischer Gesandter erschien, und der Haß der gedemütigten Schwächlinge verdoppelte sich.

Eines Freitags besuchte der König das Teatro dei Fiorentini, um den berühmten Komödianten Pirotti zu sehen. Aus seiner Proszeniumsloge sah er den Bürger Trouré, der ihm gerade gegenüber saß. Der Bürger und Gesandte trug die Kleidung seines Hofes: ungepuderte Haare und anliegende lange Beinkleider. Der König verließ das Theater, entsetzt über diese Frisur ohne Puder. Im Parkett erblickte man fünfzehn bis zwanzig ungepuderte Köpfe. Seine Majestät sagte dem Offizier vom Dienst ein Wort, und dieser rief den berüchtigten Cancellieri, das Faktotum der Polizei. Das Theater wurde umstellt, und als die Zuschauer herauskamen, fragte Cancellieri jeden: „Sind Sie Neapolitaner?" Sieben junge Leute aus den ersten Familien des Landes, die ungepudertes Haar trugen, wurden ins Kastell Sant' Elmo gebracht. Am nächsten Tage zog man ihnen den Soldatenmantel an, hängte ihnen einen achtzehn Zoll langen falschen Zopf an und schiffte sie nach Sizilien ein, um als Gemeine zu dienen. Ein junger Neapolitaner von erlauchter Geburt wurde zu Kettenhaft verurteilt, weil er mit einem Franzosen ein Violinkonzert gespielt hatte.

Das Direktorium der französischen Republik hatte die besten Truppen und den größten General nach Ägypten verbannt. Als die Kunde von der Niederlage von Abukir (12. September 1798) eintraf, ließ der

[1] Die Königin Karoline (1752—1814) war die Schwester Josephs II. von Österreich und Marie Antoinettes, die bekanntlich auf dem Schafott endete. Sie heiratete 1768 den König Ferdinand I. beider Sizilien und erlangte großen Einfluß auf die Staatsgeschäfte.

Hof illuminieren; und bald darauf hob die Regierung vierzigtausend Mann aus. Zwei Drittel vom Geldbestande des Königreiches waren in sechs Banken deponiert, die Quittungen darüber (Fedi di credito) ausstellten. Dies unter dem Despotismus lächerliche Vertrauen endigte, wie es natürlich war. Der König bemächtigte sich der hinterlegten Summen; das Vermögen der luoghi pii (Kirchen- und Klosterbesitz) wurde verkauft; und alsbald stand ein neapolitanisches Heer von 80000 Mann an der Grenze der römischen Republik, die damals von 15000 Franzosen besetzt war; doch der König wollte erst nach den Österreichern angreifen. Ein falscher Bote traf aus Wien mit der Nachricht von diesem Angriff ein. Man entdeckte bald, daß der Bote ein geborener Franzose war, und ließ einen so gefährlichen Zeugen vor den Augen des Königs ermorden. Dieser, ob solcher jakobinischer Machenschaften entsetzt, befahl den Angriff. Sein Heer besetzte Rom; doch dies Heer wurde in die Flucht geschlagen; und am 24. Dezember 1798 schiffte sich Ferdinand nach Sizilien ein, während er in Neapel den Befehl zurückließ, Getreide, Schiffe, Pulver und Geschütze zu vernichten. Die Furcht des Hofes war verfrüht. General Mack kapitulierte mit dem General Championnet und rettete so Neapel.

Doch alsbald bricht ein Aufruhr in der Stadt aus; die Lazzaroni ermorden den Duca del Torre und seinen Bruder, den gelehrten Don Clemente Filomarino, und verbrennen die Leichen. Die Patrioten rufen in ihrem Schrecken den General Championnet herbei; dieser gab zur Antwort, er würde anrücken, sobald er die Trikolore auf dem Kastell Sant' Elmo flattern sähe. Die Patrioten unter Führung von Montemiletto brachten das Kastell Sant' Elmo durch eine Kriegslist in ihre Gewalt; und am 21. Januar 1799 griff der republikanische General mit 6000 Mann Neapel an. Die Lazzaroni verteidigten sich hartnäckig und mit der größten Bravour. Am 23. Januar zog Championnet in Neapel ein und ernannte eine provisorische Regierung von vierundzwanzig Personen, denen er folgendes erklärte: „Frankreich, durch Waffengewalt und die Flucht des Königs Herrin von Neapel,



Tempel in Pästum. Kupferstich von Moureau.

schenkt seine Eroberung den Neapolitanern und gibt ihnen zugleich die Freiheit und die Unabhängigkeit." Alle Heißsporne hielten sich für frei; in den Provinzen herrschte gleicher Taumel wie in der Hauptstadt. Die meisten Bischöfe erklärten offiziell ihren Beitritt zur Republik; und der Klerus wohnte überall im Ornat der Aufpflanzung des Freiheitsbaumes bei.

Indessen hatte der Kardinal Ruffo, der einzige energische Mann der royalistischen Partei, den Boden Italiens nicht verlassen; er hielt sich in Reggio in Kalabrien auf, vierzig Meilen von Neapel, bereit, sich einzuschiffen, falls die Gefahr zu groß würde, doch ohne einen Moment zu verlieren, um einen Vendéeaufstand gegen die parthenopäische Republik zu organisieren. Der Kardinal spielte ein hohes Spiel: er versprach nicht nur allen Tapferen, die in diesem Kreuzzug fielen, die Seligkeit, sondern, was noch geschickter ist, er verstand auch Glauben damit zu finden. Die Engländer hatten die Insel Procida sechs (französische) Meilen von Neapel besetzt und beunruhigten die Küste durch Landungen. Die Patrioten, die gefangen wurden, schickten sie nach Procida; dort wurden sie von einem Kriegsgericht, dessen Vorsitz der Hof von Neapel dem schändlichen Speziale übertragen hatte, zum Tode verurteilt. Die schwachen französischen Truppen unternahmen ziemlich leichtsinnige Streifzüge, und jedenfalls zerstreuten und füsilierten sie alle Parteigänger des Kardinals Ruffo, die sie auftreiben konnten. Die republikanische Verfassung herrschte nur in den Mauern Neapels und in einigen Provinzen, die von der Hauptstadt mehr oder weniger beschützt wurden. Doch bei allen, die lesen konnten, herrschte die größte Begeisterung. Die Franzosen ließen die Waffen vernichten, die ihre republikanischen Freunde hätten brauchen können, und verboten ihnen, Truppen auszuheben. Bald kam die Unglücksbotschaft von Suwaroffs Siegen in der Lombardei; und das französische Heer unter dem Oberbefehl des Generals Macdonald rückte, wie gewöhnlich unter falschen Vorwänden, nach Caserta ab und ließ Neapel und die junge Republik im Stiche. Die Menschlichkeit

hätte den Franzosen gebieten müssen, die Neapler Patrioten ein paar Stunden vorher zu benachrichtigen und ihnen die Mittel zu geben, sich zu retten. Weit entfernt! Die Patrioten schickten sogar eine Deputation an den Bürger Abrial, den Kommissar des Direktoriums, der sich in Capua aufhielt, und sagten: „Aus Gnade und Erbarmen sagen Sie uns, ob Sie uns im Stiche lassen; dann verlassen wir alle Neapel." — „Die Republikaner verlassen!" rief der Bürger Abrial aus. „Lieber trüge ich sie auf meinen Schultern davon!" Und er machte die Gebärde des frommen Äneas. Dies Wort hat die Zivilisation um dreißig Jahre verzögert.

Sechs Wochen nach dem Abmarsch der Franzosen fiel Neapel in die Hände der Alliierten, die aus neapolitanischen Royalisten, Engländern, Russen und Türken bestanden. Die Patrioten flüchteten sich nach tapferer Gegenwehr in die Kastelle. Das Kastell von Avigliano am Ponte della Maddalena, das die Studenten der Medizin verteidigten, kapitulierte zuerst. Als die Sieger eindrangen, begannen sie die Patrioten niederzumetzeln. Da weihten sich diese einem glorreichen Tode: sie legten Feuer an die Pulverkammer. Vierhundert Royalisten und alle Patrioten, mit Ausnahme von zweien, kamen bei dieser Explosion ums Leben.

Mittlerweile verübten die aufrührerische Bevölkerung und die Royalisten in den Straßen der Stadt die schändlichsten und eigenartigsten Verbrechen. Damen der vornehmsten Gesellschaft wurden nackt zur Hinrichtung geführt. Die berühmte Herzogin von Popoli kam mit dem Gefängnis davon; man führte sie, nur mit einem Hemde bekleidet, in den Kerker, nachdem man die obszönsten Späße mit ihr getrieben. Die Patrioten hielten noch das Castello Nuovo, das Castel del Uovo in der Stadt und das kleine Kastell von Castellamare sechs Meilen von Neapel besetzt. Dies ergab sich dem Kommodore Foote, dessen Name noch jetzt nach achtzehn Jahren und nach so vielen Ereignissen in Neapel in Ehren gehalten wird. Foote hielt den Kapitulationsvertrag in Ehren. Dies Beispiel bestimmte die Verteidiger

der beiden Stadtforts, denen die Lebensmittel und die Munition ausgingen, „mit den Truppen des Königs beider Sizilien, des Königs von England, des Kaisers aller Reußen und der ottomanischen Pforte zu kapitulieren". (Artikel I der Kapitulation vom 3. Messidor des Jahres VII, genehmigt von dem berüchtigten Brigadekommandeur Méjan, dem französischen Kommandanten des Kastells Sant' Elmo, und gezeichnet vom Kardinal Ruffo, Edward James Foote und dem russischen und türkischen Befehlshaber.) Die Artikel 4 und 5 bestimmten, daß die Personen und das persönliche Eigentum der beiden Kastelle geachtet und geschützt werden sollten und daß es allen Kapitulierenden freistände, sich auf gestellten Schiffen nach Toulon einzuschiffen oder in Neapel zu bleiben, ohne daß sie oder ihre Familien belästigt würden. Die Royalisten haben die Existenz dieser Kapitulation lange geleugnet; leider hat sich das Original aber wiedergefunden.

Fünfzehnhundert Patrioten erklärten, ihr Vaterland zu verlassen. Unglücklicherweise erschien, während sie auf die Schiffe warteten, die sie nach Toulon bringen sollten, Lord Nelson vor Neapel mit seiner Flotte, auf der sich der englische Gesandte und dessen Gattin, die berüchtigte Lady Hart-Hamilton, befanden[1].

Am Abend des 26. Juni begaben sich die Patrioten auf die ihnen gestellten Schiffe; am 27. Juni wurde jeder Transport unter Aufsicht englischer Offiziere vor den Kanonen eines englischen Kriegsschiffes verankert. Am folgenden Tage wurden alle hervorragenden

[1] Sir William Hamilton (1730—1803), seit 1764 englischer Gesandter in Neapel, hatte seine, niedrigem Stande entsprossene Geliebte Emma Hart, eigentlich Lyon (nach 1760 geboren), von seinem Neffen Lord Greville übernommen. 1791 erhob er sie zu seiner Gemahlin, und als Vertraute der Königin Karoline spielte sie eine politische Rolle am Hofe. Sie wurde dann Nelsons Geliebte und starb 1816 verarmt in Calais. Goethe besaß von ihr ein von Tischbein gemaltes Bild, das sie als Sibylle darstellt. [S. v. Graevenitz, Goethes „Italienische Reise", Pantheon-Ausgabe, II, 336.] Ein interessanter historischer Roman „Liebe und Leben der Lady Hamilton", von Heinr. Vollrath Schumacher, erschien 1911 in Berlin.

Patrioten auf Nelsons Admiralschiff gebracht, unter anderem der berühmte Domenico Cirillo, der dreißig Jahre lang der Freund und Arzt des Sir William Hamilton gewesen war. Lady Hamilton erschien auf dem Verdeck des Schiffes ihres Geliebten [Nelson], um Cirillo und die anderen Rebellen zu sehen, denen man Hände und Füße gefesselt hatte. Hier befand sich nicht nur die Blüte des Volkes, sondern — was für einen englischen Peer noch wichtiger sein mußte — die Blüte des Hofadels. Nachdem man diese illustren Opfer in Augenschein genommen hatte, verteilte man sie auf die Schiffe der Flotte. Endlich traf König Ferdinand III. auf einer englischen Fregatte aus Sizilien ein und erklärte durch ein Edikt, es sei nie seine Absicht gewesen, mit Rebellen zu kapitulieren. Durch ein zweites Edikt zog er die Güter dieser Rebellen ein. Der Kommodore Foote, die Leuchte seines Volkes und der Menschlichkeit, erbat seinen Abschied, als er einen von ihm unterzeichneten Vertrag derart gebrochen sah.

Die Patrioten richteten an Lord Nelson ein französisch geschriebenes Plazet voller Schreibfehler, worin sie die Innehaltung der Kapitulation forderten. Lord Nelson schickte ihnen das Plazet mit der folgenden eigenhändigen Antwort zurück: „Ich zeigte Ihr Plazet Ihrem huldreichen König, der gewiß der beste Richter über Recht und Unrecht seiner Untertanen ist.“ Das Epitheton „huldreich“, dem König von Neapel unter solchen Umständen beigelegt, offenbart die ganze Lächerlichkeit der englischen Aristokratie. T[alleyrand] hätte zu einer solchen Antwort gesagt: „Ob sie ein Verbrechen ist, weiß ich nicht, aber sie ist recht töricht.“

Nelsons Admiralschiff, auf das sich der König Ferdinand begeben hatte, war von Feluken und anderen Fahrzeugen umgeben, die als Gefängnis für die Patrioten dienten. Man hatte sie wie Neger zusammengepfercht; die Lazzaroni hatten ihnen bei der Gefangennahme die Kleider vom Leibe gerissen; sie bekamen faules Wasser zu trinken, wimmelten von Ungeziefer und waren dem Sonnenbrand ausgesetzt, ohne daß man ihnen Hüte gab. Die Anordnungen der Lazzaroni, die

unaufhörlich ankamen, um den König zu sehen, überhäuften sie mit Schmähungen. Allmorgendlich sahen die Patrioten durch die Luken ihres Gefängnisses, wie Lady Hamilton mit Lord Nelson zum Besuch von Baja, Pozzuoli, Ischia und den anderen Herrlichkeiten der Bucht von Neapel aufbrach. Die prächtige Jacht, die sie davontrug, war mit vierundzwanzig englischen Matrosen bemannt, die „Rule Britannia" sangen. Miß Hart, jetzt Lady Hamilton, war für ihre seltene Schönheit berühmt. Sie hatte in Rom lange Modell gestanden und sich dort den Malschülern für sechs Franken hingegeben[1]. Lord Nelsons Sinnlichkeit und die ihre führten sie zusammen und bestimmten ihr Schicksal.

Die erste Züchtigung traf San Gennaro[2], welcher der Begünstigung der Republik bezichtigt ward. Der König befahl die Einziehung seiner Güter und ließ ihn durch den Heiligen Antonius ersetzen. Die Kanonen der englischen Ketzer schossen zu dieser Beförderung Salut. Alsdann wurden die vornehmsten Patrioten in die Kerker der Kastelle gebracht — alles unter Beihilfe der englischen Offiziere. Der Admiral Nelson hatte bei seinem Erscheinen in der Bucht von Neapel eine Proklamation erlassen, wodurch alle, die im Dienste der Republik gestanden oder sich zu ihren Grundsätzen bekannt hatten, aufgefordert wurden, sich ins Castello Nuovo zu begeben. Hier mußten die Unglücklichen Namen und Adresse angeben, desgleichen, was sie alles während der Dauer der Republik getan hatten. Der Admiral Nelson versprach, alle, die dies täten, zu schützen und vor Verfolgung zu

[1] Herr H. V. Schumacher, der zu seinem vorstehend erwähnten Roman genaue Studien gemacht hat, bestreitet diese Behauptung Stendhals entschieden und erklärt sie für Klatsch. Weiteres s. Anm. 17 am Schluß.

[2] Der Nationalheilige Neapels, Bischof von Benevent und Märtyrer unter Diokletian. Im Dom zu Neapel befinden sich zwei Gefäße mit dem Blute des Heiligen, das jährlich zweimal durch ein „Wunder" flüssig gemacht wird. Auch bei Vesuvausbrüchen und sonstigen Gefahren wird diese Wunderzeremonie noch heute vollzogen, obwohl man ihr neuerdings durch wissenschaftliche Experimente zu Leibe gegangen ist. Der Übersetzer hat diesem Blutwunder beigewohnt. Vgl. auch „Wanderungen in Rom", 29. August 1827.

behüten. Eine große Anzahl von Dummköpfen fiel in diese englische Falle. Drei Magistratspersonen, gleich ausgezeichnet durch ihr Wissen wie durch ihre Redlichkeit und von allen Parteien geachtet, meldeten sich; es waren Dragonetti, Gianotto und Colace; der letztere wurde alsbald gehenkt.

Am 12. August 1799 gestattete man fünfhundert Patrioten, die noch auf den Schiffen gefangengehalten wurden, nach Toulon abzusegeln. Vor ihrer Abreise unterzeichneten sie eine merkwürdige, doch in Neapel rechtsgültige Erklärung, das Königreich bei Todesstrafe nie wieder betreten zu wollen. Im Falle der Zuwiderhandlung erkannten sie jedem Untertanen des Königs das Recht zu, sie zu töten, ohne daß er darum verfolgt würde.

Die Besorgnis, die das Heer Jouberts dem Neapeler Hof eingeflößt, hatte bisher Blutvergießen verhütet. Jetzt wurde man kecker. Man begann mit den Patrioten, die nicht in die Kapitulation inbegriffen waren; und der Fürst Caracciolo, die Zierde der neapolitanischen Marine, ward eines der ersten Opfer ...

Als man die Niederlage der Franzosen bei Novi erfuhr, kannte die Wut der Royalisten keine Grenzen mehr. Die Vorsicht verbietet mir, Einzelheiten zu geben, die Sueton in Schatten stellen würden. Neapel verlor durch Henkershand fast alle seine hervorragenden Leute: Mario Pagano, den Verfasser der Konstitution, den Bischof Natali, die Generale Massa und Federici, und viele Standespersonen: den Herzog von Andri, den Fürsten von Strongoli, seinen Bruder Mario Pignatelli, Colonna, Riario und den Marchese von Genzano. Die beiden letzteren, kaum siebzehn Jahre alt, hatten trotz ihrer hohen Geburt ihre Liebe zur Republik offen bekundet. Genzano und der berühmte Matera waren vom Brigadekommandeur Méjan ausgeliefert worden und trugen französische Uniform. Sie wurden am Largo di Mercato gehenkt, dort, wo einst Masaniellos Aufstand ausgebrochen war. Sie starben mit einem Lächeln auf den Lippen und prophezeiten, daß Neapel früher oder später frei sein würde. Ihr Tod sollte nicht

gerächt werden, aber dem Vaterlande nützen, indem er zur Aufklärung beitrüge.

Ein besonderes Vergnügen machte man sich, indem man Eleonora Fonseca henkte, eine durch Geist wie Schönheit gleich hervorragende Frau, welche den „Monitore reppublicano“, die erste Zeitung Neapels, redigiert hatte. Unter so vielen Opfern erregte der Tod der reizenden Marchesa San Felice besondere Teilnahme. Während der kurzen Dauer der Republik hörte sie eines Abends, als sie in Gesellschaft von Hofleuten war, daß die Brüder Becker zwei Tage darauf einen Aufstand der Lazzaroni erregen und die Offiziere eines gewissen Kommandos der Nationalgarde ermorden lassen wollten. Zu diesen Offizieren gehörte auch der Geliebte der San Felice. Als er auf Wache ziehen wollte, warf sie sich ihm zu Füßen, um ihn zurückzuhalten. „Droht Gefahr, so ist das ein Grund mehr, meine Kameraden nicht zu verlassen“, sagte er. In ihrer Liebe gestand sie ihm schließlich das Komplott. Später konnte selbst die Kronprinzessin für die San Felice keine Gnade erwirken: sie wurde gehenkt.

Auf wieviele Tausende sich die Opfer dieser Ereignisse beliefen, will ich nicht untersuchen. Die Hinrichtungen, und was für die Menschlichkeit wohl noch trauriger ist, die Einkerkerung in todbringende Gefängnisse, nahmen erst seit dem Vertrag von Florenz (1801) ein Ende. — Mit Absicht habe ich die furchtbaren Einzelheiten unterdrückt. Robespierre liebte die Mehrzahl seiner Opfer nicht: er schlachtete sie zu Ehren eines falschen Prinzips hin, doch nicht aus kleinen persönlichen Leidenschaften.

Otranto

15. Mai. — Ich kam über Potenza und Tarent hierher. Wollte ich die wenig bekannten Länder beschreiben, durch die ich kam, so müßte ich einen zweiten Band schreiben. Ich reiste zu Pferde mit einem Sonnenschirm und drei meiner neuen Bekannten. Um dem

Ungeziefer zu entgehen, schliefen wir auf Stroh in acht bis zehn Meierhöfen, die ihnen oder ihren Freunden gehörten; und ich hatte das Vergnügen, mich mit reichen Pächtern zu unterhalten. Dies Land ist Toskana so unähnlich wie Florenz und Le Havre.

Der Marchese Santapiro, ein alter Bekannter von mir aus Moskau, dem ich in Otranto wiederbegegne, hat 30000 Franken Rente und die Narben von zwei bis drei Säbelhieben an sichtbarer Stelle. Infolgedessen glaubt er nie schmeicheln noch lügen zu brauchen. Ich hielt diese Originalität hier für unglaublich; Santapiro beweist das Gegenteil. Indem er diesen hübschen Charakter drei Jahre lang in ganz Italien zur Schau trug, hat er sich allgemein als Ungeheuer verschrieen gemacht. Diese Ehre hat ihm den Kopf verdreht. Er behauptet, die Musik langweilte ihn; Gemälde in einem Wohnzimmer gäben ihm das Aussehen einer Grabkapelle; er zöge einen Pariser Hampelmann, der die Augen verdreht und die Zunge herausstreckt, den Statuen Canovas vor und so weiter.

Santapiro hat seinen Charakter auf Stelzen gesetzt. Wäre er natürlich geblieben, so wäre er viel fesselnder für uns, aber viel weniger „geistreich" für die Dutzendmenschen. Er ist ein sehr lustiger, sehr überraschender Geist, der eine Menge Ideen bei uns anregt, auf die wir ohne ihn nie gekommen wären.

Gestern, während der heißesten Stunden, lagen wir, Sorbets schlürfend, auf Ledersofas in einem geräumigen Laden, den er gemietet und mit grünen Kalikovorhängen geschlossen hat. Ich machte mich über seine Stelzen lustig und er über den Grund, weshalb ich meine Empfehlungsbriefe in Florenz nicht abgegeben hatte[1]. Santapiro hat dort zwei Jahre verbracht. Alle reichen und gebildeten Russen

[1] „Nach allem, was ich höre," schrieb Stendhal am 19. Januar in Pietra Mala (im Text fortgelassen), „habe ich mir von den modernen Florentinern eine schlechte Meinung gebildet. Da ich das Gastrecht nicht verletzen will, so habe ich siebzehn Empfehlungsbriefe, die ich für Florenz hatte, verbrannt."

halten sich für verpflichtet, einen Winter in Florenz zu verleben. Auch viele schwerreiche Engländer leben dort, und allabendlich findet man vier bis fünf offene Häuser. Herr von D[emidoff] läßt von seiner eigenen, gut zusammengestellten Truppe die hübschesten unter den reizenden Dramen von Scribe aufführen. Er ist der wohltätigste Mensch in Italien und besitzt die authentischsten Reliquien, unter anderem sehr kostbare vom Heiligen Nikolaus[1]. In zwei, drei Gesellschaften werden französische Lustspiele aufgeführt: ein spaßhafter Gegensatz zu dem italienischen Geist, der aufmerksam zuhört und nicht ein Viertel davon versteht.

„In Florenz", sagt Santapiro, „hatte ich einen Palazzo, acht Pferde, sechs Dienstboten und gab doch weniger als 20000 Franken aus. Die fremden Schönheiten, die den Apennin passieren, lassen die Prüderie[2], die die Pariser Gesellschaften zum Ecartéspiel treibt und England zu einem Grabe macht, auf der anderen Seite zurück. Ein Liebhaber ist ihnen recht; aber ein Titel noch lieber. Ich begreife nicht, warum nicht alle französischen Marquis von fünfundzwanzig Jahren, die 2000 Franken Rente haben, mit ihrem Stammbaum nach Florenz kommen. Sie fänden da zwanzig sehr hübsche, sehr reiche, sehr anständige englische Misses, die sie kniefällig bäten, sie zu Marquisen zu machen . . ."

Santapiro schloß mit einer merkwürdigen Verleumdung, die mir das Schimpfwort stivale (Stiefel) einbringen wird. In Florenz lebt nur e i n geistreicher Schriftsteller: der Verfasser des „Disperato per eccesso di buon cuore" (Der Verzweifelte aus Gutmütigkeit).

---

[1] Fürst Demidoff, russischer Gesandter in Florenz, vorher in Rom, wird hier von Stendhal nur mit der Initiale seines Namens angedeutet. Ausführlicher spricht Stendhal von ihm in den „Wanderungen in Rom", 15. Januar 1828.

[2] In Stendhals Handexemplar befindet sich hier (nach Paolo Costa) eine bitterböse Anmerkung: „Beweis für mich: in Mailand die Reitknechte Seiler ... In Florenz ist Luchesini der erste Liebhaber aller englischen Tugenden." Für die Gegenwart möge man Pierre Lotis „La Mort de Philae" (deutsch als „Ägypten", Dresden 1922) nachlesen, und zwar den Schluß des Kapitels „Vor den Toren Kairos".

Graf Giraud stammt von einem Franzosen ab, der mit dem Kardinal Giraud nach Rom kam[1].

Crotone

20. Mai. — Ich bin sehr erstaunt, hier am Ende der Welt den braven Kapitän Renavans wiederzutreffen, den ich im Jahre 1800 als gemeinen Dragoner sah. „Ich war im 34. Regiment," sagte er, „das stets zusammengehauen wurde und in dem ich zwanzigtausend Menschen erlebte. Ich war stets schweigsam, kalt und auf Unverschämtheiten gefaßt; befördert wurde ich nur durch Zufall und von Napoleon selbst. Mein Bataillon kam nach Neapel, und ich führte drei Jahre lang erbitterten Krieg mit den Briganten. Ich verfolgte den berüchtigten Parella, der sich über uns lustig machte. Eines Tages ließ mich der Minister Salicetti kommen. ‚Hier haben Sie 350000 Franken,' sagte er, ‚setzen Sie das als Preis auf den Kopf des Briganten; lassen Sie nichts unversucht; wir müssen ein Ende machen; die Sache fängt an, politisch zu werden.' Ich ließ durch die Pfarrer verbreiten, daß ich für Parellas Kopf 400 Dukaten geben wollte. Ein Vierteljahr darauf war ich in meinem Quartier, das nach Süden lag, und kam um vor Hitze. Das Zimmer war sehr dunkel. Mein Bursche meldete mir, daß ein Unbekannter mich sprechen wollte. Ein Bauer trat ein, knüpfte einen Sack auf und zog kaltblütig Parellas Kopf hervor, mit den Worten: ‚Geben Sie mir meine 400 Dukaten'. Ich schwöre Ihnen, ich fuhr nie im Leben so zurück. Ich lief ans Fenster und riß es auf. Der Bauer legte den Kopf auf den Tisch, und ich erkannte deutlich, daß es Parellas Kopf war. ‚Wie hast du das fertig gebracht?' fragte ich ihn. ‚Signor Commandante,' erwiderte er, ‚Sie müssen nämlich wissen, daß ich seit zwölf Jahren Barbier, Diener und

[1] Der Florentiner Lustspieldichter Giov. Graf Giraud (1776—1836) wird von Stendhal mehrfach als Verfasser des „Ajo nell' imbarazzo" (Der Hofmeister in Verlegenheit) rühmend erwähnt.



Catanzaro. Kupferstich von Chatelet.

Vertrauter Parellas war. Doch vor drei Jahren am Pfingsttage war er unverschämt gegen mich. Seitdem hörte ich unseren Pfarrer bei der Predigt sagen, Sie gäben 400 Dukaten für Parellas Kopf. Heute morgen waren alle unsere Leute auf der Landstraße, und wir beiden blieben allein zurück. Er sagte zu mir: ‚Wir haben eine Weile Ruhe; mein Bart ist schrecklich lang; rasiere mich, das frischt mich auf.‘ Ich begann ihn zu rasieren; als ich am Schnurrbart war, konnte ich über seine Schultern wegsehen. Ich sah, daß kein Mensch kam, und ratsch! schnitt ich ihm den Hals durch.‘" Später erzählte mir Renavans: „Man hat mir in Frankreich alles genommen; ich bin hierher gekommen, um zu sehen, ob eine Apothekerswitwe, die früher hübsch war, und die ich liebte, mich noch haben will. Ich glaube, ich heirate sie und werde Apotheker."

„Sonderbar", schloß er. „Als Salicetti mir die 350000 Franken ohne Quittung aushändigte, und ich binnen einem halben Jahre die ganze Summe in kleinen Beträgen von 50 bis 100 Louisdors ausgab, habe ich mir nie einen Centime angeeignet; im Gegenteil, ich legte noch ein paar Louisdors dazu. Heute zauderte ich in gleicher Lage nicht, 100000 Franken zu verdienen."

Catanzaro

23. Mai. — Ich sah eben ein Bauernweib, das ein Kind vor Wut auf zwei Schritte Entfernung mit aller Gewalt an die Wand schmiß. Ich dachte, das Kind sei tot; es ist etwa vier Jahre alt und schrie furchtbar unter meinem Fenster; es ist ihm aber nichts Ernstliches geschehen.

Je tiefer man nach Kalabrien hineinkommt, desto griechischer werden die Köpfe. Mehrere Männer von vierzig Jahren haben ganz die Züge des berühmten Jupiter Mansuetus. Sind diese Leute häßlich, dann sind sie freilich unbeschreiblich.

Brancaleone

25. Mai. — Wir ließen uns von drei bewaffneten Bauern begleiten, um die Ruinen von Locri zu besuchen. Nie hatten Briganten ein furchtbareres Aussehen; trotzdem fand ich in ihren Gesichtern nichts, was mich abstieß, wie etwa die äußerlich süßliche und innerlich philiströse Heuchelei der Familie Harlowe (in Richardsons „Clarissa").
Nichts auf der Welt ist so malerisch wie ein Kalabreser, den man an einer Wegebiegung oder in einer Waldlichtung trifft. Das lange Erstaunen dieser bis an die Zähne bewaffneten Leute, als sie uns zu mehreren wohlbewaffnet ankommen sahen, war zum Totlachen. Wenn ein Gewitter aufzog, so nahmen ihre Gesichter, wie von der Elektrizität im voraus beeinflußt, einen verstörten Ausdruck an. Einem Reisenden, der an die Sanftmut und Höflichkeit der französischen Mienen gewöhnt ist, hätten die ihren nur Schrecken eingeflößt. Wir suchen fast stets einen kleinen Handel mit den Kalabresern zu machen, um uns mit ihnen unterhalten zu können[1].

Melito

28. Mai. — Eine verheiratete Frau dieser Gegend, die durch ihre glühende Frömmigkeit ebenso bekannt war wie durch ihre seltene Schönheit, war vor ein paar Monaten so schwach, ihrem Liebhaber im Bergwalde ein Stelldichein zu geben. Nach kurzem Sinnentaumel fiel ihr die Schuld zentnerschwer auf die Seele; sie verharrte in dumpfem Schweigen. „Warum so kalt?" fragte der Liebhaber. „Ich dachte daran, wo ich dich morgen sehen könnte. Diese verlassene Hütte im finsteren Walde ist der passendste Ort." Der Liebhaber geht; die Unglückliche kehrt nicht in ihr Dorf zurück, sondern verbringt die Nacht, wie sie später gestand, mit Beten und dem Graben zweier Gräber.

[1] Über den kalabrischen Charakter s. auch die Anekdote in den „Wanderungen in Rom", 2. November 1827.

Der Tag bricht an, und der Liebhaber erscheint. Er wird von der Frau, von der er sich angebetet wähnte, getötet. Das unglückliche Opfer ihrer Reue begräbt ihren Liebhaber sorgfältig; dann kehrt sie ins Dorf zurück, beichtet dem Pfarrer, küßt ihre Kinder und geht wieder in den Wald, wo man sie entseelt findet — in dem Grabe neben dem ihres Geliebten.

Reggio in Kalabrien

29. Mai. — Ein hübsches kleines Mädchen hing sehr an einer Wachspuppe, die man ihm geschenkt hatte. Da die Puppe fror, so brachte es sie in die Sonne, in der sie schmolz; und die Kleine weinte heiße Tränen über den Tod ihres Lieblings. Das ist der Nationalcharakter dieses äußersten Endes von Italien: leidenschaftliche Kindlichkeit. Dies Volk führt ein sehr sanftes Dasein. Der Gedanke der Pflicht kommt ihm nie; die Religion ist weit entfernt, seine Neigungen zu durchkreuzen: sie besteht in einer Reihe von Kulthandlungen. Jedermann tut, was ihm gefällt, und schwatzt zwei-, dreimal jährlich mit seinem Beichtvater über seine Hauptleidenschaft; damit glaubt er sich den Himmel zu verdienen.

Gestern sagte eine Frau auf der Straße: „Zu Johanni ist meinem Sohn ein Unglück passiert" (das heißt: am 24. Juni hat er seinen Feind ermordet). „Doch will die Familie nicht zur Vernunft kommen und von Don Vincenzo nicht das annehmen, was wir geben können, dann wehe ihr! Ich will meinen Sohn wieder haben." Die Familie bot dem Vater des Ermordeten 20 Dukaten. Nur der hat Willenskraft, der von Kind auf die peinlichsten Dinge tun mußte. Nun aber wird ein junger Neapolitaner von vierzehn Jahren selten gezwungen, etwas Peinliches zu tun, ausgenommen in der Terra di Lavoro, die man sehr gut bestellt und mit viereckigen Schaufeln umgräbt. Sein Leben lang zieht er den Schmerz, Mangel zu leiden, dem Schmerze vor, zu arbeiten. Die dummen Nordländer sehen die Kleinbürger dieses

Landes als Barbaren an, weil sie sich nicht schämen, einen schäbigen Rock zu tragen. — Einem Einwohner von Crotone käme nichts lächerlicher vor, als die Zumutung, in den Krieg zu ziehen, um sich ein rotes Bändchen im Knopfloch zu verdienen, oder weil sein Herrscher Wilhelm oder Ferdinand heißt. Das Gefühl der Loyalität oder der Anhänglichkeit an eine Dynastie, wie es in den Romanen von Walter Scott leuchtet, ist hier ebenso unbekannt wie Schnee im Mai. Ich finde diese Menschen darum nicht einfältiger. Früher oder später wird der Kalabreser für die Interessen einer geheimen Gesellschaft kämpfen, die ihn seit zehn Jahren bearbeitet. Kardinal Ruffo kam vor neunzehn Jahren auf diesen Gedanken; vielleicht bestanden solche Gesellschaften damals schon.

An der Meeresküste bei Dieppe sah ich ausgedehnte Hochwälder. „Wenn wir das Unglück hätten, sie abholzen zu müssen," sagten mir die Bauern, „so würden die Bäume nicht wieder wachsen. Die furchtbaren Seestürme vernichten allen jungen Pflanzenwuchs." Aus dem gleichen Grunde kann sich soldatische Tapferkeit bei den Neapolitanern nicht entwickeln. Beim geringsten Lebenszeichen läßt man auf dieses unselige Land dreißigtausend Franzosen oder Ungarn los, die seit Urzeiten für den Krieg ausgebildet sind. Wie sollen zweitausend kalabrische Bauern solchen Truppen standhalten? Bis neuausgehobene Truppen kriegstüchtig sind, bedarf es vieler kleiner Scharmützel; und beim ersten müssen sie einige Aussicht auf Erfolg haben[1]. Die europäische Diplomatie, die sich zur Beachtung dieser Zusammenhänge nicht herabläßt, sagt über dies Land viel Dürftiges. Das Volk besitzt zwei Glaubensmeinungen: die religiösen Bräuche und die Jettatura (die Kunst, dem Nachbar etwas Übles zuzufügen, indem man ihn schief

[1] An anderer Stelle sagt Stendhal von den Bewohnern des Königreiches Neapel: „Um sich selbst wieder zu finden, müßten die Neapolitaner zwei Schlachten wie Marengo und Austerlitz gewinnen; bis dahin werden sie sich nichts zutrauen. Können die Gebildeten dafür, daß die Mönche das niedere Volk verdorben haben, das zur Zeit, da es den Namen Samniter trug, so tapfer war, und das so kläglich ist, seit es zu San Gennaro betet?"



Tarent. Kupferstich von Chatelet.

ansieht). Justiz und Regierung gelten als Plagen, die man alle acht bis zehn Jahre umstürzt, und denen man sich stets entziehen kann. Die Hauptsache für den Bauern ist, daß er als Pfarrer oder Gevatter einen mächtigen Fratone (Mönch) hat, oder ein hübsches Weib in der Familie. Der älteste Sohn wird Priester und verheiratet den jüngeren mit der Frau, die er liebt; und es herrscht große Eintracht in diesen Familien.

In Tarent, Otranto und Squillace fanden wir unter diesen Priestern, den Erstgeborenen der Familien, gründliche Kenntnisse des Lateinischen und der Altertümer. Diese Menschen sind stolz darauf, Großgriechenland zu bewohnen. Ein Mann von Verstand liest hierzulande den Tacitus als tägliche Lektüre. Sobald man einem Fremden mißtraut, spricht man Lateinisch. Ein Exemplar von Voltaire oder vom „Compère Mathieu“[1] ist ein Schatz. In der Barke, die uns von Otranto nach Crotone fuhr, befand sich eines. Man leiht es sich derart auf zehn Meilen im Umkreise. Von Konversation hat man keine blasse Ahnung. Oft ist man beredt; doch wehe, wenn unsereins an ein Thema rührt, das ihnen am Herzen liegt: dann reden sie eine Stunde lang und erlassen einem keine Einzelheit. Mir war, als fände ich die Beredsamkeit der Ansprachen aus Titus Livius wieder. Ein Priester in Brancaleone brauchte zwei volle Stunden, um uns folgenden Gedanken zu entwickeln:

„Als Christ und als Philosoph bin ich über all die Grausamkeiten empört, die in Italien und Spanien geschehen werden. Doch der Schrecken, und zwar der von den Priestern eingeflößte Schrecken, ist für diese Völker nötig, die Napoleon nicht tief genug aufgerüttelt

[1] „Le Compère Mathieu ou les bigarrues de l'esprit humain“ [Par H. L. Dulaurens]; Londres 1766, 2 Bde. „Es existiert eine anonyme Verdeutschung dieses wegen seiner Freigeisterei berüchtigten, aber stellenweise gelehrten und geistreichen Buches des Abbé Dulaurens: ‚Der Gevatter Matthies oder die Ausschweifungen des menschlichen Geistes‘; Berlin 1779, 3 Teile; 2. verb. Aufl. ebd. 1790.“ (A. Schurig.) Neuausgabe von H. Floerke, München 1920.

hat. Erst wenn Mord und Martern an ihre Tür pochen, begreifen sie, daß die Justiz so viel wert ist, um Geld dafür auszugeben. Was hilft mir zum Beispiel die Justiz in diesem unglücklichen Lande? Hätte ich nicht Freunde und persönliches Ansehen, so würde ich vernichtet. Welchen Dienst hat mir die Justiz je geleistet? Sehe ich nicht täglich die heiligsten Eide gebrochen?" (Der Erzbischof, der Sohn eines Ministers des Paschas von Ägypten, wurde durch einen Sturm hierher verschlagen; man versprach ihm Protektion und hat ihn trotzdem an den römischen Hof ausgeliefert. Er soll in der Engelsburg sitzen; Gott weiß, was ihm da geschieht.) „Da die Todesfurcht", fuhr Don Francesco fort, „auch bei den abgestumpftesten Menschen die stärkste und beständigste Leidenschaft ist, so steht zu hoffen, daß man das Volk aufklären kann, indem man auf diese Leidenschaft einwirkt..."

Die Ausdrucksweise, die man in Kalabrien hat, würde in Frankreich für Verrücktheit gelten. Ein junger Mann, der allen Frauen zu gefallen sucht, heißt Cascamorto (d. h. einer, der so tut, als fiele er vor übermäßiger Leidenschaft tot um, wenn er eine Frau anblickt). Gewisse Wendungen beweisen, daß man etwas in Kalabrien nie findet: die Verzweiflung. Fürchtet man ein Unglück, so sagt man: „Mancherebbe anche questa!" (Das mußte uns auch noch passieren!) Von einem großen Glück sagt man: „Ah, che consolazione!" (Ach, welch ein Trost!) Für diese Menschen steht es fest, daß das Maß von Glück in allen Lebenslagen sich ungefähr gleich bleibt, — abgesehen von Vorgängen, die durch die öffentliche Meinung des ganzen Landes als außergewöhnlich hingestellt werden. In dieser Mäßigung liegt große Schicksalsverachtung, die vielleicht auf die Schlechtigkeit der Regierungen zurückzuführen ist. Der stärkste Gegensatz zu dieser Auffassung ist der Lebensüberdruß, dessen Abbild und Vorbild Chateaubriands René ist.

Don Francesco erzählt mir folgendes. Während der Revolution wurde der junge Fürst von Montemiletto nach London gesandt, um zugunsten der Freiheit zu verhandeln. Pitt speiste ihn mit leeren

Redensarten ab und hielt ihn schließlich offen zum besten, indem er mit einem anderen verhandelte, als wäre dieser der Abgesandte Neapels. Der junge Fürst beschwerte sich. „Man ist kein Diplomat, wenn man noch keinen Bart trägt", sagte Pitt zu ihm. Montemiletto war darüber so betrübt, daß er nach Hause ging und sich erschoß. Ein echter Kalabreser hätte sich über Pitts Wort lustig gemacht, oder er hätte ihn getötet. Die privilegierten Stände haben von einem Ende Europas bis zum anderen, von Neapel bis Petersburg, die gleiche geschliffene Höflichkeit, die in unvorhergesehenen Fällen die Energie tötet.

Ich merke es zum eigenen Verdruß, daß ich nicht zu diesen privilegierten Ständen gehöre. Der Mangel eines Passes verbietet mir, nach Messina überzusetzen, dessen Häuser ich von meinem Fenster aus zähle. Wie brennend gern hätte ich die Ruinen von Selinunt und die Skulpturen eines Altertums gesehen, das weit über alles zurückreicht, was ich kenne!

Aus dem Gedächtnis trage ich ein paar Tatsachen nach, die ich in Neapel nicht niederzuschreiben wagte[1]. Während meiner Reise durch Kalabrien hörte ich bei den Pächtern eines meiner Reisegefährten von zahllosen Räubereien reden, die die Bande der „Unabhängigen" ausgeführt hatte. Ihr Auftreten verriet Talent und eine wahrhaft türkische Tapferkeit. Ich achtete nicht auf diese Reden: das ist hier so Brauch. Ich war ganz Auge für die Sitten dieses Volkes. Einem armen schwangeren Weibe, der Witwe eines Soldaten, gab ich ein Almosen. „Oh!" sagte man zu mir, „die ist nicht zu beklagen, die ißt Brigantenkost." Folgende Geschichte wurde mir erzählt; ich unterdrücke die einzelnen Züge von Kühnheit und Tapferkeit.

[1] Die folgende Anekdote steht in I am Schluß des Buches (S. 340 ff.), wird aber dort folgendermaßen eingeleitet: „Im März 1817 war ich mit einem Bekannten auf der Jagd in Aquila bei Neapel. Bei den Pächtern meines Bekannten hörte ich" usw. In der Neuauflage hat Stendhal diese Geschichte nach Kalabrien verlegt, wo er, wie in der Einleitung dieses Bandes ausgeführt, niemals gewesen ist.

„In der Umgegend existiert eine Bande von dreißig Männern und vier Frauen, die alle auf prächtigen Rennpferden reiten. Der Hauptmann ist ein alter Wachtmeister di Jachino (von Joachim Murat), der sich ‚Führer der Unabhängigen‘ nennt. Er befiehlt den Besitzern und massari (Pächtern), an dem und dem Tage eine Summe Geldes an einem bestimmten Baume niederzulegen. Geschieht dies nicht, so erfolgt grausamer Tod und Einäscherung des Hauses. Macht die Bande einen Marsch, so erhalten die Pächter am Wege zwei Tage vorher Weisung, zu bestimmter Stunde Essen für soundso viele Personen bereit zu halten, je nach ihrer Habe. Dieser Dienst ist regelmäßiger als der der königlichen Etappen.“

Einen Monat bevor ich diese Einzelheiten erfuhr, erstattet ein Pächter, durch die kategorische Art des Befehls verletzt, bei dem neapolitanischen General Anzeige, und ein zahlreiches Aufgebot von Kavallerie und Infanterie umstellte die „Unabhängigen“. Durch Flintenschüsse alarmiert, die einige neapolitanische Soldaten aufs Geratewohl abfeuerten, brachen sie sich durch die Feinde Bahn, indem sie ihnen große Verluste bereiteten; sie selbst hatten nicht einen Toten. Kaum entronnen, ließen sie dem Pächter sagen, er solle sein Haus bestellen. Drei Tage danach besetzten sie den Pachthof und hielten Gericht ab. Der Pächter wurde, wie es vor der Franzosenzeit Landesbrauch war, gefoltert und gestand alles. Das Gericht beriet bei verschlossenen Türen; dann wurde der Pächter ergriffen und in einen großen Wasserkessel geworfen, der über dem Feuer hing und in dem Milch zur Käsebereitung gekocht wurde. Nachdem der Pächter gesotten war, zwang man alle Dienstleute des Pachthofes, von dieser höllischen Speise zu essen.

Der Hauptmann könnte seine Bande leicht auf tausend Mann bringen; doch er sagt, sein Führertalent reiche nur für dreißig Mann aus. Er begnügt sich also damit, seine Truppe komplett zu halten. Jeden Tag erhält er Anerbietungen für Ämter; doch er fordert Auszeichnungen „für Wunden auf dem Schlachtfelde“ und keine „Gefälligkeitsatteste“ (dies sind seine eigenen Worte, 2. Mai 1817).

In diesem Frühjahr herrschte unter der Landbevölkerung Apuliens Hungersnot. Die Räuberhauptleute verteilten an die Armen Gutscheine auf die Reichen. Die Ration betrug anderthalb Pfund Brot für die Männer, ein Pfund für die Weiber, zwei Pfund für schwangere Frauen. Die Frau, die mein Mitleid erregte, erhielt sechs Gutscheine zu zwei Pfund Brot pro Woche, und zwar seit einem Monat.

Im übrigen weiß man nie, wo sich die „Unabhängigen" befinden. Alle Spione sind auf ihrer Seite. Zur Römerzeit hätte dieser Räuberhauptmann Marcellus geheißen[1].

Neapel

16. Juni. — Von meiner Reise nach Kalabrien zurückgekehrt, fühle ich mich etwas beunruhigt. Man fürchtete für mich, wie man mir sagte, und ich fürchtete, aus Neapel verwiesen zu werden[2]. Diese Gefahr droht den Schweden und Anglosachsen nicht; doch werden sie nicht wie wir von allen Leuten von Distinktion wie Freunde aufgenommen, ohne Schutz des Botschafters, auf die bloße Angabe hin, daß man Franzose sei. Ein wackrer Mann, dessen Namen ich nie vergessen noch verraten werde, erbot sich, mich in seinem Hause zu verbergen. Ich sah ihn zum fünften oder sechsten Male, und er selbst ist schlecht angeschrieben. Das sind Züge, die einem ein Land lieb machen. In Bologna hätte ich fünf, sechs Menschen um diesen Dienst bitten können; aber Bologna hat keine zwei Schreckensjahre wie 1799 und 1801 erlebt. Die politische Ausweisung wäre etwas leichtfertig; ohne Zweifel verachte ich die Polizei etwas; doch gesetzt auch, ich hätte die Anschläge gegen sie für Recht befunden, so hätte ich mir doch gesagt, daß politische Umtriebe in diesem Jahrhundert der Gefahr ausgesetzt sind, entdeckt zu werden, und daß die verletzte Nationaleitelkeit im Falle des Mißlingens alle Schuld auf den Fremden abgewälzt hätte. Im übrigen

[1] Marcellus eroberte 212 v. Chr. Syrakus.

[2] Den Grund hierfür s. in der Aufzeichnung vom 25. Juli.

habe ich die größte Hochachtung vor den Neapler Patrioten. Man findet hier die Beredsamkeit Mirabeaus und die Tapferkeit von Desaix. Dies Land besitzt sicherlich vor 1840 eine Verfassung. Nur ist leider der Abstand zwischen dem niederen Volke und einem Manne von Verdienst, wie Tocco, so ungeheuer, daß die höhere Klasse mehrmals Schiffbruch erleiden wird, ehe sie ihrem Lande die Freiheit gibt.

19. Juni. — Heute kaufte ich mir auf dem Largo di Castello ein altes Buch ... Es betitelt sich: „Della Superiorità in ogni cosa del sesso amabilissimo" usw. 1504. Wer die Geschichte der Frauen ein wenig kennt, weiß, daß Franz I. sie in Frankreich im Jahre 1515 an den Hof zog. Bis dahin glich eine jede Adelsburg dem Sitz eines Despoten, der gefügige Sklaven und keine Freunde haben will; sein Weib war nur eine Sklavin, über deren Leben und Tod er frei verfügte. Ward sie erdolcht, so galt dies Verbrechen als Strafe für Ehebruch. Der Dolchstoß war meist die Folge einer Zorneswallung bei einem rohen Gatten, der auf die geistige Überlegenheit der Frau eifersüchtig war. Oder auch die Burgfrau mußte sterben, um einer anderen Platz zu machen, die man nur durch Heirat gewinnen konnte. An den galanten Höfen von Franz I. und Heinrich II. waren die Frauen ihren Männern *nützlich* durch die Intrigen; sie machten Riesenschritte zur Gleichstellung, und das in dem Maße, wie die Gottesfurcht in den Herzen abnahm. Während in Frankreich die Frauen im sechzehnten Jahrhundert nichts als Mägde waren, hieß ein Lieblingsthema der Modeliteratur in Italien „Die Überlegenheit des schönen Geschlechts über die Männer". Die Italiener, mehr zur Liebe aus Leidenschaft geneigt, weniger roh, weniger Verehrer der Körperkraft, weniger kriegerisch und feudalistisch, gaben jenes Prinzip gerne zu[1].

---

[1] Stendhal übersieht hier den Unterschied zwischen Theorie und Praxis. Die vielen Bluttaten gegen Frauen, die man in seinen eigenen „Italienischen Novellen und Chroniken" (Bd. III dieser Ausgabe) findet, beweisen nur zu deutlich, daß die Lage der Frauen in Italien um nichts besser war als in Frankreich.



Pozzuoli. Kupferstich von W. F. Gmelin. 1787.

Da die Ideen der Frauen nicht auf Lektüre beruhten, sondern aus der Natur der Dinge geschöpft waren, denn zum Glück lasen sie wenig, so hat diese Gleichheit der Geschlechter den italienischen Köpfen eine Menge gesunden Verstandes eingetragen. Ich kenne hundert Grundsätze des Lebenswandels, die man in Rom als Lehrsätze zitiert und die man überall sonst erst beweisen muß. Die vollständige Gleichheit der Frauen wäre das sicherste Zeichen der Zivilisation, sie würde die Geisteskräfte des Menschengeschlechtes und seine Glücksmöglichkeiten verdoppeln. In Amerika besitzen die Frauen viel mehr Rechte als in England. Sie besitzen in Amerika von Rechts wegen das, was sie in Frankreich nur durch die Sanftheit der Sitten und die Furcht vor der Lächerlichkeit erlangen. In einer englischen Kleinstadt ist der Kaufmann, der 4000 Franken durch sein Geschäft verdient, unumschränkter Herr seiner Frau wie seines Pferdes. In Italien entsprechen in dieser Gesellschaftsklasse die Achtung vor der Frau, ihr Glück und ihre Freiheit ihrem Grade von Schönheit ... Um zur Gleichheit, der Quelle des Glücks für beide Geschlechter, zu gelangen, müßten die Frauen sich duellieren dürfen: mit der Pistole umzugehen, erfordert nur Geschicklichkeit. Jede Frau, die sich für zwei Jahre gefangen stellt, müßte nach dieser Frist die Ehescheidung erhalten. Im Jahre 2000 werden diese Ideen nicht mehr lächerlich sein[1].

25. Juni. — ... Jedermann kennt die Geschichte von einer Mutter, deren eine Tochter im Sterben lag. In ihrer Verzweiflung rief die unglückliche Mutter: „Gott, laß mir diese und nimm alle anderen zu dir!" Einer der Schwiegersöhne, der im Zimmer war, trat auf sie zu

[1] S. auch das wunderliche Duell zwischen Malclerc und seiner Geliebten auf S. 54 f. — Die französischen „Emanzipierten" zu Stendhals Zeit verfochten ganz ähnliche Utopien. In Frankreich existiert die Ehescheidung auch ohne zweijährige Gefangenstellung seit 1889, in Italien dagegen, das — nach Stendhal — der Frau so große Rechte einräumt, auch jetzt noch nicht, während Bluttaten gegen Frauen dort noch heute an der Tagesordnung sind und oft genug keine gerichtliche Sühne finden (Prozeß Ciffariello).

und sagte zu ihr: „Auch die Schwiegersöhne?" Alles mußte lachen, selbst die Sterbende.

Ein recht französischer Witz; trotz des Ernstes der Lage das Bedürfnis zu scherzen. In Italien hätte dies Wort des Schwiegersohnes Entrüstung erweckt. Die italienischen Bonmots sind nicht leicht oder pikant, sondern vielmehr bedeutungsvoll, wie die der Alten ... Die Italiener sind das moderne Volk, das den Alten am ähnlichsten ist. Viele Gebräuche sind sogar älter als die römische Eroberung. Dies Volk ist viel weniger als wir mit Feudalismus und mit dem großen Gefühl der Moderne geimpft (ihrer wahren, einzigen Religion): der falschen Ehre der Monarchien, dieser bizarren Mischung von Eitelkeit und Bürgertugend (im Sinne der öffentlichen Wohlfahrt) ...

2. Juli. — Der Zufall führte mich heute früh zu Don Nardo, dem berühmtesten Advokaten Neapels. In seinem Vorzimmer fand ich ein riesiges, fast zehn Fuß hohes Ochsenhorn, das wie ein Nagel aus dem Fußboden herausragte. Es ist ein Blitzableiter gegen die jettatura (den bösen Blick). „Ich fühle die Lächerlichkeit dieses Brauches," sagte mir Don Nardo beim Abschied; „allein was wollen Sie? Ein Advokat erregt Unzufriedenheit, und dies Horn beruhigt mich."

Doch was noch besser ist: es gibt Leute, die sich imstande wähnen, durch den Blick Schaden zu stiften. Der Herzog von Bisagno[1], ein großer Dichter, geht auf der Straße; ein Bauer, der ihm begegnet, läßt einen großen Korb Erdbeeren, den er auf dem Kopfe trägt, fallen, so daß die Beeren über das Pflaster kollern. Der Herzog tritt auf ihn zu: „Lieber Freund, ich kann dir versichern, ich habe dich nicht angesehen."

Gestern abend machte ich mich bei einem sehr verdienstvollen Manne über die jettatura lustig[2]. Er antwortete mir: „Sie haben das Buch

[1] Deckname. Nach Stendhals Handexemplar Ventignano. (Müller.)
[2] Aus den vielen zeitgenössischen und späteren Aufzeichnungen über bösen Blick und Aberglauben sei die des damaligen württembergischen Geschäftsträgers in Rom, F. v. Kölle, eines scharfäugigen Beobachters italienischer

über die jettatura von Niccola Volitta nicht gelesen. Cicero, Cäsar, Virgil glaubten daran, und sie waren mehr als wir ..." Schließlich merkte ich zu meiner unsäglichen Verwunderung, daß er auch an die jettatura glaubte. Er gab mir ein kleines Horn aus Koralle, das ich nun an meiner Uhrkette trage. Wenn ich einen bösen Blick fürchte, werde ich mich damit wehren und die Spitze gegen den Feind richten.

Ein sehr hagerer Kaufmann mit schönen, etwas jüdischen Augen kommt nach Neapel; der Fürst X ... lädt ihn zum Essen ein. Einer seiner Söhne setzt einen Marchese[1] neben ihn und fragt ihn nach der Mahlzeit: „Nun, was sagen Sie von Ihrem Nachbar?" — „Ich? Nichts", sagt der Marchese betroffen. „Man sagt, er wäre ein wenig jettatore." — „Oh, welch ein schlechter Scherz", erwidert der Marchese und erbleicht. „Sie hätten mir das wenigstens etwas früher sagen können, dann hätte ich ihm meine Tasse Kaffee ins Gesicht geworfen."

Man muß die Luftsäule zwischen dem Auge des Zauberers und dem, den er ansieht, unterbrechen. Eine Flüssigkeit ist sehr geeignet dazu; noch besser ein Flintenschuß. So starrt eine Schlange oder Kröte als jettatore ein Vögelchen an, das im Baume singt, und läßt es von Ast zu Ast herabfallen, bis in ihren Rachen. Man nehme eine dicke Kröte und tue sie in ein Glas mit Spiritus. Sie stirbt darin, doch mit offenen Augen. Blickt man diese Augen während der vierundzwanzig

Verhältnisse, herausgegriffen: „Gute und böse Anzeigen, besonders das böse Auge, können bei den alten Etruskern in keiner größeren Verehrung gewesen sein, als sie es noch hier sind. Gewisse Handlungen, z. B. Loben eines Kindes, Zuwünschen einer glücklichen Jagd, bringen Unheil. Auch darf man keinen Mönch auf der rechten Seite vorübergehen lassen. Gegen das occhio cattivo trägt der Römer so gut wie der Neapolitaner das Horn und macht die bekannte Figur mit dem Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger." — Vgl. auch Kellner, „Alltägliches aus Neapel", Leipzig 1898, S. 15 ff., wo der heute noch unveränderte Glaube vom bösen Blick und der jettatura humorvoll behandelt wird.

[1] Nach Stendhals Handexemplar der Gesandtschaftsattaché von Blacas. (Müller.)

Stunden nach ihrem Tode an, so kriegt man die jettatura und fällt in Ohnmacht. Ich erbot mich zu diesem Experiment, doch man erwiderte mir, ich sei ein Ungläubiger.

Folgende Geschichte passierte 1824. Don Jorre, der Museumsdirektor von P[ortici] [1], ein verdienter Mann, galt für einen jettatore. Er bewarb sich um eine Audienz beim verstorbenen König Ferdinand von Neapel; dieser hütete sich aber wohl, sie ihm zu gewähren. Endlich, nach acht Jahren, gab der König dem Drängen der Freunde Don Jorres nach und empfing den Direktor seines Museums. Während der zwanzig Minuten, die diese Audienz dauerte, fühlte er sich sehr schlecht und hielt ein kleines Korallenhorn in der Hand. In der Nacht darauf bekam er einen Schlaganfall. An den Klippen von Dover sagte man mir einmal, daß ein nervöser Mensch am Rand eines Abgrundes das Verlangen verspüre, sich hineinzustürzen. In Norwegen glaubt man an die jettatura so gut wie in Neapel[2].

15. Juli[3]. — Abendgesellschaft bei Signora Tarchi-Sandrini in Portici. Reizender Salon zehn Schritt vom Meere, davor ein Orangengebüsch. Das Meer rauscht sanft; Blick auf Ischia; das Eis ist vorzüglich. Ich kam ziemlich zeitig und sah nach mir zehn bis zwölf Damen erscheinen, die anscheinend aus der vornehmsten Gesellschaft Neapels waren. Signora Melfi hat drei Jahre die Verbannung ihres Gatten geteilt; sie hat alle Winter in Paris verbracht und ist mit zwanzig bis dreißig Koffern voll Modesachen zurückgekommen. Man umringt sie und hört ihr zu. „Ein hübscher junger Mann in den besten Jahren", sagt sie, „machte mir in Paris diese Anvertrauung: ‚Seit ich nicht mehr tanze, langweile ich mich in der Gesellschaft nicht so.

---

[1] S. S. 244, Anm. 4.

[2] S. das Werk: „Der böse Blick und Verwandtes" von S. Seligmann, Berlin 1910 (H. Barsdorf).

[3] Diese Aufzeichnung ist gekürzt, da sie sich zum Teil in Schilderungen von Pariser Zuständen der Restaurationszeit verliert, die zu Italien keinerlei Beziehungen haben und auch als Folie zu italienischen Verhältnissen nicht dienen können.

Die Pflicht, mit der Dame des Hauses zu tanzen, mir einen Platz zu sichern, ein Gegenüber zu kriegen, beunruhigte mich den ganzen Abend!'" Ein treffendes und wahres Bild der Pariser Zivilisation! Das Vergnügen erstickt unter den Formen, die man ihm aufzwingt!

„Kommt einer meiner Bekannten zu mir," sagt die Signora Melfi, „so sehe ich gleich, ob er mich aus Absicht oder aus brio besuchen kommt, das heißt weil es ihm gerade einfiel, als er an meinem Hause vorbeiging. Dieser ungeheure Unterschied scheint den Französinnen nicht fühlbar; sie erhalten immer nur absichtliche Besuche — eine schöne Wirkung der Etikette . . ."

„Ich sah, daß ein junger Mann es ausschlug, ein hübsches Konzert zu besuchen, in dem alle Zelebritäten sangen und dessen Programm zufällig nichts Langweiliges enthielt. Sein Grund war: ‚Man sieht gewöhnliches Volk dort.' Ich sagte ihm am nächsten Tage: ‚Machen Sie mir nicht mehr den Hof; Sie erscheinen mir lächerlich'. Die Königin Marie Antoinette nahm sich einen Fiaker, wenn ihr das Spaß machte. Und der glänzende Herzog von Bassompierre dachte nicht an seinen Rang, wenn er spazieren ging. Er hätte gesagt: ‚Ich gehe dahin, wo es mir Spaß macht, und meine Gegenwart adelt den Ort, wo ich erscheine'. In dem heutigen Empfinden aber liegt etwas Parvenümäßiges. Die Angst vor der Lächerlichkeit (die Angst, dies schäbige Gefühl) raubt der Hälfte der Pariser ihre Jugend . . ."

„Ja," unterbrach ihr Gatte Don Francesco, „als ich im Jahre 1785 noch sehr jung nach Paris kam, da war das Leben der Französinnen voller Frohsinn, Bewegung, Schwung und Pikanterie; sie schienen immer eine tolle Vergnügungspartie vorzuhaben. Die Fremden strömten aus Deutschland, England und so weiter herbei. Denn in diesen Ländern verstand man sich damals noch nicht so aufs Vergnügen wie heute . . . Jetzt scheint man die Damen in Paris zu vernachlässigen, und die Langeweile macht sie unglücklich. Je nun, das ist so Mode; es wäre schlechter Ton, das Ecartéspiel zu entthronen; und so schimmeln sie denn in einer Ecke des Salons."

„Was die gute Gesellschaft in Paris über alles verabscheut," fährt Don Francesco fort, „das ist die Energie. Dieser Haß wird hundertfältig verschleiert; man kann aber sicher sein, daß er alle Gefühle bestimmt. Die Energie schafft Unvorhergesehenes; und vor dem Unvorhergesehenen kann der eitle Mensch sprachlos dastehen: welch ein Unglück!" ...

„Das Spaßigste ist," schaltete Oberst T[ecco] ein, „daß jedermann in der französischen Gesellschaft bereit ist, das Opfer zu sein, in der Hoffnung, auch einmal den Scharfrichter zu spielen. Denn wozu sollte man sonst der Angst vor der Lächerlichkeit schmeicheln? Ist sie ein Potentat, der Pensionen und Ordensbänder verteilt?"

„Trotzdem läßt sich nur in Paris leben", rief Don Francesco dazwischen. „Überall wo anders vegetiert man nur. Dort allein hat man jeden Tag drei bis vier neue Ideen; als ich Paris verließ, erschien mir alles abgeschmackt..."

„Ja, für die Männer," sagte die Prinzessin, „die nur für Politik und neue Ideen leben."

„Doch an Stelle Ihrer neuen Ideen", bemerkte Monsignore Cerbelli, „finden Sie bei uns den Kunstgenuß."

„Das ist," erwiderte Don Francesco, „als ob Sie mir Eis und Kaffee als Mittagessen anbieten. Das Notwendige im Leben ist die persönliche Sicherheit, die Freiheit; die Kunst ist im 19. Jahrhundert nur in Notbehelf... Die Zeiten der Kunst und Poesie sind vorüber, weil der politische Parteikampf unseren Köpfen die Fähigkeit raubt, uns in holden Illusionen zu wiegen... Wir sind nicht mehr glücklich genug, um das Schöne zu verlangen; wir ersehnen augenblicks nur das Nützliche. Die Gesellschaft wird Gott weiß wie viele Jahrhunderte lang nur noch auf die Jagd nach dem Nützlichen gehen"...

Der Misanthrop D... sagte in seiner gewohnten Härte:

„Die sanfte, rosenfarbene Erziehung, die die Franzosen ihren Kindern geben, raubt ihnen die Fähigkeit zum Wagen und Leiden. Diese Pariser Erziehung bricht die Willenskraft, die nichts ist als

der Mut, sich in Gefahren zu stürzen. Die Bedrückungen, denen die Jugend in Mailand und Modena ausgesetzt ist, sind mir wertvoll im Vergleich zu der Sanftmut der französischen Regierung, die in Paris gar nicht hervortritt. Sie erhalten uns die stärkere Willenskraft. Die Gefahren des Trecento schufen die großen Männer des Quattrocento".

20. Juli. — Heute abend, nachdem ich ewige Verschwiegenheit gelobt hatte, sah ich satirische Marionetten. Ich fand meine alten Freunde wieder, eine Familie geistreicher Menschen, die äußerlich sehr vorsichtig, im Grunde jedoch sehr lustig waren und über alles Lächerliche spotteten. Man spielte eine satirische Komödie mit Marionetten im Stil von Machiavellis „Mandragola". Sie erinnerte mich von Anfang an an das reizende Proverbe von Collé „Im Wein ist Wahrheit". Aber hier herrschte ein Feuer, ein dramatisches Leben, eine burleske Energie, eine Verachtung des Stils, eine Achtung vor charakteristischen Situationen, welche die feingeistigen, aber etwas kalten Proverbes von Collé weit hinter sich läßt. Es hieß: „Si farà si o no un segretario di stato?" (Kriegen wir einen Premierminister?)

Die erste Rolle spielte niemand Geringeres als der Innocente Re[1], der seinem Premierminister nicht gewogen ist. — Dieser, Don Cechino, ein zweiundachtzigjähriger Greis, früher großer Lebemann und Frauenverführer, hat jetzt sein Gedächtnis fast verloren, was bei seiner Stellung die wunderlichsten Folgen hat. Die Szene, worin er drei Personen, einem Pfarrer, einem Milchhändler und dem Bruder eines Karbonaro Audienz erteilt, die mit drei verschiedenen Anliegen zu ihm kommen, die er fortwährend durcheinander wirft, ist köstlich, naturecht und komisch. Obwohl er merkt, daß er die Petitionen vergessen hat, tut er unaufhörlich, als entsänne er sich ihrer genau, und seine

[1] Gemeint ist Papst Pius VII. In einer Handschrift der Sammlung Chéramy (abgedruckt in der Championschen Ausgabe dieses Werkes, 1919, II, 321ff.) ist der Urtext dieser Anekdote mit der Namensnennung erhalten. Das Urbild des Don Cechino ist nach der Championschen Ausgabe (II, 62) der Pro-segretario di Stato (Interims-Premierminister) Kardinal Somaglia.

Verlegenheit dabei ist höchst spaßig. Seine Exzellenz spricht mit dem Viehhändler von seinem Bruder, dem Umstürzler, der im Kerker seine gerechte Strafe erleide, und dem wirklichen Bruder des Unglücklichen erklärt er, daß die Einführung von zweihundert Stück Rindvieh aus dem Kirchenstaat unzulässig sei. Diese Szene ist eines Molière würdig und hatte heute abend für uns einen Reiz, den dieser nicht besitzt. Während wir dem Marionettenspiel beiwohnen, weiß jeder von uns, daß eine in den Einzelheiten ebenso spaßige Szene sich zweihundert Schritte von dem Salon abspielt, in dem wir zu Tränen lachen. Meine Bekannten halten sogar darauf, daß ihre Marionetten nur solche Szenen spielen, die wirklich stattgefunden haben, mit Wissen und Zusehen der ganzen vornehmen Gesellschaft. Beim Anblick der komischen Verlegenheit dieser zwölf Zoll großen Puppe in der Tracht des Premierministers, dem wir erst heute morgen den Hof gemacht haben, wurde das Gelächter der Zuschauer so heftig, daß die Vorstellung dreimal unterbrochen werden mußte. Ich glaube, die Gefährlichkeit dieser Kurzweil erhöhte ihren Reiz noch. Wir waren nur achtzehn; auch die Sprecher der Marionetten gehörten der ersten Gesellschaft an.

Das Gerippe dieser Komödie stammt von einem höchst boshaften Abbé, der anscheinend der Liebhaber der Dame des Hauses ist. Ich sehe, daß dies Gerippe unter den Mitwirkenden im voraus vereinbart ist; der Plan hängt in der Kulisse zwischen zwei brennenden Lichtern. Für jede Marionette spielt eine andere Person, für die Liebhaberin stets eine junge Dame. Der Dialog ist improvisiert, voller Natürlichkeit und mannigfach im Stimmfall. Da die Schauspieler weder an ihre Gebärden noch an ihren Gesichtsausdruck zu denken haben, so sprechen sie viel besser als auf der Bühne, was besonders bei einer satirischen Komödie von Vorteil ist.

Die jungen Leute, die den Premierminister, den berühmten Bankier Torlonia, Herzog von Bracciano, den Gesandten einer Großmacht und andere mehr darstellten, hatten diese großen Tiere heute morgen oder gestern gesehen; ja mehrere unter ihnen kamen sogar aus einer

Gesellschaft, wo sie mit ihnen zusammen waren, um sie noch am selben Abend auf der Puppenbühne wiederzusehen. So ahmten sie denn ihren Akzent und ihre Ausdrucksweise zum Totlachen ähnlich nach. Warum verpflanzt man diese Kurzweil nicht nach Paris? Wenn man nicht in den albernen Fehler verfällt, zu boshaft und zu satirisch zu sein, wenn man lustig, natürlich, komisch und gesittet bleibt, so ist dies meines Erachtens eine der lebhaftesten Vergnügungen, die man sich in despotisch regierten Ländern leisten kann.

[8. März 1817.][1] — Ich verlasse Neapel. Ich werde die Via di Toledo nie vergessen, ebensowenig die Aussicht, die man von allen Stadtteilen aus hat: Neapel ist für mich ohne Zweifel die schönste Stadt der Welt. Man muß nicht das geringste Naturgefühl haben, wenn man Genua damit vergleicht. Neapel ist trotz seiner Drittelmillion Einwohner wie eine Villa, die man in eine herrliche Gegend gesetzt hat. In Paris ahnt man nicht, daß es Berge und Wälder gibt; in Neapel überrascht uns bei jeder Straßenbiegung ein eigenartiger Blick auf Sant' Elmo, den Posilipp, den Vesuv . . .

Diese herrliche Bucht, die wie zur Augenweide hingezaubert scheint, die Höhenzüge hinter Neapel, mit Bäumen bepflanzt, die prachtvolle Küstenstraße, die Murat bis zum Posilipp hinaufgeführt hat — all das läßt sich ebensowenig beschreiben wie vergessen.

Die Wildheit dieses halbnackten Volkes, das einen bis in die Cafés verfolgt, verletzte mich etwas; man merkt es an tausend Einzelheiten, daß man unter Barbaren lebt. Diese Barbaren sind spitzbübisch, weil sie arm sind, aber nicht boshaft. Die wirklich galligen Boshaften in Italien sind die Piemontesen; diese Eigenschaft ist ihnen tief aufgeprägt. Die Piemontesen sind so wenig Italiener wie Franzosen; sie sind ein Volk für sich. Ich fand an ihnen einen Zug des arabischen Beduinen wieder. Sobald der Piemontese einmal sagt: Sem amiz, so kann man sich in allem auf ihn verlassen. Piemont und Korsika können noch große Männer erzeugen; Alfieri ist ihr Typus. Sein

[1] Hier beginnt ein längeres Stück von I, das in III fehlt.

Diener zieht ihm beim Frisieren ein Haar aus; er gibt ihm einen Messerstich; am Abend schläft er Seite an Seite neben diesem Diener.

Mola di Gaeta

25. Juli[1]. — Mehrere junge Frauen aus meiner Bekanntschaft reisen nach Rom, um einer prächtigen Zeremonie beizuwohnen, die in ein paar Tagen stattfindet. Ich habe Neapel einigermaßen gesehen; ich war in Besorgnis wegen der Polizei und bin gestern um neun Uhr abends ausgerückt. Man sagte mir, daß ein Mann, der einen sehr ähnlichen Namen wie ich trägt, in Murats Diensten gestanden habe. Ich wollte die malerische Straße über Aquino und Frosinone einschlagen, werde dies aber nur tun, wenn ich einen guten Paß habe.

Rom

1. August 1817 [15. Dezember 1816][2]. — Gott sei Dank, es ist mir nie besser gegangen, ich habe nie weniger Anlaß zu Kummer gehabt. Das muß ich im voraus schwören, sonst glaubt man beim Lesen meiner schwarzen Urteile über Rom, ich sei krank . . .

Ich komme aus der Sixtinischen Kapelle; ich war in der Papstmesse, auf dem besten Platze rechts hinter dem Kardinal Consalvi; ich hörte die berühmten Kastraten singen. Nein, nie hörte ich ärgere Katzenmusik! Zwei Stunden währte die Messe. Anderthalb Stunden lang habe ich mich gewundert, mich geprüft und befühlt, ob ich nicht krank sei, und meine Nachbarn gefragt. Leider waren es Engländer, für die ja die Musik ein Buch mit sieben Siegeln ist. Ich fragte sie nach ihrem Eindruck. Sie antworteten mit Phrasen aus Burney[3].

[1] Dieser Tag fehlt in I.

[2] Das Datum von I entspricht der wirklichen Reise von 1811; Stendhal kam am 10. Dezember nach Rom. In III fehlt dieser erste Absatz.

[3] Verfasser einer „Musikgeschichte" (1784).

Nachdem ich mir über die Musik klar geworden war, genoß ich die männlichen Schönheiten der Decke und des „Jüngsten Gerichts“. Dann studierte ich die Physiognomien der Kardinäle[1]. Es sind biedere Landpfarrer; der Staatsminister Consalvi hat sich wohl gehütet, fähige Leute, die an seine Stelle treten könnten, zu Kardinälen zu machen. Viele sahen kränklich aus, andere hochmütig. Man kann mit fünfzig Jahren nicht schöner sein als der Kardinal Consalvi ...

8. August [16. Dezember]. — Ich begegnete zwei französischen Künstlern und ließ mich von ihnen in die Sixtina begleiten. Mein Eindruck über dies Konzert heiserer Kapaune ist der gleiche. Sie gaben es nur sehr widerwillig zu und vertrösteten mich auf die heilige Woche. Ich glaube, ich lasse es bei dieser Probe bewenden! Leute, die singen können, die nur einmal im Leben richtig gesungen haben, könnten sich nicht gegenseitig die Ohren so vollschreien. Doch Rom ist eine merkwürdige Stadt: da keine anderen Interessen vorhanden sind, trägt man den Parteigeist in die Kunst hinein. Leute von Verstand versichern mir, daß der und der Priester Hervorragendes leistet, nur weil er aus Rom ist. Man kann nie zu laut zischen; kein Erbarmen für die Mittelmäßigkeit; sie tut unserem Feingefühl für die Künste Abbruch.

14. August [23. Dezember]. — Endlich fand ich Leute von Verstand. Freilich in den Gesandtschaften. Sie teilen meine Ansichten völlig. „Kein Dummkopf“, sagte mir Herr ... auf deutsch, „kann die Eierschalen der Reisenden loswerden; er bewundert alles aufs Wort.“ Er führt mich zu dem Advokaten N ... Dies ist in Rom die gebildete Klasse; nichts ist so dumm wie der Hochadel. Ich höre ausgezeichnete Musik, finde sehr gelehrte und scharfdenkende Leute; nur darf der Patriotismus sie nicht packen. In einer Ecke unterhielt ich mich ausgezeichnet mit einem Dicken, von dem ich viel gelernt habe: er ist ein reichgewordener Schneider.

15. August [Weihnachtstag, 25. Dezember]. — Ich wohnte der herrlichen Zeremonie in Sankt Peter bei. Alles war erhaben, die

[1] Der Rest dieses Absatzes fehlt in I.

Musik ausgenommen. Der ehrwürdige Papst, in weiße Seide gekleidet und auf der Sedia gestatoria getragen, von der herab er das Volk in diesem hehren Gotteshaus segnete — das alles gehört zum Schönsten, was ich sah. Ich saß unter einer Tribüne, die rechts vom Beschauer aufgeschlagen war, und auf der zweihundert Damen saßen: zwei Römerinnen, fünf Deutsche und hundertundneunzig Engländerinnen. Ich mache in Italien eine Reise in England. Die meisten dieser Damen waren von der Schönheit der Zeremonie so ergriffen, daß es ihnen schwer fiel, den lächerlichen Gesang der heiligen Kapaune, die in einem Käfig verborgen waren, zu empfinden.

18. August[1]. — Ich habe eines der schönsten und rührendsten Schauspiele meines ganzen Lebens gesehen. Der Papst verläßt Sankt Peter auf einem riesigen Tragstuhl; man sieht ihn knieend vor dem Sakrament. Zum Glück war es nicht zu heiß; wir hatten eine Giornata ventillata, wie man hier sagt. Seit dem frühen Morgen werden die Wege des Peterplatzes mit Sand bestreut und gereinigt, die Häuser mit Stoffen verkleidet. Dergleichen sieht man überall; was man aber nur in Rom sieht, das ist die Überzeugung in den Gesichtern, daß der Herrscher, der da vorbeikommt, unumschränkte Macht über ihr himmlisches Heil hat. Tribünen und Stühle ziehen sich an den beiden riesigen Kolonnaden hin, die den Platz umgeben. Vom frühen Morgen an sieht man die eleganteſten Toiletten sich mit den wildesten Trachten der Abbruzzen um die Plätze streiten; sobald der Bauer nur zwei Carlin in der Tasche hat, sitzt er neben dem stolzen und mächtigen römischen Principe. Das Geld schafft an dieser Stätte der Gleichheit die einzige anerkannte und privilegierte Aristokratie. In England sah ich, wie das Volk sich bei einem Meeting nicht auf die Marktwagen zu setzen wagte. Der englische Schuhmacher sagte mit tiefem Respekt: „Diese Plätze sind für die Gentlemen reserviert."

Ich saß bequem in der ersten Reihe und sah folgendes. Auf dem mit Sand und Lorbeerblättern bestreuten Wege zogen erst fünf oder

[1] Dieser Tag fehlt in I.

sechs Mönchsorden vorbei: graue, weiße, schwarze, braune, gescheckte, kurz, in allen Farben. In der Hand eine große Kerze und den Blick schief zu Boden gesenkt, sangen sie unverständliche Psalmen. Offenbar suchten sie die Aufmerksamkeit der Menge durch demütige Haltung zu fesseln, die der Hochmut ihrer Blicke doch fortwährend Lügen strafte. Dann kam die Geistlichkeit der sieben Hauptkirchen Roms in sieben Abteilungen, getrennt durch mächtige, halbentfaltete gelbe und rote Banner, die von weißgekleideten Männern getragen wurden. Vor jedem dieser Banner, die ganz orientalisch aussahen, wurde eine Art Schellenbaum getragen, dessen Glocke man alle Minuten einmal erklingen ließ. Schließlich nahte die hohe Geistlichkeit und die Kardinäle, mit ihren spitzen Mützen bedeckt. Plötzlich sank alles aufs Knie, und auf einer Estrade, die mit kostbaren Stoffen verkleidet war, erschien eine bleiche, leblose, stolze Gestalt, bis über die Schultern in Stoffe gehüllt und gleichsam verschmelzend mit dem Altar, der Tragbahre und der goldenen Sonne, vor der sie in Anbetung zu knieen schien. „Du hattest mir gar nicht gesagt, daß der Papst tot ist“, sagte neben mir ein Kind zu seiner Mutter. Nichts gibt die völlige Unbeweglichkeit dieser seltsamen Erscheinung besser wieder. In diesem Augenblick waren nur Gläubige ringsum, und auch ich gehörte dieser schönen Religion an! Die Haltung des Papstes ist durch das Herkommen bestimmt; doch da sie für einen Greis zu anstrengend wäre, so ordnet man die Draperien so an, daß Se. Heiligkeit zu knieen scheint, während sie in Wahrheit in einem Lehnstuhle sitzt . . .

26. August 1817 [31. Dezember 1816]. — Man führt mich in die Jesuitenkirche neben dem Palazzo Venezia. Ich verspüre etwas von dem Respekt, den die Macht, auch die verbrecherischste, einflößt, wenn sie etwas Großes vollbringt. Die Kirche ist voll vom schlimmsten Pöbel; wir schicken unsere Uhren nach dem Hotel zurück . . . Die Musik beginnt: es sind Orgeln in verschiedenen Teilen der Kirche, die einander antworten. Sehr schöne Wirkung, obwohl der Orgelspieler hier wie überall den Reichtum des Instruments mißbraucht. In

Deutschland habe ich das tausendmal besser gehört! Trotzdem verlebe ich zwei sehr angenehme Stunden. Erstaunlicherweise sehe ich zwei, drei Engländer wirklich gerührt.

Wir sehen acht bis zehn jesuitenfreundliche Kardinäle kommen. (In Rom hat dieser berühmte Orden die mächtigsten Feinde: die Dominikaner und Kapuziner sind wütend.) Militärische Ehren beim Nahen der Kardinäle. Die römischen Truppen haben gute Haltung. Man merkt es sehr, mit welchem Gesindel man es zu tun hat, weil jede Kapelle von einer Schildwache mit aufgepflanztem Bajonett bewacht wird; andere Wachen patrouillieren zwischen der knieenden Menge auf und ab. Ein schöner Zug im Mittelpunkte des Glaubens, der die Menschen lediglich durch Moral zu bändigen vorgibt! Trotzdem spürt man die Notwendigkeit der Bajonette mehr als in Paris, wo wir doch so gottlos sein sollen! Die Soldaten, die aus Frankreich heimgekehrt sind und noch das stolze französische Waffenkleid tragen, summen die Psalmen mit. Das Volk singt vortrefflich. Rom wäre noch heute die Stadt der Künste, wenn die Sittenzustände erträglich wären.

Musik und Liebe bilden hier den Gesprächsstoff einer Herzogin so gut wie den der Frau ihres Friseurs; und wenn diese Geist besitzt, so ist der Unterschied nicht groß: es gibt hier wohl verschiedene Vermögensstufen, doch keine verschiedenen Sitten. Alle Italiener reden von den gleichen Dingen, ein jeder nach seinem Geiste: das ist ein auffallender Zug der hiesigen Sitten[1].

29. August [1. Januar]. — Ich habe meine Loge im Argentina-Theater; es lohnte nicht, sich so darum zu bemühen. Rossinis „Tancred“ wurde gespielt. In Brescia oder Bologna hätte man ihn nicht bis zum Ende kommen lassen. Das Orchester ist noch schlechter als die Sänger: nun aber erst das Ballett! Die Balletttruppe, die Rom begeistert, ist in dem kleinen Nest Varese in der Lombardei fast ausgepfiffen worden.

[1] Dieser Absatz fehlt in I.

Jedermann stattet hier seine Loge nach Gutdünken aus. Manche Vorhänge sind wie geraffte Gardinen angebracht, und die Logenbrüstung ist mit Musselin, Seide oder Samt ausgeschlagen. Manche sieht recht lächerlich aus; doch die Abwechslung ist ergötzlich. Drei oder vier Draperien sehen von weitem wie eine Krone aus: die Eitelkeit einiger armer gekrönter Häupter, die in Rom wohnen, findet einen Trost darin ... Alles ist hier Verfall, Erinnerung, Tod. Leben ist in London oder Paris. An Tagen, wo ich ganz Mitgefühl bin, gäbe ich Rom den Vorzug; doch dieser Aufenthalt schwächt die Seele und läßt sie erstarren; keine Anstrengung, keine Energie, alles geht langsam von statten. Weiß Gott, ich ziehe das tätige Leben im Norden und den schlechten Geschmack unserer Baracken vor. Das schönste wäre freilich, wenn man das tätige Leben mit so holden Mußestunden vereinen könnte, wie sie das günstige Klima von Rom gewährt!

Was mich vollends ergrimmt, ist, daß man dies unwürdige Spiel in allen Logen, die ich besuche, sehr schön findet. Die Römer sind von einer recht spaßigen Eitelkeit. Quel canto e degno di una Roma! sagten sie. In diesem hochtrabenden Stil reden sie von allem, was Rom betrifft. Ich gehe fort, von dieser völligen Erniedrigung angeekelt. Ich suche einen Band von Montesquieu: da fällt mir ein, daß er mir gestern auf dem Zollamt beschlagnahmt wurde, als einer der streng verbotenen Autoren! Endlich finde ich in einer Ecke meines Schreibtisches die „Größe der Römer" (von Montesquieu) in Miniaturformat. Ich lese ein paar Kapitel, um meine finstere Laune noch zu steigern; um zwei Uhr bin ich in der Stimmung Alfieris ...

30. August [2. Januar]. — Ich komme zu früh ins Balletheater. Doch alle Parkettplätze sind numeriert, und wer nicht zeitig da ist, hört nichts. Ich vertreibe mir die Zeit mit der Lektüre der Polizeivorschrift. Die Regierung kennt ihre Leute: es sind furchtbare Bestimmungen. Hundert Stockschläge auf dem Schafott, das auf der Piazza Navona dauernd aufgeschlagen ist, mit Fackel und Schildwache daneben, wenn ein Zuschauer einem anderen den Platz fortnimmt.

Fünf Jahre Galeere, wer dem Theaterportier (la maschera), der die Plätze anweist, Widerstand leistet. Die Verurteilung geschieht ex inquisitione, in den sanften Formen der Inquisition. Alles, was ich bei den Zuschauern sehe, zeigt den völligen Mangel an Rücksicht, Ehre, Höflichkeit, die größte Unverschämtheit neben der größten Niedrigkeit, wenn man Widerstand leistet ... Ich lasse diese Polizeiverordnung abschreiben: sie wird eines der Entlastungsdokumente meiner Reise sein, wenn man mich bezichtigt, den Despotismus des Kirchenstaates zu sehr zu schmälen.

Endlich fängt die Musik an; sie ist von einem Manne namens Romani, der sich auf dem Theaterzettel figlio di questa gran Roma nennt. Er ist seines Vaterlandes würdig. Seine Musik ist eine geistlose Nachahmung Cimarosas. Als solche macht sie mir trotzdem Spaß...

1. September [3. Januar]. — Ich ging wieder ins Balletheater. — Völlig glückliche oder völlig fühllose Menschen mögen die Musik nicht: deshalb fand sie in den Pariser Salons vor 1779 keine Heimstätte. Mozart tat gut daran, Paris den Rücken zu kehren. Rousseaus Oper „Der Dorfwahrsager" wäre ohne den Erfolg seiner „Neuen Heloise" ausgepfiffen worden[1].

Warum hört man gern Musik, wenn man unglücklich ist? Weil diese Kunst uns dunkel, und ohne die Eigenliebe zu verletzen, an die menschliche Güte glauben läßt: sie verwandelt den herben Schmerz des Unglücklichen in sanftes Leid; sie läßt Tränen fließen; weiter geht ihr Trost nicht. Zarten Seelen, die den Tod eines geliebten Wesens betrauern, schadet sie nur und beschleunigt den Schwindsuchtsprozeß[2].

[5. Januar.] — Ich gehe in die kleinen Theater von Rom, wohin sich oft die gute Musik flüchtet. Die italienischen Musikfreunde sitzen in einer üblen Zwickmühle. Sie können keine Oper anhören, die nicht

[1] Hier irrt Stendhal. Die „Neue Heloise" ist später entstanden als die Oper. (Müller.)

[2] Die Aufzeichnung vom 4. Januar s. unter dem 21. September. Alles Dazwischenstehende fehlt in III.

nagelneu ist. Alle toten Autoren sind für sie nicht vorhanden. Andererseits pfeifen sie jede schwache und nichtssagende Musik aus; und die italienischen Bühnen erleben ebensoviel Durchfälle wie Premieren . . .

Im Capranicatheater finde ich die Marchesa B . . . Ich verweile eine Stunde in ihrer Loge, ohne mich einen Augenblick zu langweilen. Die Damen der hohen Gesellschaft sind reizend und den Männern weit überlegen. Ich fand in keinem Lande etwas so Höfliches und Liebenswürdiges wie meine Dame von heute abend; sie lud mich zu einem Konzert (academia) zum folgenden Tag ein. — Was für Augen sah ich bei diesem Konzert! Das übrige Europa ist dagegen nur ein verblaßtes Bild. Wenn ich schöne Augen sehe, so will ich sowohl ihren Schnitt wie ihre Farbe vergessen können und nur noch die Seele, deren Dolmetsch sie sind, hindurchfühlen. Schüchterne Menschen, die geliebt haben, wissen, daß man eine ganze Unterhaltung mit den Augen führen kann; ja es gibt da Gefühls- (nicht Gedanken-) Schattierungen, die allein die Augen ausdrücken; das gilt aber vielleicht nur für Italien . . .

Ich treffe in diesem Konzert drei oder vier Damen, an die ich Empfehlungsschreiben hatte. Durch die Liebenswürdigkeit der Dame des Hauses ermutigt, stelle ich mich vor. Hier wie überall beherrscht die Politik die Unterhaltung; und nichts steht mehr im Gegensatz als Gespräch und Zeitungen. Gherardo de' Rossi hat die römischen Sitten vortrefflich geschildert[1]; doch er hatte Angst. Die italienischen Komödiendichter sollten ihre Werke erst nach ihrem Tode veröffentlichen.

Außer den zwei Haupttheatern (Valle und Argentina) besitzt Rom vier kleine Theater. Die verräuchertesten Ballspielhäuser in französischen Kleinstädten, die den Namen Theatersäle tragen, stehen diesen Buden um nichts nach. Unter der Franzosenherrschaft bekamen die Römer eine Ahnung von Zivilisation: die „Barbaren" schenkten ihnen eine öffentliche Promenade (den Pincio) und ein hübsches Theater (das Apollotheater).

[1] S. die Komödie „La Prima Sera dell' Opera". (Stendhal.)

In einem dieser Löcher (Teatro del Mondo) finde ich etwas sehr Merkwürdiges: ein Lustspiel, das die heutigen Sittenzustände in Italien schildert. Es betitelt sich: „Un Giorno del Principe nelle Maremme di Siena“. Der Fürst der Maremmen von Orbetello in Toskana besucht inkognito die zweite Stadt seines Staates, die dreitausend Einwohner hat. Die Bevölkerung hebt die Tugenden ihres Stadtoberhauptes in den Himmel. Der Unterpräfekt, der mit dem reichsten Manne der Stadt unter einer Decke steckt, verurteilt alle zur Galeere, die ihm bei seinen Betrügereien nicht zur Hand gehen. Ausgezeichnet und sehr lebenswahr ist die Rolle eines biederen Wirtes, der zu viel getrunken hat und dem verkleideten Fürsten die Wahrheit zu sagen wagt. Nachdem er die Besinnung wiedererlangt hat, kommt er vor Angst über seine Unbesonnenheit um. Das ist ein tiefer Gedanke, Molières würdig. In dem Augenblick, wo die Sache gehässig zu werden droht, setzt ein spaßhafter Dialog ein. Der Fürst, ein sehr junger Mann, amüsiert sich über den Wirt und nimmt die Sache nicht zu krumm. Ein bezeichnender Zug für Italien: der Fürst ist ein Biedermann, und unter seiner Regierung geschehen die größten Niedertrachten, ohne daß er es ahnt . . .

Der Eintritt kostete in diesem Theater 8 Bajoc (50 Centimes); sehenswert war die staunende Aufmerksamkeit des Volkes. Umsonst bin ich noch mehrmals hingegangen; ich fand immer nur die sentimentalsten Übersetzungen aus dem Deutschen und Französischen.

[6. Januar.] — Ich habe ein wirkliches Talent in Rom gefunden: den Direktor des Marionettentheaters. Das sind während zehn Monaten im Jahre die einzigen Schauspieler, welche die Reaktionspartei zum Wohle der Sittlichkeit gestattet. Umsonst bittet der Gouverneur und der Staatsminister den Papst um Aufhebung dieser echt christlichen Maßregel[1].

[1] Sie wurde im April 1817 aufgehoben. (Stendhal.) S. weiterhin die Schilderung des Puppenspiels (10. Oktober).

[7. Januar.] — Neues Stück im Argentina-Theater: „Quinto Fabio". Hier zeigt sich die römische Eitelkeit in ihrer ganzen Lächerlichkeit. Diese geknechteten Barbaren schreiben sich ohne weiteres alles zu, was von den antiken Römern gesagt wird, etwa wie wenn wir Franzosen dem Beifall klatschen wollten, was von den Heeren Turennes und des Marschalls von Sachsen gesagt wird.

Von Natur bin ich nicht gehässig; seit meinem ersten Offizierspatent, das ich mit achtzehn Jahren bekam, habe ich mich an den Anblick stupider Despoten und der durch die Dummheit ihrer Führer verbrecherisch gewordenen Völker gewöhnt. Trotz alledem und trotz meiner Vorsätze verlasse ich Rom voller Zorn; ich verdiene deshalb weniger Glauben.

Der Botschafter von *** machte mich gestern darauf aufmerksam, mit welcher Leidenschaft das Volk beim Worte Vaterland klatscht. Dies Jakobinergefühl stammt ohne Zweifel von Alfieri und den Franzosen her. Man vergöttert uns von einem Ende Italiens bis zum anderen; die Völker lieben nur durch Haß.

Was soll ich von den zwei Morgen im Atelier Canovas sagen, außer daß ich wahnsinniges Kopfweh habe[1]? Was das Schönheitsgefühl in Kunst und Natur betrifft, so macht man in Frankreich so viel wie möglich aus einem dünnen Wasserstrahl; hier ist es ein riesiger Strom; allerdings sind die Bäume an seinen Ufern nicht schnurgerade gerichtet. Venus' Abschied von Adonis — das ist endlich eine ausdrucksvolle Skulptur, die nicht aufgehört hat, erhaben schön zu sein.

[1] Frischer und inhaltreicher ist dieser erste Besuch im „Journal d'Italie" von 1811 (S. 232) beschrieben. Beyle wird von seinem Vetter Martial Daru, dem napoleonischen Intendanten in Rom, bei Canova eingeführt. „Ich fand diesen großen Mann von einer Schlichtheit, die von unserem Getue stark absticht. In den fünf bis sechs Sälen seines Ateliers verfolgte ich seine Arbeitsweise, bei der er sich von allem körperlich Lästigen befreit hat. Man bringt ihm den Modellierton, aus dem er die konzipierte Statue bildet. Seine Leute formen dieses Modell ab und machen dann eine Gipskopie, die er vollendet. Dann bilden sie die Statue in Marmor nach und schaffen sie in sein Privatatelier, wo er die letzte Hand anlegt. Das ist seine einzige Bildhauerarbeit."

Abends führt man mich in eine Kunstakademie; ich komme vor Langeweile um. Wann werden diese Tröpfe einmal einsehen, daß die schönen Künste das Ergebnis der allgemeinen tiefen Gärung in einem Volke sind! Die äußeren Wahrzeichen dieser Gärung erkünsteln und die gleichen Wirkungen davon erhoffen, heißt Akte malen[1].

[15. März.] — Um ein Uhr nachts läßt Signora C... mich plötzlich rufen. Ich denke schon, die Polizei beehrt mich mit ihrer Aufmerksamkeit. Da Rom ringsum von einer Einöde von zwanzig Meilen umgeben ist, scheint es mir nicht schwer, zu entkommen. Ich bin angenehm überrascht, als Signora C... mir sagte, sie wolle mir Macirone vorlesen lassen. Es ist dies ein Roman, den man mit 200 Franken bezahlt, oder vielmehr, den man auch für Gold nicht haben kann. Schlechte Abschriften voller Fehler werden mit 200 Franken bezahlt[2]. Wir haben die Nacht damit zugebracht, das Original zu lesen; es ist ein französischer Band, 136 Seiten stark, in London gedruckt. Macirone, in England geboren und Adjutant Murats, erzählt das letzte halbe Lebensjahr seines Herrn. Ob er die Wahrheit sagt, weiß ich nicht, aber dieser Bericht ist spannender als ein Roman. Die Wiedererkennungsszene in einer „Bastide" (Villa) bei Marseille wird den künftigen Shakespeares einen Stoff liefern, und wir werden sie auf der Bühne sehen, wenn wir weiße Haare haben. Wie kann man verlangen, daß wir unseren Vätern gleichen! Vor dreißig Jahren hätte ein Mann, der mitten in der Nacht zu einer hübschen Frau beschieden wurde, gewiß ganz andere Gedanken gehabt als den, sich einen falschen Paß, Geld, Pistolen und einen Dolch einzustecken; und vor dreißig Jahren hätte eine schöne Römerin nicht ohne Wissen ihres ganzen Hauses drei junge Leute zu sich gebeten, um ein politisches

---

[1] Hier endet der erste römische Aufenthalt in I. Im folgenden schließt sich der zweite römische Aufenthalt von I nach der Rückkehr von Neapel an: daher die zweimonatliche Lücke im Datum.

[2] Francesco Macirone, Adjutant Murats, schrieb „**Interesting facts relativs to the fall and death of Joachim Murat**"..., London 1816, 2. Aufl. 1817. (Müller.)

Pamphlet vorzulesen. Alle vier zusammen waren wir noch nicht hundert Jahre alt...

[16. März.][1] — Ich finde in meinem Tagebuche nichts als Aufzeichnungen über das Theater und die Sitten, die mit der Politik zusammenhängen. Meine Hochachtung, ja meine Bewunderung für den Kardinal Consalvi verdoppelt sich, je mehr ich sehe, welch verworfenes Gesindel ihn umgibt... Ich habe in meinem Tagebuche mehr als zwanzig Geschichten über diesen großen Minister, und alle zu seinem Lobe. Er ist einfach, verständig, höflich; und um mit dem schönsten Lobe zu enden: er ist kein Heuchler... Consalvi ist der größte Minister Europas, weil er der einzige ehrliche Mann ist... Seine dreiunddreißig Kollegen verabscheuen ihn. Man durchkreuzt seine Pläne und zwingt ihn, alle Einzelheiten der Ausführung Dummköpfen zu überlassen: aus diesem Grunde hat man mir auch meinen Montesquieu beschlagnahmt. Er kann den Augiasstall nicht auf die einzige vernünftige Weise säubern: indem er eine polytechnische Hochschule gründet...

Der Papst denkt nur an sein Seelenheil; und da er ernstlich glaubt, daß der Kardinal Consalvi mehr Talent zum Regieren hat als er selbst, so hat er ihm den weltlichen Despotismus übertragen. Der religiöse liegt in den Händen der Reaktionspartei, deren Haupt der tugendstrenge Kardinal Pacca ist. Zwei-, dreimal im Monat arbeitet diese Partei in Glaubensdingen mit dem Papste und macht ihm dabei klar, daß die Maßregeln des Kardinals Consalvi dahin führen, die Anzahl der Verdammten im Kirchenstaat zu mehren. Dann hat der Papst Tränen in den Augen und einen Wortwechsel mit seinem Minister.

Dieser antwortet: „Ich beurteile die geheimen Verbrechen nach denen, die zur Kenntnis der Gerichte kommen, und nicht nach der Anzeigen der Beichtväter. Ein Herrscher ist vor Gott für alle Verbrechen verantwortlich, die seine Gesetze zulassen. Verbrechen un

[1] Teilweise auch in III (21. September).

die allgemeine Unredlichkeit haben unter der französischen Herrschaft um zwei Drittel abgenommen. Unter dem reaktionären Regiment meines Vorgängers nahm die Kriminalität wieder zu. Ich kehre zu den französischen Maßregeln zurück. Die Morde haben sich bereits um dreihundert pro Jahr verringert; das macht ungefähr sechshundert Verdammte weniger."

Da nichts der Bescheidenheit und Selbstlosigkeit dieses großen Ministers gleichkommt, so pflegt diese Auseinandersetzung damit zu enden, daß der ehrwürdige Papst ihn tränenden Auges umarmt und ihm die Seelen seiner Untertanen ans Herz legt. Drei Viertel der Kardinäle sind sehr fromm; aber sie sind ebenso weltfremd wie unsere Staatsmänner. Was sie von den Menschen wissen, haben sie aus der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts. Von der Gegenwart haben sie keine Ahnung; die römische Jugend hingegen fühlt sehr gut, daß man dem religiösen Prinzip eine andere Form geben muß. Wenn die jetzige Form der Sache noch länger Abbruch tut, so wird die Quelle versiegen oder sich geheime Ausflüsse schaffen, und der tollste Aberglaube wird entstehen ...

Ich weiß nicht, ob der Kardinal Consalvi die Dinge von einem so hohen Standpunkt sieht ... Seine Amtsgenossen verabscheuen ihn, weil er Laien in die Verwaltung einließ ...

Ein Prälat, den ich anfangs für einen elenden Streber hielt, macht mir klar, daß eine liberale Verfassung hier das Signal zu blutiger Anarchie sein würde ... Die Unwissenheit der Gebildeten ist so groß, und das Volk ist so verbrecherisch, daß auch die bescheidenste Verfassung vielleicht eine Unklugheit wäre[1] ...

Die Dummen, die nur das wissen, was in den Büchern steht, wähnen, daß in Frankreich und in Italien das gleiche Christentum herrsche.

---

[1] „Die Gemeinheit und Abgefeimtheit des römischen Bürgertums ist kaum zu begreifen. Diese schuftige Gesinnung findet sich selbst bei den Künstlern. Ich habe in Italien oft junge römische Künstler gesehen, die sich von Frauen aushalten ließen." Handschriftlicher Zusatz Stendhals. (Müller.)

Europa hat ebensoviel Religionen wie Staaten. In Rom wie Neapel ist das einzige geltende Gesetz die Religion. Ich fordere Unparteiische auf, das Christentum nach dem, was in Rom und Neapel ist, zu beurteilen!

Fast die ganze Zivilisation Frankreichs, Englands und Preußens verdankt man der Freiheit der Presse, die hier nichts als Lügen verbreitet. Ich fand ganz Rom mit einem neuen Wunder beschäftigt. Ein Priester erscheint eines Freitags in einem Wirtshause. Man tischt ihm einen gebratenen Kapaun auf; er betet, macht das Zeichen des Kreuzes, und der Kapaun verwandelt sich in einen Karpfen[1]. Der Papst, durch dies Zeichen göttlicher Huld gerührt, erhebt den frommen Mann, der inzwischen starb, zum Heiligen. Landi, ein berühmter Maler, mußte das Wunder für den Papst malen, und ich sah es im Vatikan. Ich bin darauf gefaßt, daß man mir diese Tatsache abstreiten wird, und ich hoffe große Wetten damit zu gewinnen...

Denken ist hier gefährlich... Man kann sich mit Weibern einlassen; doch man darf keinen ketzerischen Witz machen. Was wäre Rom ohne Religion!

Aus dem gleichen Grunde kann man von einem römischen Handwerker alles erwarten, nur keine Arbeit. Er ist daran gewöhnt, von Almosen zu leben, und er sieht, wie man durch Ränke reich wird. Die Hauptsache ist für ihn nicht, eine nützliche Werkstatt zu gründen und sie vorwärts zu bringen, sondern der Vetter eines Lakaien des Papstes oder des Kardinal-Staatsministers zu sein[2]... Die Regierung der zwei letzten Jahrhunderte hat diesem scharfsinnigen Volke so verhängnisvolle Grundsätze eingeimpft. Alle Handwerker, die in Rom vorwärts kommen, sind Fremde.

---

[1] S. das Diario di Roma (10. Dezember [1816] bis 22. Januar 1817). Handschriftlicher Zusatz Stendhals. (Müller.) Eine ähnliche Wundergeschichte in den „Wanderungen in Rom", 28. September 1827. — v. O. B.
[2] S. auch „Wanderungen in Rom", 5. Juni 1828, wo eine sehr pikante Betrachtung über diese Gesellschaftsklasse erfolgt.

Im Café Ruspoli kann ich es nicht durchsetzen, auch wenn ich jedesmal dafür bezahle, daß mir der Tisch, an dem ich esse, abgewischt wird. Die Kellner bedienen wie aus Gnade; sie betrachten sich als tief unglücklich, wenn sie ein Glied rühren sollen. Das hindert die Römer freilich nicht, diese Bude als das erste Café Europas hinzustellen, weil sie siebzehn verräucherte Säle hat, die das Erdgeschoß des Palazzo Ruspoli bilden. Kein Pariser macht sich eine Vorstellung von dem römischen Schmutz. Dabei sieht man Büsten, Marmor, vergitterte Fenster, die auf einen Garten gehen, in dem Mitte Februar fruchtstrotzende Orangenbäume stehen. Diese ganze mit Spinneweben und Staub bedeckte Pracht stimmt die Seele tragisch.

Alle römischen Paläste tragen das gleiche Gepräge und stehen infolgedessen im schroffsten Gegensatz zum Monte Cavallo (Quirinalspalast), der von den Franzosen möbliert und restauriert worden ist[1]. „Das" sagte ich zu den Römern, „haben wir von euren Bildern gelernt[2] ... Eure Seelen werden aus diesen Meisterwerken nie etwas Neues hervorbringen. Die Kraft des Bogens tut es nicht; der Arm, der ihn spannt, muß erneuert werden."

[17. März.] — Ich wundere mich, daß ich nicht allmorgendlich um drei Uhr von einem schauderhaften Konzert aufwache, das von einem Dudelsack und einer kleinen Flöte gemacht wird. Wie ich höre, sind es Bauern aus den Abruzzen. Da solche Musikanten im Stalle von Bethlehem spielten, so bezahlen die Frommen sie, um das ganze Stadtviertel aufzuwecken. Ihre eintönige Musik ist im Grunde sehr originell und sehr richtig; ich liebe es nur nicht, in der Nacht aufgeweckt zu werden. Kaum ist man wieder eingeschlafen, so wecken einen die Branntweinverkäufer mit ihren kurzen, merkwürdigen Rufen von neuem. Wie mir ein Kardinal sagte, sind es wahrscheinlich dieselben

---

[1] Vgl. S. 244, Anm. 3. Übrigens ist der berühmte Fries des Alexanderzuges im Quirinal ein Werk des Dänen Thorwaldsen.

[2] Napoleon hatte bekanntlich die Mehrzahl der italienischen Kunstschätze nach Paris bringen lassen.

Weisen und dieselben Instrumente, welche die alten Römer bei den Atellanen ergötzten[1]; das gleiche gilt für die Gestalten des Arlechino und Pantalone...

Da ich gerade vom Altertum rede, fällt mir ein, daß ich in Neapel vergaß, die Gewandstatue des Aristides im Palazzo dei Studij zu erwähnen. Die Neugier nach Eindrücken treibt einen bis zur Erschöpfung; und wenn man heimkehrt, ist man tot. Dieser Aristides ist ein Prachtstück des realistischen Stils, wie der Vitelliuskopf in Genua. Er ist etwas beleibt; im übrigen ist der Ärmste von der Lava von Herkulaneum fast zu Kalk verwandelt. Er steht auf einem Sockel. Die Engländer pflegen, wenn sie gefrühstückt haben, auf diesen Sockel zu springen; eine falsche Bewegung, infolge deren sie sich an der Statue festhalten — und sie ist Staub. Ich weiß, daß diese Geschichte dem Direktor große Verlegenheit bereitet hat; aber wie sollte er seine Besorgnis ausdrücken? Endlich kam er auf den glücklichen Einfall, sich nach der Essenszeit der Herren zu erkundigen. Er erfuhr, daß sie vor zwei Uhr nichts tränken, und so ließ er das Museum statt um vier Uhr um zwei Uhr schließen. Ich habe mich von der Wahrheit der Tatsache selbst überführt; mehrere Aufseher zeigten mir den Rand des Sockels mit den Fußspuren.

Hier in Rom sah ich den Seneca des Prinzen de la Paix[2] in der Villa Mattei. Hier hat der berühmte Philosoph, der mir reichlich zuwider ist, nicht das abstoßende Gesicht, das wir kennen; es ist das Gesicht eines galanten Mannes und nicht ohne Schönheit. Er sieht aus wie ein Grandseigneur im ancien régime.

Ich sah Thorwaldsen, einen Dänen, den man zum Rivalen Canovas hat machen wollen; sein Alexanderzug im Quirinal ist nicht übel, desgleichen einige Flachreliefs in seinem Atelier, unter anderem die

[1] Näheres über die Pifferari s. „Wanderungen in Rom", 21. Dezember 1827.

[2] Emanuel Godoy, Prinz de la Paix, 1768 in Bajadoz in Spanien geboren. (R. Colomb.) „Der stumpfsinnigste Halunke Europas". (Müller.)

Nacht[1]. Canova hat hundertdreißig Statuen geschaffen und eine neue Art von Schönheit entdeckt. Er opfert die Oberlippe, die er sehr schmal macht, der Schönheit der Nase; was er an Physiognomie verliert, gewinnt er durch die Schönheit der Stirn und die Größe der Kinderköpfe wieder. Aber Canova ist zu groß, um nicht eine Gegenpartei zu haben. So hat er das Pech, unseren jungen französischen Künstlern zu mißfallen...

[18. März.] — Ich verstehe absolut nicht, was De Brosses[2] und Duclos[3] an der römischen Geselligkeit so reizvoll finden. Keine Spur von Geselligkeit[4]! Heute abend war ich darauf angewiesen, mit den Engländern Whist zu spielen.

Die Rechte, die ein jeder in Gesellschaft geltend macht, müssen derart durch die Zeit geheiligt sein, daß es graziös ist, mit ihnen zu spielen. Die Langeweile zwingt dazu. Heute, inmitten des allgemeinen Umsturzes, beschäftigt man sich damit, seine Rechte zu wahren.

Der Kardinal mit seinen beiden Kleppern und seiner alten rotangemalten Karosse will in der Gesellschaft den Respekt finden, den man einem de Bernis und Acquaviva bezeugte[5]. Der Fürst, der 600000 Franken Rente hat, macht sich über ihn lustig. Er spricht mit

---

[1] Auch in den „Wanderungen in Rom“ (16. Februar 1829) tut Stendhal den großen nordischen Bildhauer, damals das Haupt der deutschen Schule in Rom, ziemlich geringschätzig ab, um Canova gegen ihn auszuspielen. Gerecht wird er ihm nur im „Salon von 1824“ (Mél. d'Art. et de Litt. S. 234); das Wesentlichste daraus ist in Anm. 13 am Schluß der „Wanderungen in Rom“ wiedergegeben.

[2] Drei Bände, Jahr VII (1799). Im Jahre 1836 hat Romain Colomb die erste authentische Ausgabe dieser reizenden Briefe veranstaltet (2 Bde.). (Stendhal.)

[3] Duclos (s. die Vorrede dieses Bandes) schrieb „Voyage en Italie“ (1762), Paris 1791.

[4] Später, als Stendhal die römische Geselligkeit besser kannte, hat er sie über alles gepriesen. S. besonders „Wanderungen in Rom“, Anhang (Brief vom 13. November 1824).

[5] Über die Kardinäle de Bernis und Acquaviva s. ebd., 26. Juni 1828.

einem Obersten der päpstlichen Truppen; früher war das eine Lakaienseele, heute ist es ein Mann, der an der Moskwa und bei Montmirail mitgefochten hat. Man blickt sich gegenseitig an; keiner ist sicher, den Rang, den er innehat, zu behaupten. Von einem Ende Europas bis zum anderen ist die Unzufriedenheit allgemein. Ich fand die gleichen Reden im Munde des Batavers und des Römers; überall klingen die Diskussionen in die Worte aus: „Wer weiß, was heute in zwanzig Jahren geschieht?" Die römische Geselligkeit unter Benedikt XIV. war eine Vergnügung von Müßiggängern; aber die Völker gehen erst zwanzig Jahre nach Erringung der Freiheiten, die sie beanspruchen, müßig.

Frankreich verliert sehr und Italien fast gar nicht. Man ergibt sich hier noch immer der Liebe, und leidenschaftlicher als vor dreißig Jahren.

[19. März.][1] — Den Donnerstag Abend verbrachte ich beim Grafen N... Er ist fromm und sehr geistvoll. Er sagte mir, er hätte das Rom seiner Jugend nicht wiedererkannt.

Es scheint, daß man unter Pius VI., welcher der Ludwig XIV. dieses Landes war, sein Leben genoß. Die Conversazioni (Abendgesellschaften) der Prinzessin Santa Croce, die in Paris wegen ihrer Diamanten bekannt war, und die des liebenswürdigen Kardinals de Bernis waren Mittelpunkte des Lebens. Die heutigen Römer stehen diesen glücklichen Zeiten sehr fern.

Die Geselligkeit ist eine Blüte des Vergnügens. Sie kann sich nur dann entfalten, wenn das Quellwasser, das vom Sturme der Revolutionen getrübt ist, den Schlamm des Parteigeistes abgesetzt und sich allmählich wieder geklärt hat. Der Papst hat das vorzügliche Heer Napoleons übernommen. Die Offiziere, stolz auf die großen Ereignisse, deren Augenzeugen sie waren, haben nicht mehr den servilen Respekt vor dem geringsten Monsignore. Die römischen Prinzessinnen ziehen einen Obersten einem Kardinal vor. Die Sarkasmen der

[1] Diese Aufzeichnung ist aus dem Anhang von I eingefügt und mit fingiertem Datum versehen.

Philosophen bessern die Sitten der letzteren. Ihre Mätressen werden nicht mehr in den „Vermischten Nachrichten“ namhaft gemacht (wie zu Zeiten von De Brosses und dem Kardinal Albani). Das Volk hat nicht mehr jene blinde Unterwürfigkeit, weil kein Prunk mehr existiert. Zwei Klepper vor einer rotangemalten Staatskarosse: das ist der ganze Luxus der Kardinäle. Früher waren ihre Hofhaltungen glänzender als die der Fürsten.

Der Kardinal N . . . lud mich zu einer Zeremonie ein, die mir viel Spaß gemacht hat. Über den jungen Fürsten Rus[poli], zweiundzwanzig Jahre alt, früher Adjutant von Joachim [Murat], ist die himmlische Gnade gekommen; er ist Priester geworden, und ich habe seiner ersten Messe beigewohnt, worauf seine Eltern die Ehre hatten, ihm die Hand zu küssen. Die Geschichte hat Staunen erregt. Die Umwälzung der Sitten dauert in Rom fort; man weiß noch nicht recht, was man will[1]. Inzwischen schließt das Mißtrauen alle Häuser, und die Geselligkeit ist geringer als in Padua. Ohne die schönen Bälle der Milady *** wären die Fremden darauf angewiesen, miteinander Whist zu spielen. Der Bankier Torlonia, Herzog von Bracciano, hat allerdings ein paar Feste gegeben; aber sein Wechselkurs hat die Engländer verschnupft; und nichts ist den Conversazioni des Kardinals de Bernis unähnlicher[2]. Im Bürgertum versetzen einige freiwillige Spione alles in Angst und Schrecken. Bei dem Zeitungsverleger Cracas am Korso ist ein Lesekabinett eingerichtet, wo wir uns ein Stelldichein geben. Unsere römischen Freunde brannten darauf, die „Gazette de Lugano“ und den „Constitutionel“ zu lesen, wagten es aber nicht. Die Regierung duldet dies Lesekabinett; es heißt sogar, sie habe es angeregt; aber gewisse Leute, die man mir gezeigt hat,

[1] S. Rom im Jahre 1814 von Laurens, Brüssel 1816. (Stendhal.) Der richtige Titel lautet: „Tableau de Rome vers la fin de 1814, par J. B. Guinan-Laoureins“, Brüssel 1816; auch Paris 1817 und 1821. (Müller.)
[2] In den „Wanderungen in Rom“ (11. Dezember 1827) schildert Stendhal diese Bälle als sehr glänzend.

gehen beharrlich hin und notieren sich die, welche dort lesen, um sie in besseren Zeiten zu denunzieren. Ich sah, wie ein Römer sich die Abendzeitungen besorgte; sein Diener holte sie in einer obskuren Gasse ab; und der Nachkomme der Fabier gab sich die größte Mühe, diesen Kniff zu verheimlichen ...

[Sonntag, 20. März.] — Damen haben beim Papst keinen Zutritt; doch jeden Sonntag um ein Uhr lustwandelt Seine Heiligkeit in den vatikanischen Gärten und begegnet auf seinem Spaziergang den fremden Damen. Heute waren sechzig Engländerinnen dort, darunter drei bis vier auserlesene Schönheiten; sie machten eine scheinheilige Miene. Ich für mein Teil liebe den Papst und wünsche ihm — unabhängig von meiner Hochachtung vor der Regierung des Kardinals Consalvi —, daß er hundert Jahre alt würde.

Gestern ging ich mit einem befreundeten Prälaten in den vatikanischen Gärten spazieren. Wir begegneten Seiner Heiligkeit, und ich kniete ohne Widerwillen nieder. Zwanzig Schritte weiter sah ich einen Menschen mit Heuchlermiene vor ihm niederstürzen; ich glaubte, er wollte für einen Verurteilten um Gnade bitten. Keineswegs: nur um seinen Segen. Dergleichen macht keinen Eindruck mehr. Mein Prälat sagte gleich: „Das ist ein alter Brauch, den Seine Heiligkeit nur ungern sieht, zumal wenn sein Gesinde am nächsten Tage mit dem Manne kneipt, dem diese Ehre zuteil ward ... Jeder Vorgestellte zahlt eine feste Summe für das Gesinde; doch diese Gratifikation wird dem Vorstellenden ausgehändigt" ... Ich sehe, daß in Rom nichts geheim bleiben kann.

Ich kenne in Paris einen sehr klugen Mann, der, wenn man ihn um eine Auskunft bittet, einen Weg von einer Stunde macht, um sie mündlich zu geben. Wundert man sich darüber, so sagt er kalt: „Man soll nie schreiben." Dieser Grundsatz ist echt römisch. Mein Prälat sagte mir, bei jedem Geschäft sei die erste Frage und zugleich die schwierigste: E un affare da scrivere sì o no? ...

Ich begegnete eben einem langen Zuge von zweiundsechzig kleinen Prämonstratensern in weißem Kleide, den Dreispitz auf dem Kopfe:

der älteste war noch nicht fünfzehn Jahre alt, die meisten kaum zehn, mehrere sieben bis acht Jahre. Ohne diese Art, die Jugend einzufangen, würden die Mönchsorden aussterben ...

[22. März.] — Nächst Smolensk[1] hat Rom die schönste Lage von allen nicht am Meere gelegenen Städten und zugleich die unzivilisierteste Bevölkerung. Ich glaube fest, und dies auf Grund von zweihundert Anekdoten, die ich aus guten Gründen nicht niederschreibe, daß es weniger Mühe kosten würde, die Wilden vom Eriesee zu zivilisieren, als die Bewohner des Patrimonium Petri.

[26. März.] — Ich würde mit Freuden fünfzig Meilen zurücklegen, um einen Mann zu sehen, der für den Feudalismus so stark eintritt, wie Lord Brougham[2] für die liberalen Ideen. Die Unterhaltung dieses großen Staatsmannes beglückt mich, aber er spricht selten; der römische Scharfsinn weiß ihn zu schätzen. Die höheren Menschen Englands haben eine Schlichtheit des Wesens und eine Natürlichkeit, die bewundernswert sind. Bei uns hält sich jeder, der eine Schlacht gewonnen hat, für verpflichtet, eine Rolle zu spielen. Ich werde dem Marschall ... vorgestellt; mein Kopf war voll von seinen Siegen. Er peinigt mich mit politischen Ideen und Verwaltungsgrundsätzen. Ich verlasse ihn mit dem Gefühl, einen kleinen Menschen gesehen zu haben, der sich auf die Fußspitzen stellt, um so groß zu scheinen wie die Leute, die das Zeug zu Ministern haben.

21. September [4. Januar]. — Fünfzig Tage lang habe ich nun bewundert und mich geärgert. Welch ein Wohnsitz wäre das alte Rom, wenn nicht sein Unstern zu seiner Schmach gewollt hätte, daß das päpstliche Rom auf ihm erbaut wurde! Was wäre das Kolosseum, das Pantheon, die Basilica Antonia und so viele andere Baudenkmäler,

---

[1] Stendhal machte den Russischen Feldzug mit und zeichnete sich auf dem fluchtartigen Rückzug durch Umsicht und Kaltblütigkeit aus.

[2] Lord Henry Brougham (1779—1868), englischer Staatsmann. Stendhal lernte ihn 1816 in Mailand kennen. (Doris Gunnell, Stendhal et l'Angleterre, S. 47.)



Palatin und Konstantinsbogen in Rom. Kupferstich von Carlo Labruzzi.

die zerstört wurden, um Kirchen daraus zu bauen, wenn sie noch stolz auf den verödeten Höhen des Quirinal, Palatin und Aventin ständen! Glückliches Palmyra! ...

24. September[1]. — Die Perle wächst in kranker Muschel nur. Ich verzweifle an der Kunst, seit wir der Herrschaft der öffentlichen Meinung entgegengehen. Denn unter allen Umständen wird es stets absurd bleiben, eine Kirche wie Sankt Peter zu bauen. Kann man fünfhundert Millionen nicht auf zwanzig nützlichere Weisen ausgeben? War nicht zweihunderttausend Unglücklichen zu helfen, nicht die halbe Campagna zu kultivieren? Konnte man nicht acht bis zehn großen römischen Familien ihre Majorate abkaufen und sie an zweihunderttausend Bauern verteilen, die nur ein Stück Ackerland verlangten, um nicht mehr vom Räuberhandwerk leben zu müssen[2]?

Um 1730 hatte die päpstliche Regierung, ich weiß nicht durch welchen Zufall, eine Million übrig. War es besser, die Fassade der Laterankirche zu erbauen oder einen Tiberkai von der Porta del Popolo bis zur Engelsbrücke anzulegen? Die Fassade ist lächerlich, aber darauf kommt es nicht an. Rom wartet noch heute auf einen Kai, der das Fieber vermindert, das diese Stadtgegend von der ersten Hitze im Mai bis zu den ersten Herbstregen verheert[3] ...

Gestern sagte jemand zu mir: „Wie schade, daß Franz I. Frankreich nicht protestantisch gemacht hat.“ Ich war empört über diesen philosophischen Neuling und antwortete: „Das wäre ein großes Unglück für die Welt gewesen; wir wären so trübsinnig und vernünftig

[1] Die folgenden römischen Aufzeichnungen fehlen in I und stehen in vollem Gegensatz zu den schroffen Urteilen der ersten Ausgabe wie auch zu den vorhergehenden Aufzeichnungen der dritten. Hier waltet bereits das liebevolle Verstehen, ja die Parteinahme für Rom, wie in den „Wanderungen in Rom“ vor.

[2] Die Kultivierung des Agro romano ist erst unter dem Königreich Italien aufgenommen worden und macht neuerdings große Fortschritte.

[3] Der Tiberkai wurde erst am Ende des 19. Jahrhunderts von der italienischen Regierung erbaut.

geworden wie die Genfer. Kein Montesquieu, kein Voltaire, vor allem kein Beaumarchais ... Es gibt so viele Krankheiten und so viel Elend im Leben, daß das Lachen unvernünftig ist. Die Jesuiten mit dem weiten Gewissen, die Ablässe und die Religion, wie sie in Italien um 1650 war, sind für die Kunst und das Glück weit besser als der vernünftigste Protestantismus. Je vernünftiger, desto mehr tötet er Kunst und Frohsinn."

Castel Gandolfo, 1. Oktober. — Ich wohne seit einem Monat in Castel Gandolfo und verbringe meine Tage am Ufer des Albaner Sees oder in Frascati. Es hieße diesen herrlichen Gegenden unrecht tun, wollte man ihnen weniger als zwanzig Seiten widmen[1]. Dies Klima führt den Menschen, ich weiß nicht wie, zur Bewunderung der Schönheit. Doch ich habe schon zu viel von schönen Dingen gesprochen: ich fürchte die Nordländer damit zu langweilen.

Ich fahre tagsüber nach Rom, schlafe aber aus Angst vor dem Fieber in Castel Gandolfo. In Rom gehe ich fast allabendlich zu Herrn Tambroni im Palazzo Venezia; dort finde ich seine reizende Frau, aus Chambéry (in Savoyen) gebürtig, Canova als Hausfreund und zwei bis drei Philosophen von solcher Unparteilichkeit und Tiefe des Urteils, wie ich sie bisher nirgends auch nur im entferntesten fand.

Hier ein Auszug aus meinen Notizen im letzten Monat:

Die Nordländer sehen das Leben ernst an; wenn man will, tief. In Rom hat man vielleicht ebensoviel Geist wie in Edinburg, doch man sieht das Leben anders an: lebhaft, leidenschaftlich, voll starker Eindrücke, und etwas regellos, wenn man will. Im Norden sind Ehe und Familienbande geheiligt. In Rom betrachtet der Fürst Colonna oder ein anderer die Ehe nur als eine Einrichtung zur Kindererzeugung und zur Vererbung des Besitzes. Ein Römer, dem man zumuten wollte, stets dieselbe Frau zu lieben, und wenn sie ein Engel wäre, würde ausrufen, daß man ihm Dreiviertel von dem nähme, was das

[1] Diese Landschaftsschilderung gibt Stendhal erst sehr viel später, im Anfang seiner „Äbtissin von Castro" (Bd. III dieser Ausgabe).

Leben lebenswert macht. So ist die Familie in Edinburg die Hauptsache, in Rom ist sie Nebensache. Das nordische System erzeugt nicht selten Eintönigkeit und Langeweile, die wir auf den Gesichtern lesen, oft auch ein stetiges, ruhiges Glück. Und vielleicht steht dies traurige System — was mir die Hauptsache scheint — in geheimer Wechselbeziehung zur Freiheit und zu all den Gütern, die sie den Menschen beschert. Das römische System kennt die Unzahl von kleinen Staaten im Staate, die Familien heißen, nicht; jeder kann sein Glück suchen, wie er es versteht.

In England ist die Ehe unverletzlich, wenn man von Personen von sehr vornehmer Geburt oder mit mehr als 200000 Franken Rente absieht. Wird in Italien eine kirchliche Trauung vollzogen, so denkt kein Mensch an die Unverbrüchlichkeit der Ehe, noch an ewige Treue. Auch der Gatte weiß dies im voraus, denn es ist etwas allgemein Anerkanntes; und wofern er nicht in seine Frau verliebt ist, in welchem Falle er ihr gegenüber die Rolle eines Liebhabers einnimmt, kümmert er sich nach den ersten Jahren nicht im mindesten um ihren Wandel.

Man wird mich steinigen, wenn ich hinzufüge, daß es ein anderes Land[1] gibt, dessen Bewohner fast alles Schlechte, was in dem traurigen System der Protestanten liegt, mit der wollüstigen Lebensart Italiens verbunden haben. In diesem Lande ist die Ehe nur ein Geldgeschäft; die künftigen Gatten bekommen sich erst zu Gesicht, wenn die beiden Notare den Heiratskontrakt aufgesetzt haben. Aber die Ehemänner dieses Landes erheben trotzdem Anspruch auf die ganze unverletzliche Treue der englischen Ehen und zugleich auf alle Freuden, welche die italienische Gesellschaft bietet. Ihr intimes Leben ist ebenso voller Genüsse, wie ihre Salons trübselig sind . . .

Rom ist echt italienisch, weit italienischer als Neapel, das schon etwas französiert ist, und als Bologna, das manchmal zu kleinstädtisch ist. In Rom wählt man alle zehn Jahre den Herrscher, der in seiner Jugend vielleicht Leidenschaften gekannt hat. Welche Quelle des Interesses! In Rom gibt es keinen Zwang, kein konventionelles Gesichterschneiden,

[1] Frankreich.

das andernorts weltmännisches Wesen heißt. Gefällt man einer Dame, so sucht sie es selten zu verhehlen. „Dite a D . . . che mi piace“: das ist eine Erklärung, deren sich eine Römerin nicht schämt. Teilt der Mann, der das Glück hat, ihr zu gefallen, das Gefühl, das er einflößt, so sagt er: „Mi volete bene? — Si. — Quando ci vedremo?“ In dieser einfachen Art knüpfen sich Beziehungen, die Jahre überdauern. Acht bis zehn Jahre sind der Durchschnitt; eine Leidenschaft, die nur ein bis zwei Jahre währt, schädigt das Ansehen der Frau; sie gilt als schwache Seele, die ihres eignen Willens nicht sicher ist. Die völlige Gleichheit der Pflichten zwischen beiden Liebenden trägt viel zur Beständigkeit bei. Im übrigen tritt in diesem Lande der politischen Klugheit jede Verstellung beiseite. Ich sah kürzlich auf dem prächtigen Balle beim Bankier Torlonia, Fürsten von Bracciano, daß eine Dame nur mit den Herren tanzt, die ihr Liebhaber ihr erlaubt. Wagt man eine hübsche Frau zu fragen, warum sie nicht tanzen will, so sagt sie einfach: „Il mio amico non lo vuole. Domandate al mio amico.“ Alljährlich sind ein paar Deutsche so gut, den Liebhaber um die Erlaubnis zu bitten, mit seiner Geliebten tanzen zu dürfen . . .

Man fragte eine Römerin im Beisein ihres Liebhabers, was sie täte, wenn er ihr untreu würde. Statt jeder Antwort steht sie auf, öffnet die Tür, geht hinaus und kehrt tastend zurück, als ob sie im Dunkeln schritte. Alles blickt sie verwundert an, als man sieht, wie sie stets in der gleichen Pantomime auf ihren Liebhaber zuschreitet, der selbst nicht begreift, was sie vorhat. Dann zerbricht sie ihren Fächer, den sie in der Hand hält, auf seiner Brust. Das war ihre ganze Antwort. Wieviel schöne Redensarten hätte eine unserer Modedamen bei dieser Gelegenheit wohl vom Stapel gelassen! . . .

Castel Gandolfo, 4. Oktober. — Der Marchese Galli, Liebhaber der Signora Bo[nacorsi], einer der schönsten Frauen Roms, war mit ihr bei Herrn von Bla[cas][1]. Die Gräfin de Flores bat Galli zu

[1] Französischer Botschafter in Rom. Vgl. „Wanderungen in Rom“, Anhang Nr. 5.

singen und setzte herausfordernd hinzu: „Cantate tanto bene, Galli?" Da springt die Bo[nacorsi] wütend auf: „E che sapete voi se canta bene?" — „Si, lo so benissimo", erwidert die Gräfin höchst kaltblütig. Hierauf Totenstille im Saal und wütendes Gezänke der beiden Damen. Der Liebhaber, ein sehr schöner Mann, wagt bei diesem Streit kein Wort zu sagen. Freunde lassen die Wagen der beiden Damen vorfahren und machen ihnen Vorhaltungen, wie unpassend es sei, sich in einem fremden Haus derart in die Haare zu fahren. Sie hatten große Mühe, sie aus den Salons des Botschafters zu entfernen, jede nach einer anderen Seite.

Eine Römerin ist imstande, solche Szenen auch ihrem Liebhaber zu machen, ja ihn zu erdolchen. Doch wie er sich auch gegen sie vergangen haben möge, nie wird sie etwas von dem weitersagen, was er ihr in Augenblicken der Herzensergießung anvertraut hat. Sie tötet ihn vielleicht und stirbt dann vor Kummer, doch seine Geheimnisse sterben mit ihr. Der Dolchstoß ist in der guten Gesellschaft sehr selten, doch im Volke sehr häufig; und eine Frau tröstet sich hier selten über den Verlust ihres Liebsten. Ich wäre zu unmoralisch, wollte ich noch sieben bis acht andere, ebenso stadtbekannte Geschichten erzählen.

Allabendlich findet in Rom für die hohe Gesellschaft ein Empfang in der österreichischen oder französischen Botschaft oder bei einem römischen Principe statt. Der secondo ceto (die zweite Gesellschaft) hat zu diesen Salons keinen Zutritt; überdies herrscht hier ein etwas französischer Ton. In den Gesellschaften der reichen Kaufleute, die an der Spitze des secondo ceto stehen, findet der Fremde die römischen Sitten in ihrer ganzen Energie. Hier fällt mir gerade recht das reizende Asyl ein, in das man den liebenswürdigen und geistreichen Santo Domingo geschickt hat[1].

Trotz allem, was der große Haufe über Italien sagt, ist ein Mensch, der Komödie spielt, in der römischen oder Mailänder Gesellschaft

[1] Graf Ippolito Santo Domingo schrieb „Tablettes Romaines . . ., Paris 1824", eine sofort beschlagnahmte Skandalbroschüre. 2. Aufl. Brüssel 1829. (Müller.) Deutsche Übersetzung „Rom im Jahre 1824", Leipzig 1824.

ebenso selten wie ein schlichter und natürlicher Mensch in Paris. Nur eins ist in Rom und Paris gleich: man schimpft nicht auf die Religion: ein wohlerzogener Mensch nimmt in einem Salon keine groben Worte in den Mund. Man hält den Italiener für einen ausgemachten Heuchler, der sich stets verstellt und lügt; und er ist der natürlichste Mensch in Europa, der am wenigsten an seinen Nachbar denkt. Man hält ihn für einen tiefen Verschwörer, das vorsichtigste Wesen auf Erden, einen fleischgewordenen Machiavell — und nun sehe man sich die tugendhafte, girondistische Harmlosigkeit der piemontesischen und neapolitanischen Verschwörer an! Der Römer erscheint mir allen anderen Völkern in jeder Hinsicht überlegen: er besitzt mehr Charakterstärke, Schlichtheit und ungleich mehr Geist. Man gebe ihm für zwanzig Jahre einen Napoleon, und die Römer werden das erste Volk der Welt sein. Das könnte ich leicht beweisen, wenn ich Raum genug zur Verfügung hätte. Kommt es zu einer Neuauflage dieses Buches, so werde ich zehn Anekdoten beibringen, die meine obige Behauptung erhärten[1].

10. Oktober. — Heute nacht schlief ich in Rom. Gegen Abend verließ ich die Prunksäle des Palazzo Ruspoli; gegenüber liegt der Palazzo Fiano. An der Tür des Kellergeschosses stand ein Mann und rief: „Entrate, ô signori!“ Ich trat ein; es war ein kleines Theater, der Eintritt kostete 28 Centimes. Dieser Preis ließ mich schlechte Gesellschaft und Flöhe befürchten. Ich war bald beruhigt. Am Tone der Unterhaltung merkte ich, daß ich gute römische Kleinbürger vor mir hatte. 28 Centimes sind hierzulande Geld genug, um das Gesindel fernzuhalten. Das römische Volk hat vielleicht von allen Europäern die meiste Vorliebe für feine und bissige Satire. Sein scharfer Geist erfaßt die flüchtigsten Anspielungen mit Begier und Behagen. Gerade die Trostlosigkeit der Zustände macht es glücklicher als zum Beispiel das Volk von London. Seit dreihundert Jahren gewöhnt, seine Leiden

[1] Das geschah in den „Wanderungen in Rom“, insbesondere in der Aufzeichnung vom 8. Juni 1828.

als ewig und unvermeidlich anzusehen, ergrimmt der römische Bürger nicht über den Minister und wünscht ihm nicht den Tod; denn dieser Minister wird bald durch einen ebenso schlimmen abgelöst. Was das Volk vor allem verlangt, das ist, sich über die Machthaber lustig zu machen und sie zum Besten zu haben: daher die Zwiegespräche zwischen Pasquino und Marforio[1]. Die Zensur ist kleinlicher als in Paris, und nichts ist seichter als die Lustspiele. Das Lachen hat sich zu den Marionetten geflüchtet, die Stegreifkomödien spielen.

Ich verbrachte einen sehr lustigen Abend bei den Marionetten des Palazzo Fiano, obwohl die Schauspieler nur einen Fuß hoch waren. Das Theater ist etwa zehn Fuß breit und vier Fuß hoch. Was die Schaulust erhöht und sozusagen die Illusion schafft, sind die ausgezeichneten Dekorationen dieser Miniaturbühne. Die Türen und Fenster der Häuser, die sie darstellen, sind genau für die Größe der Marionetten berechnet.

Der Modeheld des römischen Volkes, dessen Abenteuern es am liebsten folgt, ist Cassandrino: ein koketter Greis von fünfundfünfzig bis sechzig Jahren, behend und gewandt, weißhaarig und gepudert, sehr elegant, fast wie ein Kardinal. Im übrigen ist er in Geschäften bewandert; er ärgert sich nicht: wozu das auch in einem Lande ohne militärischen Dünkel? Er glänzt durch weltgewandtes Wesen, kennt Menschen und Dinge und weiß vor allem die Leidenschaften des Augenblicks zu schonen. Ohne alle diese Eigenschaften würde das römische Volk ihn villano (Bauer) nennen und es nicht verschmähen, ihn auszulachen. Kurz, Cassandrino wäre ein fast vollkommener Mann, wenn er sich nicht regelmäßig in alle hübschen Frauen verliebte, denen er zufällig begegnet; und da er ein Südländer ist, dem es keinen Spaß macht, nur von Liebe zu träumen, so will er sie verführen. Wie man

[1] Zwei verstümmelte antike Statuen, die auf öffentlichen Plätzen stehen und an die das Volk kleine Scherzgedichte und Satiren heftet (daher der Name Pasquill von Pasquino), in der Annahme, daß beide Statuen sich miteinander unterhalten.

zugeben muß, ist diese Figur keine schlechte Erfindung für ein Land, das von einem oligarchischen Hofe beherrscht wird, der aus lauter Junggesellen besteht, und dessen Macht wie überall in den Händen von Greisen liegt, die sich in Cassandrino getroffen fühlen können. Seit hundert Jahren ist diese Gestalt in Mode. Selbstredend trägt er weltliche Kleidung; doch ich wette, im ganzen Theater ist nicht ein Zuschauer, der ihn nicht mit dem roten Kardinalshut oder wenigstens mit den violetten Strümpfen des Monsignore sähe. Die Monsignori sind die jungen Höflinge des Papstes, ihnen stehen alle Wege offen. So war z. B. der Kardinal Consalvi Monsignore und trug dreißig Jahre lang die violetten Strümpfe. Rom wimmelt von Monsignori in Cassandrinos Alter, die nicht in so jungen Jahren wie der Kardinal Consalvi Karriere gemacht haben und die sich in Erwartung des Kardinalshutes anderweitig trösten.

Das heutige Stück hieß: Cassandrino allievo di un pittore (Cassandrino als Malschüler). — Ein berühmter Maler hat viele Schüler und eine sehr hübsche Schwester. Cassandrino, ein schöner Greis von sechzig Jahren, kommt zu ihr in sehr elegantem Anzug und mit dem bescheidenen Auftreten eines jungen Priesters. Er gibt der Kammerzofe ein kleines Trinkgeld; diese geht ihn anzumelden, und er spaziert ein paarmal im Salon auf und ab. Dies erste Auftreten genügt, um die Zuschauer in Stimmung zu versetzen; so naturgetreu ahmt die Puppe das Gehaben eines jungen Monsignore nach. Endlich erscheint die Schwester des Malers; und Cassandrino, der in Ansehung seiner Jahre keine offene Liebeserklärung wagt, bittet sie, eine Cavatine singen zu dürfen, die er in einem Konzert gehört hat und von der er noch ganz voll ist. Der Reiz dieser Gestalt beruht auf der vorsichtigen Schüchternheit, die sich aus seinem Alter ergibt, und auf der Fülle geschickter Mittelchen, die er anwendet, um über seine weißen Haare hinwegzutäuschen. Die Cavatine ist reizend; es ist eins der hübschesten Stücke von Paisiello; der Applaus war begeistert. Die Illusion war einen Augenblick zerstört, denn das Publikum rief immerfort: „Bravo

la ciabatina!" (Die Sängerin hinter der Kulisse war die Tochter eines Schuhflickers und hatte eine prächtige Stimme.)

Diese leidenschaftliche Arie ist die Liebeserklärung Cassandrinos. Die Schwester des Malers macht ihm endlose Komplimente über seine Toilette und sein gutes Aussehen; und der alte Sünder steckt diese Komplimente mit Wonne ein und erzählt ihr die Geschichte seines Anzuges. Das Tuch stammt aus Frankreich, sein Beinkleid aus England, ebenso seine prächtige Remontieruhr, die er hervorzieht und schlagen läßt und die ihm hundert Guineen beim ersten Uhrmacher Londons gekostet hat. Kurz, er zeigt alle komischen Seiten eines alten Junggesellen. Er nennt alle Modegeschäfte Roms mit Spitznamen, persifliert die fremden Stutzer, von denen zwei bis drei durch ihre alberne Geziertheit dem Volke meist bekannt sind. Bei jedem Worte rückt er mit seinem Stuhl näher an das junge Mädchen heran. Dies angenehme Zwiegespräch wird plötzlich von ihrem Bruder, dem jungen Maler, unterbrochen, der mit einem riesigen Backenbart und einer langen Lockenmähne auftritt. Das ist das obligate Künstlerkostüm. Der junge Maler bittet Cassandrino unwirsch, seine Schwester mit seinen Besuchen zu verschonen, und gibt ihm eine Miniatur zurück, die er zum Restaurieren bekommen hatte.

Anstatt ausfallend zu werden, überhäuft Cassandrino den jungen Mann mit Schmeicheleien aller Art, wird aber von ihm an die Luft gesetzt. Als der Bruder mit seiner Schwester allein ist, sagt er: „Wie kannst du so unvorsichtig sein, einem Manne, der dich nicht heiraten kann, ein Stelldichein zu geben?" Diese Bemerkung entfesselt stürmisches Gelächter. Dann folgt ein Monolog Cassandrinos auf der Straße; er ist untröstlich, seine Schöne nicht sehen zu können, und klagt abwechselnd über kleine Altersbeschwerden und die Qualen, die ihm das Übermaß seiner Leidenschaft bereitet. Das aufmerksame Schweigen der Zuschauer wurde alle Augenblicke durch lautes Gelächter unterbrochen. Die Vernunftschlüsse, mit denen er sich über seine sechzig Jahre hinwegtäuschen will, sind um so komischer, als Cassandrino

keinesfalls dumm ist. Er ist im Gegenteil ein Mann von viel Erfahrung, ja selbst von Geist, der nur aus Verliebtheit Torheiten begeht. Endlich beschließt er, sich als Jüngling zu verkleiden und bei dem Maler als achtzehnjähriger Schüler anzutreten.

Dies geschieht im zweiten Aufzug. Er hat sich einen riesigen schwarzen Backenbart zugelegt; doch in seiner Hast hat er vergessen, sich die weißgepuderten Locken von den Ohren zu nehmen. Er kommt zu seiner Schönen, und die Liebesszene ist von erschütternder Komik: er betet sie an — aber wie ein Greis. Stets redet er von seinem Vermögen und schlägt ihr schließlich vor, es mit ihr zu teilen. „Wir werden glücklich leben," sagt er zu ihr, „und niemand wird unser Glück kennen . . ." Als er zu ihren Füßen liegt, überrascht ihn eine alte Tante des jungen Mädchens, die ihn vor vierzig Jahren in Ferrara, wo er ein Amt hatte, gekannt hat. Sie erinnert ihn daran, daß er ihr verliebte Anträge gemacht hat, und setzt ihm so hart zu, daß Cassandrino sich aus Verzweiflung in das Atelier des Malers flüchtet. Alsbald erscheint er von neuem, gefolgt von der Schar der Schüler, die sich über den neuen Kameraden mit schwarzem Bart und weißen Haaren lustig machen. Der junge Maler tritt auf und wirft seine Schüler hinaus; dann folgt eine sehr ernste Aussprache mit Cassandrino. Dieser fürchtet den Dolch und hat eine Todesangst, nicht vor Prügel, sondern vor einem Skandal — ein Motiv, das der römische Scharfsinn mit Hochgenuß aufnimmt.

Endlich, nachdem der junge Maler sich mit Cassandrino, den er absichtlich für einen Dieb hält, lange genug die Zeit vertrieben hat, erkennt er ihn: „Sie sind gekommen, um Malunterricht zu nehmen. Den will ich Ihnen geben. Ich fange mit den Farben an. Meine Schüler sollen Ihnen die Kleider ausziehen und Ihnen den Körper von oben bis unten rot anmalen (Anspielung auf die Kardinalskleidung). Dann sollen Sie auf den Korso geführt werden." Entsetzen Cassandrinos: er willigt ein, die Tante zu heiraten, der er einst in Ferrara den Hof gemacht hat. Die Tante fliegt ihm an den Hals.

Er tritt an die Rampe und macht dem Publikum diese Anvertrauung: „Auf das Rot verzichte ich; doch ich werde der Onkel des geliebten Wesens sein" ... Dann tut er, als riefe ihn jemand, dreht sich um, und die Zuschauer klatschen stürmisch. Nachher folgt ein Ballett, „Der verzauberte Brunnen", aus Tausendundeine Nacht, das durch die Natürlichkeit und Anmut der tanzenden Marionetten fast noch erstaunlicher ist als die Komödie ...

Erst drei Tage später[1] fand ich wieder einen freien Abend, um mir die geliebten Fantoccini im Palazzo Fiano anzusehen. Diesmal aber war aus einem heiteren ein ernstes Stück geworden. Es war einfach eine Prosatragödie Temisto, und ich fürchte fast, man lacht mich aus, wenn ich sage, daß ich diesmal fast ebenso weinte, wie ich bei der ersten Aufführung lachte. Hier der Inhalt der Tragödie Temisto, die so sehr packte, obwohl sie von zwölf Zoll hohen Schauspielern gespielt wurde. Sie spielt in Griechenland während des Bacchusfestes. Der König Kresphontes hat Temisto zur Gemahlin; beider Sohn ist Philisthenes. Erista, ein schönes, aber ränkesüchtiges Weib, faßt eine heftige Leidenschaft für den König und redet ihm ein, daß Temisto ihm untreu sei. Bald darauf verschwindet die Königin und wird durch Eristas Ränke als Sklavin nach Ägypten verkauft. Dann heiratet der König Erista. Zehn Jahre später kehrt Temisto unter falschem Namen aus Ägypten zurück, und da sie mit den Mysterien jenes Landes vertraut geworden ist, wird sie Oberpriesterin des Bacchus und Vertraute der ränkesüchtigen Königin. Diese Exposition, die beim Lesen lang erscheinen mag, wurde von den Fantoccini klar und rasch improvisiert; der Stil war natürlich und lebendig. Allerdings war die Geschichte leicht verändert; man merkte, daß ein Italiener des 19. Jahrhunderts und nicht ein Grieche aus der Königszeit

[1] Dies Stück ist aus einem langen anonymen Aufsatz Stendhals „Die Fantoccini in Rom", aus dem „Globe" vom 2. u. 8. Oktober 1824 hier eingesetzt (wiederabgedruckt in der Championschen Ausgabe, 1919, II, S. 329 ff.). Die Darstellung ist in Briefform gefaßt.

sprach. Aber dieser Fehler wurde durch die äußerste Lebendigkeit des Dialogs wettgemacht. Er war bisweilen so heftig, daß die Redenden einander unterbrachen; dann brach eine Salve von Beifall unter den Zuschauern aus. Bei Beginn der Tragödie will die Königin Crista den Philisthenes ermorden lassen. Zu diesem Behuf wendet sie sich an die Bacchuspriesterin und trägt ihr die Ausführung des Mordes auf, da er sich in der Zügellosigkeit des Bacchusfestes leicht bewerkstelligen lasse. Temisto ergreift zwar ein Graus bei dem Gedanken, ihren eigenen Sohn zu töten, aber sie geht zum Schein darauf ein, damit die Königin nicht andere mit der Ausführung betraut. Es würde zu weit führen, den Gang des Stückes im einzelnen zu verfolgen. Der Gegenstand wie die Verknotung der Handlung haben mich an Voltaires „Mérope" erinnert. Ich füge nur hinzu, daß die Erregung der Zuschauer in der letzten Szene ihren Gipfel erreichte. Selten, ja nie sah ich so aufrichtige und reichliche Tränen bei der Darstellung eines Trauerspiels durch wirkliche Schauspieler . . .

Ich vergaß zu sagen, daß der erste Schauspieler — oder vielmehr der erste Rollensprecher — des Palazzo Fiano alljährlich regelmäßig drei- bis viermal eingesperrt wird, weil er sich in der Hitze der Improvisation zu politischen oder moralischen Anstößigkeiten hinreißen läßt. Er käme noch öfter ins Gefängnis, bestäche der Direktor nicht die zwei bis drei Polizeispione, die den Vorstellungen der Fantoccini beiwohnen. Dieser Direktor ist auf seine Weise gescheit, denn statt sie nach der Vorstellung zu schmieren, tut er es vorher, so daß sie beim Aufgehen des Vorhanges schon meist halb betrunken sind. Ein anderer, ebenso eigenartiger Umstand: der Direktor dieses Theaters und sein Sozius, ein Tischler, rechnen allabendlich ab und zahlen alle Forderungen aus, als ob das Unternehmen ein Ende hätte. Ihr Reinertrag soll, wie ich hörte, sich auf etwa 40 Franken für jeden Abend belaufen.

Girolemo, der Direktor des Puppenspiels in Mailand, starb kürzlich mit Hinterlassung eines Vermögens von 300000 Franken, das er

freilich zumeist seinen vorzüglichen Balletten verdankte. Man muß es gesehen haben, um es zu glauben, welche Anmut und Weiche er den Beinen und Tanzsprüngen seiner kleinen Holzfiguren zu geben verstand. Man konnte in Mailand nicht selten hören, Girolemos erste Marionette wäre besser als der erste Ballettänzer der Scala. Seine erste komische Figur war nicht wie in Rom Cassandrino. In einem Lande, wo die Regierung nicht fast ausschließlich in Händen von Junggesellen liegt, hätte eine solche Gestalt keinen Witz gehabt. Granduja, eine von Girolemo erfundene komische Figur, ist ein Diener aus Piemont, der über die Sitten und Gebräuche der guten Mailänder erstaunt ist und darüber die komischsten Bemerkungen in seinem Dialekt losläßt. Es liegt Komik in dem Gedanken einer solchen Gestalt, die über alles verwundert ist, was sie sieht, und nach den Gründen fragt oder es sich selbst durch die drolligsten und boshaftesten Auslegungen erklärt. Die Italiener lieben in ihren Stegreifkomödien diese feststehenden Charaktere, deren Gewohnheiten traditionell und im voraus bekannt sind. Sie ersparen die Langeweile einer Exposition oder Erklärung. Daher die Beliebtheit des Arlecchino, Pantalone und Brighella. Nach neuen Entdeckungen, die in Neapel gemacht wurden, scheinen ähnliche Figuren in den Atellanen aufgetreten zu sein, die man vor und zur Römerzeit in Capua und Umgegend spielte. Die Fantoccini sind eine einzigartige Quelle für die satirische Komödie. Ich hörte von einem Stück dieser Art, das kürzlich in Neapel gespielt wurde[1] und das so staatsgefährlich war, daß Darsteller und Zuschauer nur sechs Personen bildeten, darunter drei Darsteller. Bei der zweiten Aufführung tauschten die Darsteller mit den Zuschauern, so daß auch sie ihr Vergnügen beim Zusehen hatten . . .

18. Oktober. — Heute abend bei Signora Crescenzi ergriff ein sehr schöner Mann von sechsunddreißig Jahren mitten in der Unterhaltung plötzlich das Wort. Seine Augen waren noch finsterer, als

[1] S. die Aufzeichnung aus Neapel vom 20. Juli.

man sie gewöhnlich in Rom findet. Zehn Minuten sprach er ganz allein und ziemlich gut; dann versank er wieder in sein finsteres Schweigen. Niemand erwiderte etwas auf das, was er sagte; und man setzte die Unterhaltung hernach fort, gleich als wäre sie durch einen Zwischenfall unterbrochen worden.

Folgendes ist die Geschichte der Prinzessin Santa Valle, die man übrigens überall gedruckt findet. Eine sehr schöne deutsche Gräfin, eine jener kosmopolitischen Frauen, welche die Diplomatie des 19. Jahrhunderts so protegiert, lebte in Neapel in größtem Luxus und empfing die ganze Gesellschaft bei sich. Auf den Knien der jungen Gräfin sah man beständig ein hübsches Mädchen von acht bis zehn Jahren, das sie entweder aufs zärtlichste herzte oder mit Füßen trat und biß. Das arme Mädchen wandte sich in seiner Verzweiflung an einen jungen Geistlichen, einen Freund des Hauses, und setzte es mit dessen Hilfe durch, in ein Kloster nach Sorrent gebracht zu werden ... Seine Schönheit entwickelte sich wie sein Geist. Kaum sechzehnjährig, galt es für das vornehmste junge Mädchen Neapels. Ein eitler Mann, der Fürst Santa Valle, besaß damals die schönsten Pferde und die neuesten, aus England importierten Wagen. Er war der Meinung, daß das schönste Mädchen Neapels diesen Luxus vervollständigen würde. Die arme Emma, die vor den Tollheiten der Gräfin, ihrer Beschützerin, etwas Angst hatte (diese behauptete, sie als Waise in einem Wirtshause gefunden und adoptiert zu haben), war überglücklich, den größten Stutzer in Italien heiraten zu dürfen. Die kosmopolitische Gräfin führte die Verhandlungen mit großem Geschick. Als der Fürst sich gebunden hatte, gestand sie ihm, daß Emma ihre Tochter und daß ihr Vater der junge römische Priester sei, der bei ihr verkehrte. So erklärte sich die bezaubernde Schönheit des jungen Mädchens, das der Vereinigung einer bildschönen Nordländerin und eines Südländers entsprossen war. Wenige Monate nach Emmas Hochzeit zwangen die politischen Ereignisse den Fürsten Santa Valle zum Verlassen Neapels. Die junge Prinzessin teilte das Schicksal ihres Gatten

nicht, sondern ging nach Rom, wo sie von dem berühmten Fürsten Antonio Borghese, einem trefflichen Manne, glänzend aufgenommen wurde. Sie wohnte schon lange im Palazzo Borghese, als die Nachricht vom Tod ihres Gatten sich in Rom verbreitete. Die junge Witwe legte flugs Trauer an, und es gab zwei glückliche Herzen mehr. Emma liebte leidenschaftlich einen jungen römischen Principe, hatte ihn bisher aber nie anders als in Gegenwart einer alten Duenna des Hauses Borghese empfangen. Diese hatte sie in ihren Dienst genommen, seit sie so schwach gewesen war, ihren Liebsten bei sich zu empfangen. Kaum hatte sie zu trauern begonnen, so war die künftige Heirat des jungen Römers ein offenes Geheimnis in der Gesellschaft. Nach einem Jahre, dem glücklichsten im Leben der armen Emma, sollte sie endlich ihren Geliebten heiraten und ihn ohne Beisein der Duenna sehen, als die Kunde eintraf, daß sie nicht Witwe sei. Bald darauf erschien der Fürst Santa Valle in Rom. Wenige Tage später fand man die junge Emma in den schönen Farnesegärten über dem Forum romanum in einer blühenden Laube tot. Der Gatte, ein guter Kerl und alles andere als eifersüchtig, kam nicht in den Verdacht. Man glaubte, die junge Frau habe unter dem Zwang einer Idee gehandelt, die ihr deutsches Blut ihr einflüsterte. „Ihr Liebhaber wurde wahnsinnig", so schloß der Erzähler; „Sie können es ja selbst beurteilen; es ist der Unglückliche, den Sie eben sahen. Ist er allein, so hält er Zwiegespräche mit seiner Emma und glaubt, daß sie ihm antwortet; und stets redet er von den Vorbereitungen seiner künftigen Heirat[1]."

Lausanne, 20. August[2]. — Ich vergaß, die Beisetzung der Prinzessin Buoncompagni in Rom und meine mit Grausen gemischte Verwunderung zu schildern, als ich in der Apostelkirche dieses junge, herrliche, neunzehnjährige Weib sah, das mit geschminkten Wangen auf

[1] Hier endet die Ausgabe von 1826. Die Daten von I sind von nun an nicht mehr eingeklammert.
[2] Als zu Rom gehörig hier eingefügt.

einem Katafalk lag, während acht bis zehn schlaftrunkene Priester die Totenwacht hielten. Es war gegen Mitternacht.

Die Kirche sucht die Schrecken des Todes auf alle Weise zu mehren. Bei mir ist es ihr gelungen. Der Tod, der mir auf dem Schlachtfelde nie anders erschien als ein geschlossenes oder geöffnetes Tor, das, sobald es nicht geschlossen ist, offen steht, verfolgt mich mit schrecklichen Bildern, seit ich dies Himmelsantlitz mit geschminkten Wangen sah. Doch wie graute mir erst am folgenden Abend, als ich sie bei sinkender Nacht, auf einem Ruhebett liegend, durch die Straßen getragen sah, stets mit unverhülltem Gesicht! Der junge Fürst Buoncompagni hatte sie aus Liebe geheiratet, und die Familie, die diese Ehe nicht gewollt hatte, begann ihr zu verzeihen. Sie hatte lange Zeit in einem Kloster Zuflucht gefunden; ihre Liebe war stets unglücklich gewesen. Diese Erinnerung gehört zu den düstersten, die ich aus Italien zurückbringe.

Cività Castellana, 27. März. — Ohne Freiheit wird Rom aussterben. Die Malaria macht alljährlich Fortschritte. Gegenden, die vor dreißig Jahren für völlig gesund galten, sind bereits verseucht: die Villa Borghese, der Pincio, die Villa Pamfili. Rom hatte im Jahre 1791 166000 Seelen, im Jahre 1813 nur 100000. Diesen Unterschied will man der päpstlichen Regierung zugute rechnen[1]. Ich glaube es nicht: jener Papst [Pius VI.] war ein Herrscher wie Ludwig XIV. Alles, was Prunk hieß, gedieh, doch die Gerechtigkeit, dies erste Bedürfnis der Völker, ging zurück ... Gegen die Malaria hilft nur die Freiheit oder ein aufgeklärter Despot. Im Jahre 1813 wollte Prony die Pontinischen Sümpfe entwässern und die Campagna bebauen. Derartige Züge nehmen die Italiener für einen Tyrannen ein.

[1] Rom war von 1799 bis 1800 Republik, von 1808 bis 1814 unter französischer Verwaltung.

Perugia

29. März. — Ein englischer Geistlicher erhob bei unserer Abfahrt von Perugia die Augen fromm gen Himmel und betete, daß die Erde sich auftun und die Einwohner Roms und Neapels verschlingen möge, und das in vollem Ernste! Warum nicht einsehen, daß die Zivilisation in Florenz endet? Rom und Neapel sind europäisch gekleidete Barbaren. Man muß dort wie in Griechenland und Kleinasien nur mit größerer Vorsicht reisen, denn die Türken sind viel ehrlicher als die Europäer in Neapel.

Ein Mann von Verstand denkt mit Pope, that the proper study of man is mankind; er verbucht die verschiedenen moralischen Neigungen der Völker. Diese Neigungen sind in seinen Augen oft Symptome moralischer Krankheiten. Wirft man dem Arzte vor, die Krankheiten zu haben, die er beobachtet? Wenn er einem Jakobiner begegnet: wird man ihn bezichtigen, ein Gesinnungsgenosse Marats zu sein, nur weil er sagt: „Das ist ein Jakobiner"?

Florenz

30. März. — Ich komme aus „Evelina", gesungen von den Schwestern Monbelli. Diese göttliche Musik hat die finstere Laune verscheucht, in die mich meine englischen Reisegefährten und die Politik versetzt hatten. Ein köstlicher Abend trotz großer Ermüdung ... Der Stoff zu „Evelina" ist einer Geschichte aus Ossian entlehnt; die Musik stammt von einem Nachahmer Rossinis (Coccia); sie ist ziemlich gewöhnlich, wird aber so göttlich gesungen, daß sie die größten Wirkungen dieser Kunst erreicht. Zumeist hört man herrliche Musik schlecht gesungen.

Esther ist die Tochter eines Königs einer schottischen Insel. Er verheiratet sie mit dem Häuptling einer Nachbarinsel, einem blutdürstigen. mächtigen Krieger, und gebietet ihr, den jungen Sivar zu vergessen,

Der junge Liebhaber (von Anna Monbelli gespielt) landet auf dieser Insel, wird von seinem Nebenbuhler überrascht und zum Tode verurteilt; die Liebenden begegnen sich. Anna Monbelli singt ihrer Schwester diese Worte:

„Non è vero mio ben ch' io mora
S'io revivo in te?"

Es sind die schönsten und zartesten Wallungen einer hochherzigen Seele, die dem Tode entgegengeht, mit einer Treue, ja mit einer Klarheit geschildert, von der ich keine Ahnung hatte: dies allein lohnt eine Reise nach Italien. Ich weiß nicht, wie ich das tiefe, lebendige Glücksgefühl schildern soll, das mich durchdrang ...

7. April. — Seit acht Tagen gehe ich Abend für Abend in die Opern „Evelina" und „Demetrio e Polibio" ... Die Musik übt erst bei der fünften bis sechsten Aufführung ihren ganzen Zauber auf mich aus. Ich suche mir ihre Macht zu erklären. Diese Stimmen entrücken mich allem Gemeinen im Leben. Sie haben die Reinheit von Raffaels ersten Madonnenbildern, bisweilen auch deren Schwächen. Die Stimme der jungen Mädchen ist nicht sehr stark; sie wirkt alle ihre Wunder durch die Art ihrer Führung. Ich glaube fest, dies war die Gesangsmethode vor dreißig Jahren, als die Musik über alle Herzen unumschränkt herrschte ... Ich hörte einmal den unvergleichlichen Pachiarotti; ich erkannte den Stil der Monbellis wieder. Ihr Lehrer war ihr Vater, der noch lebende berühmte Monbelli, den man in den alten Italienreisen findet. Die Musik von „Demetrio e Polibio" ist von ihm und von Rossini.

8. April. — Unterhaltung in der Loge der Ghita (man nennt in Italien auch die vornehmsten Damen bei ihrem Taufnamen) mit Monsignore L[odovico] di B[rême][1].

[1] Über diesen s. den Aufsatz Nr. 9 im Anhang sowie S. 43 f. Die Ghita ist offenbar Gräfin Ghita Gherardi aus Bologna, während di Brême zu Stendhals Mailänder Bekanntenkreis gehört; das Datum Florenz ist also nur Einkleidung.

Der Philosoph, der das Unglück hat, die Menschen zu kennen, verachtet sein Vaterland, worin er sie zuerst kennen lernte, am meisten. Meine heimische Mundart vergegenwärtigt mir alle niedrigen Gedanken; ein fremder Dialekt ist für mich nur eine fremde Sprache. Dieser Umstand macht sehr viele Italiener, besonders die hochherzigen Seelen, ungerecht gegen ihr Vaterland. Der Fremde hält sie im ersten Augenblick vielleicht für gehässig, doch sie hassen nur aus übergroßer Liebe. Über die Erniedrigung dessen, was sie lieben, schreien sie auf.

16. April. — Drei Stunden lang ging ich mit geistreichen Leuten in den Cascinen spazieren. Ich ließ sie im Stich, um meinen Gedanken nachzuhängen.

Im 14. Jahrhundert sprach man in mehreren italienischen Ländern, in Venedig, Florenz, Rom, Neapel, Mailand und Piemont verschiedene Sprachen. Das freieste Land hatte die schönsten Gedanken; das ist ganz selbstverständlich, und seine Sprache trug den Sieg davon. Leider rottete dieser Sieger seine Feinde nicht aus. Die Schriftsprache wird nur in Florenz und Rom gesprochen. Überall sonst bedient man sich des alten heimischen Dialekts; und in der Unterhaltung Toskanisch zu sprechen, wäre lächerlich.

Schreibt jemand einen Brief, so schlägt er im Wörterbuch nach, und kein Wort ist ihm stark und pomphaft genug. Daher sind Schlichtheit und Natürlichkeit im Italienischen unbekannt. Sobald jemand Gefühle dieser Art hat, schreibt er Venezianisch oder Mailändisch. Mit den Fremden spricht man stets Toskanisch; will aber der Sprecher einen energischen Gedanken ausdrücken, so nimmt er seine Zuflucht zu seinem Dialekt...

Nur dann schreibt man feurig, wenn man die Sprache schreibt, die man mit seiner Geliebten und mit seinen Nebenbuhlern redet. Der Gipfel des Unglücks ist der, daß eins der beiden Länder, wo Toskanisch gesprochen wird, Rom, seit dreihundert Jahren zu ewiger Unmündigkeit verdammt ist. Selbst bei philosophischen Werken ist es ungemein

nachteilig, nicht in der gesprochenen Sprache zu schreiben; die Klarheit fehlt.

Ein unheilbarer Fehler des Italienischen ist der, daß man nicht rasch sprechen kann. Zweitens ist diese Sprache im wesentlichen dunkel: zunächst weil seit dreihundert Jahren keinem Menschen daran liegt, über schwierige Gegenstände klar zu schreiben; zweitens, weil jede der überwundenen Sprachen der siegreichen Sprache Synonyme geschenkt hat, und Gott weiß, was für welche! Oft haben sie den entgegengesetzten Sinn. Die einfachsten Dinge haben verschiedene Namen. Die Straße heißt in Rom via, in Florenz strada, in Mailand contrada. Villa bedeutet in Rom Landhaus, in Neapel Stadt. Mehr noch: die Wendungen, die Gefühlsnuancen ausdrücken, sind oft entgegengesetzt. Ein Freund nennt einen in Mailand tu, in Rom voi, in Florenz lei. Hätte mein Mailänder Freund mich mit voi angeredet, so hätte ich daraus geschlossen, daß er böse auf mich wäre.

Selbst Alfieri schrieb in einer (für ihn) toten Sprache; daher seine Superlative; und er hat den Schwulst, dessen Gründe ich angab, noch gesteigert. Ein Piemontese, ein Venezianer und Bologneser setzen ihre ganze Eigenliebe darein, gut Toskanisch zu schreiben. Das Spaßigste dabei ist, daß ernste Schriftsteller das Toskanische in den Karnevalsliedern der „Tancia" von Buonarotti und in andren Werken studieren, die einst den Pöbel der Republik Florenz belustigten. Ungefähr wie wenn Montesquieu den Pariser Perückenmachern ihre Sprache entlehnt hätte[1].

Ein Venezianer und Bologneser schreibt italienische Worte; doch die Wendungen sind die seiner Heimat. Die Vernünftigsten ahmen die

[1] Hier ein Satz, der pikant sein soll und der ganz nach den geistigen Gewohnheiten des Florentiner Pöbels im 14. Jahrhundert gebaut ist: „Ei roda pure i chiavellisti, che i maccini hanno aperto gli occhi, ei cordovani sono rimasi in Levante, anzi nod è più tempo che Berta filava, e i paperi menavan l'oche abera." Das alles spielt auf Ideen an, die von den Römern des zwölften Jahrhunderts aufgebracht waren. Man merkt die Gelehrsamkeit. (Stendhal.)

Klarheit des Französischen nach; diese werden am meisten verachtet, so z. B. Pignotti mit seiner Geschichte Toskanas, dem einzigen Buch seit Alfieri, das eine Übersetzung vertrüge ... Man sieht nun, warum die akademische Kälte die Bücher des leidenschaftlichsten Volkes der Welt so eisig macht. Dies Volk könnte es mit den Franzosen an Esprit aufnehmen, doch sein gedruckter Esprit würde selbst auf dem Boulevard ausgepfiffen ...

Von alledem in Florenz reden, hieße im Hause des Gehenkten vom Strick reden. Ich finde, Florenz steht hinter der Lombardei zurück. Zunächst herrscht der Pretismo (Pfaffenwirtschaft) in den kleineren Städten: Prato, Pistoja, Arezzo, Signia, während er in der Lombardei durch Joseph II. und den Grafen Firmian unterdrückt wurde. Zweitens fühlten sich die Florentiner unter der Franzosenherrschaft in ihrem Nationalstolz mit Recht gekränkt. Um die Reinheit der Sprache dreht sich die halbe Unterhaltung: was war also verletzender als die französischen Maueranschläge? Florenz hat daher das Liberale in Napoleons Maßregeln nicht erfaßt, wohl aber die Lombardei ... Ein liebenswürdiger Mailänder, den ich bei der Gräfin von Albany[1] traf, versicherte mir, daß es keinen Zweck hätte, französische Bücher in Mailand zu übersetzen; man liest die französischen Nachdrucke, die in Lugano erscheinen. Das macht die verdammte französische Klarheit, die die Lombardei ergriffen hat.

Dies Land ist vor Rom und Neapel um hundert Jahre und vor Florenz um mindestens dreißig Jahre voraus. In zwanzig Jahren, wenn die alten, noch von den Jesuiten erzogenen Leute nicht mehr leben, wird der Unterschied noch größer sein. Andererseits veröffentlicht man im Mailänder Dialekt Werke von hervorragender Bedeutung; was wird also aus dem armen Italienisch werden, das zwischen drei Tendenzen hin und her gezerrt wird: der Nachahmung Dantes, der Liebe zur französischen Klarheit und der Natürlichkeit und Lebendigkeit der heimischen Dialekte, deren es heutzutage (1817) ungefähr

[1] S. S. 195.

zwanzig gibt[1]? Eine schwer zu lösende Frage. Hätte Italien ein Parlament, so würden die Kammerdebatten das Italienische retten, und die Literatur der Hauptstadt würde es unterstützen. Andernfalls wird die Kluft zwischen der Sprache des Trecento und der französischen Klarheit immer tiefer werden...

Kein Italiener steht mir so nahe, daß ich diese heiklen Dinge mit ihm zu besprechen wage. Gestern nach Mitternacht bei Signora ***, als wir nur noch sieben bis acht waren, wollte ich der Sache eine literarische Wendung geben. Ich sagte: „Kein Mensch war mehr er selbst als Dante. Alfieri war in der Sprache nicht er selbst; ja sogar in den Gedanken war er es weniger, als er vermeinte." Ich lud mir ein Quartett von Gegnern auf den Hals. Vier Leute redeten gleichzeitig auf mich los, um mich zu besiegen; nach diesem Experiment gab ich rasch zu, daß ich unrecht hatte.

Das Schrecklichste ist, daß der Mangel einer gemeinsamen Sprache das Komische ausschaltet. Es gibt keine geschraubte Wendung, die nicht in irgendeinem Winkel Italiens natürlich wäre. Es bleibt nichts als die armselige Stegreifkomödie von Arlecchino und Pantalone, die aber der Wohlanständigkeit zum Opfer gefallen ist (Reskript des Großherzogs Leopold von Toskana).

Bologna

12. April. — Entzücken über die Rückkehr zur Zivilisation; etwa wie wenn man aus der Provinz wieder nach Paris kommt. Meine erste Frage ist: „Was wird in der Oper gegeben?" — „La Clemenza di Tito"[2]. Ich eile ins Theater; die Ouvertüre hat schon begonnen.

[1] In Neapel geht das so weit, daß jedes Stadtviertel einen anderen Dialekt hat. Der König spricht nur Neapolitanisch, wie mich dünkt, mit Recht: warum soll man sich nicht so geben, wie man ist? (Stendhal.)

[2] Musik von Mozart (1791), Text von Metastasio, deutsch von M. R. Schenck in „Metastasios Dramen", Halle 1911.

Ronconi singt den Titus ausgezeichnet; die gleiche Schule wie die Monbellis und Pachiarotti, ein Akzent, der zu Herzen dringt. Warum ist er nicht zwanzig Jahre jünger! In einem kleinen Theater ist er noch sehr annehmbar. Die Güte des Titus rührt mich zu Tränen ...

Den Cinna singt Tramezzani, von dem ich in London reden hörte, und den ich bisher nie auftreten sah. Die Engländerinnen vergaßen alle Regeln der Prüderie, wenn sie von diesem schönen Manne sprachen. Der Ausdruck „er macht Furore" wäre hier schwach; man kann keine größere Grazie entwickeln; er ist stets lebendig, stets graziös, bis zur übertriebensten Ziererei. Den furchtbarsten Haß drückt er durch das zärtlichste Augenrollen aus ... Ich sehe ihn mir gern an, und mehr noch die Damen in den Logen. Er ist ein schöner Mann von vierzig Jahren, der noch etwas Stimme hat. Die Damen finden sie herrlich, und dies in vollem Ernste.

Tramezzani macht alles vergessen, selbst den Haß. Solch ein schöner Sänger führt eine recht schmeichelhafte Lebensweise! Heute abend sagte er, das Singen griffe ihn ebensowenig an wie die Unterhaltung. Nur der Umstand, daß man schweigen muß, um ihn zu hören, hält den Applaus zurück; und da es trotzdem immer einige Eifersüchtige gibt, so hat jeder Abend für ihn den pikanten Reiz eines Dramas. Ich antwortete ihm, wenn ich die Wahl hätte, wäre ich lieber er als sein Held. Das war kein Kompliment.

20. April. — Endlich entdecke ich einen Italiener, der etwas originellen Geist besitzt. Das Wort Nachahmen scheint für dies Land eigens erfunden. Seit sie das Feuer verglimmen ließen, das die Freiheit des 14. Jahrhunderts in ihren Busen entfachte, und seit jene seelische Jugend entschwand, die nach einem Jahrtausend der Barbarei die Schönheit wieder empfand, ein Zusammentreffen, das sich nie wieder ereignen wird, sind sie auf die unterste Stufe des Marasmus herabgesunken. Der Dichter ahmt Dante nach, der Prosaist die Perioden Boccaccios, der Historiker Machiavelli. — Mein Mann ist ganz einfach Librettoschreiber. Seine Stücke werden meist nur zweimal

gespielt, denn bei der zweiten Aufführung verbietet sie die Polizei. Er macht sich seit dreißig Jahren über alles Lächerliche, was in Italien geschieht, lustig. Zuerst über die Franzosen, die die Antiken fortschleppten. Er besitzt keinen Ruf, weil seine Kunstart alle Pedanterie ausschließt. Heute abend bei Signora M[artinetti] wurde ich fast gesteinigt, als ich die Hälfte des Vorstehenden zu sagen wagte. Ich habe noch mehr auf dem Herzen. Dies verkannte Genie ist der Advokat Anelli aus Desenzano. Die Franzosen, namentlich die, deren Geschmack durch La Harpe gebildet ist, sähen darin nur die niedrigste Posse. Das kommt von unserer maßlosen Eitelkeit. Ehe wir über einen komischen Zug lachen, wollen wir wissen, ob die Leute von gutem Ton ihn komisch finden. Doch das Unvorhergesehene ist die Grundbedingung des Komischen. Was tun? Nur noch da im Theater lachen, wo man es unabsichtlich tut. Das ist das ganze Geheimnis des Erfolges der Varietébühnen ... Kein Durchschnittsfranzose wird Anellis Talent begreifen; es ist die komische Muse im Kampfe mit der argwöhnischsten Monarchie.

War es keine Verwegenheit, sich unter Buonaparte über das Scheinwesen des italienischen Senats lustig zu machen? Heute zieht er Tramezzanis Triumph in Italien ins Lächerliche. Das ist geistreich, aber noch mehr ein Zeichen von Mut. Manche Dame wird ihn dafür noch zehn Jahre hassen.

Nach dem, was ich an den Engländern beobachte, verläßt die Mehrzahl der Fremden Italien ohne eine Ahnung von den Landessitten. Die, denen sie aufdämmern, sollten die einaktige komische Oper I virtuosi di teatro (Musik von Simon Mayr) lesen. Es sind die Theatersitten Italiens; sie haben keine Ähnlichkeit mit den unseren, da die Truppen hier nur drei Monate zusammenbleiben. In Anellis Posse hat der Bruder der Prima Ballerina einen Streit mit dem Vater der Primadonna. Er ist mit ihr allein und findet sie hübsch. Um mit ihr anzubändeln, schlägt er ihr vor, ein Duett aus der berühmten Oper „L'Eroe smorfioso“ (Der gezierte Held) mit ihr zu singen. Hier

beginnt die Verulkung des Heldentenors Tramezzani, der heute abend in einer Loge saß und gute Miene zum bösen Spiel machte. Paccini, der den Liebhaber der Sängerin darstellt, ahmte die Gebärden des Helden bis aufs kleinste nach. Bei einer sehr pathetischen Stelle unterbricht er sich und sagt: „Ich zeige dir meine Zähne, da ich dir meine Seele nicht zeigen kann." Tramezzani kokettiert nämlich oft mit seinen prachtvollen Zähnen. Ich glaube, ich habe in meinem Leben nie so gelacht ... Diese Posse wird abwechselnd mit der „Güte des Titus" gegeben. Die Damen sind wütend und werden ihren Zorn vielleicht der Polizei mitteilen. In Paris ist Scherz Scherz; bei einem durch den Absolutismus geschwächten Volke ist ein Mensch, der einen Scherz duldet, ein verlorener Mann, den der Pascha fallen läßt ...

23. April. — In Frankreich lassen die Leute aus der Provinz nichts auf die Sittlichkeit ihrer Stadt kommen. In Italien ist man nicht ganz so einfältig; hier ist es ein Verbrechen, den Ruhm der Stadt durch die leiseste Kritik zu schmälen. Diesen Gedanken wollte ich im Salon der Signora M[artinetti] entwickeln; die Zuhörer hielten sich für Philosophen; ich merkte aber, daß die Völker sich gegeneinander wie reiche, schlecht erzogene junge Leute benehmen. Die Italiener sind außerdem noch durch die Schmeicheleien sogenannter Patrioten verdorben; es wird fünfzig Jahre dauern, bis sie die Wahrheit ertragen. Ich glaube, es gibt nicht viele Reisende, die Italien so lieben wie ich; trotzdem blickte mich an jenem Abend alles mit feindlichen Mienen an ...

30. April. — Ich verbrachte vier Tage in der Villegiatur beim Fürsten V ... — Die Ehemänner sind in Italien nicht ein Hundertstel so eifersüchtig wie in Frankreich. Ich konnte den Grund für die Sitte der Cicisbei nirgends wo anders als in der Natur entdecken. Ein paar philosophische Geister, die unter uns weilten, meinten, die kleinen Tyrannen, die in Italien am Ende des Mittelalters aufkamen, hätten die spanischen Sitten nachgeäfft, um ihrem Hofe Würde zu verleihen.

Von ihnen nahmen die reichen Privatleute den Brauch an, ihren Frauen einen cavaliere servente beizugesellen[1].

Nach dem, was meine Bekannten erzählten, gibt es in Bologna ebensoviel unglückliche Ehemänner wie in Paris, Berlin und Rom. Der Unterschied besteht nur darin, daß man in Paris aus Eitelkeit sündigt und in Bologna wegen der heißen Sonne . . .

1. Mai. — Ich steige vom Pferde. Man kann hier vorzügliche Pferde mieten, klein und boshaft und von ruppigem Aussehen, aber prachtvoll schnell. Ich komme von San Michele in Bosco zurück. Es ist dies ein Kloster in malerischer Lage, wie meist in Italien. Dieser große Gebäudekomplex krönt den schönsten bewaldeten Höhenzug, an dessen Füßen Bologna liegt; es ist gleichsam ein Vorgebirge, von hohen Bäumen beschattet, das in die Ebene vorspringt. Meine Freunde führten mich dorthin, um mir die alten Gemälde der Bologneser Schule zu zeigen; sie legen viel Wert auf ihre Priorität in den Künsten und möchten Cimabue, den Altmeister der Florentiner Schule, entthronen. Gott behüte den Leser davor, seine Schmierereien je zu sehen!

Auf dem Hügel von San Michele wehte ein frisches Lüftchen, dessen Zauber man nur im Süden schätzen lernt. Wir lagen unter alten Eichen und genossen schweigend eine der weitesten Aussichten auf Erden. Alle die Eitelkeiten des Stadtlebens schienen unter uns zu versinken; die Seele war gleichsam mit dem Leibe erhoben; etwas Reines und Heiteres erfüllte die Herzen.

Im Norden zog sich die lange Linie der Berge von Padua hin, von den gezackten Kämmen der Schweizer und Tiroler Alpen überragt. Nach Westen wurde das ungeheure Meer des Gesichtskreises nur durch die Türme von Modena unterbrochen; im Osten verlor sich der Blick über unendliche Ebenen hin bis zum Adriatischen Meer, das man im Sommer bei Sonnenaufgang erblickt. Gegen Süden umgab uns das

[1] Näheres über diese Sitte oder Unsitte s. in den „Wanderungen in Rom“, 20. Oktober 1828.

Hügelland, das zu den Gipfeln des Apennins ansteigt, bekrönt mit Wäldern, Kirchen, Villen, Palästen — alle Pracht der Naturschönheiten, erhöht durch den ganzen Zauber italienischer Kunst. Das tiefe Himmelsblau war nur durch wenige Wolken von leuchtendem Weiß getrübt, die sich am Horizont lagerten.

Unsere Herzen genossen bewegt so viel Schönheit, als plötzlich einer unserer Gefährten aufstand und in ungestümem Tonfalle das folgende Sonett aufsagte, das ein Bologneser gemacht hat, als die Kunde vom Überschreiten des Sankt Bernhard durch die Reservearmee eintraf.

SONETT

Vidi l'Italia col crin sparso, incolto
Colà dove la Dora in Pò declina,
Che sedea mesta, e avea negli occhi accolto
Quasi un orror di servitù vicina.

Nè l'altera piangea, serbava un volto
Di dolente bensì, ma di reina;
Tal forse apparve allor, che il pie disciolto
A ceppi offrì la libera latina.

Poi sorger lieta in un balen la vidi,
E fiera ricomporsi al fasto usato
E quinci, e quindi minacciar più lidi.

E s'udia l'Apennin per ogni lato
Sonar d'applausi, e di festose gridi:
Italia, Italia, il tuo soccorso è nato[1].

Und auf diesem Ausläufer des Apennins erschollen Rufe — ach wie so anders als die von 1800! Die Italiener haben recht: Marengo förderte ihre Kultur um hundert Jahre, wie Waterloo sie für ein Jahrhundert gehemmt hat!

Ein Bologneser Principe, der auf die Befreiung Italiens durch Murat vertraute, hob in vierundzwanzig Stunden ein Husarenregiment

[1] Sammlung des Padre Ceva, S. 264. (Stendhal.) — Das Sonett stammt von Eustachio Manfredi (1699) in der genannten Sammlung. Näheres s. in der Einleitung. Deutsche Übersetzung s. Anm. 18 am Schluß des Bandes.

von fünfzehnhundert Mann aus, gab zweihunderttausend Franken aus, rüstete es binnen drei Tagen aus und rückte am vierten an der Spitze seiner Truppe aus. Dies und die Verweigerung des Stempelgesetzes, als Buonaparte sich im höchsten Glanze seiner Macht befand, sind Züge, die Frankreich niemals hervorbringen wird!

2. Mai. — Heute abend bei der Heimkehr vom Konzert bei Signora G . . ., wo Velutti sang, schüttete mir einer meiner neuen Bekannten sein Herz aus. Wir standen bis zwei Uhr nachts unter der schönen Säulenhalle, die zum Theater führt. Vor einem Jahre verließ er seine Geliebte; er ist verzweifelt und kann sie nicht vergessen; er erzählte mir mit Wohlgefallen die kleinsten Einzelheiten seiner Liebschaft. Ich wunderte mich, daß ein Mann von fünfunddreißig Jahren, reich, stattlich, Soldat, so schwach oder verliebt sein konnte. In Italien ist nichts häufiger. Nach unseren französischen Begriffen würde er sich höchst lächerlich machen, wenn er seine Geliebte wiedernimmt; und doch wird er es tun oder verrückt werden. Sie ist beleidigt über den jähen, nur zu berechtigten Bruch und wird ihm harte Prüfungen auferlegen. Derartige Fälle von Verzweiflung finde ich nun schon zum siebenten oder achten Male. Mir scheint, das gibt der italienischen Liebe Adel.

Da ein Roman nur dann fesselt, wenn man ihn lang und breit erzählen kann, und ich vor Müdigkeit umkomme, so will ich nur diese philosophischen Beobachtungen niederschreiben:

1. Der Erzähler, der in der Liebe wie im Krieg unerhörte Torheiten beging, hatte eine äußerst kalte und schlichte Miene.

2. Ein Fremder, der sich in einer größeren italienischen Stadt aufhält, ist weniger durch seinen Namen als durch den der Dame bekannt, der er dient. (Esser in servitù ist das Wort dafür, wie amicizia für Liebe und avvicinar una donna für „einer Dame den Hof machen".)

3. Der Mann, der das offenbare Unglück meines Bekannten verschuldet, ist ein Florentiner. Machte er ihm eine Szene, so würde seine Geliebte ihn nie wiedersehen. Mein Bologneser fragte mich:

„Sind Sie mal in das kleine Theater Ogni Santi gegangen?" — „Ja." — „An einem Tage, wo Stentorello spielte?" — „Gewiß." — „Ist Ihnen dieser Charakter aufgefallen? Er ist der hagerste Mensch mit der nüchternsten Miene, die es gibt; seinen zerlöcherten Anzug trägt er mit größter Eleganz; seine Hauptspeise sind Gurkenscheiben auf Eis; im übrigen ist er stolz wie ein Spanier und fragt wenig danach, ob er verhungert, wenn es nur keiner weiß. Redet man ihn nicht mit Ella an[1], so gerät er in Verzweiflung. Vor allem ist er ein Schönredner und hält große Stücke darauf, das reinste Toskanisch zu sprechen. Er braucht drei Sätze, um Sie nach der Uhr zu fragen. Die Florentiner werden Ihnen gesagt haben, das sei bei ihnen der Charakter des niederen Volkes; in Wahrheit sind alle Florentiner so."

Dieser Ausfall des unglücklichen Liebhabers erinnerte mich an mehrere Beobachtungen, die ich in Florenz gemacht habe. Alle Florentiner sind hager; man sieht sie im Café ihr einziges Frühstück einnehmen, bestehend aus einem Glase Milchkaffee und dem winzigsten Brötchen, was ihnen 3 Gratz (21 Centimes) kostet. Am Abend essen sie bei Vigne für $2^1/_2$ bis 3 Paoli (der Paolo zu 55 Centimes). Ihre Art sich anzuziehen ist merkwürdig; sie tragen zwar keinen neuen, aber einen gut abgebürsteten Rock. Alles bei ihnen atmet die strengste Sparsamkeit. In striktem Gegensatz zu den Mailändern sieht man nie ein heiteres, glückliches Gesicht. In Mailand ist die Hauptsache, gut zu essen, in Florenz, so zu tun, als ob man gegessen hätte. Man nennt manchen, der zu Hofe geht und zu Hause zwei Gerichte ißt; doch der Gesandte keiner Macht in Paris hat soviel Tressen auf den Livreen seiner Leute.

Als die Franzosen in Florenz waren, hatten sie dem Limonadenverkäufer des Caffè militare gegenüber dem Reiterdenkmal beibringen lassen, wie man bistecca (Beefsteak) macht; sie gingen zum Frühstück dorthin, und das Volk sah sie am frühen Morgen schon Fleisch essen

[1] Es gibt vier Arten von Anreden, mit tu, voi, lei und ella; die letzte ist die ehrerbietigste; sie ist in Florenz üblich. (Stendhal.)

und großartig 1,15 Franken ausgeben. Nichts hat vielleicht so zum Ansehen der Franzosen beigetragen. Noch heute sagt das Volk: „Grandi Francesi, grandi in tutto." Ein Florentiner vergißt es einem auch nach Jahresfrist nicht, daß man ihn zu einer Tasse Schokolade eingeladen hat. Diese Knauserei erklärt sich durch die Geschichte. Im Mittelalter war Florenz durch seinen Handel sehr reich; als die unruhige Republik zur absoluten Monarchie wurde, verlor sie ihren Handel und behielt nur die Sparsamkeit, die oberste Kaufmannstugend. Florenz ist heute ein Freihafen für ruinierte Leute. Venedig ist viel lustiger und liebenswürdiger; doch muß man sich erst daran gewöhnen, daß man keine andere Promenade als vier Fuß breite Straßen und einen einzigen Garten hat.

3. Mai. — Ich habe einen großen Irrtum zu beichten. Der Fremde, der zuerst die Literaten und die für geistreich geltenden Leute sieht, erstaunt über die Dummheit dieses Volkes. Im Gegenteil ist nichts so fein und so geistreich. Die geistreichen Leute sind die, welche nicht geistreich sein wollen. Sobald sie sich bilden wollen, werden sie zu Pedanten. Junge Leute, die einen erstaunlich feinen und scharfsinnigen Geist haben, legen sich Sammlungen von „klassischen Autoren" an, das heißt von solchen, die von der „Crusca" zitiert werden, und geben sich die größte Mühe, in der Unterhaltung kein Wort zu gebrauchen, das sie nicht in den Karnevalsliedern und anderen Plattheiten des 15. Jahrhunderts nachweisen können. Diese ganze Weisheit muß man anfänglich über sich ergehen lassen. Hierbei verließ mich der Mut das erstemal; seitdem entdeckte ich, daß diese Menschen, sobald sie natürlich sind und nicht geistreich sein wollen, göttlich sind ... Die Satiren Voltaires sind platt im Vergleich zu den kleinen satirischen Gedichten, die neuerdings in Bologna, Venedig und Mailand umlaufen; sie vereinen die Kraft und Natürlichkeit Montaignes mit der Phantasie Ariosts.

6. Mai. — Wir fuhren in drei Wagen nach Correggio, der Heimat des großen Malers. Alles, was wir von ihm fanden, waren seine

Madonnen mit ihren zärtlichen Augen, die in der Tracht junger Bauersfrauen durch die Straßen gehen. — Ich merkte, daß ich in Bologna für höchst unliberal gelte. Der Sturz des Tyrannen [Napoleon] hat Italien nicht unsere bewundernswerte Verfassung von 1814 gebracht, sondern vielmehr die Wiederherstellung aller veralteten Zustände. So findet der höchst verschlagene Mann, der die Freiheit so verabscheute, daß er sich nicht mit ihren Farben zu schmücken verstand, selbst dann nicht, als sie seine einzige Rettung wurde, in Italien noch Anhänger unter den leidenschaftlichen Verehrern der Freiheit. Die höher stehenden Italiener haben mir oft wiederholt, daß sie die Schriftsteller für die elendesten Menschen halten. Daraufhin kümmern sie sich nicht um Bücher und verabsäumen das Studium des Mechanismus der Freiheit. Sie glauben, ein Engel werde sie ihnen vom Himmel herabbringen.

10. Mai. — Graf Neri ist offenbar allen Schwächen der italienischen Sitten unterworfen, oder um frei herauszureden (denn warum zum Teufel falsche Scham?), er ist der sklavische Cavaliere servente einer Dame, die ihn oft betrügt, und doch ein Philosoph. Wahrscheinlich weiß er über seine Geliebte ebenso Bescheid wie wir; doch so wie sie ist, mit allen ihren Schwächen, ist sie für ihn noch die liebenswürdigste Frau der Welt, und nichts käme dem Glück gleich, ihr tagaus tagein acht Stunden zu widmen; überdies ist der Gatte der beste Mensch in einer Stadt, die voller Gemütsmenschen ist. Ich begreife das Glück des Grafen Neri sehr wohl und gäbe mein Los gern gegen das seine in Tausch. Seine Geliebte ist eine der schönsten Frauen Italiens und steckt so voll seltsamer, lustiger Launen und Einfälle, daß man schon sehr dumm sein müßte, wenn sie einen verdrösse . . .

Ferrara

15. Mai. — Ich mußte mich von Bologna losreißen, nachdem ich vierzehn Tage länger dort geblieben war, als ich vorhatte. Paccini

ist ein vortrefflicher Komiker voller Verve. Jeden Abend ändert er etwas an seiner Rolle, und Bologna ist die geistvollste Stadt Italiens. Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen.

Nun bin ich in Ferrara, das einmal eine große Stadt war, solange es seine Unabhängigkeit bewahrte. Jetzt, wo es päpstlich ist, könnte der Legat ein halbes Kavallerieregiment mit dem Grase füttern, das auf seinem Pflaster wächst. Die Reichen verkaufen ihren Landbesitz und ziehen nach Mailand . . . Allerdings kommt es vor, daß wenn ein Mann zu oft in ein Haus geht, worin sich eine hübsche Frau befindet, der Legat ihn kommen läßt und ihn an das neunte Gebot erinnert. Ist ein Diener mit seinem Herrn unzufrieden, so bringt er des Freitags einen Hühnerknochen zum Legaten, der sofort den Sünder vorlädt. Theater gibt es nicht. Ich beeile mich, diese liebenswürdige Stadt zu verlassen. Fast vergaß ich Ariosts Grab; ich fahre hin. Ist's wirklich wahr? Hier, an diesem Hofe, hat der große Mann die Geschichte der Gioconda vorgetragen[1]?

Imola

17. Mai. — Ich fahre bei Mondschein in der Sediola. Ich liebe den Blick auf die Apenninen bei Mondbeleuchtung. Eine Sediola ist, wie der Name sagt, ein Wagenstuhl zwischen zwei hohen Rädern. Man fährt selbst; das Pferd trabt flott und macht in der Stunde drei (französische) Meilen. Man muß einen guten Weg haben, sonst wirft man um. Gestern passierte mir das dreimal; doch die Schuld lag an mir und nicht an der Straße. Ich fuhr fast vier Meilen in der Stunde. Da man scharf auf die Gegend aufpassen muß, so kann man ein Land, das man in der Sediola durchfährt, nicht mehr vergessen.

[1] Beyle besuchte Ferrara erst 1827 (Corr. II, 483). Tassos Gefängnis, das er in der obigen Aufzeichnung ignoriert, rührt ihn tief. „Lord Byron ließ sich darin zwei Stunden lang einschließen und schlug sich immerfort an die Stirn, wie mir der Wächter versicherte" (Brief vom 23. März 1828).

Cesena

20. Mai. — Ich empfinde auf meiner Reise in Italien ein Glück, das ich sonst nirgends fand, selbst in den glücklichsten Tagen meines Ehrgeizes nicht. Fünf-, sechsmal täglich ertappe ich mich bei dem Gedanken, meinen Abschied zu nehmen und mich in diesem Lande niederzulassen. In den ersten Monaten war ich etwas verblüfft durch die Fülle des Neuen, das ich überall sah; jetzt ist meine Seele ruhiger. Deutlich erkenne ich die Gesamtheit der italienischen Sitten; sie scheinen mir dem Glück günstiger als die unseren. Was mich rührt, ist die allgemeine Harmlosigkeit und Natürlichkeit.

Hier ein kleiner unbedeutender Zug, den ich in Bologna aufzuzeichnen vergaß. Die schönste und launenhafteste Frau der Stadt erscheint auf der Montagnola, der Modepromenade, oft in schlichtem englischen Kleid für 18 Franken. Dabei hat sie in ihren Schränken zwanzig der kostbarsten Roben. Alle Monate läßt sie zwei bis drei anfertigen und trägt sie nie. „Es ist so langweilig, Toilette zu machen." Der berühmteste Stutzer Bolognas sagte zu mir: „Je nun, ich ziehe meine Krawatte des Morgens an und kleide mich nicht mehr um. Wenn ich jemandem nicht gefalle, ist's sein Pech."

Rimini

21. Mai. — Wie jedes Stadtviertel Neapels eine Sprache, so hat jede der kleinen benachbarten Städte, durch die ich komme: Ravenna, Imola, Faenza, Forli, Rimini, andere Sitten. Die einen sind rasch, jähzornig, rachsüchtig, locker, die anderen gesetzt, ruhig, deutsch. Man spricht nicht nur im anmaßlichen Ton unserer Provinzialen über Liebesskandale und wie schwer es sei, treue Dienstboten zu bekommen, spricht nicht nur über seine Geldgeschäfte; Liebe und Musik bringen etwas Abwechslung in diese monotonen Provinzgespräche. Im übrigen beaufsichtigt einer den andern ganz wie bei uns. Dank diesem

traurigen Umstand herrscht vielleicht etwas mehr Sittlichkeit als in den Großstädten. — Viel Charakter, denn die Gesetze waren früher unter der Pfaffenherrschaft nichts als ein schlechter Scherz zum Gebrauch für die Dummköpfe. Die Leute hier schaffen sich ihr Recht selbst. Daher sind sie etwas weniger albern als unsere Kleinstädter; und Körperkraft ist ein geschätzter Vorzug bei der Jugend.

San Marino

22. Mai. — Goethe erzählt in seiner italienischen Reise, er habe in diesen Bergen einen päpstlichen Offizier, einen aufrichtigen Mann, getroffen, der in der Unterhaltung zu ihm sagte: „Man versichert uns, daß Friedrich der Große, den jedermann für einen Ketzer hält, wirklich katholisch sei und vom Papste die Erlaubnis habe, es zu verheimlichen; denn er kommt, wie man weiß, in keine Eurer Kirchen, verrichtet aber seine Gottesdienste in einer unterirdischen Kapelle, mit zerknirschtem Herzen, daß er die heilige Religion nicht öffentlich bekennen darf; denn freilich, wenn er das täte, würden ihn seine Preußen, die ein bestialisches Volk und wütende Ketzer sind, auf der Stelle totschlagen[1]."

Diese Schlauheit des italienischen Klerus existiert noch heute; ich erfuhr es in San Marino durch drei oder vier Anekdoten, die ich unterdrücke.

Pesaro

24. Mai. — Hier verbringen die Leute ihr Leben nicht damit, ihr Glück abzuschätzen. Mi piace oder non mi piace, das ist für alle das Entscheidende. Das wahre Vaterland ist das Land, wo man die meisten Menschen trifft, die einem gleichen. In Frankreich fürchte ich stets eine kalte Grundstimmung in allen Gesellschaften. Hierzulande

[1] Goethe, Italienische Reise, Perugia, 25. Oktober 1786.

empfinde ich einen Zauber, über den ich mir keine Rechenschaft ablegen kann. Es ist wie die Liebe, und doch liebe ich niemanden. Der schöne Baumschatten, die Schönheit des Nachthimmels, der Anblick des Meeres, alles das hat für mich einen Reiz, eine Kraft des Eindruckes, die mich an vergessene Gefühle erinnert, wie ich sie mit sechzehn Jahren hatte, als ich meinen ersten Feldzug mitmachte. Ich sehe, ich kann meinen Gedanken nicht ausdrücken; alle äußeren Umstände, mit denen ich ihn darzustellen suche, sind schwach.

Die ganze Natur geht mir hier mehr zu Herzen, sie scheint mir neu; ich sehe nichts Plattes und Abgeschmacktes. Oft in Bologna, um zwei Uhr nachts, wenn ich auf dem Heimwege durch die großen Säulenhallen schritt, die Seele voll von all den schönen Augen, die ich gesehen, wenn ich an den Palästen vorbeiging, die im Mondenschein wie große Schattenrisse dalagen, blieb ich stehen und machte meinem Glück mit den Worten Luft: „Wie ist das schön!" Betrachtete ich diese baumbedeckten Höhen, die dicht bis an die Stadt herantreten, in diesem stillen Licht unter dem strahlenden Himmel, so zitterte ich; die Tränen traten mir in die Augen. Wegen nichts sagte ich mir: „Gott, wie gut tat ich, nach Italien zu reisen!"

Urbino

25. Mai. — Seltsame Lebendigkeit in dieser kleinen Bergstadt; große Denkmäler, deren sie voll ist. Sie hatte einen Fürsten, den Herzog Guidobaldo[1], der ein Nebenbuhler der Medicis war.

In Frankreich besteht der gute Ton darin, auf anscheinend natürliche Art zu betonen, daß man an nichts Anteil zu nehmen geruht. Die armen Italiener sind den Wonnen der Eitelkeit sehr fern; bei dem

[1] Er regierte 1482—1508, wurde 1497 durch Caesar Borgia vertrieben und kehrte erst 1503 zurück. Der Hof von Urbino war unter ihm eine Schule feinster Geselligkeit, sein Spiegelbild der „Cortigiano" des Grafen Baldassare Castiglione.

völligen Mangel von Recht und Gesetz, der früher herrschte, suchten sie vor allem persönliche Sicherheit. Können sie für ihre Wildheit? Wären sie nicht wild gewesen unter Herrschern, die oft grausam waren, weil sie stets Angst hatten und so schwach, daß sie nur durch Hinterlist stark waren, so wären sie ausgerottet worden, wo nicht vom Pascha, so doch vom Vizepascha oder vom Kadi.

Wie bei den unglücklichen Fellachen in Unterägypten hält das Mißtrauen die lebhafteste und glühendste Sympathie immerfort in Schranken. So kommt es, daß sie beim Anblick von Schmerz und Unrecht, wenn sie aus ihrer scheinbaren Kälte heraustreten, Taten voll rasender Glut begehen.

Ancona

26. Mai. — Dies ganze Land, das die Kultur erst zur Franzosenzeit kennen lernte, ist hinter der Lombardei weit zurück. Man sagt hier, nichts sei schlimmer als die Priesterherrschaft. Die besitzenden Klassen von Bologna und Ferrara gäben zwanzig Millionen, um den Grafen Saurau[1] zum Gouverneur zu haben. Die Zeit der schlimmen Tyrannen ist vorüber; doch die Folgen davon wird man noch ein Jahrhundert lang in den Herzen spüren. Die Wildheit nimmt hinter Ravenna rasch zu. Bei dem ewigen Wechsel der Regierungen und der Regierenden verdoppelt sich das Mißtrauen, diese unerschütterliche Grundlage des italienischen Charakters, mit Recht; hier kann man nicht mißtrauisch genug sein. Dieser Umstand begünstigt die Musik. Ein Italiener kann in der Unterhaltung weder Zerstreuung noch Freude finden; ein unbedachtes Wort, das er heute spricht, kann ihn in zehn Jahren verderben.

[1] Graf Franz von Saurau (1760—1832), von 1815—17 österreichischer Gouverneur der Lombardei, ein liberal denkender Staatsmann, das Urbild des Grafen Mosca in Stendhals „Kartause von Parma" (Bd. II dieser Ausgabe). S. dort S. 560 (Anm. zu S. XVI).

27. Mai. — Ich bewunderte die herrliche Lage am Meer von San Ciriaco, dem Dom und einstigen Venustempel, als ich einen alten Freund aus Erfurt, einen russischen General, traf, der aus Paris kam... Etwas, das ihn sehr entsetzt hat, ist die erschreckende Magerkeit der meisten Pariser Balletteusen. In der Tat sind — wenn ich darüber nachdenke — viele unserer Modedamen äußerst schlank und haben diesen Umstand für schön ausgegeben. Magerkeit gehört in Frankreich zur Eleganz. In Italien denkt man mit Recht, daß die erste Bedingung der Schönheit das gesunde Aussehen ist, ohne das es keine Wollust gibt...

Mein Moskowiter findet, daß weibliche Schönheit in Frankreich die größte Seltenheit ist; die schönsten Gesichter, die er in Paris sah, waren Engländerinnen. — Nimmt man sich im Bois de Boulogne die Mühe, hundert Französinnen zu zählen, so sind achtzig davon hübsch und kaum eine ist schön. Unter hundert Engländerinnen sind dreißig grotesk, vierzig entschieden häßlich, zwanzig ganz hübsch, aber mürrisch, und zehn wie irdische Göttinnen durch die Frische und Unschuld ihrer Schönheit. Von hundert Italienerinnen sind dreißig Karikaturen mit Schminke und Puder auf Gesicht und Hals; fünfzig sind schön, doch ohne anderen als sinnlichen Reiz; die zwanzig übrigen sind von der herrlichsten antiken Schönheit und stechen meines Erachtens selbst die schönsten Engländerinnen aus. Die englische Schönheit erscheint neben den schönen Augen der Italienerinnen arm, ohne Seele und Leben.

Die Knochenbildung des Kopfes ist in Paris häßlich, fast affenartig, infolgedessen sehen die Frauen bald alt aus. Die drei schönsten Frauen Roms sind über 45 Jahre alt. Paris liegt nördlicher, und darum ward ein solches Wunder dort nie erlebt... In Caux und Arles findet man Köpfe, die den schönen italienischen Formen näher kommen; hier in Italien haben selbst die häßlichsten Köpfe einen großen Zug. Man bekommt einen Begriff davon durch die Köpfe alter Frauen, die Leonardo und Raffael gemalt haben. Aber Frankreich

bleibt das Land, wo man die meisten hübschen Frauen findet. Sie bestechen durch die zarten Freuden, die ihre graziöse Erscheinung verheißt, und diese Freuden kann auch die leidenschaftsloseste Seele würdigen. Nüchterne Seelen fürchten die italienische Schönheit.

Was die Männerschönheit betrifft, so gehört sie nächst den Italienern den jungen Engländern, wenn sie das schwerfällige Wesen ablegen können. Ein junger italienischer Bauer, der häßlich ist, ist abstoßend, ein französischer albern, ein englischer roh.

Pesaro

2. Juni. — Ich besuchte die Gärten des Grafen Mosca mit dem jungen Sohn des Marchese B... Ein junger Franzose, der in Paris in den besten Erziehungsanstalten erzogen ist, findet dort gute Professoren, die ihn in die Wissenschaft einführen, dann Gelehrte aus Paris und London, die ersten der Welt... Tritt er in die Welt, so ist sein Hauptbestreben, Esprit zu haben. Er liest und vergißt tausend Bücher und ergreift nach zwei, drei Jahren einen Beruf. — Ein junger Italiener wird in einem abergläubischen Collegio erzogen, mit Büchern aus dem 16. Jahrhundert. Scheu, schweigsam und höchst mißtrauisch verläßt er die Priesterschule, arbeitet zwei, drei Jahre viel, liest aber nur veraltete Autoren. Nach zwei, drei weiteren Jahren wird er Cavaliere servente; die Liebe, die Eifersucht, die Leidenschaften ergreifen ihn, und er schlägt im Leben kein Buch mehr auf. — Reizender Abend bei der Gräfin Perticari. Sie ist die Tochter des berühmten Monti und kann besser Latein als ich.

Rovigo

4. Juni. — Endlich habe ich den Kirchenstaat verlassen! In Bologna macht es der feste Charakter der Einwohner, daß sie nicht ganz in der Hand ihrer Dienstboten und der Pfaffen sind. Überdies ist der

Kardinal Lante ein geistvoller Mann, der nie etwas von dem wissen will, was er durch die Beichte erfährt...

5. Juni, Mitternacht. — Ich habe zwei Stunden lang bis zu Tränen gelacht. Die reizendste Schauspielerin, die ich seit Mademoiselle Mars gesehen habe, sang die Contessa di Colle ombroso, eine allerliebste Oper von Generali. Welches Spiel! Welche Mimik! Welche Augen! Welch ein Genuß für jeden, der die Liebe kennt! Ich werde Caterina Liparini nie vergessen. Als sie die Bühne verließ, war ich voll der höchsten Gedanken; ich bildete oder verwarf meine Grundsätze über die ideale Schönheit nach diesem entzückenden Vorbild. Guido Reni hat gesagt, er könnte ein schönes Weib auf hundert verschiedene Arten gen Himmel blicken lassen. Heute abend sah ich Liebe, Liebeskummer, Eifersucht und Liebesglück hundertfältig ausgedrückt. Dies Feuerwerk lebhaftesten Gefühls und tollster Lustigkeit muß jedoch bald verlöschen. Die Liparini ist eine schöne Blondine mit zarten Zügen; in drei Jahren wird sie kalt oder häßlich aussehen...

Ich glaube, ich bin in dies schöne Weib toll verliebt. Ihre Taille ist schlank, ihre Augen sind göttlich. Sie hat in Mailand die beste Erziehung genossen. Ich sah sie wieder spielen, lehnte es ab, ihr vorgestellt zu werden, und reise auf der Stelle ab. Prachtvolles Gewitter. Alle meine verständigen Vorsätze, alle meine Ansichten über Italien geraten ins Wanken.

Padua

8. Juni. — Es gibt keinen größeren Gegensatz als den zwischen dem Kirchenstaat und dem venezianischen Gebiet. Hier steht die Freude in Ehren; alle Gesichter sind heiter; alles lacht, scherzt und spricht laut. Die Leute, denen ich gestern meine Empfehlungsbriefe brachte, sind heute meine alten Bekannten; diese Offenherzigkeit ist in Italien etwas Auffälliges. Man stellt mich allen Damen vor, die von 8 bis 9 Uhr im Caffè del Principe Carlo zusammenkommen. Beim Anblick

dieser von Natürlichkeit und Frohsinn strahlenden Gesellschaft — und dies in der ärmsten Stadt der Welt — gedachte ich der Genfer Prüderie. Und die Genfer halten sich für lebensklug!

Seit ich hier bin, speise ich mit Bekannten allnächtlich um drei Uhr in dem guten Restaurant Pedrotti. Die Zeit verfliegt; ich lebe höchst gemütlich mit zwanzig bis dreißig intimen Freunden, die mich erst seit acht Tagen kennen. Abends gehe ich in die Loge Pachiarottis und rede über die schönen Zeiten der Musik... Er besitzt noch all sein Jugendfeuer; man glaubt, die Liebe habe sich bei ihm derart umgesetzt, denn bekanntlich ist er Kastrat. In seinem Englischen Garten inmitten der Stadt zwischen Santa Giustina und dem Santo liegt der Turm, worin der Kardinal Bembo die schönsten Jahre seines Lebens verbrachte und seine Geschichte zu Füßen seiner Geliebten schrieb[1]... An sechs Abenden lernte ich in der Unterhaltung mit diesem großen Meister mehr als durch alle Lektüre; die Seele sprach zur Seele.

Arqua

18. Juni. — Ich verbrachte vier Tage in den Monti Euganei: in Arqua, dem Alterssitz Petrarcas, und in Battaglia, dem berühmten Bade. Im Bade entfaltet sich die ganze Glückseligkeit des venezianischen Charakters. Ich traf den Grafen Bragadin, einen der liebenswürdigsten Menschen, die ich je sah. Nichts Angelerntes, nichts Pedantisches, nichts, was vom dörrenden Anhauch der Eitelkeit berührt ist, lebt in dieser tollen venezianischen Liebenswürdigkeit. Es ist sprudelndes Glück — trotz gewöhnlicher Lebensumstände. So hat Bragadin, aus einer der vier vornehmsten Familien Europas entsprossen,

[1] Pietro Bembo (1470—1547), berühmter Latinist und italienischer Prosaist; Sekretär Papst Leos X. Nach dessen Tode lebte er in Padua mit der schönen Venezianerin Morosina, die ihm drei Kinder schenkte. Dort schrieb er, als Historiograph der Republik Venedig, „Historiae Venetum libri XII" (Venedig 1551), worin er die Geschichte Venedigs von 1486—1513 behandelte. Paul III. ernannte ihn 1539 zum Kardinal.



Straßenbild in Padua. Kupferstich von W. Gail.

seit dem Sturze seines Vaterlandes den Fuß nicht mehr nach Venedig gesetzt[1]. Er ist das genaue Gegenteil jener mürrischen, oft boshaften alten Zappelhänse und alternden Gecken.

Die Venezianer und Mailänder hassen sich so, wie ein sehr lustiger und ein sehr gutmütiger Mensch sich hassen können. Dieser Haß der Städte aufeinander ist ein Hauptzug Italiens, die Folge der mittelalterlichen Gewaltherrschaften und das große Hindernis für die Freiheit. Es ist die Kehrseite ihrer Originalität; in Frankreich ist Paris alles und saugt alles auf. Wenn Arras und Lille sich nicht hassen, so geschieht es aus Mangel an Leben und auch zum guten Teil infolge der gerechten Regierung, die wir seit fünfundzwanzig Jahren haben... In Italien wird ein Schauspieler, ein Buch, ein Machthaber in Brescia in den Himmel gehoben und in Verona ausgepfiffen. Como, ein Nest dreißig Miglien von Mailand, hat auf eigene Kosten ein Theater für 800000 Franken gebaut, schöner als alle Pariser Theater, und pfeift alle großen Schauspieler aus Mailand aus, die dort spielen. Man muß sich stets Alfieris Wort wiederholen: La pianta uomo nasce più robusta qui che altrove.

Gescherzt wird nur im Königreich Italien[2]. Überall sonst ist die Sprache infolge der Nähe des Paschas bündig und mißtrauisch, besonders in Rom. Bei der Ankunft besteht meine Praxis darin, ins Theater zu gehen und mich möglichst nahe ans Orchester zu setzen, so daß ich der Unterhaltung der Musiker folgen kann. In Turin blicken sie sich von unten her an und reden wenig, oft mit bitterem Lächeln; in Mailand scherzen sie stets miteinander im Tone der größten Gutmütigkeit. Man erzählt sich genau, was man vor vierzehn Tagen in der Osteria gegessen hat, oder bedauert die Krankheit eines Freundes, und das alles mit ruhiger, glücklicher, gelassener Miene, ohne irgendeinen

[1] Venedig wurde 1797 von den Franzosen besetzt und kam dann abwechselnd unter österreichische und französische Herrschaft.
[2] Stendhal meint das lombardo-venezianische Königreich der Österreicher nach 1814.

Hintergedanken. Während der Mailänder sich mit einem Freund unterhält, winkt er zwanzig vorübergehenden Bekannten mit der Hand zu. In Venedig sind es zwanzig scherzhafte Winke; alles ist Doppelsinn, Leben und Heiterkeit. Der Sohn des Dogen ist ebenso lustig wie der Gondolier; seine Liebesgeschichten sind ebenso bekannt. Bringt man einem Nachricht von einem Bekannten, so nennt man stets die Dame, der er dient. Erzählt man von einer Partie nach Fusina oder Murano, die vor zehn Jahren stattfand, so erwähnt man stets — auch in Gegenwart des Gatten — daß die Pepina damals den und den hatte, daß die Marietta auf Priuli eifersüchtig war usw. In Venedig und in Boston stehen Glück und Frohsinn im umgekehrten Verhältnis zur Güte der Regierung ...

Der Anblick des Glückes ruft das Lächeln hervor; die plötzliche Wahrnehmung eines unserer Vorzüge vor einem Nachbarn erweckt das Lachen. Zu meiner großen Verwunderung herrscht in Mailand das Lächeln und in Frankreich das Lachen; die Eitelkeit fördert allgemein die Spottlust. Der französische Bauer macht Witze, selbst wenn er ganz allein ist, und rühmt sich dessen; aber der Neid verdirbt alles.

Immerhin halte ich Frankreich für das glücklichste Land Europas, d. h. man hat dort die meisten realen Glücksgüter, deren Genuß durch den Parteihader freilich beeinträchtigt wird. Der Hauptgrund für dies Glück ist die sichere Entlohnung des Gewerbfleißes.

In Italien baut sich ein Handwerker ein Häuschen, kauft sich Werkzeuge, legt ein beträchtliches Kapital an; um so viel mehr hat ihn der nächste Pascha in seiner Macht. Er ist sein Sklave und muß sich um jeden Preis gut mit ihm stellen. Italien, das fast gar keine Nationalgüter hatte, kann nicht mit dem Glück von zehn Millionen Bauern prunken, die glücklich sind, weil sie Grund und Boden haben ... Das Wahlgesetz in Frankreich schafft eine abgestufte Aristokratie des Besitzes; es wird den Stolz der Besitzer und alle Tugenden, die zum Stolze gehören, stärken.

In Italien sind die zehn Millionen bäuerlicher Grundbesitzer — Frankreichs Stolz — die verbrecherischste Klasse. In Parma erzählte

mir mein Kutscher ganz naiv, woher er die 27 Napoleons hatte, mit denen er sich Pferd und Wagen gekauft hatte: er hatte sie als Räuber verdient. In den Orten, durch die wir kamen, erzählte er mir voller Harmlosigkeit, daß er hier Fremde angefallen hätte. In Frankreich dagegen verabscheut der Bauer jeden Raub ...

Der Hauptzug des französischen Bauern ist sein Glück; der des italienischen die Schönheit. Das bißchen Schönheit, das in Frankreich vorkommt, wird durch Ziererei verdorben. Die schlichte, kalte und, wenn die Umstände es erfordern, leidenschaftliche Art ist dem italienischen Bauern natürlich; womit ich nicht leugnen will, daß er Dreiviertel seiner Zeit die wilde Miene des Untertanen eines Despoten hat. Eine völlige Ausnahme bildet Piemont, wo der Bauer noch auf dem gleichen Standpunkt moralischer Erniedrigung lebt wie um 1787; d. h. er lebt in Unglück und Verbrechen. Der Verbrecher, der uns als Mörder abstößt, erregt unser Mitleid als Familienvater.

In Frankreich ist das Mitgefühl schnell rege; d. h. es geht nie sehr tief. In Neapel und im Kirchenstaat heißt es: Charity begins at home. Am Ende Italiens, in Kalabrien, findet man einige Tugenden wilder Völker, aber vergiftet durch den Aberglauben, das einzige Gesetz, das dort Gültigkeit hat ...

Wie gern möchte ich statt dieser vagen Schlußfolgerungen die Anekdoten bringen, auf die sie sich stützen. Eine der letzten, die ich aufgezeichnet habe, scheint mir harmlos genug zur Wiedergabe. Ein Florentiner erzählte sie im Café von Battaglia.

Im Jahre 1810 kam ein junger französischer Kapitän, Herr de la Fontaine, ein Mann von sehr einnehmenden Zügen, zu uns nach Florenz. Er kaufte sich Pferde, gab viel Geld aus, ging in Gesellschaft und behandelte den Hof der Madame Elisa[1] ziemlich von oben herab.

[1] Maria Anna Bonaparte (1777—1820), älteste Schwester Napoleons, Gemahlin des Fürsten Bacciochi, seit 1809 Großherzogin Elisa von Toskana. — Florenz war 1801—1807 Hauptstadt des Königreichs Etrurien, das im Jahre 1807 dem französischen Kaiserreich einverleibt wurde. 1814 kehrte Großherzog Ferdinand III. als Herrscher zurück.

Auf einem Maskenball wagt er die Signora Montecatini mit einer Entdeckung aufzuziehen, die diese ingeniöse Dame kürzlich gemacht hat. Am folgenden Tage erhält er einen Ausweisungsbefehl; da gesteht er Herrn Dutertre, daß er durch einen mit Nägeln geladenen Pistolenschuß furchtbar verletzt sei: er hat Leute aus Udine beleidigt, die ihn angefallen haben. Die Prinzessin vergißt ihren Befehl; der junge Kapitän erscheint von neuem in Gesellschaft. Eines Morgens erscheint er leichenblaß bei Herrn Dutertre: „Ich habe die Mörder aus Udine erkannt." — „Fürchten Sie nichts," sagt der besonnene Kommissar; „ich werde Sie retten, obwohl mir bekannt ist, weshalb man Ihnen nachstellt." Der Kapitän war an einer kleinen Verschwörung gegen Buonaparte beteiligt gewesen, und da er die Hilfsmittel der Verschwörer lächerlich fand, so hatte er ihnen dies gesagt und erklärt, daß er sich in nichts mehr einließe. Herr de la Fontaine amüsiert sich in Florenz noch einige Monate und kuriert seine Wunden. Dann begibt er sich nach Neapel und hält sich wohlweislich stets in nächster Nähe der Adjutanten des Königs. Eines Morgens, als er mit ihnen jagt, hört man auf zwanzig Schritte Entfernung Hilferufe. Man eilt herbei und sieht, wie er von zwei Flintenschüssen getroffen zusammenbricht; der eine hat ihm den Arm zerschmettert, der andere das Bein. Umsonst setzt man den Mördern nach, die ihm noch ein „Auf Wiedersehen!" nachrufen.

20. Juni. — Endlich trenne ich mich tränenden Auges von meinen lieben Paduanern. Ich verspreche ihnen, zum Fest des Santo im August wiederzukommen; dann ist die Bevölkerung verdoppelt. Meine englischen Reisegefährten sind seit vierzehn Tagen in Venedig; sie erklärten Padua für das traurigste Nest auf dem Erdenrund. Sie haben recht — wenn man die Sitten nicht studiert. Ich für mein Teil sage: Es lebe der Despotismus der alten Republik Venedig[1]!

[1] Nach der Lektüre der „Geschichte Venedigs" vom Grafen Daru, Stendhals mächtigem Vetter und Gönner, urteilt er ganz anders: „Diese Aristokratie war eine infame Tyrannei; ich war dort und habe zwanzig Anekdoten mitgebracht; kein Schatten von Freiheit; hundert mächtige Familien



Riva degli Schiavoni. Kupferstich von Canaletto.

Ich weiß nicht, warum Buonaparte die venezianischen Nobili, die besten Menschen auf Erden, vernichten wollte[1], während er den Piemontesen, die sich über ihn lustig machten, allerlei Vorteile einräumte. Ich wette, er ließ sich durch das Wort Republik täuschen. Die venezianischen Nobili waren Herren des Staates und schenkten sich die Steuern. Buonaparte dachte daran, alle diese Rückstände herauszufordern. Den Pisanern, die eine Riesensumme schuldeten, nahm er den schönen Palazzo von Stra weg.

Ich treffe einen französischen Reisenden, der an mich empfohlen ist. Was für seltsame Leute! Wenn die Stutzerrolle erträglich sein soll, so müßten sie, anstat Übersättigung an allen Genüssen vorzuspiegeln, deren Ekstasen zur Schau tragen. Die Franzosen, die diese Schule in ihrer Jugend durchmachen, behalten zeitlebens einen Firnis von Übersättigung. Die Italiener überlassen sich im Gegenteil mit Begeisterung dem augenblicklichen Genusse, und die Begeisterung meiner Nachbarn vermehrt die meine...

Mein Franzose hat mich drei Tage lang gründlich sekkiert. Ich war froh, als er abreiste. Seine Anwesenheit war das größte Unglück auf meiner Reise. Ich war im Himmel; er zerrte mich mit aller Macht auf die Erde herab. Ich schreibe diese Zeilen in dem Kurierboot gegenüber von Stra. Ich halte an, um mir den schönen Palast anzusehen, den Buonaparte den Pisanern wegnahm...

---

fütterten ein paar tausend arme Nobili; der Rest wurde unterdrückt. Bis auf diese beiden Umstände genau wie in Wien." (Brief vom 18. Juli 1819.)

[1] Später erklärt Stendhal sich diese Feindschaft wie folgt: „Die Aristokratie Venedigs, sorglos und stolz, fünf- bis sechshundert Jahre älter als aller europäische Adel, hatte 1797 Leute zu Häuptern, die zu allen Geschäften total unfähig, dafür aber höchst anmaßend waren. Diese Elenden hatten ein kleines, ziemlich heruntergekommenes Heer sich gegenüber, das sie verachteten: sie waren zu dumm, um den Genius des achtundzwanzigjährigen jugendlichen Feldherrn [Napoleon] zu begreifen und zu fürchten. Die venezianische Regierung ließ die Maroden von Bonapartes Heer ermorden: das ist die Wahrheit über den Fall Venedigs. Nie ist eine Aristokratie unglücklicher geworden; und nie wurde ein so großes Unglück heiterer ertragen." (Brief vom 24. August 1829.)

Venedig

24. Juni. — Heute nacht um 1 Uhr waren im Café Florian auf dem Markusplatz vierzig bis fünfzig Damen der ersten Gesellschaft. Man erzählt mir folgendes[1]. In einer Tragödie im Teatro San Moïsè sah man einen Tyrannen, der seinem Sohne das Schwert reicht und ihm befiehlt, seine Schwiegertochter zu töten. Dies heitere Volk konnte die Wucht eines so finsteren Bildes nicht ertragen und schrie dem Tyrannen zu, er solle das Schwert zurücknehmen. Der junge Fürst trat an die Rampe vor, und es gelang ihm mit großer Mühe, das Publikum zu beruhigen. Er versicherte, er sei weit entfernt, die Gefühle seines Vaters zu teilen, und er gab sein Wort darauf, daß das Publikum, wenn es nur zehn Minuten Geduld haben wollte, sehen würde, daß er sein Weib rette.

Die venezianischen Dialektkomödien Goldonis sind wie holländische Bilder, d. h. sie sind voller Wahrheit und schildern die gemeinen Sitten des kleinen Volkes, die Wollust und das Glück, das dem Sturze der Republik voranging. Die Sitten der guten Gesellschaft könnten prächtige Komödien abgeben; ich kenne dreißig Anekdoten tollster Art, die aber nicht im geringsten abstoßen ... In allen Charakteren von der schlichten Fantesca bis zum Dogen finde ich die Anlage zum Glück. Ich wüßte nichts, was die Engländer mehr in Wut versetzt als diese Anekdoten. Dies glückliche Volk wußte seit hundert Jahren, ohne es auszudrücken, daß nur das Schädliche lasterhaft ist ...

26. Juni, ein Uhr nachts im Pavillon des Gartens, den der Vizekönig anlegte. — Ich bin schreibfaul. Ich betrachte das stille Meer und die ferne Landzunge des Lido, die das Meer von der Lagune trennt und gegen die das Meer mit dumpfem Gebrüll anbrandet. Eine helle Linie bezeichnet den Kamm jeder Woge; der volle Mond strahlt über diesem ruhigen Schauspiel; die Luft ist so rein, daß ich das Takelwerk der Schiffe in Malamocco auf dem hohen Meer

[1] Entlehnung aus Goethes Italienischer Reise, 6. Oktober 1786.

sehe; und dieser romantische Blick eröffnet sich vor der zivilisiertesten Stadt. In zwölf Minuten fährt mich die Gondel an der ganzen Riva degli Schiavoni entlang, und ich lande an der Piazetta vor dem Löwen von San Marco. — Venedig war weiter auf dem Wege zur Zivilisation als London und Paris. Heute hat es 50000 Arme. Der Palazzo Vendramin am Canale grande wird für 1000 Louisdor ausgeboten. Die Baukosten betrugen 25000, und im Jahre 1794 war er noch 10000 wert...

Die venezianische Gesellschaft sagt mir über alles zu; wie glücklich wäre ich, dies Land nie zu verlassen. Die glänzendsten Pariser Salons erscheinen mir abgeschmackt und höchst langweilig im Vergleich zur Gesellschaft der Signora Benzoni. Das werden Dreiviertel meiner Pariser Freunde zwar für total falsch halten. Je liebenswürdiger der Mensch ist, desto weniger empfänglich ist er für Musik und die Reize der venezianischen Geselligkeit.

Welcher Frohsinn in der Gesellschaft, mit der ich im Pellegrino speise! Jeder hat seine lächerlich wichtigen Funktionen, seinen komischen Seiten entsprechend, aus den „Sprechenden Tieren" von Casti[1]. Wie köstlich war der Abend im Garten des Signor Cornaro!...

Mailand

10. Juli. — Ich habe nichts geschrieben. Opern, Musik, Gemälde, Venedig, Treviso, Vicenza, Verona, Brescia[2] — alles das zog an meinen Augen vorbei wie ein Traum. — Aus Pflichtgefühl suche ich mich einiger Beobachtungen zu erinnern...

Die Augen haben ihre Gewohnheiten; sie bekommen sie von den Dingen, die sie am häufigsten sehen. In Venedig ist das Auge stets

[1] Giambattista Casti, „Gli animali parlanti", 1798, mehrfach verdeutscht (Bremen 1817, Aachen und Leipzig 1843, von J. A. Stiegler).

[2] Eine anschauliche Beschreibung des Gardasees, dessen Südspitze die Poststraße Verona–Brescia berührt, gab Stendhal später in seinem Fragment „Vie de Napoléon", S. 169ff.

fünf Schritt vom Meere und sieht es fortwährend. Alle Farben sind in Paris dürftig, in Venedig leuchtend: die Kleider der Gondolieri, die Farbe des Meeres, die Reinheit des Himmels, dessen Widerschein man immerfort im glitzernden Wasser sieht[1]. Die Regierung, die zur Lust ermunterte und die Wissenschaften fernhielt, der Geschmack der Nobili an schönen Porträts, das alles sind die Grundlagen der venezianischen Malerei ...

Während ihre Männer und Liebhaber auf dem Fischzuge sind, singen die Frauen von Malamocco und Palestrina am Ufer die Stanzen von Tasso und Ariost; ihre Liebhaber antworten ihnen vom Wasser her mit der folgenden Strophe[2] ...

In Venedig lebt ein Engländer, der seine Schwägerin entführt und geheiratet hat. Dieser Scherz hat ihm 30 000 Pfund Sterling gekostet; er hat dem unglücklichen Gatten in den Zeitungen öffentlich gedankt, daß er ihm diese Gelegenheit geboten habe, seine Liebe zu beweisen. In Venedig empfängt keine Engländerin diese Dame; doch da sie liebenswürdig ist, so trifft man sie in allen italienischen Gesellschaften. Auch die erstarrteste Phantasie könnte sich das häusliche Leben dieser beiden leidenschaftlich Liebenden nicht vorstellen. Nicht das leiseste Wölkchen, doch viele Anzeichen von Kälte und offenkundiger Indifferenz, die eine Französin sich von keinem König auch nur einen halben Tag bieten ließe ... Ich schiebe dies auf den Nationalstolz der Engländer. Ein Engländer hielte sich für entehrt, wenn jemand glauben könnte, er wäre zu seinem Glücke nötig ...

Graf C... teilte mir eine Beobachtung mit, die ich nicht billige, jedoch wiedergeben will, um zu zeigen, um wieviel dies Volk, das Leidenschaften besitzt und keinen Ludwig XIV. hatte, der Natur näher steht. Er zeigte mir in Treviso ein Bild des trefflichen Koloristen Paris Bordone. Herodes hört kalt den heiligen Johannes an, der mit der ganzen Begeisterung der Inspiration predigt. Doch ein großer

[1] Entlehnung aus Goethe. S. Anm. 19 am Schluß des Bandes.
[2] Entlehnung aus Goethe. S. Anm. 20 am Schluß des Bandes.

Pudelhund (barbone), der zu Füßen des Königs liegt, und ein kleiner Bologneser, den man unter dem Arm der Herodias sieht, bellen den Propheten an[1]. In der Tat können alle lebenden Wesen mit den Augen sprechen; das gemahnt an den heiligen Bernhard, der den Germanen auf lateinisch predigte und sie zu Tausenden bekehrte. Neuerdings hat Kant dies Wunder erneuert ...

15. Juli, im englischen Garten der Villa Belgiojoso. — Ich fuhr durch Padua, ohne mich aufzuhalten; ich hatte keine Lust zu reden. Seit acht Tagen bin ich wieder in Mailand; doch für die Kunst bin ich tot; was mir gefällt, tut mir weh; kaum bin ich für die ernstesten politischen Interessen zugänglich. Ich las den „Deserteur" von Sedaine. Ich begreife, daß man desertiert und mit Freuden sagt: „Ja, ich desertiere! ..." Zwanzigmal am Tage möchte ich alle meine Kreditbriefe zusammenpacken, sie nach Berlin schicken und nur 200 Louisdors zurückbehalten[2]. Was kann ich schließlich in Italien verlieren? Geld? Ich überrasche mich bei der gefährlichen Maxime: Acht Tage Glück sind mehr wert als zehn Jahre des stumpfsinnigen Daseins, das ich in meinem Ministerium führe.

16. Juli. — Ich verfehle nicht einen Abend in der Scala und finde hier die köstlichen Eindrücke von Bologna wieder, gesteigert durch alle Reize der Sehnsucht nach ihnen.

Heute abend sah ich die Erstaufführung der „Gazza ladra" (diebische Elster), Musik von Rossini, dann „Mirra oder die Rache der Venus", heroisches Ballett von Viganò, und der „Zauber im Walde", komisches Ballett; alle drei am selben Abend. Mir fehlt der Ausdruck, um die Freude zu beschreiben, die mir die Dekorationen gemacht haben ... Alle Damen in den Logen erschienen zu Ehren der prima sera in großer

[1] Entlehnung aus Goethe. S. Anm. 21 am Schluß des Bandes.

[2] Solche Gedanken sind Stendhal bei seiner Reise von 1811 wirklich gekommen. „Wäre ich nur einen Monat länger in Mailand geblieben," schrieb er in sein Tagebuch, „so hätte ich um meine Entlassung gebeten und wäre dort geblieben." Drei Jahre später erfüllte das Schicksal seinen Wunsch ohne sein Zutun.

Toilette, d. h. ausgeschnitten, mit bloßen Armen und mit großen Hüten, die mit riesigen, prachtvollen Federn garniert waren. Ohnedies würden sie im Parterre nicht bemerkt werden. Tiefe Stille herrschte; bei den Erstaufführungen macht man keine Besuche in den Logen . . . Sie finden stets am Samstag statt, denn am Freitag ist Ruhetag. An den Todes- und Geburtstagen der letzten österreichischen Herrscher finden keine Vorstellungen statt, was sehr übel vermerkt wird.

Die heutige Vorstellung währte über fünf Stunden, und alles war neu. Rossini hat sich dem Lärm der deutschen Musik nähern wollen, bei einer ebenso verwegenen wie glänzenden Phantasie und den Eingebungen eines wahrhaft originalen Genius. Welches Genre er auch wählt, er ist des Erfolges sicher, sobald er nur etwas Sorgfalt auf sein Werk verwendet. Der Beifall war stark, die Motive seiner Arien sind edel; das Leitmotiv, so wichtig für das Verständnis der Musik, wird von den Ensembles wunderbar aufgenommen; er behandelt sie mit wahrer Souveränität. Was er fortläßt, würde für den Erfolg eines Durchschnittskomponisten hinreichen; doch er traut seinem Publikum zu wenig; immerfort opfert er der Leidenschaft, zu glänzen, Dinge, die recht und vernünftig sind. So wäre manches, was er einem Gärtner in den Mund legt, nicht zu unbedeutend für den Grafen Almaviva oder einen anderen großen Herrn am Hofe . . . Die eigenartigsten Töne werden mit großem Geschick verkettet und eingeführt, können aber den Ausdruck der leidenschaftlichen Worte, die die Personen sagen, um nichts erhöhen. So begleitet Rossini, um den Beifall der Liebhaber des großen Stils zu gewinnen, die auf der ganzen Welt der Natur am fernsten stehen, das Auftreten des Soldaten Gianetto, des Pächtersohnes und Liebhabers der Magd, mit einer Musik, als ob Cäsar oder Alexander erschiene.

Übrigens hat diese Oper den Fehler der großen Meister: die Personen sind fortwährend auf der Szene. Madame Belloc tritt nicht ein einziges Mal ab; aber die schreckliche Orchesterbegleitung in

deutschem Stil kann ihre Stimme nicht totmachen, noch weniger die Gallis. Sobald die herrlichen Laute dieses großen Sängers ertönen, beherrschen sie alles, Orchester und Stimmen. Galli spielt einen unglücklichen Vater; man findet hier den erstaunlichen Schauspieler wieder, der in „Agnes“ (in der Art von „Lear“) Tränenströme entfesselt, und den ungarischen Fürsten aus der „Testa di bronzo“. Die junge Galianis mit ihrer schönen Kontraaltstimme, die nur über fünf bis sechs Noten, doch von erstaunlicher Stärke und Reinheit verfügt, fand ungeheuren Beifall; sie sieht ebenso schön aus, wie sie singt. Ein Anfänger, Signor Ambrosi, hat viel Spaß gemacht; er ist ein Herr aus der Gesellschaft. Doch der Genüsse waren zu viel. Ich bin halbtot vor Erschöpfung und lachte infolgedessen nicht über eine französische Unsitte, die sich auch hier einbürgert: nach der Oper, als die Schauspieler herausgerufen wurden, umarmten sich Galli und Rossini zärtlich auf offener Bühne.

17. Juli. — Der große stumme Dichter Viganò ist in seiner „Mirra“ nicht in Alfieris Spuren getreten[1]. Die Handlung beginnt damit, daß Cyniro einen Gatten für Mirra wählt. Nach und nach wird das unglückliche Mädchen zum Opfer ihrer verhängnisvollen Liebe, und mit ihrem nur zu sehr vorausgeahnten Tode schließt das Ballett. Die Pallerini gab die Mirra. Trotz dem traurigen Gegenstand ist die Darstellung unvergleichlich lebensvoll. Wenn man das Theater verläßt, so verfolgen einen zehn bis zwölf Ensemblebilder und erfüllen die Einbildungskraft wie die Erinnerung an ein schönes Gemälde. Bei jeder Aufführung entdeckt man neue, bezaubernde Einzelheiten; die Massenszenen packen durch ihre Originalität, Ordnung und Mannigfaltigkeit; und obwohl alles überraschend ist, so erscheint doch nichts unnatürlich. Ein Auge, das an das Erhabenste in der malerischen Schönheit gewöhnt ist, erkennt hier den Genius eines großen Malers. Die Zuschauer hatten einen großen Genuß erwartet; sie empfanden

[1] Alfieri hat eine Tragödie „Mirra“ geschrieben (deutsch von Paul Heyse).

nur die Eindrücke, die der traurige Gegenstand auslöst. Danach kann man selbst ermessen, ob Viganò con amore gearbeitet hat.

Von ihm stammt die Farbenkomposition der Kostüme, die prachtvoll sind und, was viel seltener ist, das Auge erlaben. Gestern und mehr noch heute abend war sich alles darüber einig, daß man noch nie eine so reizvolle Mannigfaltigkeit in Verbindung mit so viel Harmonie gesehen habe. Doch wie groß Viganò auch im Kolorit der Kostüme war, ich glaube, Sanquirico hat ihn noch durch seine göttlichen Dekorationen übertroffen. Sie sind derart, daß heute abend gesagt wurde, man könne sich nichts Schöneres denken. Das ist die Vollendung der Kunst.

Bei der Begeisterung über diese malerische Leistung wurde die Musik als schwach empfunden, und die Tanzfiguren haben die Anmut nicht mit Neuheit zu verbinden gewußt. Die Liebhaber vermißten Paris, allerdings nicht wegen der Handlung der Ballette, die dort undramatisch ist und bald langweilig wird, also keinen Augenblick mit diesem verglichen werden kann. Aber wenn Paul, Albert, Mademoiselle Bigottini und Bias in diesem Ballett aufgetreten wären, so hätte es alles geboten, was die gegenwärtige Tanzkunst an Vollendung und zauberischer Wirkung besitzt. Die Damen, deren Herz für die Leiden der armen Mirra schlug, die mit so reizender Kunst dargestellt sind, geboten heute selbst dem holden Liebesgeplauder Schweigen. Man wagte in den Logen buchstäblich nicht zu atmen.

Im übrigen war man sehr böse auf Rossini und Viganò, die nur an ihr Vergnügen gedacht haben und das Publikum zwei Monate warten ließen. Sie sind liebenswürdig und können sich nie dazu aufraffen, eine Villegiatura auf den Colli di Brianza oder an den oberitalienischen Seen abzulehnen . . .

15. Juli. — Mailand ist mit Frankreich jetzt durch die Kette gleicher Ansichten verbunden; und die Festigkeit dieser Kette ist unermeßlich. Diese Sympathie ist um so stärker, als ihr eine ausgesprochene Eifersucht voranging. Bei unserem letzten Rückzug aus Italien sandte der

General Grenier einen mir befreundeten Obersten an den österreichischen General. Dieser französische Oberst, wer sollte es glauben, mußte die Hilfe der feindlichen Husaren erbitten, um die Dörfer, durch die er zu reiten hatte, zu passieren; man wollte ihn dort in Stücke reißen. Ich sah seine Kalesche von hundert Forkenstichen durchbohrt; dies geschah am Po-Ufer bei Piacenza ...

16. Juli. — Ich will ein paar Stunden in Bergamo verbringen, der schönen Aussicht wegen. Man kann beide Welten durchstreifen, ohne etwas Ähnliches zu finden.

In Bergamo schwärmt man noch für Kirchenmusik; ich glaubte Italiener von 1730 zu sehen ... Diese Leidenschaft kostet den Bergamaskern nichts; der berühmte Mayr[1] wohnt in Bergamo, ebenso der alte Davide. Marchesi und er waren, so deucht mich, die Berninis der Vokalmusik, große Talente, die die Herrschaft des schlechten Geschmacks besiegelten. Sie waren die Vorläufer der Catalani und Pacchiarottis, des letzten Römers.

Mayr hätte eine bessere Laufbahn haben können, ist aber durch Dankbarkeit an dies Land gefesselt. Er ist aus Bayern gebürtig und kam zufällig nach Bergamo; der Kanonikus Scotti schickte ihn nach Neapel aufs Konservatorium und bezahlte mehrere Jahre für ihn. Später bot man ihm das Orchester in Bergamo an, und obwohl er nur zwölf- bis fünfzehnhundert Franken Gehalt bekam, schlug er doch die glänzendsten Angebote aus. In Neapel hörte ich ihn sagen, er sei reisemüde; in diesem Falle wird er nichts mehr komponieren. In Italien muß der Komponist stets an Ort und Stelle die Stimmen seiner Sänger studieren, bevor er komponiert. Vor ein paar Jahren machte die Scala dem Paisiello ein Angebot von 10000 Franken; er antwortete, mit achtzig Jahren reise man nicht mehr; er würde seine Oper einsenden. Man dankte.

[1] Goethe kopierte die folgenden Aufzeichnungen für Zelter (s. Einleitung). Simon Mayr aus Ingolstadt (1763—1845) war seit 1802 Kapellmeister in Bergamo. Er schrieb außer zahlreichen Musikwerken eine Biographie Haydns (1809).

Wie man sieht, verdankt man Mayrs Musik der Hochherzigkeit eines reichen Liebhabers; das gleiche gilt für Canova und für Monti. Dieser bekam von seinem Vater kein Geld mehr; er wollte Rom tränenden Auges verlassen und hatte bereits seinen Vetturino bestellt. Zwei Tage vor der Abreise las er zufällig in der Arcadia ein paar Verse vor; der Fürst Braschi ließ ihn rufen: „Bleiben Sie in Rom, fahren Sie fort, schöne Verse zu schreiben; ich will meinen Onkel um eine Stellung für Sie bitten." So ward Monti Sekretär des Papstneffen[1].

In einem Hause lernte er einen Ordensgeneral kennen, einen Mönch voller Geist und Philosophie; der schlug ihm vor, ihn dem Nepoten vorzustellen; er lehnte es ab. Diese eigenartige Bescheidenheit reizte den Fürsten; man wandte eine List an, um ihm den Mönch zuzuführen[2]; er wurde bald danach Kardinal; es war Chiaramonti[3]...

Villa Melzi am Comer See

18. Juli. — Um meine Schwermut voll zu machen, mußte ich eine Einladung der reizenden Contessina Valenza erhalten, sie auf den Seen zu begleiten. Ich habe ihren Gatten in Smolensk kennen gelernt. Nichts auf Erden läßt sich mit dem Zauber heißer Sommertage auf den oberitalienischen Seen vergleichen, inmitten von Gruppen tiefgrüner Kastanienbäume, die ihre Äste in den Fluten netzen[4].

Heute früh um fünf Uhr fuhren wir in einer Barke von Como ab, die mit einem schönen blauweißen Zeltdach versehen war. Wir besuchten die Villa der Prinzessin von Wales[5], die Pliniana und ihre intermittierende Quelle; der Brief des Plinius ist auf den Marmor

[1] Fürst Braschi war der Neffe des Papstes Pius VI. (1775—95).
[2] Näheres darüber s. „Wanderungen in Rom", 21. Oktober 1828.
[3] Als Papst Pius VII. (1800—1823) wurde er der Nachfolger Pius' VI.
[4] S. auch die wundervolle Schilderung des Comer Sees in der „Kartause von Parma" (Bd. II dieser Ausgabe).
[5] Jetzt Hotel Villa d'Este.

gemeißelt. An dieser Stelle wird der See düster und wild; die Berge stürzen fast senkrecht ins Wasser ab. Wir umfuhren nicht ohne Mühe die Punta Balbianella; unsere Damen ängstigten sich; diese Gegend ist so wild wie die schottischen Seen. Endlich erblickten wir das liebliche Gestade der Tremezzina und die reizenden kleinen Täler, die, durch einen hohen Bergrücken gegen Norden geschützt, das Klima von Rom haben. Die Frostigen von Mailand verbringen den Winter hier; zahlreiche Paläste sind über die grünen Hügel verstreut und spiegeln sich im Wasser. Paläste ist zu viel gesagt, Landhäuser zu wenig. Es ist eine elegante, malerische und sinnlich heitere Bauart, die den drei Seen und den Colli die Brianza eigentümlich ist. Die Berge des Comer Sees sind bis an die Gipfel mit Kastanienbäumen bewachsen. Die Dörfer, auf halber Höhe liegend, sind von weither erkenntlich durch ihre Glockentürme, die über die Baumwipfel hinwegragen. Der Glockenklang, durch die Ferne und die kleinen Wellen des Sees gedämpft, tönt in leidenden Seelen wieder. Wie soll man dieses Gefühl beschreiben! Man muß die Künste lieben; man muß eine unglückliche Liebe haben.

Um drei Uhr hält unsere Barke im Hafen (darsena) der Casa Sommariva[1], gegenüber der Villa Melzi. Unsere Damen bedurften der Ruhe; drei italienische Offiziere und ich waren schwermütig geworden; wir ließen die anderen gehen, fuhren in zehn Minuten quer über den See, landeten am Garten der Villa Melzi und stiegen zur Villa Giulia empor, von wo sich der Blick auf den anderen Seearm eröffnet, ein düsterer Anblick! Wir machen an der Villa Sfrondata[2] halt, die aus einem Wald hoher Bäume aufragt; sie liegt an dem steilen Vorgebirge, das die beiden Arme des Sees trennt (dieser hat

[1] Jetzt Villa Carlotta, im Besitz des Herzogs von Meiningen; seit 1828 befindet sich hier Thorwaldsens berühmter Alexanderzug (früher im Quirinal in Rom), ferner mehrere Skulpturen von Canova (Amor und Psyche u. a. m.).

[2] Jetzt Villa Serbelloni.

die Form eines umgekehrten y). Die Bäume umgrenzen einen dreihundert Fuß tiefen Absturz, der senkrecht in den See fällt. Links uns zu Füßen auf der anderen Seeseite liegt der Palazzo Sommariva; rechts ragt der Orrido di Belan, und vor uns dehnt sich fünf Meilen weit der See. Von Zeit zu Zeit weht die Brise uns den Gesang der Bauern vom anderen Ufer herüber. Die italienische Sonne fällt lotrecht herab, und es herrscht die Stille der Hochsommerglut; nur ein leichter Venticello von Osten her kräuselt bisweilen den Wasserspiegel. Wir sprachen von Literatur, allmählich gingen wir auf die zeitgenössische Geschichte über: was wir getan haben, was wir hätten tun sollen, die tolle Eifersucht, die uns trennte. „Ich war bei Lützen." — „Ich auch." — „Wie kommt es, daß wir uns nicht sahen?" usw.

Wenn eine Unterhaltung diesen freimütigen Ton angenommen hat, so kann man nicht mehr heucheln. Nach drei rasch verflossenen Stunden, die wir am Rande des Absturzes der Villa Sfrondata verbrachten, sind wir in der Villa Melzi angelangt. Ich gehe in ein Zimmer im zweiten Stock und schließe mich ein. Ich würdige die schönste Aussicht, die es nächst der Bucht von Neapel auf Erden gibt, keines Blickes, und vor der Büste Melzis[1] sitzend, erfüllt von Begeisterung für Italien, von Liebe zum Vaterland und zu den Künsten, bringe ich rasch den Inhalt unserer Unterhaltung zu Papier. Inmitten der großen Umwälzung, die uns alle erfaßt hat, kann man die Sitten eines Volkes nicht mehr studieren, ohne auf die Politik einzugehen. Die Revolution, die 1789 begann, wird 1830 mit dem allgemeinen Sieg des Zweikammersystems enden, in Europa wie in Amerika. Die Franzosen werden dann als die Erstgeborenen der Vernunft dastehen. Alle Welt ist eifersüchtig auf Frankreich; ein guter Beweis, und vielleicht der einzige gute, für seine Überlegenheit; denn Schmeichelei kann ihn nicht nachmachen.

In Paris ist der platte Durchschnitt der Nation das einzige, was Leben zeigt und von weitem sichtbar ist; danach beurteilt man uns.

[1] S. Seite 68.

Dagegen ist das moralische Italien eins der unbekanntesten Länder. Die Reisenden sehen nur die Künste und erkennen nicht, daß die Meisterwerke aus dem Herzen kommen ... Der italienische Charakter hat sich — wie die Glut eines Vulkans — nur in der Musik und in der Liebe ausgewirkt. Von 1550 bis 1796 wurde er durch die Riesenlast der mißtrauischsten, schwächsten, unversöhnlichsten Tyrannei erdrückt. Die Religion kam der Staatsgewalt zu Hilfe und erstickte ihn vollends; daher das Mißtrauen; alles, was er schien, war er nicht.

Der 14. Mai 1796 wird in der Geschichte des Menschengeistes eine Epoche bilden. Der General Bonaparte rückte in Mailand ein[1]; Italien erwachte, und für die Geschichte des menschlichen Geistes wird Italien stets die Hälfte Europas sein. Wie aber erwachte es? Welche Umstände beeinflußten die Riesenschritte dieses jungen Volkes? Welche Männer bestimmten seine Geschicke?

Als Bonaparte in Mailand einrückte, war Gouverneur von Mailand der Erzherzog Ferdinand von Este, ein schwacher Fürst und gutmütig, wie ein Schwächling es sein kann. Riß ein Damm, so mußte er nach Wien schreiben; und war die notwendige Summe nach zwei Monaten bewilligt, so hatte der Schaden hundertfach zugenommen. Der Reichshofrat wußte das besser als jeder; doch der Sklave war so kräftig, daß man ihm nie Ketten genug anlegen konnte.

Joseph II., ein enger Kopf und Schüler von Raynal, hatte die Klöster aufgehoben und dem Adel alle Standesprivilegien genommen. Die ganze italienische Besatzung bestand damals aus 96 Stadtgardisten in roten Röcken, die für den Dienst in Mailand verwandt wurden. Die Hauptstadt des reichsten Landes der Welt zählte vierhundert Familien, die 100000 Franken Rente hatte, und zwanzig, die eine Million Einkünfte hatten und nicht wußten, was sie mit ihrem Gelde

[1] S. auch die begeisterte Schilderung vom Einzug Napoleons in Mailand und die packende Sittenschilderung der damaligen Zeit in Stendhals „Kartause von Parma“ (Bd. II dieser Ausgabe, S. 1ff.).

anfangen sollten. Die Preise in Mailand waren sehr niedrig, und ein Italiener hat nicht den vierten Teil der Bedürfnisse eines Parisers.

So ließ der General Fürst Belgiojoso, der sich im österreichischen Dienste schwer bereichert hatte, jeden Morgen zwanzig Pfund Puder in ein Zimmer werfen und ging darin mit einer Maske vor dem Gesicht auf und ab; er behauptete, dies sei die einzige anständige Art, sich die Haare zu pudern. Dann ging er in sein Serail, wo junge Tänzerinnen im Kostüm der Mediceischen Venus vor Sr. Exzellenz Ballett tanzten. Parini machte sich im „Mattino", einer Satire, die Popes würdig ist, über ihn lustig. Der Fürst wollte ihm die Bastonnade geben lassen; die Regierung beschützte ihn aber[1]. Neben Parini waren Beccaria und Verri die Leuchten Europas. Des Abends trafen sich Fürsten, Gelehrte, Literaten und Millionäre im Theater. Marchesi, der Zauberer, raubte aller Herzen. Die Damen trugen fünf Bilder von Marchesi, eins an jedem Arme, eins am Hals an einer Goldkette und zwei auf den beiden Schuhschnallen. Niemals haben die Reichen eines Landes ein so holdes Leben geführt. Alle gehässigen Leidenschaften waren verschwunden, Eitelkeit gab es fast gar nicht, und da die Adligen damals Biedermänner waren, so teilte das Volk ihr Glück.

Jeder Pachthof in der Lombardei bringt Reis, Käse und Seide hervor, deren Erlös große Summen einbringt, außerdem alle landwirtschaftlichen Produkte, die wir auch haben; dieses Land kann nicht zugrunde gehen, und alles ist spottbillig.

Dies wollüstige Stilleben begann in Erschlaffung auszuarten, als die Kanonen von Lodi die Geister aufweckten. Die friedlichen Mailänder dachten bis dahin so wenig an Frankreich wie an Japan.

Dies Volk, das uns in seinen Gedanken so fern steht, glaubte an die Freiheit und war ihrer würdiger als wir. Die gesetzgebende Körperschaft von Mailand wagte es, Bonaparte auf dem Gipfel seiner Macht (1805) ein wichtiges Gesetz (die Stempelsteuer) abzulehnen.

[1] Näheres über Parini bei Paul Heyse, Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, Berlin 1889, I, 3ff., insbesondere S. 13.

Nie hätte eine gesetzgebende Körperschaft in Frankreich es gewagt, etwas so Unpassendes auch nur in Erwägung zu ziehen. Die gesetzgebende Körperschaft Mailands wurde nicht mehr einberufen, und Bonaparte suchte, wie in Frankreich, den Despotismus durch den Kultus des Ruhmes zu verschleiern. Bei Marengo hatte Italien nur einen Mann gehabt, der ins Feuer ging (den General Lechi). Neun Jahre später, bei Raab, hatte es ein Heer von 60 000 Mann, ebenso tapfer wie die Franzosen, und eine Rangliste, so dick wie die unsere, voll italienischer Namen.

Die Straßen waren und sind zwanzigmal besser als in Frankreich. Alles organisierte sich, alles ging vorwärts, die Fabriken nahmen zu, die Arbeit kam zu Ehren, alles, was Intelligenz besaß, brachte es zu Wohlstand. Den geringsten Apothekergehilfen, der im Hinterstübchen seines Herrn arbeitete, erfüllte der Gedanke, daß er, wenn er eine große Entdeckung machte, das Kreuz (der Ehrenlegion) bekäme und Graf würde. Diese Triebfeder, die so gut zur Moderne paßt, war gleich stark wie die, welche einst die Römer zur Eroberung der Welt trieb. Unter der Regierung Melzis war das Königreich Italien glücklicher, als Frankreich es je gewesen ist. Es ging geradenwegs der Freiheit entgegen. Melzi liebte diese Quelle alles Glückes zärtlich, doch er besaß die Fehler der alten Erziehung; es fehlte ihm an Kraft. Er benutzte das Jahr seiner Vizepräsidentschaft nicht, um neue Interessen zu schaffen. Hätte er es vermocht? Ich glaube ja, denn Bonaparte hatte nie einen festen Plan; er war damals ganz mit Frankreich beschäftigt. Selbst ein Washington wäre im Zweifel gewesen über das Maß von politischer Freiheit, das man einem Volke geben durfte, welches sich so vieler Verirrungen schuldig gemacht und so wenig von der Erfahrung gelernt hatte, ja das im Grunde seines Herzens noch alle dummen Vorurteile hegte, die eine alte Monarchie erzeugt: waren es doch die Heloten dieser Monarchie gewesen, die die Schreckensherrschaft herbeigeführt hatten.

Überdies erregte keiner der Gedanken, die ein Washington hätte hegen können, die Aufmerksamkeit des neuen Cäsar; seine Absichten

waren rein persönliche und egoistische. Dem französischen Volke zunächst so viel Freiheit zu geben, als es vertragen konnte, und die Bedeutung des Staatsbürgers nach und nach zu heben, in dem Maße wie die Hitzigkeit der Parteien abgeflaut wäre und die öffentliche Meinung sich geklärt hätte — das war nicht das Ziel seiner Politik. Nicht danach fragte er, wieviel Macht man dem Volke ohne Unbesonnenheit geben könnte, sondern er suchte zu ergründen, mit wie wenig Macht es sich begnügen würde. Daß er stark genug war, die Freiheit zu begründen, beweist, daß er imstande war, Reaktionsbestrebungen niederzuhalten.

Während er diesem Problem nachging, wäre Italien frei geworden, wenn es ihm nur etwas Furcht eingeflößt hätte. Melzi erkannte nicht, daß ein Volk immer nur so viel Freiheit besitzt, als es sich erzwingt. Bonaparte lüftete beruhigt die Maske und schritt zum Despotismus: er probierte in Italien die Maßregeln aus, die er in Frankreich einführen wollte. Melzi trauerte über sein Vaterland in der schönen Villa, in der ich schreibe; der Kaiser brauchte nur noch ein Werkzeug, und Graf Prina ward der Vasconcellos seines Herrn. Dieser Piemontese war ein großer Mann, größer als Colbert; denn wie dieser hat er fast alles Große ausgeführt, was unter einem Gewaltherrscher geschah; und das trotz der Intrigen am Hofe des Vizekönigs Eugen und des gesamten Staatsrats. Colbert hinterließ bei seinem Tode ungeheure Reichtümer; als Prina am 21. April 1814 ermordet wurde, fand man zu seinem Erstaunen keinen anderen Schatz bei ihm als zwei Drittel des von ihm bezogenen Gehalts.

Meine jungen Offiziere werfen den Franzosen bitter vor, daß sie ihnen nicht die Freiheit gegeben haben; doch vertrug sich dies mit den Interessen des Kaisers? Die Staaten benehmen sich gegeneinander wie Privatpersonen. Seit wann sieht man, daß einer den anderen umsonst beglückt? Alles, was man erhoffen kann, ist, daß die *Interessen zusammenstimmen*.

Nach meiner Meinung besaß Bonaparte gar keinen politischen Sinn (!). Er hätte nicht nur Italien, sondern allen Ländern liberale

Verfassungen geben und illegitime Könige wie er selbst, doch aus den regierenden Familien, an die Spitze stellen sollen. Für diese große Wohltat hätten die Völker ihn schließlich vergöttert. Bis sie sie erkannten, hätten sich ihre Kräfte darin erschöpft, die völlige Freiheit zu erkämpfen, anstatt eine Invasion nach Frankreich zu machen... Der Vizekönig Eugen, der in den Salons von Malmaison so liebenswürdig war, war auf dem Thron Italiens klein. Einmal sagte er in seinem Hauptquartier am Isonzo, er lache über die italienischen Dolche; diese Redensart war so dumm wie irgend möglich. Zunächst kann von Dolchen nicht die Rede sein; seit 1806 ist ein einziger Franzose ermordet worden; und zweitens: seit wann regiert man ein Volk mit Beschimpfungen? Dieser liebenswürdige, galante Fürst, der von größter Tapferkeit und bisweilen ein bedeutender Heerführer war, hat in der öffentlichen Meinung so wenig Wurzel geschlagen, daß er, als er nach dem Sturze seines Hauses drei Tage in Mailand verbrachte, dort ebensowenig Effekt machte wie ein englischer Lord, der Mailand auf der Durchreise nach Rom berührt.

Es lag in seinem Charakter, daß er sich stets leiten ließ; zwei, drei Adjutanten hatten diese Ehre, und das waren Franzosen. Zum Glück haben diese so verhaßten Franzosen nie etwas Niedriges und Unehrenhaftes getan.

Nach der Schlacht bei Leipzig konnte ein genialer Mann in Italien einen Thron begründen und ihn nach Napoleons Abdankung besteigen; doch er mußte die Taschen aufknöpfen und eine Konstitution geben. Die Leiter des Vizekönigs kamen nicht auf diesen Gedanken. Er für sein Teil war nur ein ritterlicher Franzose, der tapferste und ehrlichste Mensch; er hatte seinem Wohltäter die italienische Armee zur Verfügung gestellt, und dieser war so blind, sie auszuschlagen (Februar 1814).

Endlich nach Napoleons Abdankung dachte der Vizekönig an die Krone. Er wähnte, sie läge in den Händen der Mailänder Senatoren, und schickte zu Manin, dem ersten Juwelier der Stadt, um zweiundvierzig Tabaksdosen zu fünfhundert Franken zu kaufen und die

zweiundvierzig Senatoren zu bestechen ... Dies geschickte Manöver war nach einer Viertelstunde in ganz Mailand stadtbekannt usw. ...

Der Zufall unterbrach im Jahre 1814 die Fortschritte dieses jungen Volkes; was wird aus dem heiligen Feuer des Genius und der Freiheit werden? Wird es erlöschen? Wird Italien wieder Sonette auf Hochzeiten drechseln und sie auf rosa Seide drucken? Alle meine Gedanken galten der Lösung dieses großen Problems.

Emigranten hat es nicht gehabt und fast keine Aufkäufer von Nationalgütern. Wie bei uns, war die Verschmelzung von Volk und Adel im Jahre 1807 halb durchgeführt. Bonaparte brachte dem Adel bei, daß er etwas Besseres sei als Großgrundbesitzer. Jetzt, wo der Krieg [zwischen Adel und Bürgertum] entbrannt ist, kann er nur im Oberhause enden.

Italien kann um Ruhm und Glück gebracht werden durch Mittel, die sich nur andeuten lassen. Die Seele dieses Volkes ist derart veranlagt, daß es Meisterwerke hervorbringen wird, sobald es glücklich ist; und deshalb steht es meinem Herzen näher als die Amerikaner, die, seit sie glücklich sind, nur noch Dollars produzieren.

Etwas kann die Italiener an ihrer Vervollkommnung hindern und die Wohltaten des Schießpulvers vergiften, das ist die Pedanterie. Auf geistigem Gebiet muß man erst studieren, dann seine Lehrmeister verlassen und selbst etwas leisten. Die italienischen Autoren, meist Priester, wollen um jeden Preis Dante und Virgil fortsetzen. So entstehen zwei Sekten von Pedanten: die Gedankenpedanten (Verri[1], Micali[2] usw.) und die Stilpedanten (Botta[3], Giordani[4] usw.) ...

[1] „Der Bruder des Grafen Pietro Verri, Verfasser der ‚Notte Romane' und der ‚Vita d'Erostrato', einer Satire gegen Napoleon. Kein Philosoph wie jener, sondern ein Schönredner. (Stendhal.)

[2] Giuseppe Micali (1762—1844), Geschichtschreiber. Seine „Geschichte Italiens vor der Römerzeit" erwähnt Stendhal in seinen „Wanderungen in Rom" (28. Dezember 1827). Er nennt ihn dort „einen geistvollen Mann, den wir in Florenz kennen lernten".

[3] Über Carlo Botta s. das Literaturverzeichnis am Schluß des Bandes.

[4] Über Pietro Giordani s. Seite 168.

Montesquieu sagte von der „Henriade“: „Je mehr Voltaire Virgil sein will, um so weniger ist er es.“ Niemand war mehr er selbst als Dante; doch da Alfieri wenig Geist besaß, so sah er dies nicht ein, und die ganze italienische Jugend macht es ihm nach.

Italien wird es seinem Schöpfer stets zum Vorwurf machen, daß er ihm keine technische Hochschule für die höheren Stände geschenkt hat, die den Adel für die liberalen Anschauungen gewonnen hätte. So muß es denn seine Erziehung selbst in die Hand nehmen, aber mit Lehrern, die von ihm grundverschieden sind. Es ist ein südliches Land; so braucht es nordische Lehrmeister; es ist erzkatholisch; so braucht es protestantische Erzieher; es hat dreihundert Jahre Despotismus im Leibe; so braucht es konstitutionelle Lehrer: das alles kann es aus England und Schottland nehmen. Die Franzosen sind ihm zu ähnlich; von ihnen darf es nur die unerläßlichsten Bücher nehmen, um nicht in die lächerliche Philosophie der Sympathie zu verfallen, die unserem Willen andere Grundlagen gibt als das augenblickliche Vergnügen. Davon abgesehen ist die englische Geistesnahrung die einzig gesunde; denn wenn die Italiener erst gelernt haben, ihre Gedanken auszudrücken und die sie umgebenden Verhältnisse zu durchdenken, so werden sie bei dem Unterschied von Klima und Körperbau ihre Lehrmeister eines Tages vertreiben und selbst etwas zu sein wagen.

Das aber wird nie geschehen, solange sie Horaz und Virgil studieren; Dante und Machiavelli sind noch gefährlicher. Diese unsterblichen Männer lebten in einem Freistaat, und da Italien nichts anderes erstrebt, so kann die Jugend, mit Ausnahme einiger weniger, die mit zwanzig Jahren schon eine originale Begabung haben, nicht umhin, sie nachzuahmen.

Ein Volk ist nur dann glücklich, wenn nicht mehr widerstreitende Interessen in seinem Busen wohnen, als zur Erhaltung seiner Gesundheit nötig sind. Es ist nur dann aufgeklärt, wenn Millionen von Durchschnittsmenschen nach vernünftigen Methoden unterrichtet

werden; und es hat schließlich nur das Maß von Freiheit, das es sich durch seine Charakterstärke und seine Aufgeklärtheit erzwingt. Italien steht der Freiheit näher, weil es auf die Heuchelei ungleich weniger hineinfällt; es hält alle Machthaber für böse und verlangt den Gegenbeweis. Es sollte danach trachten, sich rasch aufzuklären. Dazu muß es aber zunächst die Wahrheit ertragen lernen. Alle Bücher, die in diesem schönen unglücklichen Lande seit 1600 gedruckt sind, lassen sich auf zehn reduzieren[1].

Diese traurige Wahrheit müssen die Italiener ertragen lernen; aber sie haben noch nicht den ersten Schritt dazu getan. Ich fürchte sehr, dieses Wort wird noch fünfzig Jahre lang ihren Zorn erregen; es ist hart, sich mit zwanzig Jahren zu sagen: „Alles, was ich weiß, ist mir von Leuten beigebracht worden, die das dringendste Interesse hatten, mich zu täuschen. Ich muß über alles und jedes umlernen."

Riva

20. Juli. — Neue Unterhaltung mit meinen italienischen Offizieren in der Barke. Mailand hat mehr zu bedeuten als Bologna. Als Individuen stehen die Bologneser vielleicht höher, aber Mailand ist

1. eine größere Stadt (130000 Seelen), und folglich werden dort vielmehr Torheiten verachtet, und das Beispiel der Vergangenheit ist schwächer. Es ist dort schon lächerlich, von seinen Geschäften zu reden.

2. Es war vierzehn Jahre lang die Hauptstadt des Königreichs Italien und hat die großen Staatsgeschäfte und das Spiel der Leidenschaften aus der Nähe gesehen. Bologna war damals eifersüchtig;

[1] Am Schluß von I sagt Stendhal: „Ich wollte mehrere harte Worte über Italien fortlassen, als ich mich des Misogallo [„Franzosenfeind", von Alfieri] und der Schmähungen entsann, die die literarischen Blätter gegen das Volk der Simio-tigres [Tiger-Affen, ein Wort Voltaires über die Franzosen, von deren Gegnern aufgegriffen] losließen."

allerdings hat es in dieser schlimmen Lage Energie gezeigt. Es empörte sich 1809.

3. Mailand ist nicht weit von der Schweiz, die der guten Gesellschaft die Bücher liefert. Vor zehn Jahren hätte man nicht zwei Menschen gefunden, die Zeitungen lasen; heute sieht man die Dienstboten, die sie von der Post abholen, sie auf der Straße lesen.

Vierzehn Jahre zufälliger Erziehung durch einen Despoten, der auf der Welt nichts als die Erziehung fürchtete, haben dort Helden gezeitigt. Was hätte die Erziehung eines philosophischen Königs zuwege gebracht! Alles Große hat ein besonderes Anrecht auf die Herzen dieses Volkes. Es ist viel mißtrauischer als die Franzosen und beurteilt die Größe seiner Fürsten viel richtiger. Ein anderes Volk hätte in fünfzig Jahren nicht die Fortschritte gemacht, die die vierzehn Jahre der Franzosenherrschaft in Mailand zeitigten. Hinsichtlich der politischen Freiheit betrachtet sich die Lombardei als ein Anhängsel Frankreichs; man verfolgt unsere Kammerdebatten mit dem größten Interesse.

Das Fieber der Unzufriedenheit verzehrt Mailand wie alle anderen Länder. Trotzdem möge es folgende drei Kleinigkeiten beachten:

1. Im ganzen Königreich Italien sind seit 1814 nicht drei Menschen gefangen gesetzt worden.

2. Nicht der Schatten einer Reaktion, kein Tropfen Blut. Der Gouverneur Bellegarde wirft die Denunziationen ins Feuer.

3. Es wird von einem geistreichen Mann aus der Schule Josephs II. regiert, der sich weder von Junkern noch Pfaffen etwas vormachen läßt. Ein Mailänder Bauer läßt sich beikommen, durch einen jungen Mann Wunder tun zu lassen. Der Gouverneur, der den Zweck dieser Wunder erkennt, steckt beide ein. „Ich denke," sagt er öffentlich, „morgen werden Sie beide in Freiheit sein. Dies kleine Wunder wird Ihnen nicht schwer fallen und Ihnen sehr nützlich sein, um die Ungläubigen zu erschüttern; ich für mein Teil verpflichte mich, Sie nicht wieder einstecken zu lassen."

Dafür gehen freilich alle zwei Monate fünfundachtzig mit Silber beladene Wagen unter guter Bedeckung nach Wien ab, und die Lombardei erfreut sich nicht mehr jener Art von Konstitution, die Maria Theresia ihr gegeben hatte.

Monticello

23. Juli[1]. — Wir fahren von Como nach Lecco; eine häßliche Fahrt; die Landschaft ist nichtssagend. Wir kommen nach Monticello; herrliche Aussicht von der Casa Cavalletti[2]. Ich sah nie etwas Ähnliches; am Horizont erblickt man den Mailänder Dom und weiterhin am Himmel die blaue Linie der Berge von Parma und Bologna. Wir stehen auf einer Anhöhe; nach rechts prachtvoller Blick, fruchtbare Ebene und Felsen, zwei oder drei Seen; links eine andere großartige Aussicht, im einzelnen genau das Gegenteil der ersten: Hügel, die Madonna von Montevecchio; vor uns die schöne Lombardei mit ihrem üppigen Grün und all ihrem Reichtum, ein grenzenloser Horizont; das Auge schweift dreißig (französische) Meilen weit bis zu dem Dunst von Venedig: das Gegenstück zu der Aussicht von San Michele in Bosco. An diesem weitgespannten Himmel zieht in einer Ecke oft ein Gewitter mit lautem Donner auf, während er im übrigen klar bleibt. Man sieht das Unwetter anziehen, zurückweichen und verschwinden, oder es umgibt einen binnen weniger Minuten. Der Regen fließt in Strömen; furchtbare Donnerschläge lassen die Häuser erbeben; und bald erhöht die angenehme Reinheit der Luft die Daseinsfreude. Das alles haben wir seit zwei Stunden erlebt; jetzt erkennen wir die Fenster eines Hauses auf acht (französische) Meilen Entfernung.

24. Juli. — Wir schlafen in Monza. Häßliche Architektur des Palastes. Nichtssagender Garten. Wir fahren nach Varese, einem

[1] Die folgenden Daten sind nach dem Hinweis der Championschen Ausgabe von 1919, S. XLVI berichtigt.

[2] Jetzt Villa Bocconi.



Das Scala-Theater in Mailand. Kupferstich von Castellini.

kleinen Nest, dessen Häuser seit zehn Jahren zu Palästen geworden sind. Wir gehen ins Kasino.

Große Höflichkeit der Einwohner von Varese; sie führen uns in eine Accademia, die Signora Grassi ihren Landsleuten gibt. Sie singt „Ombra adorata, aspetta" und das Duett Svenami aus den Horaziern; man weint und das Herz pocht Beifall. Die schönsten Mailänderinnen sind zugegen; prächtige Gesichter der italienischen Offiziere: tiefe Blässe, große schwarze Augen, Haare und Schnurrbart braun, antike Züge, schwarze Krawatten, Schlichtheit und Harmlosigkeit im Benehmen, wie es in Frankreich undenkbar wäre. Ich sehe, daß die meisten in servitù sind, ein bezeichnender Ausdruck: jeder ist bei seiner Geliebten. Ich werde dem tapferen General Severoli vorgestellt, der ein Bein im Kampfe gegen den unwürdigen Murat verlor, als dieser seinen Wohltäter angriff[1]. Ich sehe den General Bertoletti, wohlbekannt aus dem spanischen Feldzuge, den jungen Melzi[2], den würdigen Erben eines großen Namens, und Monti, Italiens größten Dichter.

Mailand ist die literarische Hauptstadt Italiens. Doch was ist im 19. Jahrhundert eine Literatur ohne Freiheit[3]? Man druckt medizinische

[1] Murat schloß nach der Schlacht bei Leipzig einen Vertrag mit den Österreichern, worin er gegen Anerkennung seiner Herrschaft von Napoleon abfiel, der ihn 1808 zum König von Neapel gemacht hatte.

[2] S. Seite 68 und 354.

[3] In den „Wanderungen in Rom" (5. April 1828) schrieb Stendhal: „Mailand ist eine Kolonie, vor der das Haus Österreich Angst hat; die Strenge seiner Polizei ist weltberühmt; trotzdem werden viele Bücher gedruckt. Florenz erfreut sich anständiger Freiheit, und doch bringt die Presse dort nichts Neues hervor, so groß ist die Kraft des Sauerteigs der Kultur, den Napoleon und die zwei-, dreitausend höheren Menschen, die er anstellte, in der Lombardei zurückließen. Der Mailänder Nobile, mag er durch seine soziale Stellung noch so reaktionär sein, ist, wenn er um 1790 geboren wurde, in einer Stadt aufgewachsen, die voller Begeisterung für den großen Mann war, der Italien aus dem Nichts emporgehoben hat. Der Privilegierte, der um 1790 geboren wurde, ist achtunddreißig Jahre alt und wird bald die Erbschaft seiner Familie antreten. Das ist der Grund, weshalb der Buchhandel in Mailand mehr floriert als in Florenz."

Werke und bisweilen eine französische Übersetzung. So wagte man — allerdings mit vielen mildernden Fußnoten — de Tracy, die „Corinne“ und „Deutschland“ (von Frau von Staël), auch Schlegel zu übersetzen. Es gibt nur zwei literarische Journale; die Menschen stehen turmhoch über den Büchern.

Am Abend ritten wir zur Madonna del Monte hinauf[1]; diese Wallfahrtskirche muß Millionen gekostet haben. Ich schreibe diese Zeilen in der Herberge von Berinetti, wo wir ausgezeichnet aufgehoben sind. Beim Hinaufreiten rutschten mehrere Esel auf dem glatten Pflaster aus, und unsere Damen schossen sehr komische Purzelbäume. Wir machten alle Augenblicke an einer der fünfzehn bis zwanzig Stationen halt und genossen den herrlichen Ausblick. Der Gesamtblick ist großartig; bei Sonnenuntergang zählten wir sieben Seen. Glaube mir, teurer Leser, man kann ganz Deutschland und Frankreich durchreisen, ohne dergleichen zu sehen. Mit uns sind zwei Franzosen, die sich langweilen; denn es hört keiner auf ihre geistreichen Bemerkungen; ein Engländer, der alle Augenblicke sein Notizbuch zieht und die Bauern fragt, um die Orthographie des Ortsnamens genau festzustellen; fünf bis sechs schweigsame pensionierte Offiziere und fünf Damen, darunter wenigstens zwei von der edelsten, rührendsten, schlichtesten Schönheit. Da ich nicht die Zeit finde, mich in eine von ihnen zu verlieben, so verliebe ich mich in Italien. Ich kann meiner Schwermut nicht Herr werden, daß ich dieses Land verlassen

[1] Stendhal besuchte die Madonna del Monte auf dem Heimweg von seiner Reise im Jahre 1811, aber nicht in der geschilderten Gesellschaft, sondern allein, auch ritt er des Morgens früh hinauf. Sein Besuch galt Angela Pietragrua, die mit ihrem Gatten hier oben ein Landhaus bewohnte und ihm ein paar holde Schäferstunden bereitete. Auch die Landschaft begeisterte ihn aufs höchste. „Mein Geist, der aus Liebe zur vollendeten Schönheit zum Tadeln neigt,“ schreibt er in sein Tagebuch (25. November 1811), „hat etwas ganz Tadelloses gefunden: die Gegend zwischen Varese und Laveno und wohl auch die Colli di Brianza. Selbst ohne die Anwesenheit von Frau Pietragrua und die Erinnerung an sie gäbe ich Mailand, glaube ich, den Vorzug vor Rom und Neapel.“

muß. Ich sehe von hier den Lago Maggiore, an dessen Ufern meine Kalesche mich erwartet...

Heute abend sagte uns Berinetti, daß einer der Klosterbrüder die Orgel spielte. Wir verbringen zwei Stunden in der Kirche und bitten ihn um einige Stücke von Mozart. Solche Eindrücke suchte ich in Neapel; sie lassen einen für acht Tage verstummen.

25. Juli. — Wir besichtigen ein adliges Kloster, das auf diesem einsamen Felskegel thront. Die Oberin ist sehr höflich. Die Treppenstufen im Innern sind aus schwarzem Marmor; ich sehe, sie sind von den Schuhen der armen Nonnen fast ganz ausgetreten. Wie viele schöne Augen haben in diesem prunkhaften Gefängnis umsonst geglänzt und sind darin erloschen! — Wir fischen pesce perrico auf dem Lago di Varese; von da nach Palanza. Wir nehmen eine Barke und sind auf den Borromäischen Inseln.

Borromäische Inseln

28. Juli. — Wir sind seit zwei Tagen hier, ich kann nur das eine sagen, wenn man mir die Nachricht brächte, daß ich den schönsten Rang erhalten hätte, so gäbe ich mir nicht die Mühe, den Brief zu öffnen, der diese Nachricht bringt[1].

[1] Die Tagebuchaufzeichnungen von 1811 sind viel frischer und ausführlicher. „Heute morgen bin ich von Varese nach Laveno gefahren. Ich kam durch eine Landschaft, zu der sich meine Phantasie nichts hinzuwünschen kann. Hier habe ich das Land gefunden, wohin man gehen muß, wenn man Naturgenuß sucht, sechs Stunden von einer Großstadt... Ich fahre im Dampfboot bei Regen und Nebel nach den Borromäischen Inseln. Nach fünfviertel Stunden Fahrt lande ich auf der Isola Madre und besichtige sie, dann nach der Isola Bella, wo ich dies schreibe. Ich sah den Garten, der 1670 angelegt wurde, gleichzeitig mit Versailles. Größer für einen Privatmann, als Versailles für einen König, aber ebenso kalt lassend. Herrlicher Blick von der Terrasse... Das Gegenstück zum Golf von Neapel, doch viel mehr zu Herzen gehend. Diese Inseln scheinen mir das Schönheitsgefühl mehr zu erregen als die Peterskirche... Dicke, riesige Pinien

Wir besuchen die Kolossalstatue des Heiligen Karl Borromäus bei Arona. Nach der Rückkehr nehme ich mir eine Barke und fahre nach Belgirate, eine Viertelstunde von den Inseln; dort finde ich meine Kalesche und fahre über den Simplon wie ein Kind.

Genf

3. August. — Ich finde in Genf den gleichen Lokalpatriotismus wie in Italien. Auf ihren See lassen sie nichts kommen; sie werden böse, wenn man sagt, daß er hinter den oberitalienischen Seen, ja hinter dem Thuner See weit zurückstehe.

Die Prüderie der Frauen ist ein unglaubliches Thema, so lächerlich und langweilig ist sie. Ich habe bemerkt, daß die Damen jedem Fremden, der ihnen vorgestellt wird, genau dasselbe sagen. Liebenswürdig sein heißt für sie, die Höflichkeitsformel zu wiederholen, die ihr Kindermädchen ihnen beigebracht hat; aus diesem Kreise lassen sie sich durch nichts herausbringen; sie würden fürchten, gegen die Tugend zu verstoßen. So sind Lebhaftigkeit, Natürlichkeit, neue Einfälle und Sichgehenlassen, alles, was den Reiz der Geselligkeit bildet, in Genf versteinert. Ich bemerke, daß dies die Karikatur englischen Wesens ist. Um die Albernheit voll zu machen, drehte sich die Unterhaltung stets um die hohen Fragen von Freiheit, Liebe, häuslichem Glück, Schilderung der Leidenschaften und so weiter. Darüber wissen die Damen ihre Lektion auswendig und beten sie einem her, stets die gleiche. Man muß das Gesicht sehen, das sie machen, wenn man in diesen endlosen Diskussionen natürlich zu sein wagt. Gestern, in der Abendgesellschaft bei Madame P..., als ich die Möglichkeit der Liebe außerhalb der Ehe zugab, machte Madame C..., die mich eingeführt

in zwei Fuß hoch aufgeschütteter Erde, sogar auf Gewölben wachsend ... Am Abend habe ich ‚Fingal' gelesen, beim Rauschen des Regens und beim Dröhnen des Donners. Beim Aufstehen finde ich, Dank dem Himmel, prächtiges Spätherbstwetter: schwere, aber hohe Wolken, Schnee auf den Berggipfeln im Norden des Sees, und die Aussicht ganz frei."

hatte, große Augen; alle jungen Mädchen erröteten. Ich merkte, daß ich eine Dummheit gesagt hatte, und suchte sie möglichst wieder gut zu machen, doch hatte ich damit wenig Glück.

Man muß stets die großen Interessen des Lebens im Munde führen und in den Diskussionen stets heucheln. Dazu sage ich: „Meinetwegen bei Hofe, wo man Macht und Titel erlangt; aber wozu in Genf sich genieren?"

Die Frauen sind schön; aber die unglaubliche Prüderie, von der meines Wissens bisher niemand gesprochen hat, drückt sich in den Mienen aus und gibt den Gesichtern etwas Kaltes und Gleichgültiges, das die Sympathie zurückschreckt. Ich halte alle diese Genfer Tugenden für echt; Genf ist die Stadt, wo es die wenigsten betrogenen Ehemänner gibt; doch ich möchte um keinen Preis in Genf verheiratet sein. Trotz meinem Abscheu vor den Sitten Neapels möchte ich ihnen doch den Vorzug vor den Genfer Sitten geben; sie besitzen wenigstens Natürlichkeit[1].

4. August. — Wie ich höre, hat sich der große und der kleine Rat der Republik versammelt, um über die Lebensmittelteuerung zu beraten. Die Frage wurde in beiden Körperschaften getrennt beraten, mit jener Ruhe und Klugheit und jener Gedankenfreiheit, die man fast nur in Republiken findet. Auch die moderne Wissenschaft wurde zu Rate gezogen, in Gestalt des mit Recht berühmten Werkes von Malthus, das in der respektablen Körperschaft der Genfer Professoren würdige Übersetzer gefunden hat; sie haben vor allem gesucht, den leichtfertigen Geist eines benachbarten Volkes zu meiden. Nach drei

[1] Am Ende seines Lebens (Oktober 1839) schreibt Stendhal von Neapel: „Alle Frauen häßlich. In ihren Gesichtern springen die groben tierischen Instinkte hervor. Nichts von der Zärtlichkeit der deutschen Frauen oder wenigstens von der plumpen Natürlichkeit der biederen Schweizerinnen. Diese Häßlichkeit der Frauen, die mir alle Romantik raubt, wenn ich auf der Straße gehe, wiegt alles übrige auf und würde mir verbieten, mich in Neapel niederzulassen." (Soirées du Stendhal-Club, II, 178.) Ganz ähnlich ein Brief an dei Fiori vom 9. November 1839.

Wochen emsiger Beratung beschloß der große Rat, um der Teuerung abzuhelfen — das Theater zu schließen... Da man aber dadurch allein noch kein Getreide herbeischaffen konnte, sondern auch der brotlosen Arbeiterklasse die Mittel geben mußte, um sich Brot zu erschwinglichen Preisen zu kaufen, so beschloß der Rat, das prunkvolle Ziegeldenkmal, das zum Gedächtnis J. J. Rousseaus in der Straße, wo er geboren wurde, errichtet worden ist, unverzüglich abzubrechen. Diese Straße, die während der Franzosenzeit den Namen Rue J. J. Rousseau erhalten hatte, soll zugleich ihren altehrwürdigen Namen Rue du Chevelu wiedererhalten.

5. August. — Ich möchte wissen, welcher Reisende zuerst behauptet hat, daß die Schweiz frei wäre. In Genf und Bern hat man vierhundert Aufpasser, deren jeder einen seine Macht fühlen läßt. Ärgert man sie durch die Art, wie man seine Krawatte trägt, so verfolgen sie einen. Lächerlich, aber wahr; in Paris ist man freier, wenn auch nicht in der Provinz. Unsere Philosophen haben lange genug gegen diese qualmige, schmutzige Stadt gedonnert. Welche beredte Stimme wird sich erheben, um zu beweisen, daß die Großstädte die Menschen und die Regierungen zu mehreren Tugenden zwingen? Auf dem Gebiete der Kunst kann das wahrhaft Schöne nur in ihnen entstehen. Nie vergesse ich die Genfer Musik. Es war einer der merkwürdigsten Eindrücke meiner Reise, diese jungen Frauen zu sehen, die ihren Strickstrumpf fortlegten, ans Klavier traten und leidenschaftliche Duette der großen Meister sangen!

6. August. — Wie ich höre, fand im letzten Herbst am Ufer dieses Sees die erstaunlichste Versammlung statt; es waren die Generalstände der öffentlichen Meinung Europas. Damit nichts fehlte, sah man sogar einen König, der bei dieser Gelegenheit vielleicht Lebensart gelernt hat. Brauche ich die große Persönlichkeit zu nennen, die gleichsam die Seele dieser Versammlung war[1]? Nach meiner Meinung besitzt dies Phänomen sogar politische Bedeutung. Wenn es

[1] Frau von Staël, die in Coppet am Genfer See ihren Musenhof hielt.

ein paar Jahre andauerte, so müßten alle Akademien Europas davor erbleichen. Ich wüßte nicht, was sie einem Salon entgegenzusetzen hätten, in dem die Dumont, Bonstetten, Prévôt, Pictet[1], de Broglie, Brougham, di Brême, Schlegel und Byron die höchsten Fragen der Kunst und Moral vor den Damen Necker de Saussure, de Broglie und de Staël diskutieren[2]. Voltaire[3] hat nie etwas Gleiches gehabt. Geist, Geld und die höchsten Adelstitel vereinigten sich in dem Salon der erlauchten Frau, deren Tod Frankreich betrauert[4]. Man wagte einen großen Fürsten zu necken[5].

Lausanne

10. August. — Ich finde mehr neue Gedanken auf einer englischen Buchseite als in einem französischen Oktavband. Nichts kommt meiner Vorliebe für die englische Literatur gleich — es sei denn die Abneigung gegen die Persönlichkeit der Engländer. Zeigt man sich einem von

[1] Stendhal gibt nicht an, welchen der beiden Schweizer Pictet er meint: den Naturforscher Marcus Auguste (1752—1825) oder dessen Bruder, den Diplomaten Charles Pictet de Rochemont (1755—1824). A. W. Schlegel war 1802—12 Begleiter der Frau v. Staël gewesen. Über Lord Brougham s. S. 298. Die übrigen Personen s. im Verzeichnis der Eigennamen.
[2] Frau v. Staël war die Tochter, Frau Necker de Saussure die Schwiegertochter des berühmten Bankiers Necker, gleichfalls als Schriftstellerin tätig. Albertine, Herzogin von Broglie, war die Tochter der Frau von Staël. Über Stendhals literarische Abhängigkeit von Frau von Staël s. die Einleitung. Sein obiges offzielles Urteil über Frau von Staël steht in schroffem Gegensatz zu dem, das er zur selben Zeit gegenüber dem Baron von Mareste privatim äußerte (Brief vom 25. April 1818).
[3] Voltaires Alterssitz befand sich in Ferney am Genfer See, nicht weit von Coppet.
[4] Frau von Staël starb am 14. Juli 1817.
[5] Die Staël-Biographie von Lady Blennerhasset gibt für 1816 über den Besuch eines „großen Fürsten" in Coppet nichts an. Dagegen weilten 1816 u. a. Lord Byron und der Freiherr vom Stein, der obengenannte Pictet u. a. m. in Coppet.

ihnen gefällig, so benutzt er dies, um hochmütig zu werden. In Gesellschaft sind sie schüchtern gegen alles, was einen höheren Rang einnimmt, aber fast unverschämt, wenn man ihnen nachgibt. Man muß gerecht sein: diese Leute haben eine Anlage zum Unglück; aus den gleichgültigsten Dingen saugen sie sich Gift. Sie sind die ungeselligsten Menschen, und vielleicht die unglücklichsten. In Italien werden sie wegen ihrer unglaublichen Knickerei selbst von den Kellnern verachtet. Wenn ich zu so gewöhnlichen Einzelheiten herabsteige, so geschieht es, weil dies die Farben des Gemäldes sind. In Neapel ließen sie sich von den Kellnern im Restaurant Villa vor aller Welt Grobheiten sagen, indem sie ihnen nach dem Diner ein bis zwei Soldi Trinkgeld gaben. In Monza ließen sie sich die eiserne Krone zeigen, was eine kleine Zeremonie erfordert und zwei Wächtern eine halbe Stunde lang zu tun gibt. Dafür bezahlen sie 25 Centimes[1]. Um bei einem Engländer in Ansehen zu kommen, muß man ihn sehr kalt behandeln. Lavater empfiehlt dies Verfahren; man liest es auf ihren hölzernen Gesichtern. Der Engländer ist wie der Franzose aus der Provinz: sich nie den Anschein geben, als ob man an dem, was einem gesagt wird, Anteil nähme ...

Frankfurt a. M.

28. August. — Ich hatte ursprünglich vier Monate Urlaub erhalten. Doch da ich in meiner Stellung nichts zu tun habe, so hat man mir zwei und einen halben Monat Nachurlaub gegeben[2]. Ich wußte also wohl, daß ich zu lange fortgeblieben war; doch ich hoffte; denn man hofft, wenn man glücklich ist. Seit acht Tagen schnürt mir die Häßlichkeit des Norden die Kehle zu; ich sehe alle Dinge schwarz. Heute morgen bei der Ankunft fand ich Briefe der Minister vor; das

[1] S. auch „Wanderungen in Rom“, Anhang, „Die Engländer in Rom“.
[2] Beyles Urlaub im Jahre 1811 betrug zwei Monate, zu denen tatsächlich ein Monat Nachurlaub trat. (29. August bis 27. November 1811.)

ist das Allerschlimmste. Die Minister, denen ich unterstehe[1], sind nicht nur gereizt, sondern auch der Minister[2], der mich liebt, scheint mich nicht mehr protegieren zu wollen. Zu alledem kommt, daß ich eine Auszeichnung nicht bekam[3], auf die ich alle möglichen Ansprüche hatte und die meinen Ehrgeiz seit drei Jahren allein wach erhielt.

Ich habe ganz Frankfurt durchstreift; diese kleinen Holzhäuser mit dem zwei Fuß vorspringenden Oberstock, diese rohgeschnitzten Tierfiguren über den Läden, die armselige Gotik der Gebäude, die trübe Sonne, alles sagt mir, daß die schönen Tage für mich vorüber sind . . . Ja, ich gestehe es offen: es ist einer der unglücklichsten Augenblicke meines Lebens.

Kollegen, die ich verachte, haben Auszeichnungen erhalten, während ich ihnen ferner stehe denn je. Mein Ruf, ein Dummkopf zu sein, wird sich befestigen, und alles Gute, was in mir ist, wird mir als Sünde angerechnet werden! Hundert Diners in seidenen Strümpfen mit Tröpfen, die Ordensbänder tragen, und fünfhundert Partien Whist mit alten Damen werden meine Durchbrennerei knapp vergessen machen. Und um das Unglück voll zu machen, ist jede Illusion unmöglich. Ich fühle es, diese Leute sind Dummköpfe. In zehn Jahren wird man sie offen verachten, und doch muß ich mein Leben mit ihnen vertrödeln: ich bin sehr unglücklich!

Ich habe mich besonnen; wenn es sein müßte, würde ich meine Reise noch einmal machen. Habe ich auch für den Geist nichts gewonnen, so hat doch die Seele gewonnen. Das innerliche Altern

[1] Lies: der Herzog von Cadore, Generalintendant der Krone, dem Beyle als Inspekteur der Kaiserlichen Mobilien unterstand. Er war 1811 an Stelle des Grafen Daru, Beyles Vetter und Protektor, getreten, dem dieser seine Stellung und seinen Urlaub verdankte.

[2] Graf Pierre Daru, seit 1811 Staatssekretär.

[3] Jedenfalls die Stellung als Kriegskommissar (Corresp. I, 378). 1813 bewarb er sich auch vergeblich um eine Präfektur und um die Nachfolge Martial Darus als Intendant der Krone in Rom oder eine entsprechende Stellung in Florenz.

ist für mich um zehn Jahre hinausgeschoben. Ich habe die Möglichkeit eines neuen Glückes gefunden. Alle Triebfedern meiner Seele sind gestärkt und gekräftigt; ich fühle mich verjüngt. Die nüchternen Geister vermögen nichts über mich; ich kenne nun das Land, wo man jene himmlische Luft atmet, deren Dasein sie leugnen; gegen sie bin ich von Erz.

TO THE HAPPY FEW

ANHANG

Briefe und Aufzeichnungen

aus den Jahren 1811—1829

*

1. Winke für die Reise

Brief an Pauline Périer, geb. Beyle[1]

Mailand, 19. Oktober 1811

... Die italienischen Volksstämme sind gallig und durchaus nicht liebenswürdig. Der italienische Pöbel ist sogar der unausstehlichste der Welt, und leider ist der Reisende in steter Berührung mit ihm. Die Gasthöfe sind die schmutzigsten auf dem Erdenrund; jedoch habe ich mit einiger Mühe sehr saubere in Mailand, Bologna, Florenz, Rom und Neapel ausfindig gemacht. In den Zwischenstationen darf man sich nicht aufhalten; aber zum Glück sind alle diese Städte nur 40 bis 50 (französische) Meilen voneinander entfernt.

Wenn man sich mit diesen Schattenseiten im voraus abfindet, so ärgert man sich an Ort und Stelle nicht mehr darüber. Man findet ein Volk, das für die Kunst geboren, das heißt äußerst empfänglich ist. Ein alter Notar von fünfundfünfzig Jahren, ein schmutziger Geizhals, gerät vor einer Madonna von Correggio in Verzückung (und zwar ehrlich) und schwärmt Tag und Nacht von ihr, denkt an nichts weiter und, was mehr ist, gibt 200 Franken aus, um eine Kopie zu besitzen. Derselbe Mann ruft abends bei einer Oper von Simon Mayr so lange „da capo!", bis er heiser ist. Nach solchen Intermezzi kehrt er zu seinem Schmutz und seinem Geiz zurück.

Selbst die gewöhnlichen Seelen lassen eines erkennen: alles geschieht mit Natürlichkeit. Die Eitelkeit ist hier etwas ziemlich Seltenes. Ich habe öfter versucht, Italiener auf lächerliche Angewohnheiten aufmerksam zu machen und ihnen anzugeben, wie sie sich beseitigen lassen. Die Antwort lautete stets: „Warum soll ich mich genieren?"

---

[1] Die Lieblingsschwester Stendhals. — Für diesen Brief ist zum Teil die Verdeutschung von A. Schurig in „Ausgewählte Briefe Stendhals", München 1910, benutzt. (Jetzt im Propyläen-Verlag.)

Man erhöht den Genuß einer italienischen Reise, wenn man vorher das Leben von Michelangelo, Raffael, Correggio, Tizian, Guido Reni, Domenichino, Leonardo da Vinci und Annibale Caracci studiert. Das Leben dieser acht Künstler, die alle im Zeitraum von 1460 bis 1560 lebten, und noch vieler andrer hat Vasari[1], ein zeitgenössischer Maler, beschrieben ... Ich empfehle Dir auch die Discourses von Sir Joshua Reynolds, einem englischen Maler[2].

2. Neapel

Aus Stendhals Tagebuch[3]

Neapel, 10. Oktober 1811

Um ein Uhr morgens brechen wir nach dem Vesuv auf, der Vicomte[4], Herr Lambert, seine Frau und ich. Herr Lambert bekommt auf dem Aschenkegel mitten beim Aufstieg einen Schwächeanfall. Der Vicomte hilft ihm. Um halb fünf Uhr verlassen wir das Haus des Eremiten, reiten noch eine Stunde auf unseren Eseln und unternehmen schließlich die mühseligste Besteigung, die ich in meinem Leben gemacht habe. Man müßte sich viel mehr Zeit nehmen und nicht bei dem Eremiten, sondern am Kraterrand frühstücken.

---

[1] „Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti", Florenz 1550, 2. erw. Aufl. 1568. Eine neue Verdeutschung von E. Jaeschke u. a. erschien 1904—16 bei Heitz in Straßburg (6 Bde.). Stendhal selbst schrieb seine „Geschichte der italienischen Malerei" (1817) unter geschickter Benutzung von Vasari, Condivi u. a. Quellen.

[2] London, 1778. Deutsche Übersetzung: „Akademische Reden über die Malerei", Dresden 1781. Es gibt auch eine neuere Übersetzung von Leisching (Leipzig 1893).

[3] Zuerst abgedruckt in Soirées du Stendhal-Club, II, 191f., ferner in dem von Paul Arbelet veröffentlichten „Journal d'Italie", Paris 1911, S. 242f.

[4] Ohne Zweifel Beyles Freund de Barral (Arbelet). „Um das Jahr 1810 hatte Barral sein ganzes Vermögen im Spiel verloren. Ich lieh ihm etwas Geld und veranlaßte ihn, nach Neapel zu reisen" (Souvenirs d'Egotisme, S. 57).

Ich war überrascht, im Innern eines Kraters nicht die Hölle brodeln zu sehen. Den schönsten Blick auf der Welt, glaube ich, hat man vom Hause des Eremiten ... Um halb vier sind wir wieder unten. Am Abend gehe ich noch nach der Chiaja. Ich wollte ins Theater San Carlo, doch ich bin zu erschöpft und lege mich um zehn Uhr zu Bette.

11. Oktober 1811

Heute, Freitag, morgens um 6 Uhr, schöner Anblick des Vesuv; seine Umrisse werden von der Sonne beleuchtet, die hinter dem zweigipfligen Berg aufgeht. Der linke, niedrigere Gipfel ist der alte Vesuv, auf dem man die Lavasteine findet, die geschnitten werden. Von Neapel erblickt man ihn nur im Profil. Der Vesuv, der jetzt raucht, ist etwas höher und weiter rechts.

Das neapolitanische Volk brüllt fortwährend und will stets Geld haben. Die Droschkenpferde laufen wie der Wind, und das auf einem Pflaster, das gewaltig schüttert. Das königliche Palais sieht schmuck aus, die Zivilliste soll sehr reich sein. Ich glaube, kein Herrscher hat Landsitze, die sich mit denen des Königs von Neapel nur annähernd messen könnten: Portici, Castellamare, Caserta und Capo di Monte, wo er Landaufenthalt mit einem auf Erden vielleicht einzigen Blick hat, und das fünfzehn Minuten vom Theater San Carlo. Intendant dieser Zivilliste zu sein, muß angenehm sein. Wollüstigkeit des Königs Joseph [Bonaparte][1]: er las Racine seinen Hofdamen vor oder ließ ihn vorlesen, von acht bis zehn Uhr abends, ohne Herren. Aus den jungen Mädchen, die nicht vorgestellt waren, bildete er eine Truppe von Jägerinnen im Kostüm Dianas, die bei ihm in Capo di Monte den Dienst versahen. Er scheint ein liebenswürdiger Mann zu sein und hat sich zu amüsieren verstanden, was unter den Herren Königen heuer selten ist.

[1] Joseph Bonaparte (1768—1844), ältester Bruder Napoleons, 1806—1808 König von Neapel, später von Spanien.

Ein Priester, der gesunden Menschenverstand besaß, hat 1803 ein Reisebuch über Neapel drucken lassen. Ich will das ausschreiben, was er über die Musik sagt, es ist ziemlich kurz, doch ich habe keine Zeit, es selbst festzustellen. — Neapel hat vier Musikschulen gehabt; im Jahre 1803 gab es denn nur noch drei mit zweihundertunddreißig Schülern. Aus diesen Schulen sind meines Erachtens die größten Musiker der Welt hervorgegangen; nichts ist natürlicher; hierzulande wird die Musik am meisten geliebt. Fünfzig Lazzaroni besitzen mehr wahre Liebe zur Musik als das ganze Publikum, das sich am Sonntag in einem Pariser Konservatorium begeistert. Die großen Künstler, die Neapel hervorgebracht hat, lebten um 1725, zur Zeit der Regentschaft, wo die Pariser Sitten so lustig waren ...

Ich will auch das Kapitel über die Sitten ausschreiben, zu dem Herr Lambert, der mannigfache Schicksale erfuhr und der im Königreich Neapel eine arbeitsreiche Stellung bekleidet, in wenigen Minuten ein paar Anmerkungen geschrieben hat, um mir eine Freude zu machen. Ihm verdanke ich ausgezeichnete Charakterzüge der Kalabreser. In den fünf bis sechs Tagen, wo ich in Neapel bin, habe ich ähnliche Bemerkungen nicht gemacht. Diese Einzelheiten können also falsch seitn doch dies Falsche ist aus der Quelle selbst geschöpft und muß der Naur, näher stehen als das, was in Paris von Leuten gedruckt wird, die die neapolitanische Sonne sich nie in diesem entzückenden Meer spiegeln sahen.

Die Regierung Neapels hat oft gewechselt und ist wohl nie sehr stark gewesen. Man kann hier also die schönen Charaktere sehen, die das Klima erzeugt, fast ungebrochen von den Gesetzen.

Vor der Franzosenzeit gab es in Neapel zwei Klassen von Adel. Die erste genoß große Auszeichnungen. Alle Geschäfte lagen ausnahmslos in der Hand von zwei- bis dreitausend Advokaten. Diese Sitten spiegelt die Oper „La Molinara", wo ein im Schreiben schwacher Baron einem Juristen, der zufällig anwesend ist, eine Liebeserklärung diktiert. Wie man sagt, antworteten auch viele vornehme Damen in

Neapel auf großen Bogen im Kanzleistil auf die Liebesbriefe, die sie empfingen.

Die Männer sind in Neapel schöner als die Frauen[1]. Die Damen von Stand genießen viel Freiheit. Sie gehen allein oder mit ihren Liebhabern aus. Nur im Handwerkerstande begleiten die Ehemänner ihre Frauen. Die Pedanten von Neapel könnten sich freuen, daß es fast keine Frauenzimmer gibt; der Grund ist, daß sie bei der großen Konkurrenz nicht auf ihre Kosten kämen (Lambert). Man sieht, was in einer sehr volkreichen Stadt geschehen muß, die voller Unverheirateter ist und dieses Klima hat. Ausgehaltene Mädchen begnügen sich hier wie anderswo mit zwei Liebhabern, einem reichen, der das Geld gibt, und einem armen, den sie heiraten wollen. Die Neapolitanerinnen sind die Heiratslustigsten auf dem Erdenrund. Ich meine die anständigen Mädchen (Lambert, vom Vicomte bestätigt).

Man hält viel Gesinde, weil es wenig kostet (sehr wahr und beachtenswert bei dem allgemeinen Charakter). Wer nur etwas vorstellen will, muß sich Gesinde halten. Neuerdings kann man des Morgens zur Not ohne Lakaien ausgehen; aber zur Abendzeit ist dieses Gefolge für einen Menschen von gutem Ton unerläßlich; übrigens kann er sich nach der Hauptmahlzeit nicht mehr zu Fuße blicken lassen. Wer also keinen Wagen hat, wartet bis nach Sonnenuntergang mit dem Ausgehen; dann leidet seine Eitelkeit nicht. Vor dreißig Jahren trug jedermann einen Degen, selbst die Lakaien. Die französischen Könige[2] haben diesen Usus, der schon nachließ, ganz abgeschafft. Gekleidet ist man wie in Paris. Trotzdem ist ein Neapolitaner leicht von einem Franzosen zu unterscheiden.

Die niedrigsten Volksklassen sind in ganz Europa unter dem Namen Lazzaroni berühmt. Dies Wort kommt von dem armen Lazarus aus dem Evangelium; man nannte sie so wegen ihrer Nacktheit. Sie leben auf der Straße oder am Meeresstrand. Man sieht sie namentlich

---

[1] S. Seite 369, Anmerkung.

[2] Joseph Bonaparte 1806—08; Joachim Murat 1808—14.

am Mercato, wo sie die niedrigsten Dienste verrichten. Ihre ganze Habe besteht aus einer Hose und einem Leinenhemd; und wenn sie kein Obdach haben, so schlafen sie auf den Bänken am Straßenrand. Im Winter ziehen sie über diese Kleidung ein Stück grobes Wolltuch, das sie sich wie einen Mantel umlegen. Sie sind, wie man sieht, völlig bedürfnislos. Auf der Straße sieht man sie Maccaroni, gesalzene Fische und rohe Gemüse essen. Sie haben nichts und trachten nicht nach Erwerb. Was sie brauchen, und das ist sehr wenig, verdienen sie sich mit ihrer Arbeit und führen ein glückliches Leben …

Das alles ist richtig, doch der Abbé hätte hinzusetzen sollen, daß dies leider der Charakter des ganzen Volkes ist. Niemand im Volke denkt an das Morgen: jeder Tag bringt schlecht und recht so viel, wie man zum Leben benötigt. Ein Handwerker, der für einen arbeitet, glaubt einem, wenn er genug Geld für die Woche hat, einen Liebesdienst zu erweisen. Daher das Elend fast aller Handwerkerwitwen und Kinder. Sie sind aufs Betteln angewiesen, und ich glaube, diese Plage wird noch lange währen. Sie ist sozusagen geheiligt. Die Frau des Arbeiters ist sozusagen nur die Buhle ihres Mannes, who makes that und in die Messe geht. Après lui le déluge. Das gemahnt an die Sitten des Orients (Lambert). Der Abbé de Saint-Non[1] hat uns erzählt, daß sie eine Art von Körperschaft bilden[2] und einen König wählen, der stets von der Regierung alimentiert wird. Den König Ferdinand liebten sie sehr; er sprach ihre Sprache, die voller Lebendigkeit, Komik und unanständiger Gebärden ist[3].

[1] „Der Abbé de Saint-Non (1727—91), Altertumsforscher und Graveur, veröffentlichte eine ‚Voyage pittoresque dans les Royaumes de Naples et de Sicile‘ (1781—86, 5 Bde. mit 417 Abbildungen, zu denen zahlreiche Künstler, u. a. Fragonard, beitrugen).“ Arbelet, S. 254.

[2] Diese geheime Gesellschaft ist die Camorra, die noch heute den Schrecken Neapels bildet.

[3] Vgl. hierzu A. Kellner, Alltägliches aus Neapel (Leipzig 1898), S. 5: „Als Murat [1815] gefallen und König Ferdinand I. mit den Österreichern nach Neapel zurückgekehrt war, zogen die Lazzaroni vor das Schloß in



Tarantella am Posilipp. Kupferstich von Nicolet.

Die Bewohner eines so schönen und fruchtbaren Landes ergeben sich mit Leidenschaft dem Vergnügen. Ich glaube, man findet hier nicht viele von den trübsinnigen, verständigen Tieren, die besonnene Leute heißen und die in nordischen Städten die Basis der Gesellschaft bilden. Das hiesige Volk ist der Faulheit und Weichlichkeit ergeben und ißt gern etwas Gutes. Bei den Tafelfreuden beobachtet man große Formalitäten. (Überbleibsel alter Bräuche. Die Beamten erhalten bei allen Gelegenheiten ihr Gehalt vorschußweise. Der Finanzminister fragt nicht einmal danach. — Lambert.) Hohe Festtage sind San Martino, Weihnachten, Karneval und Pfingsten. Dann schwimmt alles in Überfluß. Morgens sind die Straßen mit Unmassen von Lebensmitteln erfüllt, und an einem Tage ist alles aufgegessen. Die Tafeln der Reichen sind sehr gut besetzt. (Alberne Lüge, sofern es sich nicht um Repräsentationsschmäuse handelt. Bekanntlich leben Dreiviertel aller Haushalte von minestra verde und Makkaroni und tiranno la carozza co' denti[1]. — Lambert.)

Wer nicht durch die geräuschvolle Via Toledo gegangen ist, macht sich keinen Begriff, wie schreierisch, lebhaft und gestikulierend das neapolitanische Volk ist. Tanz, Gesang und Instrumentalmusik sind allgemein beliebt und finden immerfort statt. Die Liebe des Volkes für alles, was Schauspiel heißt, bricht überall durch. Das Volk bedient sich fortwährend der Trommeln, Kastagnetten und andrer

---

Resina. Sie begehrten den von Murat mit großer Pracht ausgestatteten Palast zu plündern. Da zeigte sich Ferdinand am Fenster. Er legt den Finger an den Mund. Das Volk verstummt und starrt den König an. Er kreuzt die Hände wie beim Übergreifen auf dem Klavier und fingert dabei in der Luft umher. Das heißt „Langfinger machen". Dann fährt er sich rasch mit der Hand unterm Kinn her. Alles das Spiel eines Augenblicks ... „Ruhe, hier gibt's nichts zu mausen!" war der stummen Rede klarer Sinn. Der schlimme Haufe, auf seine Weise verständigt, ging ohne weiteres belustigt auseinander ... „Evviva Nasone!" Nichts hätte ihm wirkungsvoller imponieren können. Re Nasone war der Spitzname des mit einem beträchtlichen Riechkolben versehenen Bourbonen."

[1] Sie ziehen den Wagen mit den Zähnen, d. h. sie laufen zu Fuße.

Instrumente, die aus Griechenland stammen sollen. Man kann sich denken, daß alle kirchlichen Zeremonien glänzende Feste sind. (Sehr wahr. Lambert.) Die Priester wären schön dumm und schlechte Landeskinder, wenn sie anders handelten. So ist die Religion denn ein Aberglaube voller Lebendigkeit. An Fasttagen verwandeln sich die Kirchen in eine Art von Theatern; sie werden mit Stoffen ausgekleidet; Musik ertönt, und alle Stühle sind nach dem Orchester und nicht nach dem Altar gerichtet.

Solange ich bei Herrn Lambert war, betäubte mich der Lärm eines Festes einer benachbarten Madonna. Alle drei bis vier Minuten tuteten drei bis vier Trompeten ohrenzerreißend. Die Madonna im Hintergrunde war abends, als wir vorbeikamen, um ins Theater (oder nach der Chiaja) zu gehen, erleuchtet, und die Kinder sprangen mit ausgelassener Freude um uns herum und brannten zwischen unsern Beinen Feuerwerk ab — zu Ehren der Madonna. Die Kosten dieses Festes waren erheblich; sie wurden um die Wette von den Nachbarn und den Lazzaroni der Contrada Egizziaca getragen.

Zur Weihnachtszeit ist alles voll von Presepi (Krippen), welche die Geburt des Heilands in kleinen, sehr gut ausgeführten Figuren und Landschaften darstellen. Man findet sie in jedem Hause, und manche verdienen die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde[1]. Die Architektur, die ländlichen Wohnungen, die Ruinen, die verschiedenen Kleider, die Tiere, Flüsse, Brücken und Berge, der Himmel und die Ferne — alles ist mit unendlicher Kunstfertigkeit dargestellt. Zu Weihnachten verrichtet das Volk neuntägige Andachten vor diesen Presepi oder vor den Madonnen an den Straßenecken. Kräftige Bauern kommen dann von den Bergen herab und spielen Dudelsack oder andere Blasinstrumente vor den Madonnenbildern.

Der Kunstgeschmack des Volkes tritt bei den Begräbnissen zutage. Man bedeckt die Särge mit goldbetreßten Samtdecken. Die meisten

[1] Das Münchener Nationalmuseum enthält eine große Sammlung neapolitanischer Krippen.

Neapolitaner gehören einer Bruderschaft an. Die Mitglieder erweisen sich gegenseitig den Dienst, einander zu begraben.

Es scheint, daß das Volk bis zu den französischen Königen sich gern in kostbare Stoffe kleidete. Jetzt sieht man keine mehr, außer in den Zimmern, die meist mit Seidenstoffen tapeziert sind. Dieser Geschmack hat der Wandmalerei ein Ende gemacht; doch die Ausgrabungen von Herkulaneum und Pompeji haben diese Ausschmückung der Wände wieder in Mode gebracht.

Genau wie in Paris, wenn der Hof Trauer anlegte, trug jedermann bis herab zu den Handwerkern schwarze Kleider. Neapel hat viele Eis- und Caféhäuser. (Gut und sehr richtig. Lambert.) Sie sind zu allen Tagesstunden voll von Leuten, die laut sprechen, gestikulieren und die Vorübergehenden angaffen. Standespersonen wagen die Cafés nicht aufzusuchen; dafür haben sie ihre Conversazioni (so nennt man in Rom und Neapel die Gesellschaften).

Die Neapolitaner sind gute Untertanen; doch sie wollen von allem reden, bei allem mitreden und schreien dabei mordsmäßig (sehr wahr). Die kleinsten Handwerker trinken Kaffee, der wie in Frankreich den Wein verdrängt hat. Der große Nachteil der Neapler Unterhaltungen ist die Langeweile. Regierung und Verhältnisse sind nicht danach, daß sie amüsant sein könnten. Man bevorzugt die Neuigkeitskrämer. (Wahr. — Lambert. — Völliger Gegensatz: Neapel und Genf.) Schon dies beweist in den Augen eines aufmerksamen Beobachters, wie weit die Kultur zurück ist. Ein weiter Abstand vom Salon der Madame Dudeffand[1]. In Neapel kritisiert man die Regierung, klagt über die Gluthitze und setzt sich an den Spieltisch. Im Jahre 1803 gab es nur zwei Klubs. Die beste Gesellschaft trifft sich in den Theaterlogen. Man ißt dort Eis, hört ein, zwei Arien an und geht dann zu Wichtigerem über. Es ist üblich, daß eine Frau, die in den Wochen war, eine Weile offenes Haus hält; dann kommt viel Besuch, dem sie Eis anbieten läßt. Eine Sitte hat die Umwälzung überlebt, welche

[1] S. Seite 62, Anm. 3.

die französischen Könige herbeiführten: die Korsofahrt des Adels eine Stunde vor Sonnenuntergang auf der Chiaja und Mergellina am Meeresufer. Man sieht dort viele Wagen. Im Sommer fährt man nach Sonnenuntergang nach dem Molo und nach dem Posilipp.

Das Volk ist äußerst geräuschvoll. Um nichts gerät es in Wut und beruhigt sich ebenso rasch. Das niedere Volk hat nicht die geringste Erziehung. Es sind Naturkinder. (Dieser ganze Paragraph stammt von einem scharfen Beobachter und stimmt genau. Der neapolitanische Autor verschweigt den Hang des Volkes zu häuslichen Diebereien, die es in ganz Italien berüchtigt gemacht hat. — Das Prinzip ist stets das gleiche: genießen, ohne zu arbeiten, folglich stehlen, um zu genießen. Man muß selbst ein Dieb sein, um die Listen und das Genie zu erraten, das sie entwickeln, um einem zehn Soldi zu stehlen. Das trifft besonders auf Neapel zu. — Lambert.)

Eine gewisse unkultivierte Roheit macht sich bis in die obersten Schichten bemerkbar. Das Volk hat stets ein Messer bei sich. Seine Gemeinheit und Niedrigkeit steht ihm im Gesicht geschrieben. In den Reden und Handlungen ist alles Unterwürfigkeit. Die Neapolitaner sind ohne Erziehung und folglich ohne Heuchelei: sie beten ihre Heimat an und reisen nicht. Die Handwerker verzehren, was sie verdienen und auf ihre alten Tage betteln sie; diese Lebensart ist bei der Anspruchslosigkeit des Volkes und der großen Zahl von Spenden an die Armen sehr bequem. Die Verbrechen sollen hier nicht bösartig sein, und im Jahre rechnet man nicht mehr als vierzig Morde.

Die Sprache des Volkes erscheint anfänglich grob und schreierisch; sie ist energisch und ausdrucksvoll wie alle Mundarten; doch sie hat ihre besonderen Feinheiten. Sie scheint zum Lachen geschaffen. Viele Werke sind in ihr geschrieben.

Die verschiedenen Stadtviertel haben ihre Dialekte, wie es bei einem so lebendigen Volke natürlich erscheint, dem die Religion kein Zügel, sondern eine Leidenschaft ist, und das durch fast kein Gesetz eingeengt

und höchst natürlich ist. (Dieser ganze Bericht ist sehr kalt im Vergleich zu meinen Eindrücken von 1811.)

3. Aus den „Wanderungen in Rom"[1]

1. Oktober 1818

Die Geschichte Neapels von Giannone[2], der in der Zitadelle von Turin starb, weil er gewagt hatte, die Wahrheit über das neapolitanische Mittelalter zu schreiben, ist sehr schätzenswert, aber etwas langweilig für Reisende wie wir, die nichts als Neapel sehen wollten: „Veder Napoli e poi mori", sagen die Neapolitaner. In der Tat läßt sich nichts mit dieser köstlichen und erhabenen Lage vergleichen; sie ist das einzige Schöne auf Erden, das diese beiden Epitheta verdient . . .

Wir fanden in Neapel die französische Geselligkeit wieder. Neapel ist in den unteren Klassen etwas afrikanisch, aber weniger italienisch als Rom, Bologna oder Venedig. Die zweihundert reichsten Personen der Stadt scheinen in Paris geboren. Nur die prachtvollen Augen und die große Nase hat die hohe Gesellschaft mit den Neapolitanern gemein. Aber diese schönen Augen sind nicht sehr ausdrucksvoll; sie gemahnen an Homers Wort von der ochsenäugigen Hera.

Die hohe Gesellschaft bildet eine moralische Oase inmitten von Neapel; nichts, was sie umgibt, ist ihr ähnlich; und sie lebt im Verkehr mit den zwanzig englischen Familien, die sich alljährlich in Neapel niederlassen und die kleinliche Eitelkeit der Nordländer importieren.

Die Mehrzahl der Neapolitaner hat keine tiefen Leidenschaften, sondern folgt blind dem Eindruck des Augenblicks. Metastasio[3] hat die Delirien mehrerer hochgespannter Leidenschaften mit ganz neapolitanischem Kolorit geschildert. Nur etwas bringt den Neapolitaner zur

[1] Dort fortgelassen und hierher übernommen.

[2] S. Seite 161, Anm. 2.

[3] Pietro Metastasio (1698—1782), geboren in Rom, gestorben als Hofdichter in Wien, Vollender der ernsten Operndichtung (opera seria) der Italiener. Ausgewählte Dramen, Halle 1911.

Ruhe und macht ihn vernünftig und träumerisch, das ist eine Arie von Cimarosa, wenn sie gut gesungen wird. Ihr gewöhnliches Leben ist so lustig, daß jede Leidenschaft, selbst eine glückliche, sie traurig stimmt. Die Opern Cimarosas[1] schildern den Charakter der glücklichen Bewohner von Torre del Greco ebenso richtig, wie Voltaires „Zadig", „Candide" und „Pucelle" den Franzosen von 1760 schildern.

Das Volk lebt immerfort auf der Straße, und es wimmelt auf den Straßen von Offizieren in blauem Waffenrock mit rotem Kragen und Majorsepauletten: es sind Leutnants. Der ganze Adel dient, weil er arm ist, und sehnt sich sein Leben lang nach einer Verfassung.

4. Bologna

Brief an den Baron von Mareste

Mantua, 28. März 1820

Ich habe acht Tage in Bologna verbracht, einer Stadt, die dem Papst Angst einflößt und die bis auf die Preßfreiheit die äußerste Freiheit genießt. In einer Gesellschaft, die der Legat (Kardinal Spina) soeben verließ, sagte man: „Il governo di questi maladetti preti". Die öffentliche Verwaltung ist buchstäblich freie Weide. Die Mehrzahl ihrer Häupter ist ehrlich, aber so erzdumm! Das heißt, sie sind sehr gerieben in der Art ihres Wandels; aber eine Rechnung von zwanzig Seiten voller Zahlen — unmöglich! Eher gingen sie durchs Schlüsselloch. Der Papst ist alles andre als einfältig; er ist hündisch reaktionär, ganz wie der Kardinal Consalvi; doch er will Frieden haben, und so regiert er ungefähr im Sinne der Mehrheit. Nur mit Mühe ließ ich mich durch zwanzig Anekdoten dazu überreden, daß

[1] Domenico Cimarosa, geb. 1749 in Aversa bei Neapel, Kapellmeister in Venedig, 1798 als Revolutionär zum Tode verurteilt, doch begnadigt, gest. 1801 in Neapel an den Folgen der Kerkerhaft. Seine komische Oper „Il Matrimonio segreto" gehörte zu Stendhals Lieblingsopern.

Consalvi wirkliche Freude daran hat, der Minderzahl zuliebe (id est ultra) der Mehrzahl Schaden zu tun.

Bologna wimmelt von Flüchtlingen aus Ferrara, Cesena, Ancona und Macerata. Die Verfolgung geht von den Adligen und den Frommen aus. Dies der Mechanismus. Die Legaten sind Kinder, junge Monsignori aus den vornehmsten Familien Roms. Als Kinder lassen sie sich von den Bischöfen leiten. In Bologna dagegen herrscht der Kardinal-Legat Spina, ein sehr gewiegter Mann, der in einer guten Stadt bleiben und dort nicht seine Haut lassen will. Der Kardinal-Erzbischof h . . . t mit frömmelnden dicken Frauen und hat sich in die Regierung absolut nicht einzumischen. Jedermann stiehlt, jedermann ist zufrieden und verwünscht dennoch die Priester. „Wir können nicht freier sein, als wir es sind," sagte mir ein geistreicher Mann; „aber alles ist de facto und nicht de jure. Morgen kann mich Se. Heiligkeit in den Kerker von San Leone werfen und mein Vermögen konfiszieren; das wäre grausam, doch nicht rechtswidrig; es gibt kein Gesetz dagegen."

Hätte die Regierung eine vernünftige Verwaltung wie die des Usurpators in Frankreich, so fände ich sie trefflich. Denken Sie sich, für 100000 Franken kauft man hier ein Landgut, das ohne die Steuern netto 8000 Franken abwirft. Ich habe das zwanzigmal festgestellt. Der gesetzliche Zinsfuß ist 8 %, der gewöhnliche 15 %, und wer sich mit 12 % begnügt, gilt für einen sehr zartfühlenden Menschen. Ich habe nicht übel Lust, 30 bis 40000 Franken flüssig zu machen und mich in Bologna als Bankier niederzulassen — im Ernst! Es ist eine Stadt von 70000 Seelen, wo die Frauen nicht prüde sind und wo man lacht . . . Im Handumdrehen bin ich der ganzen Gesellschaft vorgestellt. Wäre ich zehn Jahre jünger, ich hätte Wunder vollbracht; die Frauen gucken einen nach drei Minuten an, und sie tun recht daran. Unsre Prüden in Paris sind recht dumm, wie ich es in einer gelehrten Dissertation „Über die Liebe" beweisen werde[1]. Hat man nicht das

[1] Stendhals berühmtes Buch „Über die Liebe" (1821), Bd. IV dieser Ausgabe.

Glück, Liebe aus Leidenschaft zu empfinden, so doch physisches Vergnügen ... Das und die 8 % waren meine beiden Hauptgedanken in Bologna.

5. Die Mailänderinnen[1]

Man denke sich mein Entzücken, als ich in Italien die Entdeckung machte — ohne daß ein Reisender mir die Freude verdorben hätte, indem er es mir im voraus sagte —, daß gerade in der guten Gesellschaft am meisten das Unvorhergesehene herrscht. Diese eigenartigen Geister finden nur im Mangel an Vermögen und im Unmöglichen eine Schranke. Vorurteile gibt es nur noch in den unteren Volksklassen.

Die italienischen Frauen mit der Feuerseele, die ihnen der Himmel geschenkt hat, erhalten eine Erziehung, die fast ausschließlich in Musik und etwas religiösem Firlefanz besteht. Und dieser gipfelt in dem Satze, daß keine Sünde etwas auf sich hat, wenn man sie nur beichtet. Sie ahnen den Wandel ihrer Mütter; sie heiraten, und nun sind sie endlich der Zucht, und wenn sie hübsch sind, auch der Eifersucht ihrer Mütter entrückt. Im Nu vergessen sie alle frommen Regeln und achten alles, was man ihnen gesagt hat, als vortrefflich, aber nur als gut für Kinder.

Die Mailänder Damen halten nicht zusammen; die Theaterloge jeder einzelnen bildet einen kleinen Hof für sich; jeder Mann will bei der Königin dieses kleinen Reiches ein Lächeln verdienen; niemand will sich seine Zukunft verscherzen. Auch wenn sie den größten Unsinn redet, erheben sich zehn Stimmen zugleich, um ihr Recht zu geben. Der Unterschied liegt nur in dem Plus oder Minus an Geist bei ihren Höflingen. Nur in einer Hinsicht kann sie Widerspruch erleben. Sie kann am hellen lichten Tage behaupten, es sei Nacht; wenn sie sich

[1] Brief an Romain Colomb vom 4. September 1820.

aber einfallen läßt, zu sagen, die Musik von Paër[1] tauge mehr als die von Rossini, so erheben sich zehn Stimmen, um sie zu verspotten. Im übrigen sind alle Landpartien, alle noch so tolle Launen, die ihr durch den Kopf gehen, ebensoviele Orakel für ihren Hof.

Sie sehen, jede Dame hat hier ihre eigenen Manieren und ihre eigne Art zu plaudern. Jede Loge ist eine neue Welt, nicht nur mit andern Ideen, sondern auch mit einer andern Sprache; was in der einen anerkannte Wahrheit ist, gilt in der andern als Hirngespinst. Das ist ungefähr so, wie wenn man erst Gesandter am Hofe eines jungen militärischen Fürsten und dann bei einem alten bedächtigen Landesvater ist. Infolgedessen sind die Mittel und Wege, einer Frau durch die Unterhaltung (den Geist) zu gefallen, hier sehr verschieden. Gemeinsam sind ihnen nur zwei Dinge, und das Wesen dieser Dinge ist, wenn sie frei walten, ewig verschieden: es ist die Phantasie und die Liebe.

Jeder Mann, der anschaulich und lebendig etwas Neues erzählt, ist des Beifalls der Italienerinnen sicher. Einerlei, ob er sie zum Lachen bringt oder zu Tränen rührt; wenn es nur zu Herzen geht. Man kann ihnen den Inhalt des „Tartuffe" erzählen, oder die barbarische Art, wie Nero den Britannicus vergiftet hat; das fesselt sie ebenso wie die Erschießung des Königs Murat[2]; nur anschaulich und möglichst lebendig muß es sein. Da ihre Sensibilität viel stärker ist als ihre Eitelkeit, so gefällt ihnen selbst eine lächerlich übertriebene Erzählung. Man merkt das Schwülstige zwar, doch es beleidigt nicht. Das Buch, für das sie gegenwärtig schwärmen, ist die „Geschichte der Inquisition in Spanien" von Llorente; seine schwarzen Spukgestalten rauben ihnen den Schlaf. Ein Inquisitor, der heute nach Mailand käme, könnte sehr in Mode kommen, ja überlaufen werden.

---

[1] Ferdinand Paër (1771—1839), italienischer Komponist, 1802—1806 Kapellmeister in Dresden, 1812—1827 Direktor der Italienischen Oper in Paris.

[2] S. Seite 234, Anm. 2.

Die Erlebnisse (Vicende) eines leidenschaftlichen Lebens unter der Maske der Seelenruhe bilden das Urteil der italienischen Damen frühzeitig; sie dürfen Torheiten sagen, aber keine machen; jeder Irrtum wird durch die Ereignisse streng gestraft; von der tändelnden Grazie der Französinnen, die bei der leisesten Gefahr in Blödheit umschlägt, haben sie ganz und gar nichts[1].

Die Italienerinnen stehen allen Wechselfällen des Lebens charaktervoll gegenüber. Nur eins ertragen sie nicht, den Spott, der ihnen stets als Roheit erscheint. Nie wird ein Mann der Gesellschaft seiner Freundin zuliebe über eine andere Frau spotten; denn nie verkehren zwei Frauen anders als zeremoniell miteinander; Sticheleien sind daher unter ihnen ausgeschlossen. Diese Scheu vor dem Spott herrscht ebenso unter den Männern; beim geringsten Worte, das Spott enthalten könnte, sieht man sie rot und blaß werden. Aus diesem Grunde ist der französische Esprit hier unmöglich; eher verschwindet der Apennin, als daß sich der Esprit in Italien einbürgerte. Die feine und zarte Schmeichelei verliert ihre Grazie, wenn das Kritisieren verpönt ist. Wie könnte also die Lust an der Geselligkeit entstehen, wo das, was ihren Reiz bildet, hier fehlt? Wie sollen einander gleichgültige Menschen, die in einem hellerleuchteten, gutgeheizten Salon zusammenkommen, sich vergnügt unterhalten, wenn die Neckerei verpönt ist? Gewohnheit und Vorurteile zwingen die Italiener also, ihr Leben lang nur unter vier Augen zu verkehren.

Hinzu kommt, daß ein Gebot der Höflichkeit, wie die Unterordnung des eigenen Ich unter die anderen, in einem italienischen Salon für Schwäche gilt. Man kann sich danach ein Bild machen, wie es in den Cafés, den Theatern und öffentlichen Orten zugeht. Der Fremde ist genötigt, seine Erziehung von vorn anzufangen; alle Augenblicke merkt

[1] Diese völlig unübersetzbare Stelle ist nach A. Schurig, „Ausgewählte Briefe Stendhals", wiedergegeben, dessen Verdeutschung auch bei diesem Briefe mehrfach mit Dank benutzt wurde.

er, daß er zu höflich ist. Zieht er aber seinen Freund nur ein wenig auf, so glaubt dieser, er liebe ihn nicht mehr.

Bei Männern wie Frauen entwickeln die Charaktere sich hier in voller Freiheit; es gibt mehr Genies und mehr Dummköpfe als anderswo. Diese letzteren sind unglaublich dumm und überraschen einen immerfort durch Züge, die man nur mit beglaubigten Beispielen erzählen kann.

Einer meiner Freunde machte vor acht Tagen einer Dame, die er erst seit kurzem kannte, zu sehr unpassender Zeit seine Aufwartung. Der Gatte war eine Meile weit fort auf seinem Landgut und übte sich mit seinen Freunden im Pistolenschießen. Es begann zu regnen; ärgerlich über den verdorbenen Abend kehren sie nach Brescia zurück. Der Gatte, der sehr eifersüchtig war, lenkt den Schritt sofort nach dem Schlafzimmer seiner Frau. Erstaunt, die Tür verschlossen zu finden, klopft er mit seiner Pistole an. Die Frau sagt lachend und singend zu ihrem Liebhaber: „Ach, da ist mein Mann!" Sie eilt an die Tür, um zu öffnen, küßt ihn und sagt: „Weißt du, Colonna ist da." — „Wo denn?" — „In dem Kämmerchen neben meinem Bette." Bei diesen Worten kommt der Liebhaber, um sich nicht in dem Kämmerchen blockieren zu lassen, in ungeordneter Kleidung heraus. Man stelle sich die Mienen dieser beiden Männer vor, der Gatte gewalttätig und mit der Pistole in der Hand! Alles vollzog sich unter Scherzen, die wohl etwas gezwungen waren. Als der Liebhaber hinaus war und zu seiner großen Freude sich schon im Vorzimmer befand, rief ihn der Gatte mit tiefernster Miene zurück. Der Gerufene durchschreitet all die dunklen Säle, die nur mit je einem Lichte erleuchtet waren. Der Gatte rief ihn zurück, um ihm einen sehr schönen Korb Wildbret zu schenken, den sein Waldhüter ihn nach seinem Landgute gebracht hatte. Wollte er sich über ihn lustig machen? Das haben wir noch nicht ergründen können. Aber die Frau, die nenne ich eine reizende Gans; man schließe davon auf die geistreichen Frauen!

Als geistreich gilt ihnen vor allem das Unvorhergesehene und viel Helldunkel in den Reden (im Gegensatz zu viel Licht und viel

Schatten). An den Männern schätzen sie das Militärische, aber beileibe nicht das Beamtenhafte, wie wir es in Frankreich haben, das nüchterne, selbstzufriedene, eingebildete und pedantische Wesen, das sie nicht ausstehen können. Dagegen schwärmen sie für Schnurrbärte, besonders wenn deren Träger die Paraden unter Napoleon mitgemacht haben.

Sehr selten und vor allem sehr wenig dauerhaft sind Freundschaften unter Damen; dazu bedarf es ganz besonderer Umstände, zum Beispiel wenn zwei Damen gleich hübsch sind und sie die Liebe mehr um der Liebe willen als wegen ihres Liebhabers schätzen. Dieser hervorstechende Zug der Mailänder Sitten wird durch das Scalatheater entweder verursacht oder bestärkt. Dort empfängt jede Dame allabendlich ihre Freunde im Glanz ihrer Loge. Hier ist sie der einzige Gegenstand der Huldigungen und der Schmeicheleien der Besucher. Frauen, die nicht so glücklich sind, eine dieser zweihundert Logen inne zu haben, empfangen ein paar Freunde zu Hause beim Tarockspiel, das mit den gröbsten Worten, wie asinone, cojonon gewürzt wird. Es ist ein steter Kampf. Im Kleinbürgertum und in den Häusern, wo noch die alte Sitte lebt, gehört eine Flasche guten Weins auf das Schlachtfeld, um die Kämpfer anzufeuern.

Die — wenn man sie einmal kennen gelernt hat — zarten Reize einer aus Männern und Frauen gemischten Gesellschaft sind hier unbekannt. Die Männer verlangen nicht gebieterisch nach Genüssen, von denen sie keinen Begriff haben, und man müßte sie in diesem Tone fordern, um bei den Damen etwas durchzusetzen, das ihre liebsten Interessen so grausam beeinträchtigt.

Das ist der Grund, weshalb es in Mailand nie eine Geselligkeit geben wird. In Paris nimmt die Geselligkeit den Mann ganz in Anspruch; ein Gesellschaftsmensch ist nichts weiter als dies. Jedermann sagt zu ihm, wie die Baronin in den „Dehors trompeurs“:

> Ne soyez époux, ne soyez amant;
> Soyez l'homme du jour et vous serez charmant.

Die Liebe eines Franzosen besteht zu fünf Sechsteln aus Eitelkeit. Hier ist Liebe nur Liebe, und obwohl sie bestrickender ist, fordert doch keiner vom andern, daß er sein ganzes Leben zum Opfer bringe, daß er seine Lebensweise, seine Individualität, kurzum das, was ihn von den andern unterscheidet, aufgebe. Hier ist es die Geliebte, die sich auf den Geliebten einstimmt. Die Geliebte Canovas ist Künstlerin, die Geliebte Spallanzanis[1] half ihm bei seinen physikalischen Experimenten. Zwei bis drei viel berufene Dummköpfe ausgenommen, denkt unter den jungen Leuten kein Mensch daran, sich besser zu kleiden als andere; man muß sich anzehen wie jedermann. Drei, vier Männer, die Glück in der Liebe hatten, wurden, so schien es mir, von den Damen insgemein geschnitten; die hübschesten würden sie nicht empfangen; doch wenn sie ihr Handwerk verstehen und mit ihnen zufällig in einem Landhause zusammentreffen, so können sie ihnen in einem Abend den Kopf verdrehen; ich war Zeuge und fast Vertrauter solcher Vorfälle.

„Was haben Sie denn?" fragte ich eine hübsche Dame. „Mein Herz ist verwundet," erwiderte sie offen; „dieser Schlingel gefällt mir." In der Nacht weckte sie ihren Gatten: „Reise mit mir fort, oder ich mache eine Dummheit." Er ließ es sich nicht zweimal sagen, und zehn Minuten danach waren sie auf der Straße nach Venedig.

Man wird mir vorwerfen, ich lobte alles. Ach, nein! Ich habe etwas sehr Trauriges zu berichten. Nichts ist kleinstädtischer als die große Gesellschaft von Mailand. Sie ist eine Art von Aristokratie, bestehend aus den zweihundert Damen, die eine Loge in der Scala haben und allabendlich Korso fahren. In diesem Kreise, zu dem alles gehört, was schick und lebenslustig ist, gibt es nichts Unbekanntes. Sobald eine Dame ihre Loge betritt, mustert sie zunächst das Haus. Da es seit dem Zusammenbruch des Königreichs Italien im Jahre 1814 keine neuen Erscheinungen mehr gibt, so bemerkt sie die geringsten

[1] Lazzaro Spallanzani (1729—99), berühmter Naturforscher.

Unregelmäßigkeiten. Wenn Herr Soundso nicht mehr Frau Soundso gegenübersitzt, so wendet sie sich zu ihrem Liebhaber, der dann ins Parkett hinuntergeht und sich erkundigt: cos' è de neuf? Was gibt es Neues? Sie ahnen nicht, wie leicht man hier in einer halben Stunde etwas genau erfahren kann. Der Liebhaber kommt zurück und meldet seiner Dame, warum Herr Soundso nicht auf seinem Posten ist. Inzwischen hat sie bemerkt, daß Del Canto, ein ihr befreundeter Offizier, seit drei Tagen auf dem gleichen Parkettplatz sitzt. „Wissen Sie denn nicht," fragt der Liebhaber, „daß er mit der Contessa Conti liebäugelt?"

Ich denke mir, daß dieses schauderhafte Geklätsch, dieser petegolismo, der auch den Fluch der Kleinstädte bildet, in den Kreisen der Kaufleute und weniger Bemittelten, deren Damen ganz einfach ins Parterre oder in eine geborgte Loge gehen, nicht so grassiert. Geburt spielt bei der Aufnahme in diese Scala-Aristokratie keine Rolle; man muß nur Geld genug und ein bißchen Geist besitzen. Manche hochadlige Dame langweilt sich in ihrer Loge mit ihrem Servente zu Tode, und man hütet sich wohl, dies Beieinander zu stören. Solche Damen können keinen etwas ansehnlichen Herrn bekommen, sie müssen mit Scheidemünze vorlieb nehmen, zumeist mit einem jüngeren Sohn aus vornehmem Hause, dessen Bruder 80000 Franken Rente hat und ihm eine Zulage von 800 Franken und freie Beköstigung gewährt.

In einigen sehr vornehmen, altadligen Familien habe ich noch gewisse Spuren der spanischen Sitten wahrgenommen. Haben doch die Spanier dies schöne Land durch das fluchwürdige Regime Philipps II. jahrhundertelang geknechtet und geschändet. Diesem abscheulichen Fürsten und seinen Nachfolgern muß man alles Elend in Italien und die allgemeine Verdummung zuschreiben. Bis zum Jahre 1530 hatte der glückliche Boden des Landes Lorbeeren aller Art getragen. Der Einfluß Napoleons hat den spanischen Geist niedergeworfen; aber so energisch dies auch geschah, so war die Zeit doch zu kurz.

Hier wie in Frankreich sind die pensionierten [napoleonischen] Offiziere die Lieblinge der Gesellschaft. Daß sie Offiziere waren, zeigen

sie durch ihre Liebenswürdigkeit und ihren weiten Horizont; es sind keine anmaßlichen Prahlhänse, wie sie mich in London in gewissen Gesellschaften in St. James' Street so peinlich berührt haben.

Eine andere Schattenseite der hiesigen Gesellschaft ist die, daß man vor inedia (Langerweile) umkommt; man weiß nicht, was man reden soll, es gibt keine Neuigkeiten. Die „Minerva"[1] ist in Mailand verboten, und das „Journal de Commerce" ist verboten. Man verbringt seine Abende unter Menschen, die auf die Gemeinheit, Heuchelei und Verlogenheit der erlaubten Zeitungen schimpfen. Sie geraten in komische Wut und beehren die Redakteure mit den demütigendsten Epithetis. Man weiß nicht, was in der Welt geschieht, und so enden alle politischen Gespräche in Verwünschungen. Nach einer kurzen Pause geht man auf die Ballette von Viganò über; seine „Vestalin" und sein „Othello" haben in Mailand selbst in den unteren Volksschichten mehr von sich reden gemacht als in Paris die letzten Umtriebe der Reaktionäre. Eine Plauderei über „Othello" ist nun zwar nicht so nützlich, aber viel erquicklicher als eine politische Diskussion. Trotzdem werden die liebenswürdigen Mailänder noch früh genug an jenem politischen Fieber erkranken, das alles Kunstgefühl tötet und das wir doch in allen Feudalstaaten durchmachen müssen, um glücklich zu werden. Dafür nennt man freilich die Leute, die wir in Paris nur insgeheim verachten dürfen, hier öffentlich mit den Namen, die sie verdienen, und die Carnot und Constant werden vergöttert. Und das alles, wird man mir sagen, haben Sie in einem Monat gesehen? Dreiviertel von dem, was ich sage, mag ungenau sein, und ich gebe es nur als das, was es wert ist: als den Augenschein; ich glaubte es so zu sehen. Man würde keine Reisebeschreibungen mehr lesen, wenn man von jedem Reisenden verlangte, daß er in den Städten, von denen er redet, lange genug gelebt hat, um seinen Berichten den Schein der

[1] Halbmonatsschrift, die vom Februar 1818 bis März 1820 [in Paris] erschien und sehr beliebt war; sie wurde von der Zensur nach der Ermordung des Herzogs von Berry unterdrückt. — Anmerkung von Romain Colomb.

Gewißheit zu geben. Man müßte fünf bis sechs Jahre in Italien oder England leben, ehe man darüber urteilt; aber die meisten, die derart ihr Vaterland aufgeben, sind Kaufleute und keine Beobachter.

6. Italien im Jahre 1825[1]

Brief an Mr. Stritch in London

Neapel, 30. September 1825

Sie bitten mich um eine Skizze über das zeitgenössische Italien[1]. Am Fuße eines großen Berges sprudelt ein Quell. Soll man, um diesen Quell beurteilen zu können, die verschiedenen Becken, die sein Wasser aufnehmen, sorgfältig beschreiben, oder soll man die Eigenschaften des Quells aus den verschiedenen Schichtungen des Berges, der verschiedenen Art des Gesteins und der Erde, die ihn bilden, erklären?

Wenigstens nach meiner Ansicht würde ich Ihnen keinen rechten Begriff von der heutigen italienischen Musik geben, wenn ich Ihnen noch so viel von den berühmten Opernbühnen, der Scala und dem Teatro San Carlo berichte. Biographien von Rossini, Mercadante, Paccini und Meyerbeer kämen dem Ziele schon näher, aber es fehlt noch immer eine Untersuchung über die lokalen Geschmacksströmungen der italienischen Musik. Sie sind einander so verschieden und nur durch einen unglücklichen Umstand verbunden: durch den Druck einer sinnlosen Gewaltherrschaft, einer zwar nicht blutigen, aber höchst kleinlichen Tyrannei. Ein reiches Mädchen mit 1000 Pfund Sterling Mitgift heiratet in Modena oder in Turin nicht, ohne daß die sieben bis acht Minister und Staatssekretäre dieser Duodezfürsten, die über ihr müßiges Leben verzweifelt sind, je drei bis vier Berichte darüber aufsetzten. Das Hauptvergnügen des französischen Volkes, sich den Reizen einer heiteren liebenswürdigen Unterhaltung hinzugeben, bei der

[1] Mit Benutzung der Verdeutschung von A. Schurig.

nach und nach von allen möglichen Dingen geplaudert wird, wäre in Italien etwas äußerst Gefährliches. Die Spione kommen hierzulande vor Stoffmangel um; sie wissen nicht, was sie in ihre Berichte setzen sollen, und jeder Spion — von dem Mönche, der mit seinem Deo gratias bettelnd an der Schwelle Ihres Hauses hockt, bis auf den Barbier, der Sie rasiert, und den Caféwirt, bei dem Sie Eis essen — verkauft sich jeder Regierung, die gerade am Ruder ist. Es geht in diesem unglücklichen Lande so bizarr zu, daß es selbst gefährlich ist, auf eine Regierung zu schimpfen, die der gegenwärtig herrschenden todfeind war. So verfolgt man heute einen Veroneser, der im Jahre 1812, also vor dreizehn Jahren unter der napoleonischen Herrschaft, auf die stupide Langsamkeit der österreichischen Regierung geschimpft hat, um den damaligen Machthabern zu schmeicheln.

Seit die Gewaltherrschaft Philipps II. über Italien hereingebrochen ist, das heißt seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, gibt es für einen Italiener nichts Gefährlicheres als Reden. Das ist der Hauptzug der Moralität dieses Volkes. Ein vielgebrauchtes Sprichwort lautet: Un bel tacere non fu mai scritto. (Ein richtiges Schweigen ist nie aufgeschrieben worden, das heißt von einem Spion.) Ein Italiener, der sich ein schönes Gemälde angesehen hat, wird zwei Stunden lang diesen Eindruck nicht los. Hört er eine neue Oper, so denkt er acht Tage lang an nichts weiter. Warum? Weil es ihm unmöglich ist, darüber zu reden, weil er seit fast dreihundert Jahren nicht mehr daran gewöhnt ist. Wie sollte er da der französischen Eitelkeit huldigen? Diese Eitelkeit findet ihren Genuß in der Unterhaltung; die Eitelkeit lebt nur vom Reden; in Italien muß man vor allem schweigen.

Wo es sich darum handelt, die Wahrheit eines Gedankens oder die Richtigkeit eines Ausdrucks zu erörtern, sind die Franzosen und Engländer, die seit dreihundert Jahren über alles reden und diskutieren, den Italienern sehr überlegen, während diese mit ihrem Diskutieren noch in den Kinderschuhen stecken. So hat Italien unter unsern

Augen Canova, Rossini und Viganò hervorgebracht, und in den letzten fünfzig Jahren sind hier keine drei Bücher in Prosa erschienen, die man in Europa zu lesen und zu übersetzen für würdig befand. Die besten aus den Jahren von 1823—25 scheinen von Kindern und für Kinder geschrieben, so weitschweifig und umständlich erklärend sind sie.

Bei der Unmöglichkeit, sich auszusprechen, versteht sich der Italiener doch gründlich auf seinen Vorteil: darin ist er dem Franzosen, ja selbst dem Engländer sehr überlegen. Die Italiener haben bereits 1550 gewußt, was der unsterbliche Lafontaine unter Ludwig XIV. zu drucken gewagt hat: „Unser Herrscher ist unser Feind." Seit 250 Jahren ist der bestgehaßte Mann in Turin und Bologna, in Florenz und Modena der Monarch. Man komme mir nicht mit der Gesittung von Florenz um 1780; dies Volk hat alle Energie verloren. Die Kraft des Hasses ist ihm mit der Lebenskraft entschwunden. Nichts ist sinnloser und dümmer, als sich dem Tode auszusetzen, und was noch schlimmer ist, grausamen Wunden — zum Vorteil unseres Herrschers, das heißt des größten Feindes, den wir haben.

Diese Einleitung ist vielleicht etwas lang, doch sie deckt zwei Quellen der italienischen Musik und Malerei auf: die Unmöglichkeit, sich auszusprechen, und die gänzliche Mißachtung soldatischer Tugenden. Der größte General kann in eine italienische Kleinstadt kommen, ohne dort annähernd so viel Interesse und Neugier zu erregen als der junge Paccini, ein Komponist zweiten Ranges, der sich mit Rossinis Federn schmückt. Der berühmte General ist für die Italiener nicht mehr als ein roher Barbar, der im Glücksspiel der dreißig Schlachten, die er mitgemacht hat, dreißigmal sein Leben gewann. Sagt er in der Gesellschaft etwas Dummes, so erweist man ihm nicht einmal die Ehre, sich darüber aufzuregen. Ich erlebte das zwanzigmal anläßlich der Besuche von berühmten Generälen, die seit drei Jahren nach Neapel gekommen sind.

Ein junger Mailänder Duca würde sich durchaus lächerlich machen, wenn er seinen Stolz in militärische und sportliche Übungen setzen

und im Reiten, Fechten und Jagen sich auszeichnen wollte. Zweifellos muß er das alles ein bißchen treiben, man muß diese Last auf sich nehmen, aber gerade so viel, als nötig ist, um den Damen zu gefallen. Merkt man aber, daß er sich selber darin gefällt, so sagt die ganze Stadt alsbald: E un sciocco (er ist ein Narr).

An dem Tage, wo Italien ein Parlament haben und die öffentliche Meinung Einfluß auf die Regierung bekommen wird, wird man sich nicht mehr ausschließlich mit Musik, Malerei und Baukunst befassen; und diese drei Künste, die in der genannten Reihenfolge im Herzen des Italieners wurzeln, werden rasch verfallen. So ist Voltaires Ruhm in Frankreich von 1798 bis 1812 gesunken. Erst mit dem Wiederauftauchen der Jesuiten ums Jahr 1820 sind zwanzig neue Voltaire-Auflagen erschienen. Nachdem ich die Quelle für die allgemeine Musikleidenschaft in Italien aufgedeckt habe, kehre ich endlich zur Geschichte der zeitgenössischen Musik zurück.

In Italien beginnt man der Musik Rossinis überdrüssig zu werden. Kein musikalischer Stil lebt hier länger als zwanzig Jahre. Die Philosophen haben das Warum noch nicht ergründet; aber der Reiz des Neuen, die Überraschung für die Phantasie, ist eine conditio sine qua non des musikalischen Genusses. Rossini trat freilich erst 1810 in Venedig hervor, mit der Oper La Cambiale di Matrimonio (Die Ehe durch Wechselbrief). Sein Ruhm datiert von der Oper La Pietra di Parangona (Der Prüfstein), die 1812 in Mailand aufgeführt wurde. Das ist kaum dreizehn Jahre her, und schon sprechen gewisse Anzeichen für eine Rossini-Müdigkeit. Rossini hat mit den schnellen Tempi, der glänzenden Orchestrierung und dem Crescendo viel eher abgewirtschaftet als Cimarosa, Paisiello und Buranello mit irgendeinem künstlerischen Mittel der Musik. Es ist ihm nie gelungen, die Leidenschaft zu schildern; seine Liebe ist Wollust; sein Stil ist nur unterhaltend und flott. Wenn das Libretto, das Rossini in Musik setzt, die düstere Eifersucht Othellos oder den enttäuschten Ehrgeiz Assurs, des Mitschuldigen der Semiramis (in der gleichnamigen Oper)

verlangt, so hat er stets Angst, durch naturwahre Darstellung zu langweilen. Er ist überaus geistreich, besitzt aber gar keine Leidenschaft. Wo er nicht pikant, amüsant, originell sein darf, wo er vor allem wahr und schlicht sein soll, fürchtet er langweilig zu werden, und flugs schrumpft seine Musik zusammen.

In kunstfremden Ländern, in Paris, in London, in Berlin, nutzt sich die Musik lange nicht so rasch ab wie in Italien. Warum? Weil in diesen Ländern die Musik nicht der einzige Gegenstand der leidenschaftlichen Aufmerksamkeit des Publikums ist. Kriege, Finanzumwälzungen, das Sinken der Staatsrente, die Wiedereinlassung der Jesuiten oder die Entschädigung für die Emigrierten schlagen in London und Paris abwechselnd alle Geister in Bann. Die Musik ist unter Männern und Frauen, die sich nicht sehr nahe stehen, mehr ein bequemer Unterhaltungsstoff als interessant. In der Tat ist in London und Paris die Musik das, was sie in Ländern sein soll, wo die öffentliche Meinung einen Faktor der Regierung bildet: ein Gegenstand von untergeordnetem Wert, ein bloßes Vergnügen.

Seit Rossini sich den Tafelfreuden ergeben hat, scheint sein Genius gänzlich erloschen zu sein. Er hat nicht ein Fünkchen mehr von göttlichem Feuer. Mehrere Neapolitaner, die kürzlich aus Paris zurückkamen, haben dort das Einzige gesehen, was Rossini seit zwei Jahren komponiert hat, die „Reise nach Rheims", eine Art komischer Oper zur Krönungsfeier Karls X. von Frankreich (1825). Das ist geistreich, kunstvoll, außergewöhnlich, aber kein Fünkchen Genie mehr ... Ich fürchte, man kann glauben, daß Rossini für seine Kunst tot ist.

Welche Namen können nach dem seinen die Aufmerksamkeit des musikliebenden Europa beanspruchen? Zunächst Carl Maria Weber, von dem ich schweige. Sie haben seinen „Freischütz" öfter gehört als ich ... In Italien sind es folgende Namen, die Rossinis Ruhm vergessen machen werden: Mercadante, Paccini und der Preuße Meyerbeer. Der erste dieser Komponisten, der Verfasser von „Elisa und Claudio", hat Genie und jenes innere Feuer, ohne das man in den Künsten nichts leistet ...

7. Vittorio Alfieri[1]

Bologna, 11. Mai 1817

In seiner Jugend haßte Alfieri die Könige, weil er nicht als König geboren war. Als er zu lesen und sich zu bilden begann, blieb er seinem Haß getreu und täuschte sich über seine Herkunft. Er hielt sich für einen Republikaner, aber in Wahrheit wünschte er nur eine Republik nach dem Muster Altroms herbei, in der es sowohl Patrizier wie Plebejer gab und ein Mann von Talent stets hoffen konnte, Diktator zu werden. Die Könige haßte er als die einzigen, denen er nicht ebenbürtig war; aber für den Adel empfand er stets die höchste Verehrung, erstlich, weil er selbst Aristokrat war, und zweitens, weil die absolute Macht, die dieser Stand in Piemont über das Volk hatte, ihm sehr gelegen war. Als er unter die Philosophen ging, setzte er noch hinzu: weil diese Macht, von einer großen Seele ausgeübt, dem Volke nützlich sein könnte.

Nachdem ihn die Lektüre Plutarchs aus dem düsteren Lebensüberdruß seiner Jugend aufgerüttelt, nachdem er die maßvolle Regierung der savoyischen Könige mit Ausbrüchen wildesten Hasses bedacht hatte, nachdem er in die Welt gesetzt hatte, daß es eines freien Mannes

[1] Dieser Aufsatz, den Stendhal der „Edinburgh Review" vom Januar 1810 mit einigen Änderungen entlehnte (s. die Einleitung), wird von ihm als vom Grafen Neri in Bologna (s. S. 329) verfaßtes Manuskript eingeführt. Obwohl nicht Stendhals geistiges Eigentum, ist er hier doch reproduziert worden, einmal, weil Stendhal, indem er sich ihn aneignete, sich zur Auffassung des Schreibers bekannte, und zweitens, weil er eine wesentliche Lücke in den literarischen Charakterskizzen des zeitgenössischen Italien ausfüllt. — Graf Vittorio Alfieri (geb. 1749 in Asti in Piemont, gest. 1803 in Florenz), lebte in Rom, Paris und Florenz; hier war die Gräfin von Albany, die Witwe des Prätendenten Karl Eduard Stuart, seine Geliebte (vgl. S. 195). Er schrieb zwanzig Tragödien mythischen oder historischen Inhalts, sechs Komödien, sechzehn Satiren sowie lyrische und epische Gedichte. Seine Tragödien „Mirra" und „Merope", seine Satire gegen den Adel und mehrere Sonette deutsch von Paul Heyse, „Italienische Dichter", I, 81f.

unwürdig sei, sich zu verheiraten und sich unter dem Joche solcher Tyrannen dem auszusetzen, Kinder zu haben; nachdem er hundertfältig beteuert hatte, daß er Tränen der Wut darüber vergösse, im Schoße eines geknechteten Volkes geboren zu sein, kurz, nachdem er das wilde Buch „La Tirannide“ geschrieben hatte, führte ihn der Zufall auf das Schlachtfeld [der französischen Revolution], wo ein Volk voll hochherziger Empfindungen und für alle Tugenden begeistert, seine Freiheit zu erringen suchte (1789). Man sollte annehmen, daß er die Begeisterung aller hochherzigen Seelen teilen würde: weit gefehlt! In diesem für seinen Charakter entscheidenden Augenblick, wo die Majestät des Thrones ihn nicht mehr verletzte, brach der Edelmann bei ihm durch, und Alfieri ist fortan ein Ultra. Seine Verachtung, oder vielmehr sein in Verachtung gekleideter Haß auf das Heldenvolk, das sein Herz enthüllt hat, findet keinen Ausdruck schroff genug. Fortan haßt er Frankreich und die Franzosen noch mehr als die Könige. Selbst wenn es diesem Lande gelungen wäre, die Freiheit zu bewahren, hätte er den „Misogallo“ [Franzosenfeind] geschrieben.

Lebensüberdruß in Verbindung mit Haß auf die Glücklichen ist der Hauptzug im Leben Alfieris; auf dem Throne wäre er ein Nero geworden. Von der Wildheit abgesehen, hat Miß Edgeworth sein Bildnis in ihrem „Count of Glenthorn“ vorweggenommen. Im übrigen war dieser sonderbare Mann seinen Neigungen derart unterworfen, daß sich sein ganzes Leben auf ein paar Worte zusammendrängen läßt. Er war das Opfer seiner Pferdepassion, seiner literarischen Ruhmsucht und seines wütenden Königshasses, den er Freiheitsliebe nannte. Das alles betrieb er mit einer Energie, die vielleicht seit dem wildesten Mittelalter nicht mehr in einem Menschenherzen geglüht hat.

Durch die Einfachheit der Fabel, die geringe Personenzahl, den raschen Verlauf der Handlung, die Geschlossenheit und wuchtige Schwere der Komposition stehen Alfieris Tragödien von allen modernen der Antike am nächsten. Ungleich weniger deklamatorisch als die französischen Tragödien, weniger glänzend und abwechslungsreich,

besitzen sie anderseits mehr wahre Würde und Natürlichkeit. Da Alfieri die erhabenen Chorlieder des griechischen Theaters fallen ließ, so sind seine Tragödien im ganzen weniger poetisch. Gleichwohl spürt man in allen Einzelheiten die Hand eines Künstlers. Ja, man kann sogar sagen, daß Alfieri in dem heißen Bemühen, sich vor bloß pathetischen Gestalten zu hüten, und in seinem tiefgewurzelten Widerwillen gegen die anspruchsvolle Rhetorik, die einen durch ein tiefes Interesse getragenen oder von Ausbrüchen glühender Leidenschaft erfüllten Dialog nach seiner Meinung herabwürdigte, seinen Ausdruck oft zu sehr zugespitzt hat. Immerfort begegnet man Stellen, die mit schwerer Hand und ersichtlicher Mühe geschrieben sind. Er hat zu oft daran gedacht, daß die erste Pflicht des Dramatikers darin besteht, seine Figuren von ihren Zielen und Absichten nicht abschweifen zu lassen. Durch den Haß gegen ein benachbartes Volk geblendet, dessen Personen ihre dringendsten Interessen im Stiche lassen, um sich in moralischen oder poetischen Schilderungen der sie erfüllenden Empfindungen zu ergehen, vergißt er bisweilen, daß manche Leidenschaften, z. B. die Liebe, in der Natur ebenso zum Deklamieren neigen wie auf der Bühne, daß sie sich nicht stets in kurzen deutlichen Worten Luft machen, sondern oft Ausdrücke hervorstammeln, die in den Augen des tiefen Philosophen voller Übertreibung, ja sogar verkehrt sind.

Die Hauptschönheit und auch der Hauptmangel von Alfieris Tragödien ist der, daß jedes Wort gewissenhaft dazu verwendet wird, die Handlung des Stückes durch einen bündigen Grund, einen notwendigen Bericht oder den genauen geometrischen Ausdruck einer natürlichen Empfindung vorwärts zu treiben. Er kennt keine Abschweifungen, keine episodenhaften Erzählungen, keine Lebensregeln, außer solchen von schneidender Kürze. Diese bis aufs Äußerste getriebene Tendenz gibt der ganzen Struktur seiner Tragödien eine gewisse Einförmigkeit, die den Durchschnittsleser langweilt; der geistvolle Leser sieht schon voraus, was man sagen wird. Nichts Glänzendes, Hinreißendes ist in ihnen: sobald man drei oder vier gelesen hat, bereiten

die anderen keine Überraschung mehr. Es ist ein Buch wie Milton; man liest es aus Pflichtgefühl und legt es ohne Mühe aus der Hand.

Das Vorstehende schrieb ich als Literarhistoriker; mein persönliches Empfinden geht dahin, daß die, welche den Hauch von Shakespeares Größe gefühlt haben, den Schöpfungen jedes anderen Dramatikers gegenüber in gewissem Grade kalt bleiben werden. Shakespeare ist mit Alfieri so wenig zu vergleichen, wie mit irgendeinem anderen Dichter. Alfieri, Corneille und alle anderen betrachten eine Tragödie als eine Dichtung. Shakespeare sah sie als Darstellung der menschlichen Charaktere und Leidenschaften, die das Mitgefühl der Zuschauer erregen soll, aber nicht eitle Bewunderung für das Talent des Dichters. Bei den anderen Tragikern ist die Hauptsache der Stil und die Grundfarbe des Dialogs, der Aufbau und die Ökonomie der verschiedenen Teile des Dramas: für Shakespeare ist es die Wahrheit und die Kraft der Menschenbildung. Die klassischen Dichter sind zufrieden, wenn ihre Werke so viel Handlung und Charakterschilderung besitzen, daß das Stück keine Längen hat, und daß die eleganten Dialoge, aus denen es besteht, sich natürlich abwickeln. Shakespeare war zufrieden, wenn seine Fabel so angelegt war, daß sie das Illusionsbedürfnis, das der Theaterbesucher mitbringt, nicht zu sehr auf die Probe stellte. Er glaubte für den Stil genug getan zu haben, wenn er alles vermied, was die Lächerlichkeit streifte. Macht uns im Leben, wenn wir mit unseren Freunden oder Nebenbuhlern sprechen, das, was sie uns sagen, Eindruck, oder die mehr oder minder große Eleganz ihrer Kleidung?

Alfieri sah die Dinge nicht aus solcher Höhe. Er sah einerseits die menschlichen Handlungen nicht und andererseits nicht die verschiedenen Arten ihrer Darstellung, welche die verschiedenen dramatischen Schulen schufen. Er ging vom französischen Stil aus, dem einzigen, den er kannte. Er hielt seine Erinnerungen für das Ergebnis seiner Beobachtungen. Bei etwas mehr Geist hätte er sich sagen müssen, daß er nie beobachtet hatte. Die Schule, der er sich anschloß, gestattet

viel weniger, aus der Natur zu schöpfen, als die des englischen Dichters. Auf diesem beschränkten Gebiet ist Alfieri groß. Seine Fabeln sind prachtvoll gestaltet und so geistreich wie möglich entwickelt. Alle seine Charaktere äußern natürliche Empfindungen mit großer Schönheit und oft mit großer Energie im Ausdruck. Für mich ist es ein Fehler, wenn die Fabel zu einfach und die Zwischenfälle zu selten sind; ein Fehler, wenn alle Charaktere ihre Gefühle mit gleicher Kraft und Eleganz ausdrücken, wenn alle ihre widerstreitenden Interessen und Ansprüche mit gleich tiefem Geschick vertreten. Meine Seele vergißt es nie, daß ein genialer Schriftsteller diese tadellosen Dialoge und diese eines Tacitus würdigen Reden in Verse gebracht hat. Nicht einen Augenblick habe ich die Illusion, daß ich wirkliche Menschen höre, die ihre vermeintlichen teuersten Wünsche gegeneinander verfechten. Alfieris System mag größere Beredsamkeit und Würde besitzen; Shakespeares System besitzt den ganzen Zauber der Illusion. Ich habe manche Nacht lang Shakespeare gelesen; Alfieri lese ich des Nachts nur dann, wenn ich auf die Tyrannen ergrimmt bin.

Ich verstehe nicht, warum die Pariser Poeten dem Beispiel Lemerciers[1] nicht gefolgt sind. Wenn man eine Tragödie Alfieris glättet, so bleibt immer noch ein französisches Trauerspiel ersten Ranges übrig. Seine „Merope" z. B. ist weit besser als die Voltaires.

Bei seinem Stil merkt man stets, daß er einem höchst genialen Menschen große Mühe gekostet hat. Durch fortwährende, ebenso gedrängte wie prächtige Ausdrücke bemüht er sich, seinen Versen eine Art künstlicher Kraft und Energie zu geben. Um viel Sinn in wenig Worte zu fassen, häuft er Ausrufe, Antithesen und kurze Sentenzen, die er im umgekehrten Sinne des Sprachgebrauches anwendet.

Durch alles dies: durch die gravitätische Korrektheit der Gefühle wie durch die vollendete Eigenart und die weise Mäßigung im Schildern aller Leidenschaften, sind seine Tragödien das strikte Gegenteil

[1] Nep. Lemercier (1771—1840) schrieb 1800 das historische Lustspiel „Pinto".

dessen, was man nach dem leidenschaftlichen und freiheitsdurstigen Charakter ihres Schöpfers erwarten könnte. Nach allem, was er im Laufe seines Lebens getan und was er in seiner gewissenhaften Selbstbiographie gestanden hat, mußte man sich in seinen Tragödien auf große Vehemenz der Handlung und auf eine ebenso regellose wie erhabene Beredsamkeit des Dialogs gefaßt machen, auf maßlose, aber durch ihre Energie und Neuheit entzückende Gefühlsausbrüche, auf Leidenschaften, die sich bis zur Raserei steigern, und auf eine Poesie, die der glänzenden Emphase des Orients nahekommt.

Statt dieser hinreißenden Neuheit — und das neunzehnte Jahrhundert verlangt von den Künsten vor allem neue Empfindungen — gibt er uns eine genaue und bündige Wiederholung der berühmten Katastrophen der Weltgeschichte, energische Reden, nicht glänzende, aber tiefe Leidenschaften, und dies in einem Stil, der so kleinlich korrekt ist, dessen Ausdruck sich mit dem Gedanken so haarscharf deckt, daß auch der aufmerksamste Leser die ungeheure Arbeit, die er gekostet hat, spüren muß. Seinem Patrizierstandpunkt getreu, wähnte Alfieri sich mehr geachtet, wenn er diesen Weg einschlug. Vielleicht wäre er größer und jedenfalls originaler gewesen, wenn er er selbst geblieben wäre. Und doch: welch ein Mann, wenn er sich bei solcher Wahl vergreifen und doch der erste aller klassizistischen Dichter werden konnte[1]!

[1] Ganz ähnlich urteilt Goethe („Kunst und Altertum", 1820) über Alfieri: „Wir haben uns genugsam an ihm herumgequält; wir taten das Möglichste, ihn auf unser Theater zu bringen; aber der Widerspruch eines großen Charakters bei mächtigem Streben, eine gewisse Trockenheit der Einbildungskraft bei tiefem, leidenschaftlichem Sinn, der Lakonismus in Anlage sowohl als Ausführung, das alles läßt den Zuschauer nicht froh werden. Keineswegs denken wir hierdurch seine unsterblichen Verdienste zu schmälern; aber verwandelt er nicht mehrere seiner Stücke dadurch in vollkommene Wüsteneien, daß er sie auf so wenig Personen zurückführt?"

8. Vincenzo Monti[1]

Vezaro, 25. Mai 1822

... Vor einiger Zeit traf ich Monti, der von Mailand hergekommen ist, um seine Tochter, die Gräfin Perticari, zu besuchen. Er ist ein ehrwürdiger und liebenswerter Greis und unterscheidet sich von vielen alten Leuten durch sein warmes und begeistertes Gefühl für alle freisinnigen und hohen Gefühle.

[1] Aus „Paris Monthly Review“, vol. II, 1822, S. 116 ff. Der Aufsatz ist anonym und nur in englischer Übersetzung erschienen, jedoch von Doris Gunnell als Arbeit Stendhals nachgewiesen; er erscheint hier zum erstenmal in Buchform. — Vincenzo Monti (1754—1828) begann seine Laufbahn als Abbate und Sekretär des Neffen Pius VI. (Braschi). Als rein formales Talent paßte er sich den häufigen Wandlungen der Weltlage skrupellos an, verherrlichte zuerst den Papst und geißelte in den „Bassvilliana“ (1793) die Greuel der französischen Revolution, die er aber nach Mailands Eroberung durch Napoleon besang (La Superstizione, 1797; Hymne auf die Hinrichtung Ludwigs XVI., 1799; auf Napoleon, Prometheus, 1797). Napoleon machte ihn zum Ministerialsekretär und später zum Professor der Beredsamkeit an der Brera in Mailand (bis 1804), wozu dann noch die Ernennung zum Historiographen des Königreichs Italien trat. Die „Mascheroniana“, worin er den Tod seines Freundes Lorenzo Mascheroni und die Leiden seines Vaterlandes beklagte, ließ er auf höheren Befehl unvollendet und blieb bis 1814 Hofpoet Napoleons, um nach dessen Sturze den Einzug des Kaisers Franz I. durch die „Rückkehr der Asträa“ (1816) zu verherrlichen. Später kämpfte er gegen die auch von Stendhal verhöhnte florentinische Sprachdiktatur der Accademia della Crusca im Verein mit seinem Schwiegersohn, dem gelehrten Grafen Perticari („Alcune correzzioni ed aggiunte al vocabulario della Crusca“, Mailand 1817—24, 6 Bde.), auch hierin einer Anregung der (österreichischen) Regierung folgend, die die politische Erregung der Reaktionszeit auf literarisches Gebiet hinüberzuspielen wünschte. Sein Alter wurde durch Armut, Krankheit und den Tod seines Schwiegersohnes (s. S. 413) getrübt. Die romantische Schule, die inzwischen aufgekommen war, brach mit seinen klassizistischen Tendenzen. Näheres s. Paul Heyse, „Italienische Dichter“, I, 249, wo auch Stücke aus den „Bassvilliana“, „Superstizione“ u. a. m. meisterhaft verdeutscht sind. — Stendhal hat mit ihm in Mailand intim verkehrt, sich aber nie ausführlich über ihn geäußert. In den „Wanderungen in Rom“ entschuldigt er Montis Wetterwendigkeit gegenüber der österreichischen Herrschaft mit dessen Armut.

Ich hörte ihn sein herrliches Sonett auf den Tod deklamieren, das ich Ihnen zusende[1]. Sein Genius wirkt durch die Art seines Stils. Was man von ihm gelesen hat, vergißt man nicht wieder. Er hat bei den meisten großen Dichtern Anleihen gemacht, am häufigsten bei Shakespeare. Weit entfernt, durch diesen Fehler zu verlieren, macht er ihn zur Tugend. Nach seiner Meinung besteht das wahre Dichtertalent im glänzenden Ausdruck. Träfe diese Theorie zu — sie wird wenig Anhänger finden —, so wäre Monti der größte lebende Dichter.

Monti begann seine Laufbahn als amant en titre der Nichte des Papstes Pius VI. (Braschi). Als Basseville, ein französischer Legionsrat in Rom, [1793] ermordet wurde[2], erhielt der Dichter vom Papste oder von der herrschenden Partei den Auftrag, dies Verbrechen zu verherrlichen. Monti führte den Auftrag aus: wäre er nicht verliebt gewesen, so hätte er ihn vielleicht abgelehnt. Betrachten wir jedoch die Zahl der Dichter, von den englischen Poetae laureati bis zu den Verseschmieden vom Pont-Neuf, die ihr Lied nur dann anstimmten, wenn es sich lohnte, so müssen wir zugeben, daß Monti die Regel für sich hatte. Wie dem aber auch sei: das Gedicht, das er schrieb, ist herrlich und ist reicher an Erfindungskraft als irgendeine Dichtung Montis. Sein kraftvollstes Gedicht entstand drei Monate nach der Schlacht von Marengo [1800]; es sollte dem siegreichen Bonaparte den wahren Zustand Italiens enthüllen. Es beginnt mit dem Tode des berühmten Mathematikers Mascheroni; die ersten zwölf Zeilen sind dem Besten ebenbürtig, was seit Tasso geschrieben wurde.

„Come face al mancar dell' alimento
Lambe gli aridi stami, e di pallore
Veste il suo lume ognor più scarso e lento,
E guizza irresoluta e par che amore
Di vita la richiami, infin che scioglie
L'ultimo volo, e sfavillando muore:

[1] S. Seite 200.
[2] Er wurde vom Volke, das er revolutionieren wollte, erdolcht.

Tal quest' alma gentil, che morte or toglie
All' italica speme, e su lo stelo
Vital, che verde ancor fioria, la coglie;
Dopo molto affanarsi entro il suo velo,
E anelar stanca su l'uscita, alfine
L'ali aperse, e raggiando alzossi al cielo[1]."

Monti hat drei Tragödien geschrieben, die durch die Schönheit ihres Stils hervorragen. „Aristodemo" wird bisweilen aufgeführt; ich bewundere die Verse, wundere mich aber über die Handlung und die Albernheit der Figuren. Es ist durchaus französisches Theater.

Für Napoleon hat Monti fünf bis sechs Gedichte verfaßt, die weit hinter den „Mascheroniana" und den „Bassvilliana" zurückstehen. Napoleon überhäufte ihn mit Aufträgen und gab ihm eine Pension, die seit 1814 aufhörte.

Seine Tochter, Gräfin Perticari, hat einen Mann geheiratet, der zwei selten vereinte Eigenschaften besitzt: er ist sehr reich und ein hervorragender Grammatiker[2]. Auch sie besitzt zwei selten vereinte Eigenschaften: sie ist schön, gelehrt und doch kein Blaustrumpf. In ihrem Hause entzückt Monti seine Zuhörer oft durch seine hervorragende Rezitationsgabe. Er liest Stücke aus Dante vor, dem Gott seiner dichterischen Bewunderung; und wenn dieser Vater der italienischen Poesie sich über das Elend seiner Zeit entrüstet, so gibt Montis majestätischer Vortrag zu verstehen, daß er die Gefühle seines Lieblingsautors teilt.

9. Lodovico di Brême[3]

In dem Augenblick, wo das Morgenrot eines glorreichen Tages für Italien anbrach, starb einer der Männer, die dazu berufen schienen, ihr entstehendes Vaterland zu ehren, ihren Mitbürgern zu dienen, an allen Siegen der gemeinsamen Sache, der Freiheit, Moral und

[1] Deutsch s. Anm. 22 am Schluß des Bandes.
[2] S. Anm. 12 am Schluß des Bandes.
[3] Aus „Revue Encyclopédique", Paris, Dezember 1820.

Tugend mitzuarbeiten: Lodovico Arborio Gattinara di Brême. Einem erlauchten Piemonteser Geschlecht entsprossen, das allen Glanz eines großen Namens mit dem Ansehen des Reichtums und all der Hofgunst verband, die ihm durch die Ministerstellung seines Vaters[1], die diplomatische Laufbahn seines Bruders zuteil ward, dazu selbst Priester und, falls er alle Vorteile ausnutzte, Kandidat auf den Kardinalspurpur, hat er doch nie die edle Aufgabe verschmäht, ein Verteidiger des Volkes zu sein, nie gezaudert, mit allen Kräften nach der Befreiung des Menschengeistes, der Befreiung des Vaterlandes zu streben. Nie hat er als Mann von hoher Geburt sich für etwas anderes gehalten als der Durchschnitt der Menschen, nie hat er als Mächtiger gewähnt, daß die Gesetze für ihn und gegen die anderen gemacht seien, nie als Priester die Moral zum Monopol, noch die Religion zum Tarif für Ablässe gemacht.

Obwohl das Glück ihn mit all den Gütern überhäuft hatte, die der Masse als die neidenswertesten erscheinen, hatte der Monsignore di Brême stets Unglück im Leben. Als Knabe verlor er seine Mutter, deren Vorbild und Lehren er sowohl jenen hohen Charakter wie die tiefe Sensibilität und den wählerischen Geschmack verdankte, die ihn seinen Freunden so teuer machten. Kaum hatte er sich von diesem bitteren Verluste erholt, als ein anderer, geheimerer Kummer ihn von neuem in Verzweiflung stürzte. Es war eine unglückliche Liebe, deren nähere Umstände mir nicht bekannt sind. Um neuen Herzensstürmen vorzubeugen, wurde er Priester; ja er wollte sogar Mönch werden, und jedenfalls verurteilte er sich durch unwiderrufliche Schwüre zu unwiderruflichem Unglück. Er hing insgeheim einer sanften, philosophischen, aufgeklärten Religion an, und der Priesterstand sagte ihm nicht zu. [illegible] Mensch hatte ein liebebedürftigeres Herz und war mehr für die Traulichkeit des Familienlebens geschaffen. Hätte er geahnt, daß auch die stürmischsten Leidenschaften

---

[1] S. den Anfang von Nr. 10.

sich beruhigen, daß auch die wildesten Schmerzen sich lindern, so hätte er gewartet, hätte den Balsam der Zeit und in der Ehe das Glück gefunden, dessen er würdig war.

Der Monsignore di Brême wurde zum Almosenier des Mailänder Hofes ernannt und kehrte als solcher nach wenigen Jahren der Zurückgezogenheit in den Schoß einer glänzenden Gesellschaft zurück, wo er durch seinen Geist, durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters, seine literarischen Neigungen und sein poetisches Talent sich Beachtung erwarb. Inmitten streberischer Höflinge erweckte und erwiderte er die Liebe; und als der Umschwung aller europäischen Verhältnisse die stürzte, welche lange Zeit über ihm gestanden hatten, ergriff er mit Freuden die Gelegenheit, denen, die die große Masse im Stich ließ, zu huldigen. Das war auch der Hauptzweck seines französisch geschriebenen Buches, das sich „Grand Commentaire sur un petit article" nannte. Da Herr di Brême nie in Frankreich war, so schrieb er nur mit Anstrengung in dieser für ihn fremden Sprache, und man muß in seinem Werke nicht sowohl literarische Verdienste als edle Gefühle suchen.

Er hatte die meisten Sprachen Europas studiert; außer der italienischen und antiken Literatur kannte er die französische, englische, deutsche und spanische. Mit Eifer hatte er Armenisch studiert, in der Hoffnung, in dieser Sprache Übersetzungen verloren gegangener griechischer Meisterwerke zu finden. Seine Freiheitsliebe in literarischen wie in sozialen Dingen hatte ihn zu den neuen Systemen der Deutschen hingezogen.

Er liebte die Romantik, und in Erwartung des Tages, wo er anderen Absolutisten den Krieg ankündigen könnte, bekämpfte er die pedantische Orthodoxie der Klassizisten in mehreren, in Mailand veröffentlichten Werken, insbesondere aber in einer Zeitschrift „Il Conciliatore", die er mit einigen Freunden begründete. Er glaubte viel erreicht zu haben, wenn es ihm gelänge, seine Landsleute zum Nachdenken und zum selbständigen Urteil über beliebige Gegenstände zu erziehen. Die literarische Kritik erschien ihm als eine Vorbereitung auf die Kritik aller sozialen Grundsätze, und er spürte es in seinem

Herzen, daß Poesie, Literatur, Humanität, Moral und Freiheit Schwestern sind und daß eine die andere herbeiführt. Diese Verbindung zwischen allen liberalen Tendenzen wurde aber auch von seinen Gegnern bemerkt, und er wurde mit wilden Schmähungen, mit bitterem Eifer und mit jener anmaßlichen Verachtung für alles nicht zur eigenen Partei Gehörige bekämpft, an der man heute die sogenannten Verteidiger von Thron und Altar erkennt. In seiner Heimat gibt es keine Preßfreiheit, so daß die Schmähungen in den Blättern stets die Sanktion der Regierung haben. In der Tat ließ man alle literarischen Kettenhunde gegen ihn los; verteidigen durfte er sich nicht, und schließlich mußte er auch seine Zeitschrift eingehen lassen.

All diesen kleinen Schikanen und Verfolgungen war Herr di Brême ausgesetzt, als seine Familie ein neuer Schicksalsschlag traf. Sein älterer Bruder und bester Freund, der Marchese von Sartirano, ertrank im Tessin mit einem Arzte, den er zu seinem kranken Vater geleitete; nur sein jüngerer Bruder, der an der gleichen Katastrophe beteiligt war, konnte gerettet und zum Leben zurückgebracht werden. Diese Hiobspost gab Herrn Lodovico einen Stich ins Herz; er eilte nach Turin, um sich der verwaisten Kinder seines geliebten Bruders anzunehmen; doch wie sehr er sich auch bemühte, ihnen ein zweiter Vater zu sein: seine Kraft war gebrochen und sein Gemüt von Kummer zerstört. Ein paar Monate welkte er noch hin, um dann dem Gram zu erliegen[1].

J. C. L. de Sismondi

10. Erinnerungen an Lord Byron (1816)[2]

Der Marchese di Brême, ein sehr reicher und vornehmer piemontesischer Edelmann, war während der Franzosenzeit Minister des

[1] Er starb im August 1820 in Turin.

[2] Aus einem Brief an R. Colomb vom 24. August 1829. Über Lord Byron hat Stendhal sich mehrfach sehr ausführlich geäußert, in: „Racine et Shakespeare“, S. 261ff.; „Souvenirs d'Egotisme“, S. 236; Brief an Mrs. Belloc

Innern in Mailand gewesen. Zu stolz, seinen Mantel nach dem Winde zu drehen, hatte er sich nach 1814 auf seine Güter zurückgezogen und seinen Palazzo in Mailand einem seiner jüngeren Söhne, dem Monsignore Lodovico di Brême, überlassen. Das war ein hochgeschossener, sehr magerer junger Mann, schon damals an der Schwindsucht leidend, die ihn wenige Jahre danach hingerafft hat. Man nannte ihn Monsignore, weil er Almosenier des Königs von Italien gewesen war; damals, als sein Vater Minister war, hatte er das Bistum von Mantua ausgeschlagen. Herr di Brême war außerordentlich stolz, unterrichtet und höflich. Seine schlanke, schwermütige Erscheinung erinnerte mich an die weißen Marmorgestalten, die man auf den italienischen Grabmälern des zwölften Jahrhunderts sieht. Ich sehe ihn immer noch vor mir, wie er die Staatstreppe des alten, düsteren, prächtigen Palazzo, den ihm sein Vater abgetreten hatte, hinaufschritt.

Eines Tages hatte der Monsignore den Einfall, sich bei mir durch Herrn Guasco, einen geistreichen jungen Liberalen, einführen zu lassen. Da ich weder Palast noch Titel besaß, so mochte ich seinen Besuch nicht erwidern. Ich war so zufrieden mit dem vornehmen höflichen Tone, der in seinem Kreise herrschte, daß wir in wenigen Tagen intime Bekannte wurden. Herr di Brême war ein leidenschaftlicher Verehrer der Frau von Staël, und das hat uns später auseinander gebracht, da ich eines Abends in der Scala in der Loge seines Vaters die Bemerkung machte, das Buch der Frau von Staël über die französische Revolution wimmelte von Irrtümern.

---

von 1824. Die vorliegende Verdeutschung benutzt zum Teil die Übersetzung von A. Schurig in „Ausgewählte Briefe Stendhals". — Im Original von „Rome, Naples et Florence" behauptet Stendhal fälschlich, Byron in Venedig kennengelernt zu haben (wo dieser später längere Zeit weilte, jedenfalls um die falschen Daten seines Buches nicht zu diskreditieren. — Vgl. auch den Brief Lord Byrons an Stendhal, worin er ihm für die ehrenvolle Erwähnung in „Rome, Naples et Florence" dankt (Notice biographique, XLVI f.).

In dieser Loge versammelte Herr di Brême allabendlich acht bis zehn hervorragende Menschen; die Unterhaltung riß nicht ab, und man schenkte kaum den Glanzstellen der Oper Gehör. Es war an einem Herbstabend des Jahres 1816, als ich, von einem Ausfluge nach dem Comer See zurückkehrend, diese Loge betrat. Ich fand unter den Anwesenden eine feierliche, gezwungene Stimmung. Alles war stumm. Ich widmete mich der Musik, da sagte Herr di Brême zu mir, auf meinen Nachbar weisend: „Monsieur Beyle, voici Lord Byron!“ Dieselben Worte wiederholte er umgekehrt dem Lord. Ich sah einen jungen, mittelgroßen Herrn mit wundervollen Augen, die einen edlen Ausdruck hatten.

Damals schwärmte ich für „Lara“[1]. Vom zweiten Blick an sah ich Lord Byron schon nicht mehr, wie er in Wirklichkeit war, sondern wie ich ihn mir als Dichter des „Lara“ gedacht hatte. Da die Unterhaltung stockte, so versuchte Herr di Brême, mich zum Reden zu bringen. Es war mir unmöglich, ich war ganz verschüchtert und zaghaft. Wenn ich es gewagt hätte, ich hätte Lord Byron unter Tränen die Hand geküßt. Durch Herrn di Brêmes Fragen genötigt, begann ich zu sprechen, brachte aber nur gewöhnliche Dinge hervor, die das allgemeine Schweigen in unserer Loge an jenem Abend nicht verscheuchten.

Ein sehr schöner Mann von militärischem Aussehen war in der Loge[2]. Ihm gegenüber schien Lord Byron seinen britannischen Hochmut etwas abzulegen. Man hatte ihm gesagt, er würde einen Teilnehmer an dem russischen Feldzug treffen. Dies Ereignis hatte damals noch den Reiz des Neuen; man hatte noch keine der lügenhaften Darstellungen gedruckt, die ihn für uns verdorben haben. Lord Byron hielt den Mann mit dem Schnurrbart für den, der die Retraite de Moscou mitgemacht hatte.

[1] „Lara“, von Lord Byron, zwei Gesänge, Fortsetzung des „Korsaren“, war 1814 erschienen.

[2] Dieser Absatz ist aus „Racine et Shakespeare“ eingefügt.

Schließlich bat mich Lord Byron, da außer mir niemand englisch verstand, um Angabe der Straßen, durch die er nach seinem Gasthof gehen müsse. Er wohnte am anderen Ende der Stadt in der Nähe der Zitadelle. Mir war klar, daß er sich verlaufen würde; in jenem Stadtviertel waren um Mitternacht alle Läden geschlossen. Er hätte durch einsame, schlecht beleuchtete Straßen irren müssen, ohne ein Wort Italienisch zu können. Aus Fürsorge beging ich die Dummheit, ihm zu raten, eine Droschke zu nehmen. Sofort spiegelte sich ein Anflug von Hochmut in seinen Mienen. Mit ausgesuchter Höflichkeit gab er mir zu verstehen, daß er mich um Angabe der Straßen gebeten habe und nicht um einen Rat, wie er seinen Weg zurücklegen solle. Dann verließ er die Loge, und ich begriff, warum es heute so schweigsam darin zuging.

Am nächsten Tage wußte Lord Byron über mich Bescheid und beehrte mich mit Fragen über Rußland[1]. Ich hatte die Nacht durch den „Korsaren" gelesen; trotzdem hatte ich mir gelobt, einem englischen Lord gegenüber kalt zu sein. Dem Umstand, daß ich diesen Schwur hielt, verdanke ich es, daß Lord Byron mich nach einigen Tagen besonders liebenswürdig behandelte ... Eines Tages nahm er mich beim Arme, und wir gingen eine Stunde lang in dem riesigen, menschenleeren Foyer der Scala auf und ab. Ich war gerührt über diese Güte — ich täuschte mich! Lord Byron wollte nur von einem Augenzeugen hunderterlei über den Russischen Feldzug wissen und suchte mich in die Enge zu treiben; es war die reine cross examination (Kreuzverhör). Ich merkte es nicht; in der folgenden Nacht war ich toll vor Freude; ich las „Childe Harold" zum zweiten Male. Ich liebte Lord Byron.

[1] Das Folgende ist aus „Racine et Shakespeare" entnommen.

11. Silvio Pellico[1]

Der größte Tragiker Italiens, Silvio Pellico, wurde 1793 in Piemont geboren, einem Lande, in dem auch die Gesellschaft den heimischen Dialekt spricht. In Turin Toskanisch zu sprechen, erschiene als unerträgliche Pedanterie; und ich glaube, die Piemontesen sprechen besser Französisch als die Sprache, die in Florenz und Rom geredet wird. Italienisch schreiben heißt für einen in Piemont geborenen Dichter also fast so viel, wie in einer fremden Sprache schreiben. Und diese Sprache korrekt zu schreiben, ist doppelt schwer, weil die Ausdrücke fast die gleichen sind wie im heimischen Dialekt, aber andere Bedeutung haben. Florenz, Rom und Siena sind in der Tat die einzigen Städte, in denen man Hochitalienisch spricht. Die meisten lombardischen Schriftsteller, die Italienisch schreiben, sind etwas geziert; man merkt, daß sie fortwährend zum Wörterbuch greifen. Pellicos großes Verdienst liegt darin, daß er das Italienische mit der ganzen

[1] Aus dem anonymen Aufsatz „Chefs-d'oeuvre des Théâtres étrangers" (Paris Monthly Review, 1822, S. 407ff.), den Doris Gunnell 1909 als Arbeit Stendhals nachgewiesen hat. Der erste Absatz ist aus dem kurzen Brief über Pellico eingefügt, den Stendhal am 30. November 1824 an den Redakteur des „Globe" sandte und der in „Racine et Shakespeare" abgedruckt ist. Der Rest erscheint hier zum erstenmal in Buchform. Silvio Pellico (1789—1854), zur Franzosenzeit französischer Sprachlehrer am Militärwaisenhaus in Mailand, seit 1816 Sekretär und Erzieher beim Grafen Porro und Herausgeber des Conciliatore, dessen Mitbegründer der Graf Porro war, wurde 1820 als „Karbonaro" verhaftet, 1822 zum Tode verurteilt, doch zu fünfzehnjähriger Kerkerhaft auf dem Spielberg „begnadigt", 1830 entlassen. Seine Erinnerungen an diese Kerkerhaft („I miei prigioni", deutsch bei Reclam) machten seinen Namen berühmt. Anfangs im Bann des Klassizismus, wandte er sich in seinem Hauptwerk „Francesca da Rimini" (1815, deutsch von Max Waldau 1850, von Adolf Seubert 1872) nationalen Stoffen zu. Unter den folgenden seien genannt: „Eufemia di Messina" (1820), „Iginia di Asti", „Leoniero da Dordona", „Gismonda", „L'Erodiade", „Ester d'Engaddi". Seine „Cantiche" und „Poesie diversi" sind meist Früchte seiner Kerkerhaft. Er übertrug auch Byrons „Manfred". Über seine Mailänder Zeit s. die eingehende Studie von Laura Schoch, „Silvio Pellico in Mailand 1809—1820", Berlin 1907.

Natürlichkeit eines Römers oder Sienesen meistert und in dieser Sprache die tiefsten und zartesten Empfindungen ausdrückt.

Silvio Pellico wurde bekanntlich von dem Gericht in Venedig als Karbonaro zum Tode verurteilt. Dieser Spruch wurde in fünfzehn Jahre Kerkerhaft mit ferri duri (schweren Ketten) auf dem Spielberg, dem österreichischen Staatsgefängnis, umgewandelt. Bei seiner zarten Konstitution ist es wahrscheinlich, daß er dieser barbarischen Behandlung bald zum Opfer fallen wird. Er ist von sehr schwermütigem Charakter und hat oft geäußert: „Mein schönster Tag wird mein Todestag sein.“ Dies Wort aus dem Munde des natürlichsten und schlichtesten Menschen auf Erden ist sehr rührend. Er ist von sanftestem und ruhigstem Wesen; die ganze Tatkraft seiner Seele hat sich in die Poesie geflüchtet. Da er sehr arm und andererseits zu unabhängigen Sinnes war, um seine Grundsätze seiner Bequemlichkeit zu opfern, so wurde er Erzieher in einer italienischen Adelsfamilie, wo er nicht mehr als 1200 bis 1500 Franken Jahreseinkommen bezog. Obwohl er den größten Teil seiner Zeit seinen Zöglingen widmete und der Vater der Kinder, durch seine anmutig-schwermütige Unterhaltung bestochen, ihm keine Stunde am Tage für seinen Dichterberuf freiließ, fand er dennoch so viel Muße, um acht bis zehn Tragödien zu schreiben, war aber infolge seiner Armut nicht in der Lage, sie drucken zu lassen, bis schließlich ein reicher Liebhaber sich seiner „Francesca da Rimini“ annahm und sie veröffentlichte. Das Publikum nahm dieses Werk mit Begeisterung auf, und es erlebte große Bühnenerfolge. Die Marchioni, Italiens erste Tragödin und des Verfassers vertraute Freundin, spielte die Hauptrolle in hinreißender Weise. Das Stück ist ein Meisterwerk leidenschaftlicher Schlichtheit und zärtlicher Naivität. Pellico hat sich wohl gehütet, Alfieri nachzuahmen, was den wenigsten seiner Zeitgenossen gelang.

Ich möchte dies Stück als dramatisiertes Idyll bezeichnen, doch als Idyll, das, in zärtlicher Gemütsstimmung gelesen, tiefste Empfindsamkeit auslöst. Es hat nur vier Charaktere: Lanciotto, den Herrscher

von Rimini und Gemahl der Francesca, dessen Bruder Paolo, Guido, den Herrn Ravennas und dessen Tochter Francesca. Während eines Krieges zwischen Ravenna und Rimini findet ein kurzer Waffenstillstand statt, bei dem Paolo den Hof von Ravenna besucht. Dort sieht er die schöne Francesca und erglüht für sie. Nach Wiederausbruch des Krieges hat er das Unglück, Francescas Bruder im Kampfe zu töten. Kurz darauf kommt ein Friede zwischen beiden Städten zustande, und Paolo unternimmt eine Kreuzfahrt. Guido, der den Frieden befestigen will, gibt seine Tochter dem Lanciotto, dem Herrn von Rimini, zur Ehe. Doch bald nach der Hochzeit versinkt sie in tiefe Melancholie und Niedergeschlagenheit. Ihr Vater Guido besucht sie in Rimini: hier beginnt das Stück.

Ich nannte es ein Idyll, denn selbst Lanciotto, ein kleiner italienischer Feudalherr, der später seinen Bruder erschlagen wird, erscheint voll edler und tiefer Gefühle. Das verstößt nun freilich gegen die historische Wahrheit, erscheint aber zarten Seelen, die im Banne der Schwermut stehen und es nicht ertragen können, irgendeinen Gegenstand zu hassen, als Vorzug. Pellico selbst ist von solcher empfindsamen und gedankenvollen Art, und er hat nur für seinesgleichen geschrieben.

Umsonst sucht Guido die Schwermut seiner Tochter zu ergründen. Lanciotto beginnt zu argwöhnen, daß sie eine heimliche Liebe hegt. Er hält ihr vor, daß sie eines Tages, als von seinem Bruder die Rede war, in unbezwinglicher, ungewollter Wallung ausrief: „Wo bist du? Wo bist du, geheimer Freund meiner Seele? Warum kehrst du nicht zurück, daß ich dich noch einmal sehe, bevor ich sterbe?" Diese Vorhaltung wirkt auf der Bühne sehr stark. Die arme Francesca hat kaum die Kraft, den Eindruck seiner Worte zu verhehlen. Für den Augenblick freilich entgeht sie weiteren Fragen durch das Erscheinen eines Pagen, der Lanciotto meldet, daß ein unbekannter Ritter ihn zu sprechen wünsche. Francesca zieht sich zurück, und der Ritter tritt auf. Es ist Paolo, der aus dem Heiligen Lande zurückgekehrt ist, wo

er sich durch Heldentaten hervorgetan hat. Lanciotto empfängt ihn herzlich und erklärt ihm, daß politische Gründe und der Wille seines sterbenden Vaters ihn bewogen hätten, zu heiraten, daß sein Weib jedoch leider nicht imstande sei, ihn (Paolo) je zu sehen, da er ihren Bruder getötet hätte.

Paolo: Wer ist's? Sprich, ich beschwöre dich.

Lanciotto: Du sahst sie einst am Hofe Guidos.

Paolo: Sie!

Lanciotto: Guidos Tochter.

Paolo: Und sie liebt dich? Sie ist dein Weib?

Auch diese Szene wirkt auf das leidenschaftliche italienische Publikum gewaltig. Das Zwiegespräch der Brüder ist voll der edelsten, hochgeschwellten Gefühle, und das Ende dieses ersten Aktes wurde, als ich das Stück sah, derart von Schluchzen und Seufzen unterbrochen, daß die Schauspieler nicht zu hören waren.

Im zweiten Akt offenbart Francesca ihrem Vater, daß eine hoffnungslose Leidenschaft sie verzehre. In dem Augenblick, wo Guido ihr den Namen ihres Geliebten zu entreißen sucht, tritt Lanciotto ein. Guido erklärt ihm, daß er am nächsten Tage mit seiner Tochter nach Ravenna zurückkehren werde. Lanciotto bleibt mit Francesca allein und sagt ihr, daß sein Bruder Paolo den Palast verlassen wolle, weil er das Opfer einer unglücklichen Liebe sei. „Das Opfer einer unglücklichen Liebe!" ruft Francesca aus. In diesem Augenblick tritt Paolo ein, und es entspinnt sich eine Szene von tiefrührender, pathetischer Gewalt. Ausbrüche unbezwinglichen Liebesdranges trotz dem Bestreben beider Teile, die überwältigende Leidenschaft zu zügeln. Schließlich entweicht Paolo, um sich nicht zu verraten.

Im dritten Akt gestehen sich beide ihre unselige Neigung. Der Dichter hat in diese Szene so viel naturwahre Liebesschilderung gelegt, und die Wirkung auf die Zuschauer ist so stark, daß die folgenden Szenen dagegen stark abfallen. Im vierten Akt kommt Lanciotto hinter die geheime Liebe seines Weibes und seines Bruders und handelt nun

wie ein italienischer Feudalherr: er stürzt mit blanker Waffe auf seinen Bruder los; doch dieser wird durch Francescas und ihres Vaters Dazwischentreten gerettet. Im fünften Akt ist Francesca im Begriff, mit diesem nach Ravenna zurückzukehren, als Paolo, der von seinem Bruder eingekerkert worden ist, aber seine Wächter bestochen hat, zu ihr eilt. Lanciotto überrascht beide und erdolcht sie.

Italien sah wohl nie einen gleichen Erfolg wie den der Erstaufführung dieser Tragödie. Was vor allem jedes gesunde Empfinden bestach, war die starke Lokalfarbe der Handlung. In diesem Lande, das keine Romane besitzt, war bisher kein Dichter gleich glücklich in der Darstellung der Liebesleidenschaft, wie sie in Italien wirklich besteht...

Wenn die übrigen acht bis zehn Tragödien, die Pellico verfaßt hat, gesammelt und veröffentlicht würden, so könnte dadurch seine jammervolle Kerkerhaft auf dem Spielberg vielleicht verkürzt werden. Da er selbst sehr arm und durch seinen Prozeß völlig ruiniert ist, auch alle seine Freunde geflohen oder eingekerkert sind, so ist er ohne Hilfe und Trost auf Erden. Die beiden letzten Jahre hat er in Einzelhaft verbracht, ohne Bücher, Papier, Feder und Tinte, und kein Freundesantlitz gesehen. Unter solchen Umständen muß er bald sterben oder wahnsinnig werden. In der österreichischen Aristokratie sollen viele humane und edle Männer sein; es wäre ihrer würdig, sich des hochbegabten unglücklichen jungen Mannes anzunehmen und ihren mächtigen Einfluß aufzubieten, um sein Los zu lindern . . .

12. Alessandro Manzoni

Brief an Mr. Stritch in London

Rom, 16. November 1825

Die großen italienischen, deutschen und französischen Dichter sind in England durch ihren Ruf bekannt. Ich brauche Ihnen keine Briefe

über Monti, Manzoni, Niccolini[1] und Silvio Pellico zu schreiben. Aber mein langjähriger Aufenthalt in Italien setzt mich in die Lage, Ihnen zu zeigen, wie die allgemeine Kulturrichtung der achtzehn Millionen Italienisch sprechenden Menschen, wie die Art ihrer moralischen Gewohnheiten Seelen wie Manzoni und Pellico erzeugt hat. Französisch geschrieben, wären die Gedanken und Gefühle dieser privilegierten Wesen ausgepfiffen worden. Sie sehen hier deutlich, wie nützlich es für unseren Genuß ist, daß es auf Erden verschiedene Kulturstufen gibt. Selbst die Gewaltherrschaft kann — wie die Meeresstürme, die der Anlaß so vieler schöner Bilder sind — unseren geistigen Freuden nützen, obwohl wir aus Menschlichkeit ehrlich wünschen, daß diese beiden Geißeln nicht existieren. Der Literaturforscher, der Geist genug besitzt, um sich in die Art zu sehen und zu fühlen von drei oder vier Nationen hineinzufinden, sieht seine Bemühungen durch lebhafte Genüsse belohnt, die vor allem auch den Reiz der Wahrheit besitzen.

Zum Beispiel, wenn man sich die Mühe gibt, die argwöhnische, höchst schikanöse, aber nicht grausame Gewaltherrschaft zu begreifen, durch die Herr von Metternich Geist und Seele der Lombardei zu erniedrigen sucht, die Napoleon und sein italienisches Königreich (1796—1814) unvorsichtig aufgeweckt haben, so findet man lebhaften poetischen Genuß in der Lektüre der besten Satire, welche die Weltliteratur seit hundert Jahren hervorgebracht hat: ich meine die Vision „Prina" des Mailänders Th. Grossi. Ich streife dieses Gedicht nur; wenn Sie den Gegenstand für fesselnd genug halten, so werde ich Ihnen Auszüge daraus geben[2]. Denn diese „Vision" ist nicht in der Sprache von Alfieri und Tasso geschrieben, sondern in der Mailänder Mundart, die höchstens von einer Million Menschen gesprochen wird.

[1] Der Florentiner Dichter Giambattista Niccolini (1782—1861), der Großneffe Filicajas, anfangs Klassizist („Polissena", „Ino e Temisto" u. a. m.), wandte sich in seinen späteren Dramen nationalen Stoffen zu („Antonio Foscarini", „Giovanni da Procida", „Arnaldo da Brescia"), besonders in dem zweitgenannten mit starkem patriotischen Einschlag.

[2] S. den folgenden Brief.

Mein Ziel ist, klar zu machen, wie jede Kultur ihre Dichter hervorbringt, wie zum Beispiel die französische Salonkultur einen Abbé Delille erzeugt, oder später das Mißtrauen und die vergleichende Einsamkeit die Oden Bérangers... Nur auf diesem Wege gelangt man dahin, die Dichter zu verstehen und vor allem, sie zu empfinden. Mancher (italienische) Dichter war vor drei Jahren für meine Seele unverständlich, obwohl ich die Worte jedes Verses genau verstand. Das Wohnen im Lande, der stete Verkehr mit Leuten, bei denen die italienische Art zu sehen und zu fühlen besonders hervortritt, ließen mich schließlich manchen Dichter verstehen und empfinden, der mir anfangs unbedeutend erschien und der außerhalb Italiens nur von den Pedanten gelobt werden kann, die alles aufs Wort loben und tadeln, lediglich um ihrer eigenen Eitelkeit zu frönen und sich den Anschein zu geben, daß sie alle Literaturen kennen...

Italien ist nicht wie Frankreich, es hat gegen zwanzig Hauptstädte; Frankreich hat nur Paris. Die Literaten von Lyon, Nantes, Bordeaux sind lächerliche Geschöpfe. Italien hingegen ist in der glücklichen Lage von Deutschland. In Venedig macht man sich über das lustig, was in Mailand Beifall findet. Mancher Dichter, der in Florenz ausgepfiffen wird, kann in Rom, wenn er Römer ist, auf großen Erfolg hoffen. In Neapel ist ein Dichter, der seine Werke in Turin oder Verona druckt, fast ebenso fremd — von der Sprache abgesehen —, als hätte er sie in Frankreich oder Deutschland veröffentlicht. Jede Stadt in Italien besitzt gewöhnlich zwei oder drei Lokaldichter, die, anstatt lächerlich zu sein, wie es ihren Kollegen in Frankreich oder England passiert, bei ihren Mitbürgern als Ruhmestitel ihrer Stadt gelten; und wie Sie wissen, haßt hier jede Stadt ihre Nachbarin und wird von ihr gehaßt.

Diese fatale moralische Krankheit reicht meines Erachtens über die Römerzeit hinaus. Sie wurde von den Herren der Welt sorgsam gepflegt, da diese nichts zu fürchten hatten, als einen Bund gegen sie. Der gegenseitige Haß war ein Grundpfeiler des engen Patriotismus

der mittelalterlichen Freistaaten. Die Fürsten, die die höchste Macht in diesen Freistaaten an sich rissen, die Medicis in Florenz, die Visconti in Mailand, die Scala in Verona usw., suchten diesen Haß von Stadt zu Stadt noch zu vergiften; sie sagten sich mit Machiavelli: Divide, ut imperes. Diese hartnäckige Folge fataler Umstände hat Italien fast ebenso zur Heimat des Hasses wie zur Heimat der Liebe gemacht. Dieser Haß von Stadt zu Stadt, dies Fehlen eines gemeinsamen Kulturzentrums tritt in seinen Licht- und Schattenseiten in den Werken aller seiner Dichter hervor, die das Mittelmaß überragen. In den literarischen Urteilen triumphiert er. In Florenz verachtet man die Tragödien von Silvio Pellico, wie man in Mailand die Tragödien des Florentiners Niccolini verachtet, was jedoch nicht hindert, daß Pellicos „Francesca da Rimini" und Niccolinis „Ino e Temisto" allen tragischen Werken, die seit zehn Jahren auf französischen, englischen und deutschen Bühnen erschienen sind, mindestens ebenbürtig sind. In Italien betrachten die Einwohner von Venedig, Bologna, Mailand, Turin, Florenz, Neapel usw. die Kritiken, die man sich über ihren Maler, ihren Dichter, ihren Bildhauer herausnimmt, als persönliche Beleidigungen. Je begründeter die Kritik ist, desto bitterer ist der Haß, mit dem man sie zu strafen sucht. Daraus ergibt sich, daß nur ein Fremder über die italienische Literatur oder den gegenwärtigen Zustand der Künste in diesem Lande reden kann. Nur Rossini wird allgemein gelobt, weil seine Heimat Pesaro ein zu kleines und unbedeutendes Nest ist, um mächtige Feinde zu haben; und zweitens, weil Florenz, Venedig und Rom ihm keinen Musiker entgegenzustellen und ihn berufen haben, Opern für ihr Theater zu schreiben. Im übrigen wehe dem, der in Brescia auf den Dichter Aricci und in Florenz auf den Maler Benvenuti schilt! In Rom habe ich mir ernstlich Feinde gemacht, als ich mir erlaubte, mehrere Bilder von Camuccini, dem angeblichen großen Maler des Landes, lächerlich zu finden. Just dies unselige Vorurteil bestärkt die Künstler in der unheilbarsten Mittelmäßigkeit.

Die geringste Kritik ist in ihren Augen nicht mehr die Sprache der Wahrheit, sondern die des Hasses. So lasse ich denn alle diese Dichter, die unter dem Schutze der Lokaleitelkeit stehen, in ihrem verdienten Dunkel und gehe zu den wirklich bemerkenswerten Dichtern über, zunächst zu Alessandro Manzoni, dessen gesammelte Werke endlich ein Florentiner Buchhändler in einem Bande gedruckt hat.

Alle Welt sehnte eine solche Ausgabe herbei, alle Welt kaufte sie, und sicherlich hat der Florentiner Buchhändler dem Autor nicht einen Taler bezahlt. Wenn es hoch kommt, hat er ihm ein Exemplar seiner eigenen Werke zum Geschenk gemacht; bei dem Florentiner Geiz möchte ich sogar auf das Gegenteil wetten. So kann also ein Schriftsteller in Italien, so groß sein Talent sei, nicht von den Erträgnissen dieses Talentes leben. Dies anscheinende Unglück rechne ich zu den größten Segnungen der italienischen Literatur; sie ist auf diese Weise von Schriftstellern befreit, die von der Regierung besoldet werden, wie Southey[1] usw.

Alessandro Manzoni ist in Mailand im Jahre 1785 geboren[2], er ist reich und adlig und außerdem sehr fromm. Er hat eine Protestantin geheiratet und betrachtet es als das größte Glück, daß es ihm gelungen ist, sie zum römischen Glauben zu bekehren... Sein Genius ist düster, zärtlich, ernst. Sein Ruhm datiert von 1806: von einem

[1] Robert Southey (1774—1843), englischer Poeta laureatus und Geschichtschreiber, ein Feind Lord Byrons.

[2] Er starb 1873. Seit 1860 war er italienischer Senator. Hauptwerke: „Inni sacri" (Heilige Hymnen, 1806); „Urania" (1809); „Der fünfte Mai" (Ode auf Napoleons Tod), sämtlich verdeutscht von Paul Heyse, „Italienische Dichter", I, 353f.; das letztere auch von Goethe; ferner die Tragödien „Carmagnola" (1819) und „Adelchi" (1822), deutsch („Adelgis") von Schlosser, Heidelberg 1830, 2. Ausg. 1856, und der historische Roman „I promessi sposi" (1825—26), seine bedeutendste Schöpfung, die ihm europäische Berühmtheit verschaffte und in Goethe (Gespräche mit Eckermann) und L. Tieck warme Bewunderer fand. Deutsch („Die Verlobten") von K. E. v. Bülow, 2. umgearb. Aufl. 1837; neu herausgeg. von J. Fraenkel, Stuttgart o. J. (Cotta). In „Kunst und Altertum" hat Goethe 1819 die „Heiligen Hymnen", 1820—21 „Carmagnola" mit Szenarium, sowie einen Brief Manzonis an ihn, 1827 „Adelchi" ausführlich besprochen.

Gedichte auf den Tod des Carlo Imbonati, des zweiten Gatten der Giulia Beccaria, Manzonis Mutter und Schwester des berühmten Verfassers des „Traktats über Verbrechen und Strafen"[1], eines Vorläufers von Jeremias Bentham. Imbonati gehörte zu den machtvollen Geistern, die in Italien vielleicht häufiger sind als in allen anderen Gegenden unseres modernen Europa, wurde aber durch den völligen Mangel an Eitelkeit in Verbindung mit Vorsicht zum Schweigen veranlaßt. Ich kenne mehrere solcher seltnen Menschen und nenne sie nicht, um die Lebensart, die sie angenommen haben, nicht zu stören; in Frankreich hätte sie die Eitelkeit daran gehindert, in England der Zwang, Geld zu verdienen und die Reichen oder die Träger großer Namen aufzusuchen. Die Existenz von Männern von der Kraft Imbonatis macht Italien in meinen Augen zu einem der ersten Länder der Welt. Solche Männer haben es gewagt, Napoleon in der Fülle seiner Macht zu trotzen und ein Gesetz zu verwerfen, das er der gesetzgebenden Körperschaft seines Königreichs Italien vorgelegt hatte. Die Franzosen, die dies heilige Feuer im Jahre 1789 entfachten, haben es in der Folgezeit verloren und sich an Napoleon verkauft, wie jetzt an die Bourbonen. Glauben Sie nicht, daß diese anscheinende Abschweifung mich von meinem Gegenstand, der italienischen Poesie in ihren größten lebenden Vertretern, ababgelenkt hätte. Gut Reden ist in Italien blutsverwandt mit dem gut Handeln. Unter allen Dichtern des zeitgenössischen Europa habe ich diesen kostbaren Charakter der Wirklichkeit, wenn ich so sagen darf, nur bei H. von Collin wiedergefunden, einem österreichischen Dichter, der im Jahre 1811 starb[2].

Die praktische Tugend, sozusagen nach dem Vorbild des Sokrates und seiner Schule, lebt in den Versen Manzonis: „In morte di Carlo

---

[1] S. Seite 62ff.

[2] Heinrich Joseph von Collin (1771—1811) schrieb Tragödien von strenger Regelmäßigkeit (Regulus, Coriolan), epische Gedichte und andere Werke (1812—14, 6 Bde.).

Imbonati". Ihr Erfolg war ungeheuer, und seit zwanzig Jahren werden sie allgemein als ein Meisterwerk der modernen italienischen Poesie gefeiert. Imbonati starb in Paris, wo er mit der Mutter des Verfassers, Giulia Beccaria, lebte. Der Philosoph Imbonati hatte Manzoni nie gesehen. Der Dichter nimmt in seinem Gedicht an, daß Imbonati ihm nach seinem Tode erscheint. Das Gedicht ist also, genau gesprochen, nichts als die Darstellung einer Vision. Diese Kunstform wurde von all den primitiven Dichtern, die Dante vorangingen, benutzt, und zwar aus dem trefflichen Grunde, weil damals, wo alle Welt an Visionen oder Erscheinungen glaubte, eine Vision von allen existierenden Dingen die poetischeste war. Dem Vorbild Dantes, dessen herrliches Gedicht ja auch nur eine Vision ist, folgten die meisten guten lebenden italienischen Dichter (Monti in den Bassvilliana, Grossi in Prina usw.). Diese Kunstform hat im Lande des Papsttums den ungeheuren Vorteil, den Volksglauben von Turin bis Neapel, für den Erscheinungen feststehende Tatsachen sind, mit den großen Dichtungen zu versöhnen. Einem Franzosen, und ich glaube auch einem Engländer gegenüber ist es hingegen das sicherste Mittel, ihn zum Lachen zu bringen, wenn man ihm mit einer Vision kommt. Ich schließe daraus auf die Nützlichkeit der verschiedenen Kulturen, wenn auch nicht für das Glück des Menschengeschlechtes, so doch für den Genuß derer, die für schöne Verse empfänglich sind ...

Carlo Imbonati erscheint also dem Manzoni und gibt ihm wie einem geliebten Sohne Ratschläge und Urteile über die Dinge des Lebens, und diese Ratschläge haben nichts Unbestimmtes. Im Jahre 1806 fehlte nichts als die Eigennamen, die, selbst für Fremde durchsichtig, auf die Vorgänge in der Lombardei paßten; und das Mailänder Publikum, welches Napoleon damals zu bestechen suchte, ergänzte sich alle diese Eigennamen ohne Mühe. Die gesetzgebende Körperschaft Mailands hatte 1805 das berüchtigte, von Napoleon vorgeschlagene Stempelsteuergesetz verworfen, und damit verschwand diese Körperschaft von der Bildfläche, während die gleiche Körperschaft

in Frankreich ein passives Werkzeug in der Hand des Kaisers blieb, der damals noch nicht so liberal war wie in St. Helena und in dem Buche von Las Cases[1].

Vielleicht habe ich mich bei den damaligen politischen und moralischen Zuständen zu lange aufgehalten; jedenfalls fanden Manzonis schöne Verse Widerhall in allen italienischen Herzen und bescherten ihnen den gleichen Erfolg, den Béranger in Frankreich durch seine unsterblichen Lieder gegenwärtig erringt. Eine poetische und malerische Kürze, eine sanfte Empfindsamkeit, die den Dichter über all den aristokratischen Haß hinaushebt, der Alfieris Genius ausmacht, eine zarte Frömmigkeit, die später Manzonis Tragödien verdorben hat, bilden die Merkmale seines Erstlingswerkes . . . Ich kann es mir nicht versagen, Ihnen das Bild Homers zu zitieren, das im Gedächtnis aller Italiener haftet:

Ne lodator comprato avea quel sommo
D' occhi sieco, e divin raggio di mente:
Che per la Grecia mendicò cantando.
. . . Cui pol, tolto a la terra, Argo ed Atene,
E Rodi e Smirna cittadin contende;
E patria ei non cognosco altra che il cielo.

(Nicht feilen Lorbeer hatte jener Höchste,
An Augen blind, an Geist ein Strahl des Himmels,
Der bettelnd mit Gesang durch Hellas zog.
Als er dann hingeschieden, stritt um ihn
Athen mit Argos, Rhodos stritt mit Smyrna;
Doch nur dem Himmel selbst konnt' er entstammt sein[2].)

Die folgende Selbstbeschreibung vom Tode des Gerechten — ein Vorteil der Kunstform der Vision, die alle Gefühle auszudrücken gestattet — erscheint mir erhaben. Der Dichter fragt Imbonati, wie er gestorben sei, welche Empfindung er gehabt habe, kurz, was der

[1] Graf Las Cases, Napoleons Freund, begleitete ihn nach St. Helena und schrieb dort nach seinem Diktat das „Memorial von St. Helena".

[2] Aus Paul Heyses meisterhafter Verdeutschung dieses Gedichtes, „Italienische Dichter", I, 385.

Tod sei — eine gewaltige und für alle Menschen so wichtige Frage —, worauf der Gerechte erwidert:

„Come da sonno (rispondea) si solve
Uom, che nè brama nè timor governa,
Dolcemente così dal mortal carco
Mi sentii sviluppato ...“

(„Wie aus dem Schlaf [entgegnet' er] ein Mensch
Erwacht, den weder Wunsch noch Furcht beseelt,
So sanft fühlt' ich von meiner irdischen Bürde
Mich losgelöst ...")

Dies letzte Wort erscheint mir prachtvoll im Munde eines frommen Christen, als der Manzoni sich stets gezeigt hat.

Man hat dies Gedicht oft mit den „Gräbern" von Ugo Foscolo verglichen. Dessen Verse sind wärmer, doch oft genug ist diese Wärme künstlich und gleicht der Rhetorik. Der Versbau der „Gräber" ist glänzender als der Manzonis, ohne jede Salbung und ohne den hinreißenden Zauber der Verse des jungen Mailänders, der oft an die rührende Natürlichkeit mancher englischer und deutscher Dichter gemahnt. Die schöne Stelle in Foscolos Dichtung, worin der Genius Machiavells besungen wird, steht der Satire näher als einem Gedicht, das rührend sein will[1]. Foscolo ist des Beifalls aller Geister, auch der gröbsten, gewiß; Manzoni gefällt nur den zarten Seelen; diese bezaubert er jedoch wie der Klang lieblicher Musik, die uns von den Dingen einer anderen Welt träumen läßt.

[1] S. Seite 185 und Anm. 8 am Schluß des Bandes. Ugo Foscolo (1777 bis 1827), von venezianischer Abkunft, auf Zante geboren, bis 1805 Kapitän der italienischen Armee unter Napoleon, 1809 Professor der Beredsamkeit in Padua, 1811 wegen seines Dramas „Ajace" ausgewiesen, bis 1813 in Florenz, dann im Kriegsdienst gegen Österreich, 1815 nach England entflohen, wo er sich anfangs durch Vorträge über italienische Literatur Geld und Ruf erwarb, dann aber verarmte und im Elend starb. Seine Asche wurde 1870 in Florenz beigesetzt. Hauptwerke: „Ultime lettere di Jacopo Ortis“ (1802), der „Italienische Werther", mehrfach verdeutscht („Letzte Briefe des Jacopo Ortis"), zuletzt von A. Seubert (Reclam); „I Sepolcri“ deutsch von Paul Heyse (s. o.) usw.

Die „heiligen Hymnen" Manzonis werden selbst von Politikern gelesen, für die das Papsttum das größte Unglück Italiens ist. Der Papismus verpönt jede persönliche Prüfung; und mit Ausnahme von starken Geistern, wie Imbonati, Beccaria, Melzi[1], Gino Capponi[2] und wenigen anderen, hat er die italienische Kultur um hundert Jahre zurückgebracht. Die Ignoranz, die der Papismus verschuldet, hat auf dem Gebiet der politischen Untaten den Mord Prinas herbeigeführt; auf dem Gebiet der gedruckten Torheiten hat sie die „Geschichte Italiens" von Carlo Botta[3] gezeitigt, die in zwei Jahren vierzehn Auflagen erlebt hat. Immerhin sind die Hymnen Manzonis von solcher poetischer Schönheit, daß man darüber ihre antisoziale und giftige Tendenz vergißt, — giftig vor allem für das unglückliche Italien, das im Jahre 1825 von den allmächtigen Jesuiten erdrückt wird.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Manzoni[4] hat eine Ode auf Napoleons Tod geschrieben, die ihm die Unsterblichkeit sichert. Seit vielen Jahren wurde nichts so Schönes in dieser Kunstgattung geschrieben. Die Verse, die Lord Byron, Casimir Delavigne und Lamartine dem gleichen Gegenstand gewidmet haben, fallen gegen Manzonis Ode sehr ab. In ihr ist alles feierlich und gleichsam himmlisch. Wollte man einen Vergleich ziehen, so müßte man zu Bossuets Leichenreden greifen; und Bossuet würde wahrscheinlich den Kürzeren ziehen. Ich habe lange nachgedacht, was an diesem Meisterwerke der modernen italienischen Dichtung wohl auszusetzen wäre: ich finde nichts als zwei, drei unklare Stellen und ein paar Wendungen, die unmittelbar aus dem Lateinischen entlehnt sind . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

[1] S. Seite 68.
[2] Florentiner Historiker (1792—1876).
[3] S. das Literaturverzeichnis am Schluß des Bandes.
[4] Der folgende Absatz stammt aus Le Parnasse italien (Temps, 3. März 1830, abgedruckt in „Racine et Shakespeare", S. 289 f.).

Seit zwei Monaten[1] haben Sie in Paris einen jungen Dichter, Herrn Manzoni, von größter Frömmigkeit; er schrieb in diesem Frühjahr zwei sehr lange Akte über den Tod des Heerführers Carmagnola[2], geboren zu Carmagnola in Piemont und fatto morire in Venedig durch den Rat der Zehn. Dies Stück ist ein Buchdrama; Manzoni hat seine Arbeit unterbrochen, um das Buch des Abbé de Lamennais, „Sur l'indifférence religieuse“[3] zu übersetzen und die Gottlosigkeiten Sismondis[4] zu widerlegen. Ermes [Visconti][5] hat hin angeregt, eine aufführbare Tragödie zu schreiben. Er hat seine beiden ersten Akte umgearbeitet und die drei letzten hinzugefügt, alles in drei Monaten. Das Stück befindet sich im Druck e desta la più alta aspettazione... In einer Szene werden Soldaten handgemein; ein Unbeteiligter wirft sich dazwischen: „Seid ihr nicht alle Italiener, alle Söhne des gleichen Vaterlandes?“ Diese Stelle soll sehr schön sein...

„Carmagnola“ ist ein romantisches Drama. Das Wesen des Romantismus besteht darin, dem Publikum den Trank zu reichen, der ihm zusagt. Manzonis Verdienst besteht darin, den Geschmack des Gebräus getroffen zu haben, nach dem das italienische Publikum dürstet... Hat Manzoni Erfolg damit, so wird er ungeheuren Ruhm ernten; alle jungen Priester Italiens zermartern sich seit zwölf Jahren vergeblich das Hirn, um eine Tragödie zu schreiben, die nicht im Stil Alfieris ist[6]...

— — — — — — — — — — — — — — — —

[1] Aus zwei Briefen an Mareste aus Mailand, 2. November und 21. Dezember 1819.

[2] Francesco Carmagnola (1390—1432), der sich vom schlichten Bauern zum berühmtesten Feldherrn seiner Zeit aufschwang. Er stand erst im Dienst der Visconti, dann der Republik Venedig, eroberte Brescia und Bergamo, wurde wegen Unglücks im Kriege angeklagt (1431), gefoltert und hingerichtet.

[3] S. Seite 31.

[4] Sismondis „Geschichte der italienischen Freistaaten“, die gegen das Papsttum Front machte. Vgl. das Literaturverzeichnis am Schluß dieses Bandes.

[5] Vgl. S. 44 und die Einleitung.

[6] In „Le Parnasse italien“ (l. c.) hat Stendhal das obige Urteil sehr abgeändert: „Nichts ist unromantischer als dies Drama, das nur in Reden von

Seit der junge talentvolle Silvio Pellico, der Verfasser des „Eufemio di Messina“ und der reizenden Tragödie „Francesca da Rimini“ in den Kerkern des Spielbergs lebendig begraben ist, ist Manzoni Italiens erster Dichter und der Vorkämpfer der romantischen Schule. In seinen Trauerspielen „Carmagnola“ und „Adelchi“ hat er die aristotelischen Einheiten fallen lassen. Die Fabel von „Adelchi“ ist das Ende der Longobardenherrschaft in Italien. Der letzte Longobardenkönig wurde im Jahre 774 von Karl dem Großen geschlagen und seines Zepters beraubt. Adelchi ist der Sohn des Desiderius, ein tapferer, hochsinniger Krieger, der bei der Verteidigung von Verona, der letzten Feste seines Vaters, tödlich verwundet wird. Sterbend wird er mit seinem soeben gefangen genommenen Vater vor Karl den Großen gebracht. Auch Ermangarda, des Desiderius Tochter und Karls des Großen verstoßenes Weib, stirbt vor Kummer ob der Ungerechtigkeit und Grausamkeit ihres Gatten. Ihr Charakter ist von ergreifender Tragik, was man vom Rest des Stückes nicht sagen kann. Manzonis poetisches Talent ist ersten Ranges, und es ist wohl die Überfülle schöner Verse, die ihm so leicht fallen, die ihm dramatisch schaden. Nicht selten ist er poetisch und deklamatorisch, wo er schlicht und leidenschaftlich sein sollte. Manche Schilderungen sind von höchster poetischer Schönheit, namentlich die einer einsamen Reise durch die wilderhabene Einöde der Alpen. Diese Stelle ist Lord Byrons in den Glanzstellen seiner großartigen Schilderungen würdig[1].

fünfzig bis achtzig Versen fortschreitet. Die Einheit von Ort und Zeit ist zwar nicht beachtet, aber man merkt bei jeder Szene, daß es dem Verfasser vor allem darauf ankam, schöne Verse zu schreiben, statt die Regungen des Menschenherzens wahrhaft darzustellen. Wo vier Worte am Platze waren, stehen vier schöne Distichen ... Der Hauptfehler aber ist der Mangel an Kraft. Utinam fuisset vis! Mitten im Stück bringt der Autor, durch sein eigentliches Talent fortgerissen, eine herrliche Ode an."

[1] Der vorstehende Absatz stammt aus „New Monthly Magazine“, April 1823; er ist, wie Doris Gunnell 1909 nachgewiesen hat, von Stendhal und deckt sich ziemlich mit einem Brief an Stritch vom 6. März 1823, wo Stendhal noch bemerkt: „Der Dialog ist nicht rasch genug; die Figuren

Einige Jahre nach jenen beiden Tragödien erschienen die „Promessi sposi“. Dieser berühmte Roman ist in alle Sprachen übersetzt und hat in Italien neunzehn Auflagen erlebt... Ohne Manzonis heilige Hymnen hätte die österreichische Zensur das Erscheinen dieses Romans in Mailand nicht geduldet[1].

13. Tommaso Grossi[2]

Die Mehrzahl der englischen Reisenden, die in Italien reisen, kommen mir vor wie Leute, die öfter Titus Livius, Horaz und was sonst ihre klassischen Autoren sind, lesen, als daß sie die Augen in der

werden durch den Wunsch, schöne Reden zu halten, und die Freude an ihnen gehemmt. Insofern ist Manzoni kein romantischer Dichter, sondern ein mezzo termine: er nimmt eine Mittelstellung zwischen Klassizisten und Romantikern ein.

[1] Der letzte Absatz ist aus „Le Parnasse italien“, S. 290ff.. nachgetragen.

[2] Kopie eines Briefes aus Venedig, 10. September 1822 (Brief an Mr. Stritch in London, 30. November 1825). Vgl. hierzu die (im deutschen Text fortgelassene) Darstellung des noblen Verhaltens der Mailänder Polizei gegen Tommaso Grossi, als er seine Spottdichtung „El di d'incoeu“ geschrieben hatte. „Wenn die Polizei“, so sagt man, „irgendwelche Beweise gegen den unglücklichen Dichter hat, so kann er den Rest seiner Tage in einem Kerker in Mantua verbringen.“ Der Verfasser, der noch sehr jung ist, spielte in der Gesellschaft schlecht und recht den Dummen. Er begann schon aufzuatmen, als man eines schönen Tages zwei seiner Freunde verhaftete. Sie werden überführt, die ersten Abschriften der Dichtung verteilt zu haben, und sollen als Verfasser verurteilt werden. Der Gouverneur zitiert den armen jungen Mann zu sich und führt ihm zu Gemüte, wie schuftig es sei, seine Freunde für sich büßen zu lassen. Er gesteht unverzüglich alles. „Ich glaubte,“ sagte er in meinem Beisein, „daß ich mir damit lebenslängliches Gefängnis eingebrockt hatte. Wie erstaunte ich also, als Se. Exzellenz zu mir sagte: „Der Herr Gouverneur ist nicht so arg wie Sie meinen. Verlassen Sie die Stadt nicht; ich werde persönlich beim Reichshofrat Fürbitte für Sie einlegen.“ — Zwei Monate später wird der junge Dichter abermals vorgeladen. Er trifft seine Vorbereitung, in der Meinung, nicht wieder heimzukehren, und kommt totenbleich zum Gouverneur, der zu ihm sagt: „Se. Majestät verzeiht Ihnen wegen Ihrer Jugend und fordert Sie auf,

Welt auftun. Es ist also nicht erstaunlich, daß Eustace[1] und die anderen Reisenden dieser Sorte nicht gemerkt haben, daß man unter dem Namen Italienisch ein Dutzend verschiedener Sprachen versteht, wie das Piemontesische, Genuesische, Venezianische, Bolognesische, den Mailänder Dialekt usw.

Nur sehr widerwillig entschließt sich ein großer Dichter dazu, in einer toten Sprache zu schreiben, einer Sprache, in der er nie mit seiner Geliebten, seinen Freunden und Nebenbuhlern gesprochen hat. Der literarische Stolz nimmt an dieser Wahrheit Anstoß; ich will ihm mit Tatsachen antworten. Welche Namen Italiens könnte man heute denen Grossis und Burattis entgegensetzen? Ich sehe nur Monti und Foscolo. Monti, zu ehrwürdigem Alter gelangt, schreibt nicht mehr, und wenn dichterische Glut der Lebensnerv der Poesie ist, so zögere ich nicht, die Literaten der Akademie durch die Behauptung zu ärgern, daß man sich der Dichtungen von Buratti[2] und Tommaso Grossi noch lange Zeit entsinnen wird, wenn die „Gräber" von Ugo Foscolo längst vergessen sein werden. Nur daß Grossi und Buratti lediglich von einer Million Italiener verstanden werden, die Mailändisch, und von zwei bis drei Millionen, die Venezianisch sprechen. Allerdings ist der Despotismus hier so furchtbar, daß die köstlichen Satiren dieser großen Dichter vielleicht nie gedruckt werden.

Ihre Talente künftig besser anzuwenden." — Tommaso Grossi (1791 bis 1853), Notar und Schriftsteller, vermählt mit Giovanna Alfieri, des Dichters Tochter. Er schrieb Mailänder Dialektgedichte (Poesie scelte di T. Grossi e di Carlo Porta, Mailand 1817, erweiterte Auflage 1827; vollständig in „Poesie Milanesi di Carlo Porta e Tommaso Grossi", Mailand 1903), Versnovellen (Ildegonda 1820, Ulrico e Lida, 1837, La Fuggitiva, 1844), das Epos „I Lombardi alla prima Crocciata (Mailand 1826), sowie den historischen Roman „Marco Visconti" (Mailand 1834) im Stil von Manzonis „Verlobten" (deutsch von Czernowski, Köln und Aachen 1835).— Über „Ildegonda" vgl. „Tag- und Jahreshefte" (1821) von Goethe, der an dieser Dichtung das Danteske bewundert, aber das Gruselige tadelt.

[1] S. das Literaturverzeichnis am Schluß des Bandes.

[2] S. den folgenden Brief.

Meine heutige Absicht ist die, von „Prina, eine Vision“, zu reden. Es ist dies ein Gedicht von zweihundertsechsundvierzig Versen, das in Mailand im Jahre 1816 eines Tages auf dem Pflaster gefunden wurde. Noch waren wenige Stunden verstrichen, als Bevölkerung und Regierung Mailands sich nur mit dieser liebenswürdigen Satire beschäftigten. So groß ist die Erregbarkeit dieses Volkes, so groß seine Sorglosigkeit gegenüber bloß nützlichen Dingen; ein schönes Kunstwerk entreißt sie völlig den materiellen Interessen. Um die magische Wirkung dieses Gedichtes zu verstehen, müssen Sie sich einige Vorfälle ins Gedächtnis rufen, die in der Lombardei stattfanden — diesem Lande, das dem übrigen Italien seit vierzig Jahren um ein Jahrhundert in der Kultur voran ist.

Am 20. April 1814 wurde der Finanzminister Prina vom Mailänder Pöbel, der von den Reichen und Adligen bestochen und aufgehetzt war, mit Regenschirmen erschlagen. Er war der einzige geniale Mensch, den Napoleon in seinem Königreich Italien angestellt hat; fürchtete er doch stets, daß dieses Königreich, dessen gesetzgebende Körperschaft er seit 1805 hatte aufheben müssen, sich von Frankreich losreißen möchte.

Zu Prinas Ermordung taten sich drei Parteien zusammen: die österreichische Partei, die Partei derer, die der Hochmut des Vizekönigs Eugen (Beauharnais) verletzt hatte, und schließlich die ganz kleine Partei, die liberale Institutionen forderte. Die österreichische Partei, von den Priestern geführt und weit geschickter als die beiden anderen, täuschte sie mit einem Geschick, das dem vielgerühmten italienischen Scharfsinn wenig Ehre machte. Die österreichische Partei ließ sich von den reichen Kaufleuten, die der Vizekönig in seiner Bevorzugung des Adels vor den Kopf gestoßen hatte, große Summen vorschießen. Mit diesem Gelde bestach man zweihundert Habenichtse; doch obwohl diese ihr Geld in der Tasche hatten und durch die Gegenwart der vornehmsten Adligen angefeuert wurden, die mit dem Schirm in der Hand (denn es regnete stark) mitten unter den Mördern

standen und schrien, so hatte doch keiner von ihnen den Schneid, Prina zu töten. Man riß ihn aus seinem Palazzo, schlug ihn nieder und ließ ihn fünf Stunden lang halbtot am Boden liegen, während man ihm alle Viertelstunden einen Hieb mit dem Griff eines Regenschirmes versetzte. In diesem Zustande schleifte man ihn vierhundert Schritt weit. Zwei Dragoner zu Pferde kamen vorüber; sechstausend Mörder ergriffen die Flucht. Die Dragoner ritten weiter, da sie keinen Auftrag hatten. Die sechstausend Habenichtse, darunter die zweihundert gedungenen Mörder, scharten sich von neuem um den armen Prina und schleppten ihn weiter. Sie kamen an der Kirche San Giovanni alle Case rotte vorbei. Der Priester dieser Kirche, obwohl nicht zur Verschwörung gehörend, ließ die Kirchentüren schließen, als einige mitleidige Menschen, die den Körper Prinas umgaben, ihn dorthin tragen wollten. Er konnte noch sprechen und hatte keine tödliche Wunde; er rief mit ziemlich fester Stimme: „Um Gottes willen, macht ein Ende mit mir." Eine jetzt von Buratti verherrlichte Persönlichkeit, der Marchese Marucci (Grieche von Geburt, russischer Spion und enragierter Ultra), der Held der Elefanteïde des venezianischen Dichters, nahm diese Bitte mit dem wütenden Rufe auf: „Macht ein Ende! Macht ein Ende!"

Endlich um fünf Uhr hörte der unglückliche Prina, den man um Mittag aus seinem Hause gezerrt hatte, zu leben auf. Als der Pöbel ihn tot sah, verdoppelte sich seine Wut; man schleifte den Leichnam durch die Straßen, bis er jede menschliche Gestalt verloren hatte. In derselben Nacht ward er heimlich auf den großen Kirchhof von Mailand an der Straße nach Como, genannt il Foppon, gebracht.

Kaum war Prina ermordet und der Mailänder Pöbel durch ein Verbrechen bloßgestellt, so machte sich die österreichische Partei ebenso lustig über die Bürger, die mit der Bevorzugung der Aristokraten durch den Vizekönig unzufrieden gewesen und die das Geld hergegeben hatten, wie über die geringe Anzahl junger kopfloser Liberaler, die nicht einsahen, daß die Lombardei, ehe sie zu einer

Verfassung reif war, vierzig Jahre lang den aufgeklärten Despotismus eines Napoleon nötig hatte.

Ich brauche nicht zu betonen, daß alle alten Mißstände mit der österreichischen Verwaltung wieder einkehrten. Diese Verwaltung war zwischen 1814 und 1820 klug und menschlich; der Statthalter von Bellegarde und nach ihm der Graf Saurau[1] waren gemäßigt und anständig; nur wurden sie vielfach vom Adel beeinflußt, der sich nach seinen alten Vorrechten zurücksehnte und diesen besonnenen Statthaltern zu sagen schien: „Wozu haben wir Prina denn ermordet?"

Die Unzufriedenheit war im Jahre 1816 groß, als man eines schönen Morgens auf dem Straßenpflaster mehrere Abschriften des berühmten Gedichtes fand, zu dem ich jetzt von den politischen Erörterungen übergehe. Es betitelt sich in mailändischem Dialekt „El di d'incoeu" (Der heutige Tag), Vision. — El di d'incoeu bedeutet auf mailändisch auch: „So weit sind wir gekommen." Der Dichter läßt einen gutmütigen Mann von gesundem Verstande, abergläubisch und voller Haß gegen jedwede Regierung reden. Das ist ungefähr die Personifikation des heutigen Lombarden; wenigstens ist es die Menschenart, der ich in Venedig täglich begegne. Der gute Mailänder spricht im familiärsten Stil, dem malerischsten, den ich kenne, im Stil des Engländers Crabbe[2], doch hundertmal feuriger[3].

Es war in einer gruseligen Nacht,
Schwarz wie ein Wolfsschlund, gänzlich ohne Sterne.
Kein Schritt und Tritt, den was Lebend'ges macht,
Kein Atemzug. Ein Hund nur heulte ferne,
Als meldet' er was Fürchterliches an
Und sähe den leibhaften Sensenmann.

---

[1] S. S. 334.

[2] George Crabbe (1754—1832), englischer Dichter von kräftigem Realismus.

[3] Stendhal gibt das folgende Bruchstück in Prosaübersetzung. Es ist von mir in deutsche Verse übertragen, nach „Poesie Milanesi", S. 411 f.

Ich stapfte heim nach Mailand; auf der Straße
Von Como kam ich mutterseelallein.
Ich lief drauf los und wahrlich nicht zum Spaße:
Bei dem Geheul ging mir's durch Mark und Bein.
'ne ferne Turmuhr hört' ich durch die Nacht.
Ich horchte: ausgerechnet Mitternacht.

Da eben tauchte dicht vor mir empor
'ne niedre Mauer: ich erkannte sie.
Es war die vom Foppon; das Gittertor
Tat sich schon auf; mir schlotterten die Knie.
Ich sah hindurch: dort schlief mein Mütterlein...
Auf einmal pufft's — ein greller Flammenschein.

Und auf den Kirchhofskreuzen all im Rund
Zuckt fahler Widerschein — wie ward mir bange! —
Die Kreuze bebten und es barst der Grund.
Und eine Stimme, schwach, doch lang, o lange,
Scholl irgendwo hervor aus Grabestiefe,
Wie wenn ein Sterbender um Hilfe riefe.

Doch schließlich ward sie klarer und zuletzt
Rief sie: „Freund Rocco, komm doch einmal her!"
Als ich das hörte, war ich baß entsetzt,
Denn Rocco hieß ich selbst. Wie Blei so schwer
Ward jedes Glied mir und verwirrt der Sinn,
Und wie 'ne Faschingspuppe plumpst' ich hin.

Was dann geschah? Ich weiß nichts als das Eine:
Als ich zu Sinnen kam, befand ich mich
Im Dunkeln auf 'nem Haufen Totenbeine.
Und diese Knochen, hu, die regten sich
Just unter mir, und meiner Treu, ich rollte
Fast in ein Grab, als ich aufstehen wollte.

In dieses Grabes Schoß sah ich 'nen bleichen
Schein, der sich sacht erhob. Ich starrte hin:
Lag ich im Traum? Wacht' ich? War das 'ne Leiche?
Endlich erkannt' ich's: ein Gespenst lag drin
Und reckte sich, ein Lichtlein in der Hand
Allmählich hoch, halb über Grabesrand.

Gott, wie es aussah! Rühren konnt's 'nen Stein!
Der blut'ge Mund, zahnlos und arg verschwollen,
Die Lippen ausgesetzt, das Nasenbein

Zertrümmert und die Augen vorgequollen.
Der Schädel eingedrückt, verrenkt die Arme,
Die Brust voll Beulen, daß es Gott erbarme!

Dem unglücklichen Geiste fiel das Haar
In wirren Strähnen nieder in das wunde
Gesicht, mit Blut, das dick geronnen war,
Und Schmutz verkleistert, festgeklebt am Munde,
Den Schlamm und Blut erfüllten; das Gebiß
Nur ein paar wackelige Zähne wies.

Mir war ganz wunderlich zumut. Ich stand
Noch immer da und wußte nicht, ob's wahr,
Ob es ein Traum war, starrte unverwandt
Auf die Gestalt; mein Atem stockte gar,
Als ich so sah, wie dieser arme Wicht
Die Arme regen wollt' und konnt' es nicht.

Denn wie er sich auch quälte mit den Knochen,
Das Fleischgeklump erhob sich nicht vom Rumpf,
Und seine Glieder sanken wie gebrochen
Wieder zurück; er konnte nur den Stumpf,
Der an den Schultern saß, ein wenig heben,
Und baumelnd hing der Rest wie ohne Leben.

Als das nun eine Weile so gewährt,
Merkt' er: es war umsonst. Da voller Wut
Warf er den Kopf zurück. Das Haar, beschwert
Mit all dem Schlamm und dem verdickten Blut,
Fiel ihm zurück. Nicht so zum Gruseln mehr
Schaut' er nun aus, und also redet' er:

„Wie geht es heuer denn in Mailand zu
Seit Anno Vierzehn, zwanzigster April?"
Als ich das höre, schwant' es mir im Nu:
Das ist wohl gar... Ich starr' ihn an und will
Die Züg' erkennen, wissen, wie er heißt:
Bei Gott, es ist Minister Prinas Geist!

„Ach Exzellenz, ich bitte mir zu glauben,
Bei diesem Schurkenstreiche war ich nicht;
Ich machte mich gleich anfangs aus dem Staube."
Und er darauf: „Deswegen frag' ich nicht.
Was profitierte Mailand? War es klug,
Daß man mich ärger als 'nen Hund erschlug?"

„Geb's Gott, Herr Graf, daß dieses Bubenstück
Zum Himmel Sie befördert aus der Gruft.
Was uns betrifft, so war's kein großes Glück;
Bei San Fedele gab's ein bißchen Luft"[1].
„Wie?" rief der Geist. „Die Freiheit..." „Leise doch,
Pst! Exzellenz, sonst steckt man Sie ins Loch!"

Da sah ich, wie sein blutiges Gesicht
Zur Fratze sich verzog, als wollt' er lachen.
Nun faßt' ich mir ein Herz und gab Bericht
Von allen mittlerweil passierten Sachen.
Von Anfang an, geordnet sagt' ich's her,
Beginnend mit der Deutschen Wiederkehr...

„Kaum waren sie im Land, so wirkt der Baß
Ihrer Teutonenstimmen derart auf die Esser
Der kleinen Brote[2], daß ein Aderlaß
Vonnöten war und sie nun ganz ans Messer
Geliefert sind; sie waren ja durch Darben
Längst so entkräftet, daß sie beinah starben...

Derweilen füllen sich mit unserm Brot
Und Korn die Speicher, fremdem Volk zum Lohn;
Und wenn die Armen schrein in Hungersnot,
So tut man nichts, als eine Petition
Nach Wien an den Reichshofrat abzufassen:
Ob man sie soll — ob nicht — verhungern lassen.

Doch da besagter Hofrat „Eil mit Weile"
Zum Grundsatz hat und sich gar lang besinnt,
So speist man uns mit Glauben mittlerweile,
Lehrt Gottesfurcht, damit wir ruhig sind.
Die Religion ist ja recht schön und gut,
Wenn man dabei nur nicht verhungern tut.

Derweil ist Mailand nun voll Eitelkeit,
Voll Grafen, Rittern, Lumpen jeder Sorte,
Ganz ohne jeden Grips, doch stets bereit

[1] Anspielung auf den öffentlichen Platz, der an Stelle von Prinas Palast angelegt wurde, den die Volkswut zerstört hatte. Dieser Platz befindet sich gegenüber der Kirche San Fedele; das war der einzige Vorteil, den Prinas Ermordung den Mailändern brachte (Stendhal).

[2] Das Brot wurde teurer und die Brötchen um die Hälfte kleiner (Stendhal).

Zu Fußtritten, den Mund voll frecher Worte.
Verdienst, doch arm und ohne Adelsbrief,
Verkriecht sich in den Kehrichtwinkel tief ..."

So lang und breit klagt' ich ihm unser Leid,
All das enttäuschte Hoffen seit der Stunde,
Wo uns die Deutschen, wie es heißt, „befreit".
Er rührte nicht ein Glied, hing mir am Munde,
Hielt selbst den Atem an. Jedoch ich spürte,
Daß ich damit nur seine Freude schürte.

Denn wer Minister war, hat auch im Grabe
Das Herz von einem, und man findet nicht
Für solche Ohren eine beßre Labe,
Als Klag' und Leid. Indes dem armen Wicht,
Nach den Erfahrungen, die er gemacht,
Sei seines Herzens Härte nicht verdacht!

Genug, kaum merkt' ich Prinas Wohlbehagen,
Flugs wandte ich das Segel, denn, bei Gott,
Nie werd' ich 'nem Minister etwas sagen,
Das ihm gefällt, ob lebend oder tot.
Den Faden meiner Rede spann ich fort,
Doch anders nun, und sagte Wort für Wort:

„Herr Graf", begann ich, „müssen nämlich wissen,
Daß wir in Mailand trotz der deutschen Bauern
Zufrieden sind mit unsern Leckerbissen,
Ja lustig wie der Papst, und ohne Trauern
Die bittren Pillen schlucken wie Konfekt, —
Weil Kaiser Franz uns liebt und Liebe weckt."

So weit der Satiriker; seine Satire wird hier maßlos, ohne einen Augenblick aufzuhören, lustig zu sein. Diese Farbe kriegen wir in unserer blassen Wiedergabe nie heraus.

Der Dichter ist vor allem da unvergleichlich, wo er von den allgemeinen Klagen der Lombardei zur Persönlichkeit der Tyrannen, der großen und kleinen, übergeht, die sofort nach Napoleons Sturz wieder auftauchten. Alle Erbärmlichkeiten kamen wieder zum Vorschein (genau wie in Frankreich nach der Rückkehr der Bourbonen Anno 1814). Der Dichter schildert sie mit äußerster Energie und vermeidet doch stets sorgfältig den gehobenen Stil. Seine Beschreibungen

wären in der Übersetzung oft furchtbar; das kommt ohne Zweifel vom Unterschied zwischen unserm Phlegma und der Erregbarkeit dieses Landes, das zweitausend Jahre vor uns eine Kultur besaß.

Die Energie mißfällt in Italien nie, sie kann nicht mißfallen. Die Gefühlsweise dieses Volkes ist wunderbar; seine erste Regung den Künsten gegenüber ist stets richtig. Lächerlich ist nur, wie es über die Künste redet. Kürzlich hörte ich Canova in Rom alle Bildhauer loben, die man erwähnte; selbst bei den erbärmlichsten Steinschneidern, welche die menschliche Gestalt kaum wiederzugeben wissen, fand er etwas zu bewundern. Obwohl vom Papst und dem Kardinal Consalvi protegiert, fürchtete er doch, sich Feinde zu machen. Der Einfluß der Jesuiten und der Regierung hat die Kritik der Italiener über Kunst und Literatur jämmerlich erniedrigt. So ist es den Jesuiten seit zweihundert Jahren gelungen, Dante als „schauderhaft" empfinden zu lassen. Erst seit dreißig Jahren wagt man diesen Großen zu bewundern.

Der Dichter, dem man die „Vision Prina" verdankt, hat sich offenbar an Dante gebildet; es ist die gleiche Energie und die gleiche erschreckende Wahrheit des Ausdrucks. Ich habe sechs Monate gebraucht, um das Mailändische gut zu verstehen, doch ich habe diese Mühe nicht bereut, da sie mich in den Stand setzte, diese köstliche Satire zu lesen: weder Crabbe noch Lord Byron besitzen die gleiche Energie. Der Dichter vermeidet die pomphaften, abstrakten, philosophischen Ausdrücke, mit denen Lord Byron prunkt; er wählt stets das familiärste, komischste, malerischste Wort; er wendet sich nie an den Geist; er malt. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß das ganze Geschlecht der Pedanten, die Petrarca anbeten, alle die geistlosen Nachahmer, auf den lombardischen Dichter wütend sind. Diese armen Eunuchen hassen vor allem die Energie. Es gibt hundert Dichter von dieser „Kraft", die Sie zum Gähnen bringen würden.

Ich zweifle nicht, daß Lord Byron in seinem Beppo und Don Juan den Stil Burattis stark nachgeahmt hat. Nach einjährigem

Aufenthalt in Venedig, wo alle Welt von Buratti redet, hat Byron in dessen Stil geschrieben[1]. Die Vision „Prina" war ihm nicht unbekannt; mehrere Stellen in seinem „Don Juan" erinnern mich stark daran; doch da kein Engländer Mailändisch spricht, noch es je lernen wird, so wird alle Welt diese Nachbildungen leugnen.

14. Buratti[2]

Mit Buratti ging ich im Dezember 1830 und im März 1831[3] fast täglich von neun Uhr abends bis Mitternacht aus. Wir speisten zusammen nach Mitternacht, von zwei bis halb drei Uhr morgens, in dem Café am Markusplatz neben dem Café Florian auf der Piazetta. Ich liebte ihn zärtlich. Er war damals ein schöner Mann von fünfundvierzig Jahren, stets vorzüglich gekleidet. Sein Gesicht war fein und reizend, die Augen wenig lebhaft, außer wenn er dreihundert Verse hergesagt hatte. Zu Mittag speisten wir bei der Gräfin Policastro, wo seine neuen Verse den Reiz der Gesellschaft bildeten. Von seinem Vater hatte Buratti nur einen Ring im Werte von 600 Franken geerbt, statt der 400000 Franken, die sein Erbteil hätten betragen müssen. Ich weiß nicht, wie es Buratti gelungen war, sich eine Rente von 10 bis 12000 Franken zu verschaffen. Er hatte seine Magd geheiratet, aus Gewohnheit, wie er sagte. Den einzigen Kummer

[1] Die unmittelbare Anregung zu „Beppo" bot wohl ein Gedicht des Pseudonyms Whistlecraft (John Hookham Frere) „König Arthurs Tafelrunde", das wie Byrons Dichtung in scherzhaften ottave rime geschrieben war und in Venedig im Oktober 1817 in seine Hände gelangte. Er war von der vis comica dieser Versart so betroffen, daß er sofort einige achtzig Strophen aufs Papier warf. Aus diesen entstand „Beppo" im Karneval 1818 und erschien im nämlichen Frühjahr in London [O. Gildemeister].

[2] Aus R. Colombs „Notice biographique", S. LIII. — Giuseppe Buratti (1778—1822) war der Sohn eines reichen Kaufmanns, der ihn wegen seiner kecken Satiren enterbte.

[3] Stendhal war damals französischer Konsul in Triest und besuchte von dort oft Venedig.

seines Lebens erfuhr er um 1820 beim Tode seines siebenjährigen Sohnes.

Der Marchese Marucci, den Buratti in seiner „Elefanteïde“ verspottet hat, besaß ein Einkommen von 80000 Franken und genoß in Venedig das größte Ansehen; er war ein russischer Lebemann, der den Dichter leicht in irgendeinen Kanal hätte werfen lassen können. Die Satire Burattis auf den französischen Konsul Mimault ist besser als irgendeine Satire Boileaus; aber es lesen nur anderthalb Millionen Menschen Venezianisch, wogegen zehn Millionen Franzosen sowie fünf Millionen Ausländer Boileau lesen oder ihn sich doch wenigstens kaufen können.

Die österreichische Regierung haßte Buratti, wagte ihn aber nicht auszuweisen; dazu gaben die von Maria Theresia und Joseph II. geschaffenen Regierungsformen keinen Anhalt. Die Gesetzbücher verlangen Taten, um jemanden zu verurteilen; die Polizei legt diese Gesetze so aus, wie sie kann, hat sie jedoch noch nicht zu ändern vermocht. Buratti pflegte zu sagen: „Ich sterbe noch in der Verbannung, ich werde fliehen müssen ...“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen[1] verschaffte mir die liebenswürdige Signora J... vor kurzem drei Manuskriptbände in Quart von Burattis Schriften. Und ich preise mich glücklich, daß ich sie den Band zu 80 Franken bekommen habe. Wäre ich in Venedig nicht wohlbekannt, ja ich kann sagen, beliebt, so hätte man mir niemals ein Werk anvertraut, das die Sicherheit des armen Buratti gefährden könnte. Er steht bei neun Zehnteln der armen, aber frohsinnigen Bevölkerung Venedigs in hoher Gunst und ist einer der besten Menschen, allen Ränken, allem Haß meilenfern und ein prachtvolles Gemisch von

[1] Das Folgende ist aus dem (englischen) Aufsatz „The principal living Poets of Italy“ (Paris Monthly Review, 1822, II, S. 233 ff.) entnommen und stammt, wie Doris Gunnell nachgewiesen hat, von Stendhal. Es erscheint hier zum erstenmal in Buchform.

Kind, Tollkopf und genialem Dichter. Sein Charakter steht in seltsamem Gegensatze zu dem Lord Byrons, der mehrere Jahre in Venedig gelebt hat. An Genie kommt er Byron sicherlich gleich. Eine kühne Behauptung, wird man sagen; doch ehe man mich dafür verdammt, lese man die „Elefanteïde", — was freilich keine leichte Aufgabe ist, denn sie erfordert genaue Kenntnis des venezianischen Dialektes. Der Held dieser burlesken Dichtung ist ein Elefant, der wild wurde und in Venedig herumraste, als er die Salutschüsse zu Ehren der Ankunft des Kaisers Franz von Österreich hörte. Die Sache passierte vor drei bis vier Jahren. Das Tier richtete große Verwirrung an und verursachte allerlei komische Zwischenfälle; schließlich geriet es — mit oder ohne menschliches Zutun — in eine Kirche, aus der man es nicht herausbekommen konnte, da es sämtlichen Canonici (Geistlichen) Trotz bot. Schließlich wurde eine einzige Kanone aufgefahren, die es nach dem zweiten Schusse erlegte. Wohl nie hat ein satirisches Genie größere Verve entwickelt und so köstliche, übermütige Einfälle mit weniger Galle herausgesprudelt. Gerade dies völlige Fehlen jeder Gehässigkeit ist meines Erachtens ein großer und seltener Vorzug in der satirischen Poesie. Diese bewundernswerte Eigenschaft Burattis aber stammt aus seiner Heiterkeit und seinem durchaus natürlichen Humor, der nicht mit List und Tücke auf komische Züge fahndet; denn er ist so veranlagt, daß sein Humor angesichts irgendeines komischen Vorgangs von selbst und ohne sein Zutun in Tätigkeit tritt.

Während der Verfolgung und Belagerung des Elefanten verlangte ein schwerreicher und angesehener Mann in Venedig, der närrische Marchese Marucci, das Kommando über die gegen den wildgewordenen Vierfüßler aufgebotenen Streitkräfte und führte sie mit großer Umständlichkeit und militärischem Pomp an; und so spielt er denn auch eine Hauptrolle in diesem Gedicht. Die Folge war, daß er den armen Buratti für drei Monate einsperren ließ. Nie hat ein Dichter ein ähnlicheres und zugleich burleskeres Porträt von einem Menschen



Piazza San Marco in Venedig.

entworfen; noch jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, lache ich in Erinnerung daran Tränen.

Buratti ist unvergleichlich im Erfassen der komischen Züge seiner Helden: sie sind so prachtvoll getroffen, daß ich mehrere seiner Vorbilder nach seiner bloßen Beschreibung auf dem Markusplatz wiedererkannte. Dank der Gutmütigkeit des Volkscharakters verbringt Buratti seine Zeit mitten unter seinen Helden im Café Florian, und es kommt zwischen ihnen nie zu Auseinandersetzungen, wenigstens nie zu Gewalttätigkeiten, denn jedermann weiß, daß Buratti, wenn es sein muß, seinen Degen wohl zu führen weiß. Kurz, er ist der köstlichste Mensch; sein Leben ist eine fortwährende Komödie; er ist geboren, um zu lachen und andere lachen zu machen. Zur Franzosenzeit zog er über die Franzosen ebenso furchtlos und erfolgreich her, wie jetzt über die Österreicher. Seine Hauptwerke sind „L'Omo", eine Satire auf die Menschheit im allgemeinen, die „Strefeïde", die „Elefanteïde" und andere mehr. Eine Art von Rivalen besitzt Buratti in H. Ancillo, einem bekannten Apotheker Venedigs, dessen Genie vielleicht mehr zur Geltung gekommen wäre, wenn er seine Zeit nicht mehr zum Medizinbereiten als zum Dichten verwandt hätte. Doch hat auch er ein feines Gefühl für das Komische, und er rezitiert mit Wonne die stärksten Stellen aus den Dichtungen seines Nebenbuhlers ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der liebenswürdige Poet Silvio Pellico[1] sagte eines Tages zu Lord Byron: „Der hübscheste der zwölf italienischen Dialekte, deren Kenntnis den Nordländern fehlt, ist das Venezianische. Die Venezianer sind die Franzosen Italiens." — „Haben Sie einen lebenden Komödiendichter?" — „Jawohl," antwortete Pellico, „sogar einen hervorragenden. Aber da er seine Komödien nicht aufführen lassen kann, so schreibt er sie in der Form von Satiren. Dieser liebenswürdige

[1] Das Folgende ist aus „Lord Byron en Italie" („Racine et Shakespeare", S. 284 f.) entnommen.

Poet heißt Buratti, und der Gouverneur von Venedig sperrt ihn alle halbe Jahre ein."

Dies Wort Pellicos war meines Erachtens für Byrons poetische Zukunft bestimmend ... Er fragte eifrig nach dem Namen von Burattis Verleger. Da Lord Byron an die Mailänder Gutmütigkeit gewöhnt war, so wagte man ihm ins Gesicht zu lachen und antwortete: Wenn Buratti sein Leben im Gefängnis zu verbringen wünschte, so hätte er ein sicheres Mittel: seine Werke drucken zu lassen. Wo sollte er zudem einen Verleger finden, der den Mut dazu besäße[1]? Sehr lückenhafte Manuskripte von ihm kosten drei bis vier Zechinen. Am nächsten Tage lieh die reizende Contessina N... einem von uns ihre Abschrift ... Venedig ist eine Welt für sich, von der das trübsinnige Europa keine Ahnung hat. Man spottet dort des Kummers. Burattis Verse erfüllen die Herzen mit Trunkenheit. Nie hat die Schwarzkunst (wie die Venezianer sagen) gleiche Wirkungen erzielt.

15. Abenteuer Leos XII.[2]

Brief an den Grafen Beugnot (1824)

Pius VI. war ein sehr schöner Mann, soweit man bei gewöhnlichem Gesichtsausdruck schön sein kann. Er war ein schöner Mann wie der König Murat [von Neapel] und setzte seinen Hof gern aus schönen Männern zusammen. Um 1783 wollte er ein Werk über die deutschen Bistümer schreiben. Dazu brauchte er einen Privatsekretär, der ihn nicht verriet. Bei seinen capelle papali (Empfängen) fiel sein Auge auf einen jungen Marchese della Genga[3], einen sehr armen jungen Edelmann, aber von edelster Erscheinung, der Mönch geworden war.

[1] Im Jahre 1822 hat man es gewagt, in Lugano [auf Schweizer Gebiet] die am wenigsten anstößigen Gedichte zu drucken. (Artikel Buratti in der Biographie universelle [Paris, Furne, 1832], nach Colombs Angabe von Stendhal verfaßt.)

[2] Veröffentlicht von Arthur Chuquet in der „Revue" vom 1. Januar 1913.

[3] Den späteren Papst Leo XII. (1823—29).

Eines Nachts ließ er ihn in tiefstem Geheimnis rufen. Er ließ ihn wissen, daß er für sein Glück sorgen wolle, wenn er verschwiegen wäre. Er mußte sich fünfmal wöchentlich um neun Uhr abends an der Tür der päpstlichen Wohnung einfinden. Erblickte der Abbate della Genga am Boden ein nachlässig hingeworfenes Stückchen Papier, so klopfte er an, und der Papst öffnete ihm persönlich. Se. Heiligkeit diktierte ihm dann bis ein oder zwei Uhr nachts seine Schrift über die deutschen Bistümer. Nach Beendigung der Arbeit ging der Abbate ebenso geheimnisvoll, wie er gekommen war.

Das Geheimnis blieb über ein Jahr lang gewahrt. Nach Jahr und Tag entdeckte der Kardinal Collini, der Oheim des [späteren] Kardinals Consalvi und einer der ehrgeizigsten Prälaten am damaligen päpstlichen Hofe, daß der Papst sich heimlich mit einer Arbeit befaßte. Diese Entdeckung war sehr wichtig an einem despotischen Hofe, an dem jeder alles erhoffen kann. Man umgab die Camerieri des Papstes mit Spionen: sie wußten nichts. Mit Hilfe der geschicktesten Maßnahmen stellte man fest, daß niemand am päpstlichen Hofe um das Geheimnis wußte. Man ließ alle Innentüren des Zimmers beobachten und entdeckte nichts. Schließlich, nach mehreren Monaten, bewog der Kardinal Collini seinen Neffen, Monsignore Consalvi, selbst an einer Geheimtreppe Posten zu stehen, die zur Wohnung Sr. Heiligkeit führte. Am zweiten Abend, als Consalvi auf der Lauer stand, hört er jemand im Dunkeln heraufkommen und sieht ihn an eine Tür klopfen. Zu seinem großen Erstaunen sieht er, wie der Papst diesem Manne persönlich öffnet.

Lange wartet er auf seiner Treppe. Da er niemanden herauskommen sieht, nimmt er an, daß der Unbekannte die Nacht beim Papste verbringt und am nächsten Morgen zu früher Stunde durch die gewöhnlichen Türen der Papstwohnung wieder fortgeht. Doch umsonst werden die scharfsinnigsten Spione an diesen Türen postiert; sie sehen nur Dienstboten herauskommen, die im Palast wohnen und bekannt sind, oder andere hereinkommen.

In der dritten Nacht nach der Entdeckung beschließt Monsignore Consalvi, sich wieder auf der Geheimtreppe zu verstecken. Gegen neun Uhr sieht er einen Unbekannten sich geheimnisvoll der Tür nähern. Er packt ihn ohne Zaudern am Arme. Der Mann stößt einen Ruf der Überraschung aus. Mehr war nicht nötig: Consalvi erkennt den Abbate della Genga. Er sagt zu ihm: „Wir kommen zum gleichen Zweck hierher. Ich bitte Sie, lieber Della Genga, verraten Sie mich nicht.“ Della Genga ist höchst erstaunt, antwortet aber nichts, was ihn bloßstellen könnte, und da der Kardinal Collini, Consalvis Oheim, ein sehr gefährlicher Feind war, hält er es auch für richtig, dem Papste, der ihn doch sehr gut behandelte, nichts von der Begegnung zu erzählen.

Acht Tage später trifft Consalvi den Abbate della Genga wie von ungefähr und sagt zu ihm: „Verraten Sie mich nicht. Meine Arbeit beim Papste geht zu Ende, und die Ihre wird wohl auch nicht mehr lange dauern.“ Es führte zu weit und wäre zudem recht schwierig, hier alle Feinheiten einer italienischen Unterhaltung zwischen zwei römischen Höflingen wiederzugeben. Es genügt zu sagen, daß der Abbate della Genga nach mehreren Gesprächen die Bemerkung fallen ließ, die Arbeit über die Bistümer sei nahezu beendet, und es kämen dann die adligen Stifter an die Reihe. Ein Monat verging, dann sagte der Kardinal Collini, mit dem Pius VI. vertraulich über seine Gesundheit sprach: „Euer Heiligkeit macht sich durch die hartnäckige Arbeit über Deutschland krank.“ — „Wieso über Deutschland?“ Die Unterhaltung geht scheinbar achtlos und doch mit klugem Bedacht auf ein anderes Thema über, und schließlich bittet der Papst den Kardinal, ihm zu sagen, woher er diese Angaben habe. Der Kardinal, der nach seiner Behauptung den Diskreten gespielt hatte, ließ sich lange bitten und teilte dem Papst erst nach mehreren Unterhaltungen mit, der junge della Genga hätte eine Geliebte, der er allnächtlich erzählte, was der Papst ihm diktierte. Der hätte er gesagt, daß die adligen Stifter drankämen, sobald die Bistümer fertig wären.

Der Papst hört sich das mit völliger Gleichgültigkeit an und sagt nur das eine Wort: Solite leggerezze. Am selben Abend sieht ein auf der Geheimtreppe postierter Spion, wie der arme della Genga lange auf dem Boden nach etwas sucht: es war das Papierstückchen. Schließlich klopft er sehr sacht mehrmals an, aber ihm wird nicht geöffnet. Nach einer Stunde geht er fort. Die Personen, denen daran lag, daß Pius VI. sich keinen Günstling zulegte, ersahen aus der tiefen Traurigkeit des Abbate della Genga, daß er vom Heiligen Vater keinen geheimen Trost erhalten hatte. Sei es kluge Politik, sei es wahrer Kummer — der junge Abbate ging jetzt weit seltener auf die Jagd, die bis dahin eine seiner Hauptleidenschaften gewesen war.

Er war arm; seit Jahresfrist mochte er von einer glänzenden Laufbahn geträumt haben; jetzt sank er zurück in die Reihen der gewöhnlichen Prälaten und war nur noch ein sehr hübscher Jüngling. Aus den Monsignori wählt sich der Heilige Vater zwar seine Leute für alle wichtigen Ämter, aber es gibt auch sehr viele, die zeitlebens bloße Monsignori bleiben, ohne Gehalt und bald ohne Ansehen.

Am ganzen römischen Hofe gab es vielleicht nicht mehr als vier Personen, die sich die Ursache der tiefen Schwermut des jungen Abbate della Genga erklären konnten. Keinem hatte er sein geheimes Glück anvertraut. Consalvi und sein Oheim, der Kardinal Collini, waren die einzigen, die dahinter kommen konnten. Der Abbate della Genga verkehrte seit einigen Monaten bei der Generalin Pfeifer, die noch 1824 in Rom lebte und deren Gatte die päpstliche Schweizergarde befehligte. Der junge Abbate schien auf den höchst einfachen Gedanken verfallen zu sein, seine Schwermut dieser hübschen jungen Frau gegenüber auszunutzen und sie glauben zu machen, daß sie eine Folge unglücklicher Liebe sei.

Nach vier bis fünf Monaten hatten die Spione des Kardinals Collini, die den Abbate della Genga unausgesetzt beobachteten, mit Sicherheit festgestellt, daß della Genga keinerlei Beziehungen zu Pius VI. mehr hatte. Der Papst selbst zog sich des Abends nicht mehr zu der

Zeit zurück, wo er sonst mit dem Abbate zu arbeiten pflegte. Dieser suchte vergebens die Augen des Papstes bei den öffentlichen Audienzen oder bei den Spaziergängen Sr. Heiligkeit auf sich zu lenken. Ob er bei der Frau Pfeifer Glück hatte oder nicht —, seine tiefe Schwermut nahm noch zu, bis plötzlich eines Abends gegen neun Uhr, dreizehn bis vierzehn Monate nach seiner Ungnade, ein Mann vor ihm stehenblieb, als er über den Platz der Fontana Trevi ging, der unweit des Quirinalspalastes liegt, in dem Pius VI. damals wohnte, und ihn fragte, ob er ihm folgen wolle. Er antwortete: „Vorwärts."

Der Mann schlug den Weg nach dem Quirinal ein, ging durch das Portal, verlor sich in dem gewaltigen Portikus, und eine Minute darauf befand sich der junge Abbate zu seiner unbeschreiblichen Freude zu Füßen des Papstes. Ohne ein Wort zu sagen, fiel er auf die Knie, was in Rom zur Etikette gehört, und brach in Tränen aus. „Mein Sohn, sage mir die Wahrheit." Das waren die einzigen Worte des Papstes in diesem Lande, das die unnützen Worte unter vier Augen verschmäht. Der Abbate erzählte ihm genau die Überraschung durch Consalvi. Der Papst ließ ihn eine Stunde lang reden, ohne ihn zu unterbrechen, dann versetzte er: „Ich sehe, Ihr habt die von mir geforderte Verschwiegenheit nicht verletzt. Heute abend seid Ihr zu erregt, um die Arbeit fortzusetzen. Kommt morgen wieder und seid verschwiegen . . ."

Der arme Abbate war wie toll, und Frau Pfeifer desgleichen. Er ging nach Verlassen des Quirinals zu ihr, weinte immerfort heiße Tränen und umarmte sie zwischendurch. Alles, was sie aus ihm herausbringen konnte, war die glühende Bitte, mit niemand von ihm zu reden. In der Tat arbeitete della Genga seit über zwei Wochen mit dem Papst, und niemand hatte es erraten. Er fuhr fort, den Schwermütigen zu spielen, und ging nicht mehr auf die Jagd. An einem Audienztage ließ ihn Pius VI. öffentlich einladen, zur Mahlzeit zu bleiben. Diese einfache Botschaft war ein Donnerschlag für die Feinde des Abbate. In wenigen Stunden sprach ganz Rom von

seiner Gunst, sie nahm in den nächsten Monaten beständig zu. Nun ging man mit schwerem Geschütz gegen ihn vor. Man wollte dem Papste Angst machen. Viele Leute begannen zu wispern, Se. Heiligkeit wisse wohl nicht um das ärgerliche Verhältnis ihres Günstlings zu Frau Pfeifer. Lange verachtete Pius VI. diese Ränke. Nach ein bis zwei Jahren (denn an diesem Hofe geht alles langsam vor sich) geschah es, daß Pius VI. Rebhühner auf seiner Tafel hatte und der Abbate della Genga mit anderen Monsignori seiner Mahlzeit beiwohnte. Da sagte er zu dem diensttuenden Hofmeister: „Heute esse ich keine Rebhühner. Diese sehen sehr zart aus. Schickt sie in meinem Namen der Frau Pfeifer." Dies Wort schmetterte della Gengas Feinde nieder. Consalvi soll davon krank geworden sein.

Die Gunst des Abbate della Genga hatte keine Grenzen. Abgesehen von seiner Arbeit, hatte er allwöchentlich stundenlange geheime Unterredungen mit dem Papste. Der sagte eines Tages zu ihm: „Ich fühle, daß ich alt werde. Es würde Euch zu schlecht gehen, wenn ich nichts für Euch täte. Ich muß mich von Euch trennen und Euch in die Gesandtschaftslaufbahn bringen, die Euch früher oder später den Kardinalshut verschafft." Der Abbate war nach vier- bis fünfjährigem Verkehr noch immer in Frau Pfeifer sterblich verliebt. Er bat Seine Heiligkeit umsonst, ihn in Rom zu lassen. Der Papst entgegnete: „Ihr seid ein Kind. Ihr seid zu arm, um in Rom zu bleiben."

Da gerade der Posten des Legaten in München frei war, ernannte Pius VI. den Monsignore della Genga eines Tages offiziell hierzu. Er war wie vom Donner gerührt, als er das Biglietto (die offizielle Ernennung) ohne vorherige Ankündigung erhielt. Selbst der Papst soll bewegt gewesen sein, als er ihn verabschiedete. Seit seiner hohen Gunst war der Monsignore della Genga sehr liebenswürdig, sehr verschwiegen und höchst geistreich. Er war verzweifelt, von Frau Pfeifer zu scheiden. Deren Schmerz bildete lange das Gespräch der vornehmen Gesellschaft in Rom. Aber nach einigen Monaten erfuhr man, daß der Münchener Legat in höchster Gunst bei der Kurfürstin von Bayern stand.

Ich will dem Monsignore della Genga nicht in seiner diplomatischen Laufbahn folgen, die er wie alle geistreichen Männer dieses Hofes durchlief. Jagd, Galanterie und die Geschäfte, die er sehr gut erledigte, erfüllten sein Dasein. Die Papstwahl Pius' VII., die in Venedig im Jahre 1800[1] stattfand, war ein Donnerschlag für ihn. Die gegeneinander feindlichen Kardinäle, die Pius VII. zum Papst machten, rieten ihm, Consalvi zum Staatssekretär zu nehmen, und so sah della Genga sich verloren. Er wurde tatsächlich bald abberufen und blieb in Rom — ein vergessener Mann. Jetzt kannte seine Jagdleidenschaft keine Grenzen mehr; er wurde zum Busenfreund aller berühmten Jäger Roms. Er erhob Ansprüche; viele rühmten seine Geschicklichkeit.

Um 1812 beschloß der Kardinal Consalvi, ihn zu verderben. Die Gelegenheit bot sich 1814, bei der Rückkehr der Bourbonen. Man mußte jemand nach Paris schicken, und zwar in einer Sache, die aussichtslos schien. Es galt nämlich, durchzusetzen, daß der König zugunsten des römischen Hofes auf gewisse Vorrechte verzichtete, die die französische Kirche seit Ludwig XIV. beanspruchte und die Napoleon in seinem Konkordat durchgesetzt hatte. Mit dem Erfolg dieser unmöglichen Sache betraut, kam della Genga 1814 nach Paris. Zu seinem größten Erstaunen sah er, daß es nicht unmöglich war, seine Forderungen durchzusetzen. Er schickt einen Kurier nach Rom und teilt seine Erwartungen mit. Dieser Fehler wird hier als der größte angesehen, den er machen konnte. Er hat ihn bei allen klugen Köpfen dieses Landes um jeden Ruf gebracht. Man vergißt hier nichts, entschuldigt nichts und vergibt nichts.

Seitdem galt der Monsignore della Genga nur noch für einen unbesonnenen Menschen, der sich auf Staatsgeschäfte nicht versteht. Er hätte unbestimmte Dinge schreiben und den Kurier nur mit dem *unterzeichneten* Abkommen absenden dürfen. Ein solcher Erfolg hätte seinen Gegner gezwungen, ihm bei der ersten Kardinalsernennung den roten Hut zu geben. Sobald der Kardinal Consalvi

[1] Weil Rom damals Republik war.

den Kurier des unbesonnenen Legaten erhielt, ging er zum Papst und teilte ihm die erstaunliche Nachricht mit, daß er, Consalvi, selbst nach Paris reisen wolle, wo ohne seine Anwesenheit die Sache der französischen Kirche verloren sei. In Rom gilt Spanien viel für die Einkünfte und Frankreich für das Ansehen des Heiligen Stuhles in Europa. Das katholische Deutschland wird als rebellischer Staat betrachtet, der die Rolle der Republik Venedig gegenüber dem Heiligen Stuhl übernommen hat.

Binnen vierundzwanzig Stunden nach dem Eintreffen der unklugen Depesche della Gengas reiste der Kardinal Consalvi nach Paris ab. Die Angelegenheiten der Kirche waren dort in den zehn bis zwölf Tagen seit dem Abgang seines verhängnisvollen Kuriers derart gediehen, daß nur noch die Unterschrift fehlte.

Als della Genga eines Morgens angekleidet und der Wagen schon vorgefahren war, um ihn zum Minister des Königs von Frankreich zu fahren, sieht er bei sich den Kardinal Consalvi erscheinen, der ihn umarmt und ihm eröffnet, er komme, um die wichtige Sache der Veränderung des kaiserlichen Konkordats zu verhandeln. Binnen einer Viertelstunde hat der Kardinal Consalvi alle Papiere des niedergeschmetterten Legaten in Händen, besteigt seinen Wagen und fährt nach den Tuilerien. Kaum ist er eine Viertelstunde fort, so schwimmt der unglückliche Legat in seinem Blute. Eine Hämorrhoidenblutung war eingetreten. Er war dem Tode nahe und wünschte zu sterben. Die Ärzte, die er berufen hatte, veranlaßten ihn, nach Montrouge überzusiedeln. Er erholte sich zwar, aber die Krankheit kehrte immer wieder. Jedes Jahr brachte sie ihn einmal dem Tode nahe. An ihr wäre Se. Heiligkeit am 24. Dezember letzten Jahres fast gestorben[1]. Bekanntlich gab ihm der Kardinal Galeffi an diesem Tage die Sterbesakramente. Man hat berechnet, daß Se. Heiligkeit seit jenem verhängnisvollen Umschwung in Paris im Jahre 1814 in weniger als zehn Jahren achtzehnmal die Sterbesakramente erhalten hat.

[1] Über die Papstwahl della Gengas (Leo XII.) und seinen Tod s. „Wanderungen in Rom“ vom 16. Oktober 1828 und 5. bis 10. Februar 1829.

16. Die Wasserfälle von Terni

Brief an Romain Colomb

Rom, 20. November 1825

Nun rede mir noch von den Wasserfällen Savoyens und der Schweiz! Ich habe die bellissima Cascata von Terni gesehen. Mach' beide Ohren auf und höre, was Du hören wirst. Ein ziemlich sonderbarer Zwischenfall hat den Reiz meines Ausfluges in diese Berge noch erhöht.

Nach einer Unzahl von Serpentinen den Apennin aufwärts, von Narni bis Terni, langte ich um neun Uhr abends bei Mondschein in diesem Nest an. Am nächsten Morgen prachtvoller Sonnenschein; die Bäume haben noch ihr Laub, das nur vom Herbste gerötet ist. Ich ging zu Fuß nach dem Wasserfall, weil ich so kleinlich war, mich mit dem Postmeister zu entzweien, den die päpstliche Regierung ermächtigt hat, für eine Fahrt von sieben Miglien einen riesigen Preis zu fordern. Von Terni geht man nach der Kaskade in einem Tale, in dem ich das Vergnügen hatte, mich zu verlieren. Mehrfach fragte ich nach dem Wege. Eine Bäuerin, die mir sehr genau Auskunft gegeben hatte, setzte vertraulich hinzu: „Gib mir etwas aus Liebe zur Madonna." Das Duzen kommt aus dem alten Latein. Die Schamlosigkeit, womit jeder Bauer den Fremden anbettelt, kommt 1. vom Mangel jeglicher Eitelkeit, 2. von der Gleichheit vor dem Priester, 3. von der Gleichheit vor Gott. In diesem Lande herrscht vom Trasimenischen See ab so wenig Eitelkeit, daß ich anfange, sie zurückzusehnen. Wenn die französischen Bauern den Gipfel des Unglücks ausdrücken wollen, so sagen sie: „Er mußte die Hand ausstrecken." Kommt man hierzulande an einem Pachthofe vorbei, und die Frau sitzt vor der Tür und arbeitet, so streckt sie einem die Hand hin, ohne aufzustehen, und sagt: „Gib mir etwas!" Doch der Mangel an Eitelkeit, so verhängnisvoll in den unteren Klassen, ist in der Gesellschaft sehr angenehm und ruft hier Wirkungen hervor, die für uns ganz neu sind.



Wasserfall des Velino bei Terni.
Kupferstich von W. F. Gmelin. 1795.

Ich erlasse Dir die übrigen Gedanken über dies Thema, die mich auf meinem Wege zum Wasserfall unterhielten. Ich folgte dem Tale mit seinen steilen Rändern, doch der Wasserfall kam noch immer nicht. In meiner Besorgnis verließ ich den Weg und ging am Rande des klaren Flusses entlang, der von der Kaskade kommt. Fast fiel ich ins Wasser, indem ich von Stein zu Stein sprang, nur um den Fluß nicht zu verlassen. Endlich kam ich unter eine Brücke; ich kletterte hinauf und befand mich am rechten Flußufer. Ich folge einer Allee von Orangenbäumen, höre ein donnerndes Geräusch, sehe eine große Wolke zerstäubten Wassers, und nach einer Biegung des Weges erblicke ich zu meiner Rechten den Fluß, der sich den steilen Talrand hinabstürzt. Es ist der schönste Wasserfall, den ich in meinem Leben sah. Ich bleibe eine Stunde im Tale. Wie froh bin ich, daß ich mir keinen Führer nahm!

Nach einer Stunde redet mich ein hübscher Bauernjunge mit lachender Miene an, die mich überrascht, und fragt mich freundlich, ob ich nicht hinaufsteigen und mir die Kaskade von oben ansehen will. Ich klimme einen schmalen Zickzackpfad hinan, der im letzten Jahre zu Ehren des Kaisers von Österreich auf der östlichen Talseite angelegt wurde. Auf halber Höhe springt ein Belvedere vor und hängt gewissermaßen über der ungeheuren Flut, die ins Tal hinabstürzt. Das ist herrlich. Endlich klettere ich bis ganz nach oben und sehe den Fluß sechs Fuß über der Stelle, wo er hinabstürzt; man sieht den Fall hier in der Verkürzung. Der Fluß (der Velino) fließt in einem Kanal, den die Römer angelegt haben, um den Spiegel eines zwei Miglien entfernten Sees tiefer zu legen und am Ufer anbaufähiges Gelände zu gewinnen.

Den Rückweg nach Terni nahm ich auf einem Wege, den man oben, am östlichen Talrand, genau am Rande der Talschlucht angelegt hat. Ich war vor Bewunderung erschöpft und hatte Eindrücke anderer Art nötig, die auch nicht ausblieben. Eine Bäuerin, die des Weges kam, grüßte mich wie einen Bekannten. Ich dachte an die freundliche Miene meines kleinen Führers, etwas recht Seltenes in Italien, wo man selbst in den Blicken derer, die man gut bezahlt, den verstörten Ausdruck

von Haß und Mißtrauen findet. Ich fragte meinen kleinen Führer; seine schönen Augen blitzten boshaft; er wollte aber nicht mit der Sprache heraus. Endlich sagte er lachend: „Ich sehe schon, Signor Stefano, Sie wollen nicht erkannt werden. Trotzdem trage ich hier den Anzug, den ich mir für die sechs Scudi gekauft habe, die Sie mir bei Ihrer Abreise gaben."

Ich kürze endlose Einzelheiten ab, die für mich sehr amüsant waren. Endlich verstehe ich die Sache: ich bin Herr Etienne Forby, ein französischer Landschaftsmaler, der in dem Dörfchen Fossagno sechsundzwanzig Tage verbracht und den Wasserfall von allen Seiten gemalt hat. Alle Bauern, denen ich begegne, grüßen mich mit besonderem Wohlwollen; ich sehe, ich bin ein Biedermann. Auch junge Bäuerinnen grüßen mich sehr freundlich. Ich frage meinen kleinen Führer, wie ich meine Abende verbracht habe; ich frage, ob ich keine Liebste gehabt hätte. Ach nein! Mein Doppelgänger hat sich hier sechsundzwanzig Abende hintereinander beharrlich gelangweilt, ohne sich in Gesellschaft zu begeben. Ich wurde einer Bäuerin vorgestellt, die mir mein Zimmer vermietet hatte, einer anderen, die mir mein Essen bereitet hatte und deren Schwester zu ihrem Kummer ihr Töchterchen Mariaccia verloren hatte, das ich so liebte.

Schließlich stand das ganze Dorf um mich herum, um mich zu feiern; ich versuchte meinen Namen abzuleugnen — unmöglich! Alles rief mir zu: „Sie wollen Spaß machen, Signor Stefano." Ich verbrachte drei Stunden unter diesen braven Leuten und hielt sie mit Weißwein und Würsten frei, die auf eine Meile nach Knoblauch rochen. Schließlich geleitete mich mein kleiner Führer nach Terni zurück, wo ich erst um sechs Uhr anlangte, immer am Flusse entlang gehend ... In Rom im Café Greco in der Via Condotti lernte ich meinen Doppelgänger kennen. Er war ohne Zweifel ein trefflicher Mann; doch es verletzte mich, ihn so wenig schön zu finden: das ist eine Lehre. Sonderbar, wieviel Illusionen sich auch der Uneingebildetste über seine Gestalt, sein Gesicht und so weiter macht. Wenn man sich ansieht, während man sich die Krawatte bindet, sieht man schließlich ganz von allen Mängeln ab, auch wenn man den ganzen Tag über Gemälde betrachtet.

ANMERKUNGEN

Anm. 1 (zu Seite 9): Die folgende Geschichte lautet in I kurz wie folgt: „Ich sah das Ballett [„Der Schüler der Natur"] an der Seite einer noch schönen Frau, die sich vor einigen Jahren, als ihr Liebhaber krank wurde und ihr cavaliere servente beständig auf sie aufpaßte, Männerkleider anlegte, zum Fenster hinausstieg und zu ihrem Geliebten durchs Fenster kam. Sie pflegte ihn die ganze Nacht und kehrte um 5 Uhr morgens heim. Man begreift, weshalb diese Gesichter gewisse Bewegungen haben, die man bei unseren hübschen Pariserinnen nicht findet." Hierzu bemerkt A. Chuquet (S. 327): „Wie verschönert ist diese trockne Geschichte in der Darstellung von 1826 und wieviel gefährliche Verschönerungen hat sie dort erhalten." — Nun ist in der Championschen Ausgabe (1919, II, S. 320) die ursprüngliche Fassung des Manuskripts (aus der Sammlung Chéramy) abgedruckt. Dort ist die Gina die Frau eines reichen — Haarkünstlers in Brescia, und ihr Geliebter ist der in diesem Buche an anderer Stelle erwähnte Dichterling S. Redaelli. Der Bankier hieß — nach Correspondance II, 331 — in Wahrheit Soreri. Das Manuskript spricht nur von einem nächtlichen Besuch: „Sie entweicht mit Hilfe einer Strickleiter und erscheint um 2 Uhr morgens bei ihrem Liebhaber in Männerkleidern. Er ist entzückt, denn der Tod betrübte ihn nur deshalb, weil er seine Geliebte nicht noch einmal wiedersehen sollte ... Die ganze Geschichte wurde mir von einem Freund Ginas erzählt, der mich ihr vorstellte."

Anm. 2 (zu Seite 45): Melchior Gioja aus Piacenza (1767—1829), italienischer Nationalökonom, seit 1796 Anhänger Napoleons, 1805 Historiograph des Königreichs Italien, später mit Napoleon zerfallen und bis zu dessen Sturze verbannt, gehörte zum Kreise des Conciliatore. Er wurde 1820 als Verschwörer angeklagt, jedoch freigesprochen. Stendhal erwähnt ihn auch in den „Wanderungen in Rom" (Bd. 6 dieser Ausgabe) und hat seine Ideologia esposta im New Monthly Magazine (November 1822) lobend besprochen. Der Aufsatz ist zwar anonym, aber von Doris Gunnell als Stendhals Arbeit nachgewiesen. — Graf Federigo Confalonieri (1785 bis 1848), Mitbegründer des Conciliatore und Freund der Mathilde Dembowska, wurde 1822 wegen Hochverrats angeklagt und 1824—35 auf dem Spielberg eingekerkert, dann nach Amerika deportiert. 1840 kehrte er nach Mailand zurück. Siehe auch Ricarda Huch, „Das Risorgimento" (Leipzig 1908), woselbst er, Silvio Pellico, Pietro Maroncelli, Giorgio Pallavicini, lauter Märtyrer der italienischen Freiheit, sowie deren Richter Salvotti, Kaiser Franz und Karl Albert von Savoyen biographisch dargestellt sind. Das Leben des Federigo Confalonieri hat Ricarda Huch in einem besonderen Roman (Leipzig 1910) fesselnd dargestellt. Eingehend beschäftigt sich mit jener Zeit auch Raffaelo Barbiera in „Figure e figurine del secolo che muore" (Milano 1899). — Giovanni Berchet (1783—1857), von französischer Abkunft, wegen seines Decknamens Crisostomo von Stendhal fälschlich

Crisostomo Berchetti genannt, war Mitarbeiter am Conciliatore, floh nach dessen Eingehen in die Schweiz, lebte dann kümmerlich in London, bis ihn ein anderer Flüchtling, der Marchese Arconati, in seine Familie aufnahm, und kehrte erst 1848 nach Italien zurück. Er übersetzte Goldsmiths „Vikar von Wakefield", Schillers „Geisterseher", Bürgers „Lenore" und „Wilden Jäger" und war ein Vorkämpfer der romantischen Bewegung, wegen seiner patriotischen Kampflieder (Profugi di Parga u. a. m.) der „Tyrtäos Italiens" genannt. Er schrieb auch einen Roman („Le Fantasie", Paris 1829). Werke Mailand 1862. — Baron Sigismondo Trechi (1781 bis 1850) war ein Freund Foscolos und Manzonis. Er floh 1820 und lebte in Paris und London. (Müller.)

Anm. 3 (zu Seite 46): In seiner „Vie de Napoléon" (S. 140f.) kommt Stendhal auf Faustino Lechi zurück und erzählt dort annähernd die gleichen Anekdoten. Nur ist die Geschichte mit dem Kapuziner weniger romantisch gefärbt: er wird dort nicht mit Opium eingeschläfert, sondern einfach bestochen. Was an diesen Geschichten überhaupt wahr ist, ist schwer zu sagen. Arbelet (Journal de Stendhal, S. 86) nennt ihn einen „frommen und biederen Mann" und schiebt alle diese Streiche auf seinen Bruder Galliano Lechi ab (s. unten), mit dem ihn Stendhal verwechselt habe, während Lumbroso (s. unten) ihn an dessen Streichen teilnehmen läßt. Er hatte nicht weniger als neunzehn Kinder, von denen elf am Leben blieben. Die beiden bekanntesten waren die späteren französischen Generäle Giuseppe und Teodoro Lechi. Giuseppe zeichnete sich in Spanien aus, wurde 1811 großer Unterschlagungen angeklagt und in Vincennes eingekerkert, dann aber freigelassen, wonach er in Murats Dienste übertrat. Er starb im Jahre 1836. Teodoro Lechi wurde 1809 zum Baron des Kaiserreichs ernannt, kommandierte 1811 die Garde Royale in Mailand, zeichnete sich im russischen Feldzug aus, verlor nach 1815 seine Stellung und beteiligte sich 1848 an dem Aufstand gegen Österreich. Er erlebte noch das Risorgimento und starb erst 1866. — Ein dritter Sohn, Luigi, war literarisch tätig und übersetzte Lukians Hetärengespräche. — Mit einem vierten Sohne (dem zweitältesten), Giacomo Lechi (geb. 1768), machte Stendhal 1811 seine Postreise nach Mailand (Journal d'Italie, 86ff.). Er hatte sich 1797 gleichfalls der Revolutionsbewegung in Brescia angeschlossen und wurde danach Mitglied der gesetzgebenden Körperschaft der Zisalpinischen Republik und des Königreichs Italien. — Die schöne Gräfin Gherardi, von der Stendhal mehrmals spricht, war eine Schwester der Vorgenannten. Als Geliebte Murats war sie diesem nach Rastatt und Paris gefolgt. (Arbelet, S. 85, Anm. 1.) In seinem Journal d'Italie von 1811 beklagt Stendhal ihren Tod, erwähnt sie aber in diesem Buche (1817) mehrfach als Gräfin Gherardi aus Brescia und legt ihr (s. S. 171) die Unterscheidung von vier Arten von Liebe in den Mund, die das Gerüst seines Buches „Über die Liebe" (Bd. IV dieser

Ausgabe, Anfang) bildet. Ebenso ist sie dort seine Reisegefährtin in dem Aufsatz „Der Salzburger Zweig" (im Anhang). In seiner Vie de Napoléon erwähnt er gleichfalls die Gräfin Gherardi aus Brescia als Schwester der Generäle Lechi und preist ihre schönen Augen als Familieneigenschaft. Man muß also sagen: non liquet. Die Championsche Ausgabe ist über diese Frage hinweggegangen. — Der Bruder des erstgenannten Faustino Lechi war der Graf Galliano Lechi, geb. 1739 in Brescia. Er lebte anfangs in Venedig, befreundet mit dem von Stendhal mehrfach gepriesenen Dialektdichter Giorgio Baffo (s. unten), dessen laszive Gedichte er 1771 auf eigene Kosten herausgab. 1766 kehrte er nach Brescia zurück und heiratete dort seine Nichte Virginia Conforti, die ihm einen Sohn schenkte, der aber frühzeitig starb. Nach dessen Tode zog er sich auf sein Landgut Montirone zurück, umgab sich dort mit Buli und Banditi (Verbannten) und beging einige der Streiche, die Stendhal auf seinen Bruder Faustino übertragen hat. Übrigens nahm Faustino nach Lumbroso („Stendhal e Napoleone", S. 91 ff.) an diesen Streichen regen Anteil. Die Geschichte von der Einkerkerung in den Bleidächern bezieht sich nach Lumbroso ebenfalls auf Galliano Lechi, verhält sich aber nach diesem wie folgt: Der Ermordung eines Febrano bezichtigt, wurde er zu 20 Jahren „Bleidach" verurteilt. Seine Gattin verhalf ihm (1785) zur Flucht, die ihm insgesamt 20000 Dukaten gekostet haben soll. Er durchsägte die Kerkerwand, sprang aufs Dach des Dogenpalastes, ließ sich mit einem Strick in den Kanal hinab, schwamm ans Land, ließ sich von einem Passanten zum Rialto führen und entlieh von seinem Begleiter Mantel und Hut, nahm dann eine Gondel und ergriff die Flucht. Er wandte sich zuerst nach Tirol, dann — mit einem Mädchen, das er entführt hatte — nach Bormio, wo er verborgen lebte. Als die Franzosen 1796 die Republik in Brescia proklamierten, ergriff er aus Haß gegen Venedig ihre Partei und pflanzte in Bormio den Freiheitsbaum auf, widersetzte sich jedoch der Absendung einer Deputation an Bonaparte, wurde von der Menge ergriffen, mit dreien seiner Getreuen eingekerkert und nach einer stürmischen Gerichtssitzung erschossen. Seine Leiche wurde in die Adda geworfen. — Giorgio Baffos (gest. 1768) Gedichte erschienen 1771 o. O. in einem Bande, andere mit dem fingierten Druckort London 1789. Im selben Jahr erschien in Venedig (mit dem fingierten Druckort Cosmopoli) eine vierbändige „Raccolta delle sua opere" (Barbier). — Baffo war bekanntlich der erste Pflegevater Casanovas.

Anm. 4 (zu Seite 73): In seiner Vie de Napoléon schildert Stendhal die Verhältnisse in Mailand beim Einzug Bonapartes (1796), unter anderm auch die Damenwelt. Dort steht an erster Stelle „die schöne Prinzessin Visconti, die versucht haben soll, dem Oberbefehlshaber selbst den Kopf zu verdrehen. Da sie aber rechtzeitig merkte, daß dies nicht so leicht sei, warf sie sich auf die zweite Person des Heeres [Marschall Berthier], und hier

mit durchschlagendem Erfolge. Diese Neigung bildete das einzige Lebensinteresse Berthiers; sie erlosch erst mit seinem Tode (1815)." Außer der im Text schon erwähnten Gräfin Aresi und Signora Marini nennt Stendhal l. c. noch seine spätere Geliebte Angela Pietragrua, ferner die Gattin des Dichters Monti, eine geborene Römerin, und schließlich „das verführerischste Wesen, Gräfin Gherardi aus Brescia, die Schwester der beiden Generäle Lechi und Tochter des berühmten Grafen Lechi, dessen Liebes- und Eifersuchtsstreiche selbst in Venedig ungewöhnlich waren. Sie hatte vielleicht die schönsten Augen, die ich je sah." — Über die Gräfin Gherardi und die Familie Lechi s. weiter oben Anm. 3.

Anm. 5 (zu Seite 91):

Sonett

Der Maler Boss' ist tot! Gott nehm' ihn auf
In Gnaden! ruft der Christ und geht vorbei.
Die Pfäfflein kommen beutefroh herbei
Und schmunzeln: Gut! Ein Wachslicht mehr ging drauf!

Die Herrn Kollegen in dem hastigen Lauf
Ums Brot sind fröhlich, daß sein Platz nun frei.
Die faulen Reichen nennens Tuerei,
Daß er für Geld nicht Ehre gab in Kauf.

Die bösen Zungen, häufiger als gerechte,
Zerstückeln seinen Ruhm wie gierige Geier;
Sind's gute Gründe nicht, so sind es schlechte.

Doch ich, geknickt ob solcher Totenfeier,
Sag' mir zum Trost: der große Mann — ich dächte —
Schied aus der großen Welt der Jahrmarktschreier.

Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronikowski

Anm. 6 (zu Seite 90): Lorenzo Mascheroni (1750—1801), Mathematiker und italienischer Dichter (Werke, Pavia 1823), Professor der Beredsamkeit an der Universität Pavia, wurde als Volksvertreter nach Paris gesandt, wo er 1801 starb, als Monti dort weilte.

Einladung an Lesbia

Was in der Berge Schoß, in schroffen Höhen
Erzbildende Natur verborgen hält,
Was in den Lüften, auf der Erde lebt
Und in dem feuchten Reich Neptuns sich regt —
Das alles findest du von kundiger Hand
Geordnet hier in reichen Schreinen vor.
Das Eisen gleicht Rubin und Chrysolith;

Quecksilber sprüht aus dem Gestein hervor,
Und düster glüht verderbliches Arsen.
Das bleiche Gold blinkt dem begierigen Blick
Entgegen aus dem mütterlichen Sande.

Doch ziehst du der Gestade Erithreas
Gewundne Muscheln vor, berühmte Nymphe,
Sieh, wie so farbenprächtig, formenreich
Der Fischer sie dem Wellenschoß entriß.
Vielleicht besprengten sie mit bunten Strahlen
Auroras Rosenfinger und entflammten
Mit Wohlgefallen ihr hohles Gewinde.
In jungfräulichem Schoß gebar die eine
Die Perlen deines Halses; diese zweite
Mit blutigen Lippen färbte purpurrot
Ein Kleid; die rauhe Schale dieser dritten
Auf einer Wage überwog das Gold ...

Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronikowski

Anm. 7 (zu Seite 100):

Sonett

Ihr, die in manchen Reimen hört erklingen
Den Ton der Seufzer, die mein Herz gerührt
Im ersten Jugendwahn, der mich verzehrt,
Als ich ein andrer war in manchen Dingen!

Dem bunten Stil, in dem ich sing' und sage,
Wie's eitle Lust und eitles Leid mich lehrt,
Hoff' ich, wenn Liebeskenntnis ihr bewährt,
Nicht nur Verzeihung, nein, auch Mitleids Klage.

Doch seh' ich jetzt, wie ich den Leuten allen
Zur Mär war lange Zeit; drum geb' ich Raum
In meiner Brust der Scham und dem Bekennen.

Scham ist die Frucht von meinem eitlen Wallen,
Und Reu' und Einsicht, daß ein kurzer Traum
Nur ist, was in dem Menschen weckt Gefallen.

Deutsch von Josepha v. Hoffinger

Anm. 8 (zu Seite 111): Der englische Dichter Percy Bysshe Shelley (1792—1822) weilte im April 1818 in Mailand. Möglicherweise lernte Beyle ihn damals kennen. Die obige Angabe ist also nur eine Einkleidung, ebenso wie bei der Bekanntschaft mit Byron und Rossini. In seinem Testament von 1832 wünschte Stendhal, „bei seinem Freunde Shelley" auf dem

Kirchhof bei der Cestius-Pyramide in Rom begraben zu werden. Weitere Spuren ihres Verkehrs sind nicht gefunden worden. (Doris Gunnell, Stendhal et l'Angleterre, S. 45f.) Shelley ertrank 1822 im Meerbusen von Spezia; seine Leiche wurde von seinem Freunde Lord Byron verbrannt.

Anm. 9 (zu Seite 114): Der auf S. 79 von Stendhal zitierte Jakobiner Gorani, ein Renegat aus gräflichem italienischen Geschlecht, macht über die Lepriaffäre („Rom und seine Einwohner am Ende des 18. Jahrhunderts", Riga 1794, S. 433ff.) folgende abweichende Angaben: „Carl Ambrosius Lepri, ein Lastträger zu Brussa im Herzogtum Mailand, hatte sich zu Rom durch Geschick und Fleiß ein ansehnliches Vermögen erworben. Er hatte von der Apostolischen Kammer einige Domänengüter in der Anconitanischen Mark auf Lehnzinsen gekauft; verschiedene vorteilhafte Spekulationen waren ihm geglückt, und so hatte er ein Vermögen zusammengebracht, das man auf 800000 Scudi (ca. 4 Millionen Franken) schätzte. Lepri hatte drei Söhne, Amasis, Joseph und Johann. Er machte ihnen eine unwiderrufliche Schenkung unter Lebenden, indem er sich bloß den Nießbrauch vorbehielt und die Güter zugleich mit einem Fideikommiß belegte. Johann, der älteste seiner Söhne, starb kurz nach dem Vater ohne Söhne; ihm folgte Joseph, der nur eine Tochter Anna Maria hinterließ. Amasis war Geistlicher geworden; als der zuletzt übriggebliebene von allen dreien war er im Besitz des ganzen Vermögens und behauptete, daß er damit nach Gutdünken schalten und sonderlich seine Nichte Anna Maria darum bringen könnte, mit deren Mutter er gespannt war. Der Geistliche Amasis ließ sich durch verschiedene gerichtliche Verhandlungen autorisieren, nach seinem Gutdünken über dieses Vermögen disponieren zu können; doch da alle Rechtsverständigen ihm versicherten, daß alle diese Verhandlungen unkräftig wären und daß man sie mit leichter Mühe würde kassieren können, so nahm er seine Zuflucht zu einem anderen Ausweg: er bestach Zeugen, die aussagen mußten, Anna Maria sei kein rechtmäßiges Kind. Er empörte durch diese Bosheit alle rechtschaffenen Leute, und man legte ihm den Spottnamen Amentius demens (der verrückte Amasis) bei. Pius VI., als er von der Geschichte hörte, setzte sich in den Kopf, sich dieses ganze Vermögen anzueignen, indem er den Amasis unter dem Versprechen des Kardinalshutes darum betröge ... Dieser schenkte dem Papste in aller Form sein ganzes Vermögen ... Der Papst setzte sogleich seinen Neffen in Besitz aller dieser Reichtümer und spottete des Versprechens, das er dem Geber getan hatte." — Nach Gorani starb Amasis vor Reue und Enttäuschung, nachdem er vorher den Sachverhalt testamentarisch festgelegt und die Schenkung annulliert hatte. Anna Maria und ihre Mutter beschlossen, bis nach dem Tode des Papstes zu schweigen; dieser merkte ihre Absicht und zwang das Mädchen zum Prozeß. Als er sah, daß er den Prozeß verlor, zumal er nicht alle Mitglieder der Rota hatte bestechen können, schlug er einen Vergleich vor, nach dem das Vermögen

zwischen dem Duca Braschi und den Erben geteilt ward. „Aber gewiß", schließt Gorani, „wird einst ein Tag der Gerechtigkeit kommen, wo er (Braschi) alles wird mit Zinsen herauszahlen müssen."

Anm. 10 (zu Seite 142): In einer Fußnote sagt Stendhal: „Jedes Land, jedes Heer könnte sich das Leben und Sterben eines Santa Rosa zur Ehre anrechnen. Ich habe kurz nach seinem Heldentode mit meinen schwachen Kräften versucht, dem Publikum zu sagen, was es in hundert Jahren von diesem Großen denken wird. Wäre dies Buch ernster und weniger paradox ausgefallen, so hätte ich es dem Andenken dieses ehrwürdigen Italieners gewidmet ... Ehre dem Lande, das einen Santa Rosa und einen Rossarol[1] hervorgebracht hat."

Die Schrift, worin Stendhal dem Publikum zu sagen versuchte, was es von Santa Rosa einst denken werde, ist sein Pamphlet „Un nouveau complot contre les industriels" (1825). Eine Beziehung zu Victor Cousins Plato-Übersetzung, deren sechster Band (1827) dem Andenken Santa Rosas gewidmet ist, war von Lumbroso („Stendhal e Napoleone", S. 70) angenommen, ist aber nach Daniel Müllers Ausführungen in der Championschen Ausgabe von „Rome, Naples et Florence" (Paris 1919, II, S. 428 f.) ausgeschlossen. Da jedoch Cousins Widmung Santa Rosas Wirken geschickt zusammenfaßt, sei sie (nach Lumbroso, l. c. S. 67 f.) mit einigen Kürzungen wiedergegeben:

„Dem Andenken des Grafen Sanctorre di Santa Rosa — geboren in Savigliano am 18. September 1783 — mit elf Jahren Soldat — abwechselnd Truppenführer und leitender Beamter im Zivil- und Militärdienst — Kriegsminister [in Piemont] während der Ereignisse von 1821 — Verfasser der Schrift: ‚Der Militäraufstand in Piemont' — Gestorben auf dem Felde der Ehre am 19. Mai 1825 — auf der Insel Sphakteria bei Navarin — als Kämpfer für die Befreiung Griechenlands. — Das Unglück wollte, daß seine edelsten Pläne scheiterten. — Ihm fehlte das rechte Feld der Betätigung — und die Erkenntnis von Zeit und Menschen. — Er ging dahin wie ein Phantast — er, der Krieger und Staatsmann. — Doch er hat sein Leben nicht an Hirngespinste vergeudet. — Er konnte sich über seine Zeit und seine Mittel täuschen — doch was er wollte, wird in Erfüllung gehen."

Anm. 11 (zu Seite 159):

Die Stund' ist's, wo in Wald und Flur
Das Lied der Nachtigall erklingt;
Die Stund' ist's, wo der leise Schwur
Der Liebe sanft zu Herzen dringt;

[1] In einem Handexemplar hat Stendhal statt Rossarol Confalonieri (s. Anm. 2) gesetzt. (Müller.)

Im lauen Wind, in Wassern rauscht
Musik dem Ohr, das einsam lauscht:
Der Tau benetzt den Blumenflor,
Die Stern' am Himmel treten vor,
Und auf der Flur ist tiefres Blau
Und auf dem Laub ein bräunlich Grau,
Und fern im West der Dämmerschein,
Sanft-dunkel und so dunkel-rein,
Der an dem Abendhimmel thront,
Wenn still das Zwielicht hinschmilzt vor dem Mond.

Deutsch von Otto Gildemeister

Anm. 12 (zu Seite 168): Pietro Giordani (1774—1843), der Freund und Förderer Leopardis. Stendhal erwähnt von ihm einen Lobeshymnus auf Napoleon und bedauert, ihn nicht zur Hand zu haben, um Stilproben daraus zu geben. Sein Verdienst bestand nicht sowohl in seinen eigenen Schriften, als in der durch ihn geförderten Herausgabe guter Bücher und der Unterstützung aufstrebender Talente. — Graf Giulio Perticari (1779 bis 1822), der Schwiegersohn Montis, war gleich diesem eine politische Wetterfahne. Er schrieb besonders über die Literatur des Trecento und trat auch als Dichter hervor. Stendhal zitiert aus seinen Werken (III, 118) eine im Text fortgelassene, mit lateinischen Zitaten gespickte Stelle über Rossinis Vaterstadt Pesaro, um seinen Stil lächerlich zu machen.

Anm. 13 (zu Seite 184): Hierzu vgl. Paul Arbelets Journal d'Italie, S. 200: „Es handelt sich um Baldassare Franceschini, gen. il Volterrano (1611—89), der Spezialist im Ausmalen von Kuppeln war. Er ahmte Correggio, Pietro da Cortona u. a. nach. Heute denkt kein Mensch mehr daran, die Sibyllen von Volterrano in der Capella Niccolini zu besichtigen. Baedeker erwähnt sie nicht mal. Obwohl sie Beyles Begeisterung nicht verdienen, sind sie dieser Verachtung doch nicht wert. Sie besitzen Frische, Anmut und zarte Lieblichkeit mit einem Stich ins Pikant-Sinnliche." Eine dieser Sibyllen hat es Beyle besonders angetan, so daß er sich „auf der Stelle in sie verliebt". Den Grund hierfür gibt er bei einem späteren Besuche an (l. c. 211): „Meine Sibylle hat ein deutsches Gesicht in der Art Minettes von Griesheim, allerdings sehr geadelt, aber ohne die gerade griechische Nase. Das Antlitz ist sanft. Nur die Augen sprechen von einer großen Seele. Ihre Haltung ist wahrhaft großartig. Sie redet voll sanften Vertrauens mit Gott." — Minna v. Griesheim war Stendhals Liebe während seines Aufenthalts in Braunschweig (1806—09). Vgl. A. Schurig, „Stendhal-Briefe", München 1910, S. 12 (jetzt im Propyläen-Verlag) und Stendhals Werk „Über die Liebe" (Band 4 dieser Ausgabe), S. 233 ff.

Anm. 14 (zu Seite 186):

Die Gräber

... Da ich das Grabmal
Erblickte, drin der Leib des Großen[1] ruht,
Der von dem Herrscherstab der Fürsten weise
Den Lorbeer streifte und der Welt enthüllte,
Von wieviel Tränen er und Blute trieft,
Und Dessen[2] Sarkophag, der einen neuen
Olymp in Rom den Göttern türmt', und Dessen[3],
Der unterm Zelt des Äthers kreisen sah
Die Welten, von der unbewegten Sonne
Bestrahlt, und so dem kühnbeschwingten Briten[4]
Zuerst des Firmamentes Wege bahnte:
Glücksel'ge Stadt, rief ich, mit deinen Lüften,
Vom Leben schwanger, deinen Quellen, die
Der Apennin von seinen Höhn dir zuströmt!
Mit reinstem Lichte, deines Himmels froh,
Umkleidet dir der Mond die sanften Hügel
Zur Feierzeit des Herbstes; und die Täler,
Belebt mit Häusern und Olivenhainen,
Entsenden Blumenweihrauch himmelwärts.
Und du zuerst, Florenz, vernahmst das Lied,
Des flüchtigen Ghibellinen Trost im Grimme[5].
Du gabst die teuren Eltern und die Sprache
Kalliopes süß redendem Liebling[6], der
Den Liebesgott, in Rom und Hellas nackt,
Mit schimmerndem Gewande keusch umhüllend,
Dem Schoß der himmlischen Venus wiedergab.
Doch sel'ger noch, weil du in einem Tempel
Italiens Glorien hegst, die einzigen wohl,
Seit dich der Wall der Alpen nicht mehr schirmte
Und dir der Menschenlose mächtiger Wandel
Waffen und Hab und Gut, Altär' und Heimat,
Ja, außer der Erinnerung alles nahm.

[1] Niccolo Machiavelli.
[2] Michelangelo.
[3] Galilei.
[4] Newton.
[5] Dantes „Göttliche Komödie".
[6] Petrarca wurde im Exil von florentinischen Eltern geboren.

... Zu diesen Marmorbildern
Kam auch Vittorio[1] oft, sich zu begeistern.
Den Heimatgöttern zürnend, irrt' er stumm
Am öden Arnostrand, Gefild und Himmel
Mit Sehnsuchtsblick betrachtend; und da nichts
Lebend'ges seinen Kummer sänftigte,
Ruhte der Düstre hier, im Angesicht
Dee Todes Blässe zeigend und die Hoffnung.
Nun wohnt er ewig dort bei jenen Großen,
Und sein Gebein durchschauert Heimatliebe[2].

Anm. 15 (zu Seite 192):

Heut, da ins Maskenkleid
Die Leute schlüpfen,
Von Liebestrunkenheit
Die Herzen hüpfen,

Kann ich, Arkadiens Gott,
Zu dir nicht beten:
Mit andrer Glut erfüll'
Du den Poeten!

Die keusch mit dir vereint,
Die Schar der Musen —
Auf Pindus' Höhen weint
Ihr Mädchenbusen...

v. O. B.

Anm. 16 (zu Seite 200):

An den Tod

Wer bist du, Tod, den sie mit frevlem Munde
Der Übel größestes geheißen haben, —
Der als ein Rächer, Schreck und Angst im Bunde,
Naht, in Tyrannenherzen sich zu graben?

Und doch, ein Trost für Müde, Kranke, Wunde,
Wirst du ersehnt vor allen Himmelsgaben.
Dich grüßt als Freund, bringst du die letzte Stunde
Dem, der sein liebstes Hoffen hat begraben.

[1] Vittorio Alfieri, der 1803 starb und gleichfalls in Santa Croce begraben wurde.
[2] Deutsch von Paul Heyse, „Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts", wo diese ganze Dichtung wiedergegeben ist.

Der Weise schaut mit Ruhe dir entgegen;
Des Tapfren Gleichmut kannst du nicht bewegen,
Wenn blutigrot sich färben grüne Matten.

So bist du denn ein bleicher, hohler Schatten,
Ein Abbild unser, deren Tun entscheidet,
Ob du mit Furcht, mit Frieden seist umkleidet.

Deutsch von Georg Jäger

Anm. 17 (zu Seite 253): Herr Heinr. Vollrath Schumacher schreibt mir: „Stendhals Bericht über die Revolution von 1799 gibt die Meinung wieder, die damals in Italien über diese Vorgänge geherrscht zu haben scheint. Heute, nach Aufdeckung und Klärung der bisher verschütteten Quellen, ist man allerdings besser unterrichtet. Wollte man also Stendhal berichtigen, so müßte man ein ganzes Buch schreiben. So ist es beispielsweise nicht wahr, daß Foote wegen des Kapitulationsbruches seinen Abschied erhalten habe. Er ordnete sich vielmehr Nelson unter, holte den König auf dem „Seahorse" aus Palermo herbei und wurde dann zusammen mit Kapitän Nisbet (Nelsons Stiefsohn) zu einer Expedition ins Mittelmeer kommandiert. Erst 1807, zwei Jahre nach Nelsons Tode, nannte er den Bruch der Kapitulation ein Unrecht, und zwar erst dann, als die Unterzeichnung der Kapitulation durch ihn, Foote, seitens des Biographen Nelsons, Harrison, 1806 als „most infamous treaty" bezeichnet worden war. Foote kann also nicht als ein einwandfreier Zeuge genannt werden. — Auch die Bemerkung auf S. 253, Nelson habe den ehemaligen Republikanern seinen Schutz versprochen, ist falsch. Er hat stets und überall betont, daß ihr weiteres Schicksal von den Entschließungen des Königs abhänge. Usw."

Anm. 18 (zu Seite 325):

Sonett

Ich sah Italia mit gelöstem Haar,
Wo in den Po die Dora mündet, sitzen,
Sah ihr im Auge, das voll Kummer war,
Entsetzen über nahe Knechtschaft blitzen.

Sie weinte nicht, die Hehre: wehe zwar,
Blieb königlich ihr Blick wie ihre Krone.
Doch sieh: die Kette springt. Der Fesseln bar,
Geht sie in alter Freiheit neu zu thronen.

Und freudig springt sie auf und zeiget wieder
Der alten Größe Stolz den fernsten Landen
Und dräut, wie Rom dereinst, auf sie hernieder.

Und um den Apennin hör' ich es branden
Wie Beifallswogen, höre Jubellieder:
Italia, dein Retter ist erstanden!

Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronikowski

Anm. 19 (zu Seite 346): Reminiszenz aus Goethes „Italienischer Reise" (8. Okt. 1786): „Es ist klar, daß sich das Auge nach den Gegenständen bildet, die es von Jugend auf erblickt, und so muß der Venezianer alles klarer und heiterer sehen als andere Menschen ... Als ich bei hohem Sonnenschein durch die Lagunen fuhr und auf den Gondelwänden leicht schwebend die Gondoliere bunt bekleidet, rudernd betrachtete, wie sie sich auf der hellgrünen Fläche in der blauen Luft zeichneten, sah ich das beste, frischeste Bild der venezianischen Schule ... Alles war hell in hell gemalt, so daß die schäumende Welle und die Blitzlichter darauf nötig waren, um die Tüpfchen aufs i zu setzen."

Anm. 20 (zu Seite 346): Gleichfalls eine Entlehnung aus Goethes „Italienischer Reise". Der alte Fährmann, der den Dichter zu einem Schiffergesang hinausfährt, der aber bestellte Arbeit ist, „wünschte, daß ich die Weiber vom Lido, besonders die von Malamocco und Palestrina, hören möchte ... Er sagte ferner: Sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer aufs Fischen ins Meer sind, sich ans Ufer zu setzen und mit durchdringender Stimme abends die Gesänge [aus Tasso und Ariost] erschallen zu lassen, bis sie auch von ferne die Stimmen der Ihrigen vernehmen und sich so mit ihnen unterhalten" usw. (Venedig, 7. Okt. 1786.)

Anm. 21 (zu Seite 347): Auch dies ist eine Entlehnung aus Goethes „Italienischer Reise". Er schreibt aus Ferrara am 16. Oktober: „Sodann erheiterte mich der Einfall eines italienischen Malers: Johannes der Täufer vor Herodes und Herodias. Der Prophet in seinem gewöhnlichen Wüstenkostüm deutet heftig auf die Dame. Sie sieht ganz gelassen den neben ihr sitzenden Fürsten und der Fürst still und klug den Enthusiasten an. Vor dem König steht ein Hund, weiß, mittelgroß; unter dem Rock der Herodias hingegen kommt ein kleiner Bologneser hervor, welche beide den Propheten anbellen." Offenbar hat Stendhal das Bild gar nicht gesehen, da die Einzelheiiten der Wiedergabe sowie der Ort (Treviso) nicht stimmen.

Anm. 22 (zu Seite 413):

Mascheroniana

Gleichwie die Flamme, der die Nahrung schwindet,
Ins leere Nichts aufzüngelt, kärglich schwelt
Und matt verlöschend mehr und mehr erblindet
Und unentschieden flackert, wie beseelt
Von neuem Lebensdrang, eh sie zum Flug

Ins Nichts mit hellen Funken sich erhebt:
So ist die edle Seele, die mit Fug
Italiens Hoffnung war, dahingeschwebt.
Vom grünen Stengel riß der Tod sie nieder;
Und in der Erdenhülle lang und bang
Hat sie gerungen, eh sie ihr Gefieder
Entfaltend sich empor zum Himmel schwang.

Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronikowski

VON STENDHAL
BESONDERS ERWÄHNTE LITERATUR

1. Quellen zur italienischen Geschichte

„Lauter Leute, deren Erzählertalent nicht durch akademische Verbildung zerstört ist.“ (Stendhal.)

Ammirato, Scipione (1531—1601), Kanonikus, Historiograph von Florenz im Solde der Medizäer, von der Crusca-Akademie als „neuer Livius“ gepriesen. Hauptwerke: „Istorie fiorentine“, Bd. I, Florenz 1600, Bd. II posthum (bis 1574), Florenz 1641.

Azario, Pietro, Notar aus Novarra im 14. Jahrhundert. Schrieb: „Chronicon de gestis Principium Vicecomitum“ (1250—1362) und „De bello Canapiciano“, abgedruckt bei Muratori, R. I. S., XVI, 290ff.

Botta, Carlo (1766—1837), italienischer Geschichtschreiber, 1800 Mitglied der piemontesischen Consulta, dann des gesetzgebenden Körpers in Paris, nach der Restauration Rektor der Akademie zu Nancy, dann zu Rouen; 1822 entlassen. Hauptwerke: „Storia d'Italia dal 1789 al 1814“ (5 Bde., Paris 1824; deutsch 1827—31) und die Fortsetzung der „Italienischen Geschichte“ von Francesco Guicciardini, die die Jahre von 1490 bis 1530 umfaßt; mit dieser zusammengestellt in der „Storia d'Italia dal 1490 al 1814 (20 Bde., 1832). Das erstgenannte Werk hat Stendhal in „New Monthly Magazine“, Juni 1824, ausführlich besprochen (englisch); seine Autorschaft ist von Doris Gunnell („Stendhal et l'Angleterre“, Paris 1909) nachgewiesen, weshalb der Aufsatz hier wiedergegeben sei.

„Der Verfasser dieses Werkes ist ein sehr aufrechter und selbstloser Charakter. Als einer der Leiter der Piemontesischen Republik hat er sich nicht bereichert; und doch waren öffentliche Gelder damals leicht zu erraffen. Beweis: Herr Sommariva, der an der Spitze der Republik Mailand stand und sich mit der Kleinigkeit von 13 Millionen Franken ins Privatleben zurückzog. Da Botta an den meisten Ereignissen, die er berichtet, teilnahm, so stimmen seine Angaben genau; das aber ist leider der einzige Vorzug seines Werkes. Da er dem klassizistischen Zopfe huldigt, so hat er seinen Stil an der Florentiner Ausdrucksweise von 1350 gebildet. Um jene Zeit gab es weder Pulver noch Buchdruckerkunst, weder Volksvertretungen noch Staatsanleihen, noch hatte man eine Ahnung von den Grundsätzen der Volkswirtschaft. Trotzdem hält H. Botta es für angezeigt, die neueste Geschichte seines Vaterlandes lediglich in den Worten und Wendungen zu schreiben, die um 1350 in Toskana landläufig waren. Das nennt man in Italien reinen, klassischen Geschmack haben! Der Verfasser hat zwei Ausgaben veröffentlicht, eine italienische in nur 250 Exemplaren, die aus den obigen Gründen unlesbar ist, und eine französische, die wegen des Charakters ihres Verfassers und seiner öffentlichen Stellung einen gewissen Erfolg verspricht, obwohl ihm das Talent zum Geschichtschreiber offenbar abgeht. Er ereifert sich und macht Ausfälle gegen die Ereignisse, statt

ihren Ursachen nachzuforschen und ihre Wirkungen darzustellen. Die Zeit ist gekommen, wo der Historiker mit der gleichen philosophischen Ruhe schreiben sollte wie der Chemiker. Inquisition, Reaktion, Despotismus usw. sollten wie Gifte analysiert und ihre Gegengifte ermittelt werden, mit der gleichen Ruhe, mit der Sir Humphrey Davy die todbringenden Wirkungen des Arseniks oder des Morphiums untersucht. Zu diesem Standpunkt hat sich Botta nicht aufzuschwingen vermocht. — Übrigens ist er auch mit einer Geschichte der Vereinigten Staaten sowie als Epiker mit der Dichtung „Camillo" [1806] hervorgetreten."

Bruni, Lionardo (1369—1444), Kanzler von Florenz. Schrieb eine lateinische „Historia Florentina" von Beginn der Stadt bis 1402 (Straßburg 1610), italienisch von Niccolò Acciajuoli (Venedig 1473).

Buonaccorsi, Biaggio, Florentiner Dichter und Historiker. Schrieb: „Diario de successi più importanti in Fiorenza 1498—1512"; Florenz 1568.

Buoninsegni, Domenico. Schrieb eine Florentiner Chronik von 1334 bis 1460 (bis 1410 gedruckt Florenz 1581, der Rest Florenz 1637).

Capponi, Gino (ca. 1350—1420), Gonfalonier von Florenz, und sein Sohn Neri Capponi (gest. 1457), Verfasser eines italienischen Werkes „De rebus Florentinorum" (Gino für die Zeit von 1378—1419, Neri bis 1456), abgedruckt bei Muratori, R. I. S. XVIII, 1097 ff. Gino schildert den Aufstand der Ciompi (Wollschläger) im Jahre 1378 und die Eroberung Pisas 1406, Neri die Vertreibung des Grafen Poppi (1419—20). — Eine lateinische Lebensbeschreibung des Nero Capponi von Bartolomeus Platinensis findet sich in Bd. XX, 475 ff.

Cellini, Benvenuto (1500—71), Florentiner Goldschmied und Bildhauer. Seine Selbstbiographie („Vita", 1558), gedruckt Coloniae s. a. (Neapel 1728), später Mailand 1805 und 1806—11, deutsch von Goethe, französisch Paris 1822 und später.

Compagni, Dino (gest. 1324), Florentiner Seidenweber, 1293 Gonfalonier der Justiz. Schrieb eine italienische Chronik von Florenz, den Zeitraum von 1280—1312 umfassend. Abgedruckt bei Muratori, R. I. S. IX, 463 ff. Deutsch Jena 1914 (E. Diederichs).

Corio, Bernardino (1459—1519), Mailänder Historiker, von Ludwig dem Mohren zum Historiographen Mailands ernannt. Schrieb: „Mediolanensis historia" (italienisch), Mailand 1503, Neuausgabe ebenda 1855—57, 3 Bde., ein mehr kompilatorisches als historisches Werk.

Dei, Andrea. Schrieb eine „Cronica Sanese" (1186—1348), abgedruckt bei Muratori, R. I. S., XV, 1 ff. Fortgesetzt von Agnolo di Tura (bis 1352) und von Neri di Donato (bis 1381). Auch in Bd. XIX, 385 ff., befindet sich eine (anonyme) Chronik Annali senensi (1385—1422).

Fiortifiocca, Tommaso, „Vita di Cola di Rienzi", Brescia, 1624.

Gattari, Galeazzo und Andrea, „Storia Padovana", abgedruckt bei Muratori, R. I. S. XVII, 1ff.

Giannone, Pietro (1676—1758), antiklerikaler neapolitanischer Historiker. Schrieb: „Storia civile del Regno di Napoli", Neapel 1723, deutsch Frankfurt und Leipzig 1758.

Litta, Pompeo, Graf (1781—1852), Mailänder Historiker. Schrieb: „Famiglie celebri italiane", Mailand 1820ff. Nach seinem Tode von anderen fortgesetzt.

Machiavelli, Niccolò (1469—1527), Florentiner Staatsmann und Historiker, Verfasser des berühmten „Principe" und der „Istorie Florentine" (Florenz 1532). Von ihm stammt die von Stendhal erwähnte „Vita di Castruccio Castracani", eine novellistische Schilderung des Idealbilds eines Fürsten im Sinne des „Principe", der die durch List und Grausamkeit errungene Macht mit Weisheit und Mäßigung ausübt. (Deutsch von Joh. Ziegler, Machiavellis Werke II, 3ff., Karlsruhe 1832.) Neuausgabe des „Principe" („Der Fürstenspiegel") Jena 1922 (mit dem „Antimachiavell" Friedrichs des Großen).

Malavolti, Orlando, aus Siena, Mitglied der dortigen Akademie. Schrieb: „Istoria de fatti e guerre de Sanesi" (bis 1555); Venedig 1599.

Malespini, Ricordano, lebte angeblich bis 1281. Schrieb: „Istorie Florentine" (angeblich die älteste Florentiner Geschichte), von seinem Neffen Giacchetto bis 1286 fortgeführt; gedruckt Florenz 1568 und später, abgedruckt bei Muratori, R. I. S. VIII, 877ff. Nach neueren Forschungen (Scheffer-Boichhorst, Florentiner Studien, Leipzig 1874) als Fälschung und Kompilation aus Villani u. a. erkannt.

Muratori, Lodovico Antonio (1672—1750), Gelehrter aus Modena, Bibliothekar an der dortigen Bibliothek. Hauptwerke: „Annali d'Italia", Mailand 1744—49; 12 Bde.; Sammlung älterer Historiker: „Rerum italicarum scriptores", 29 Bde., Mailand 1723—51; im vorliegenden Literaturverzeichnis kurz R. I. S. bezeichnet.

„Der treffliche Abbate Muratori, der einzige, der eine Geschichte Italiens zu geben vermochte, schreibt ad narrandum und nicht ad probandum, d. h. kein Plaidoyer für seine Partei" („Wanderungen in Rom").

Nardi, Jacopo (1476—1555), Florentiner Staatsmann und Historiker Anhänger Savonarolas, Haupt des Aufstandes gegen die Medicis im Jahre 1527, nach deren Wiederkehr verbannt und in Venedig ansässig. Schrieb: „Istoria di Firenze" (den Zeitraum von 1494—1531 umfassend); Lyon 1582 und Florenz 1584.

Nerli, Filippo (1485—1556), Florentiner Historiker, Anhänger der Medicis. Schrieb: „Commentarii de fatti civili accorsi in Firenze" (den Zeitraum von 1215—1537 umfassend); 1728 in Florenz gedruckt.

Palmieri, Matteo (1406—75), Florentiner Historiker, anfangs Apotheker, 1453 Gonfalonier der Justiz, später Florentiner Gesandter in Rom und Neapel. Schrieb: „De Temporibus“ (Weltgeschichte von 1294—1448); gedruckt Venedig 1483 und später. Abgedruckt in einer in Florenz 1748 erschienenen, der von Muratori ähnlichen Sammlung „Rerum italicarum Scriptores“, I, 209. Ferner: De Captivitate Pisarum (Eroberung Pisas 1406), abgedruckt bei Muratori R. I. S. XIX, 161 ff.; „De Vita Nicolai Acciajoli (1310—66), abgedruckt ebenda XIII, 1197 ff.; „Trattato della Vita civile“, Florenz 1529, Mailand 1829; „La Città di Vita“ u. a. m.

Palmieri, Matteo (1423—83), Pisaner Philologe, päpstlicher Sekretär, setzte die Weltgeschichte des Vorigen bis 1482 fort. Gedruckt Venedig 1483, Florenz 1748 (in der obengenannten Sammlung R. I. S. I, 235 f.).

Pignotti, Lorenzo (1739—1812), Professor der Geschichte in Florenz und Pisa, 1801 Historiograph des Königreichs Italien, auch Dichter und Fabelerzähler. Schrieb: „Storia della Toscana sino al principato . . .“, Pisa 1813 f., 9 Bde., von Stendhal für seine „Geschichte der italienischen Malerei“ stark benutzt.

„Pignotti, Muratori und Verri besitzen mehr Glaubwürdigkeit als alle zeitgenössischen Historiker. Ist die Wißbegier durch Pignottis „Storia di Toscana“ und Verris „Geschichte Mailands“ angeregt, so kann man die Sammlung von Originalschriftstellern lesen, die sie gewissenhaft anziehen.“ (Stendhal.)

Poggio-Bracciolini, Gian Francesco (1380—1459), Kanzler von Florenz, Verfasser der berühmten „Facetiae“, die er während der Pest in Florenz 1450 schrieb (gedruckt Ferrara 1471, Nürnberg 1475 u. a. m.). Schrieb eine lateinische „Historia Florentina“ (den Zeitraum von 1350 bis 1455 umfassend), gedruckt Venedig 1715, abgedruckt bei Muratori, R. I. S. XX, 157 ff.; italienisch von seinem Sohne Jacopo Poggio, gedruckt Venedig 1476, Florenz 1492 u. a. m.

Potter, de, Louis Joseph Antoine (1786—1859), belgischer Politiker. Schrieb: „L'Esprit de l'Eglise“, Brüssel 1821, 8 Bde.; „Vie et mémoires de Scipion de Ricci, évêque de Pistoie et Prato“, Brüssel 1825, 3 Bde., Paris 1826, 4 Bde., deutsch Stuttgart 1826; „Histoire de l'Eglise“, Paris 1822, 8 Bde., u. a. m.

Das letztere Werk besprach Stendhal, wie Doris Gunnell nachgewiesen hat, in „New Monthly Magazine“, November 1822 (anonym) als „die gelehrteste Veröffentlichung, die seit lange in Frankreich erschienen ist. Der Verfasser ist nur um hundert Jahre zu spät zur Welt gekommen; vor hundertfünfzig Jahren hätte er eine Hauptfigur bei einem Autodafé abgegeben. De Potter, ein geborener Belgier, hat die letzten zehn bis zwölf Jahre in Italien, speziell in Rom verbracht, wo er die Schätze der wichtigsten Bibliotheken mit echt flämischer Geduld durchforscht hat. Folgende

Anekdote möge als Beispiel dafür dienen. Ein römischer Gelehrter hatte eine Bulle zitiert, von der De Potter nie vorher gehört hatte. Sofort arbeitete er die ganze riesige Bullensammlung durch, die nicht weniger als achtzehn Folianten umfaßt und von der es Auszüge gegeben hat. Seine Kirchengeschichte ist aus so solidem Material aufgebaut, daß sie an Gründlichkeit und Zuverlässigkeit wohl kaum je überboten werden wird. Umsonst haben Grégoire, Erzbischof von Blois, und der französische Pair Graf Lanjuinais, die besten Kenner dieser schwierigen Materie in Frankreich, sich bemüht, ihn zu widerlegen; sie haben zu ihrem Leidwesen den Kampf aufgeben müssen. De Potters Darstellung ist scharfsinnig und zuverlässig, aber sie weiß leider das Interesse nicht gleichmäßig wachzuhalten. Wie Sismondi in seiner „Geschichte der italienischen Freistaaten", hat er aus Gründen der historischen Genauigkeit den Faden der Darstellung oft fallen lassen ... Auch hat er uns mit dem Privatleben der hervorragendsten Gestalten der älteren Kirchengeschichte nicht genügend bekannt gemacht. Er hat ihre abstrakten Meinungen und ihre polemischen Leistungen sicher gewissenhaft wiedergegeben; aber wir möchten sie auch gerne im Alltagsgewande sehen, ohne die weiten prunkvollen Kirchengewänder, die — wie die Frömmigkeit — eine Menge seltsamer Dinge verbergen. Wahrscheinlich war er der Meinung, daß acht dicke Bände für den Geschmack des 19. Jahrhunderts hinreichten, da dieses auf langatmige Werke, auch bei religiösem Gegenstand, wenig erpicht ist. Aber bei den mannigfachen, eigenartigen Entdeckungen, die er auf seiner Forschungsreise durch Geschichte und Theologie und frommen Skandal gemacht hat, sollte er uns noch einen Supplementband schenken, worin er auf interessante Einzelheiten eingehen kann. Es wäre schade, wenn die gediegenen Ergebnisse so unermüdlichen Fleißes und Forschungseifers der Welt verloren gingen ... Manche Tatsachen, die er berichtet, sind ganz außerordentlich merkwürdig; einige hat der Verfasser sogar nur in lateinischer Sprache anzudeuten gewagt ... Viele Forscher haben sich in das Urchristentum und das kirchliche Mittelalter vertieft; aber keiner besitzt so gediegene Kenntnisse, solches Glück oder solche Geduld im Entdecken wie De Potter in diesem überaus reichhaltigen Werke."

Sanudo, Mario, gen. il Giovane (1466—1535), venezianischer Historiker. Schrieb das Leben der Dogen von 421—1493 („Vita Ducarum", lateinisch; abgedruckt bei Muratori, R. I. S. XXII, 599ff.); „De rebus in Italia gestis a Carlo VIII. et Ludovico XII." (1494—1515, italienisch); abgedruckt bei Muratori, R. I. S. XXIV, 1ff. Ferner Tagesgeschichte (Diario).

Segni, Bernardo, Florentiner Historiker (1500—58). Schrieb: „Storia fiorentina" (1527—54), Augusta 1723.

Simonetta, Giovanni (gest. in Mailand 1491), aus Kalabrien gebürtig, 1453 Kanzler Francesco Sforzas in Mailand, 1480 bei der Rückkehr Ludwigs des Mohren verbannt. Schrieb: „De rebus gestis Francisci Sfortiae lib. XXX" (1421—66), Mailand 1480, italienisch von Landino, ebenda 1490; abgedruckt bei Muratori, R. I. S. XXI, 165 ff.

Sismondi, Simonde de, Genfer Historiker (1773—1842), Freund der Frau v. Staël, Mitarbeiter des „Conciliatore". Schrieb: „Histoire des républiques italiennes du moyen-age" (Zürich u. Paris 1807—18, 16 Bde., deutsch Zürich 1807—24, 16 Bde.

„Die Geschichte der italienischen Freistaaten ist nur ein plumpes liberales Machwerk; danach sind Junker und Pfaffen an allem schuld." (Mélanges d'art et de litt., S. 263.)

Tamburini, Pietro (1737—1827), Professor der Philosophie und Theologie in Brescia und Rom, von Maria Theresia nach Pavia berufen. Schrieb u. a. das freisinnige Werk: „La vera idea della Santa Sede".

Tronci, Paolo, „Istorie pistolesi". Der von Stendhal unrichtig zitierte Titel lautet: „Memorie storiche di Pisa", Livorno 1682, fol. Neuaufl. Pisa 1828 mit dem Titel „Annali Pisani".

Velluti, Donato (1313—70), Florentiner Historiker, Jurist und Staatsmann; 1350 Gonfalonier. Schrieb: „Cronica di Firenze 1300—1370" (berichtet u. a. die Thronerhebung und Flucht Gauthiers, Herzogs von Athen, 1342—43).

Verri, Pietro, Graf (1728—97), Mailänder Nationalökonom und Historiker. Schrieb: „Meditazioni sull' economia politica", Mailand 1771; „Storia di Milano", Mailand 1783—1797.

„Ich lese mit Vergnügen die Geschichte Mailands von Verri, dem Freunde Beccarias, die mit der ganzen Gutherzigkeit des Mailänders, aber auch mit dem ganzen Mißtrauen des Italieners geschrieben ist. Ich finde hier nie jene Unbestimmtheit und Ziererei, die mich oft bei französischen Büchern des 19. Jahrhunderts abstoßen. Graf Verri besitzt den großen Sinn unserer (französischen) Historiker von 1550; seine Art ist voller Kühnheit und Natürlichkeit" (Stendhal).

Villani, Giovanni, Florentiner Historiker (gest. 1348), hinterließ eine wertvolle Chronik von Florenz: „Storie Fiorentine" (I—X gedruckt Venedig 1537; XI—XII gedruckt Florenz 1554), die sein Bruder Matteo (gedruckt Venedig 1562) bis 1363 und dessen Sohn Filippo (gedruckt Florenz 1577) bis 1365 fortsetzten. Alle drei zusammen erschienen 1729 und 1802—03 in Mailand. Abgedruckt bei Muratori, R. I. S. XIII, 1 ff., XIV, 9 ff.

Ferner erwähnt Stendhal eine „Cronica di Bologna", jedenfalls die bei Muratori, R. I. S. XVIII, 241—792 abgedruckte, von drei Autoren stammende „Cronaca di Bologna". Ebd. S. 101 ff., das „Chronicon Bononiense" des Matteo Griffoni (1351—1428), das von 1109—1428 führt, und in

XXIII, 863ff. die „Annales bononienses“ des Hieronymus de Bursellis, von 1418—98. Endlich erwähnt er eine „Cronica Pisana“, vermutlich die bei Muratori, R. I. S. XV, 969ff. abgedruckte „Cronica di Pisa“ (1089 bis 1389).

2. Reiseliteratur

Brosses, de (1709—77), Präsident des Parlaments (Landgerichts) von Dijon. Schrieb: „Lettres familières écrites de l'Italie en 1739 et 1740“, Paris 1799. Erste vollständige Ausgabe mit Vorrede von Stendhals Vetter und Freund Romain Colomb, Paris 1836, 2 Bde. Neuaufl. Paris 1904. Deutsch München 1920/21 („Vertrauliche Briefe aus Italien").

Stendhal nennt ihn „den Voltaire der Italienreisenden" und schätzt ihn über alles. „Er ist stets natürlich, nimmt das Leben stets von der heiteren Seite und hat nie traurige Gedanken." Vgl. „Wanderungen in Rom", Einleitung und passim.

Creuzé de Lesser (1771—1839), Literat und Präfekt der Restaurationszeit. Schrieb: „Voyage en Italie et Sicile fait en 1801 et 1802“, Paris 1806.

„Es gibt nichts so Törichtes wie die Reisebeschreibung des Herrn Creuzé." (Stendhal, Journal d'Italie, S. 62.)

Duclos, Charles Pinot (1704—72), berühmter Moralist, Sekretär der französischen Akademie, fiel 1766 in Ungnade, reiste nach Italien und schrieb dort: „Voyage en Italie“ (1762), Paris 1791.

„Kein Reisender, den ich kenne, außer Duclos, hat uns die gewöhnliche Art, wie man jenseits der Alpen auf die Jagd nach dem Glücke geht, darzustellen versucht. Diese interessante, doch so schwierige Seite einer Reise nach Italien ist völlig in Vergessenheit geraten. Was man zu sagen hätte, ersetzt man zumeist durch schäbige Anleihen bei den Lohndienern, nach Art des Atelierklatsches über die großen Maler."

Eustace, John Chetwood, „A classical tour through Italy“; London 1817, 3 vol.

Von Stendhal abfällig beurteilt. Vgl. „Wanderungen in Rom", 11. November 1827, und Correspondance, II, 250.

Gorani, Joseph, aus gräflichem italienischem Geschlecht, Jakobiner. Schrieb: „Mémoires secrets et critiques des cours, des gouvernements et des moeurs des principaux états d'Italie“, Paris 1793, 3 vol. Deutsch als „Geheime und kritische Nachrichten von Italien", Frankfurt u. Leipzig 1794. (Auszug.) Vgl. auch Anm. 9 im Anhang dieses Bandes.

Guinan-Laoureins, J. B. Schrieb: „Tableau de Rome vers la fin de 1814“, Brüssel 1816, Paris 1817 u. 1821.

Lalande, J. J. de (1732—1807), Astronom und gelehrter Vielschreiber. Schrieb u. a.: „Voyage d'un Français en Italie“, Paris 1769, 8 Bde.

„Atheist und Schützling der Jesuiten, die ihre Ordensbrüder in den italienischen Städten anwiesen, ihm umfangreiches Material über seinen Aufenthaltsort zu geben. Er war ein Mann von gesundem Verstand und reiste um 1768. Die acht oder neun Bände seiner italienischen Eindrücke sind im allgemeinen recht vernünftig.“ (Brief Stendhals an seine Schwester Pauline.)

Laurens, „Rom im Jahre 1814“, Brüssel 1816.

Lullin de Chateauvieux, Jacob Frédéric (1722—1842), Genfer Agronom und berühmter Schriftsteller. Schrieb u. a.: „Lettres écrites d'Italie en 1812 et 1813 à M. Ch. Pictet“, 1816, 2 vol.

„Hat sehr gut über den italienischen Ackerbau geschrieben. Doch seine Gedanken wie die des Engländers Eustace sind für mich zu konservativ. In den Augen dieser Herren haben die Franzosen Italien in den Jahren von 1796—1814 viel Schaden getan. Für solche, die nicht überall und ausschließlich ihr Augenmerk auf Adel und Geistlichkeit lenken, haben die Franzosen die Kultur Italiens um zweihundert Jahre gefördert.“ (Mélanges d'Art et de Litt. S. 259.)

Misson, François Maxime, französischer Schriftsteller, Parlamentsrat in Paris, wanderte nach Aufhebung des Edikts von Nantes als Protestant aus. Schrieb: „Nouveau voyage d'Italie“, Haag 1691—98, 3 vol.

„Der Lyonneser Protestant Misson, der im Jahre 1667 reiste, ist ein Mann von gesundem Verstand und vorzüglichen Gaben. Er besitzt den Vorteil, Italien ganz anders gesehen zu haben als wir. Damals herrschten spanische Sitten und Vorstellungen. Seit Napoleon dringen französische Sitten und Vorstellungen ein . . . Sein großer Fehler ist der, daß er die Wunder und Reliquien ernst nimmt, von denen man übereingekommen ist, nicht mehr zu sprechen, und von denen wir aus Respekt vor den Damen, die an diese Dinge noch glauben, gleichfalls schweigen.“ (Mélanges d'Art et de Litt. S. 258.) — „Man findet in diesem Buche die Genauigkeit und die unbarmherzige Logik der Gelehrten des 17. Jahrhunderts.“

Montaigne, Michel de (1533—92), Parlamentsrat in Bordeaux; Verfasser der berühmten „Essays“. Schrieb ein Tagebuch seiner Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien in den Jahren 1580—81 (Paris 1774). Deutsch von Otto Flake, München 1908.

Roland de la Platière (1734—93), Girondist, 1792 Minister, beging 1793 Selbstmord. Schrieb u. a.: „Lettres écrites de Suisse, d'Italie, de Sicile et de Malte en 1776—78“, Amsterdam 1782, 6 Bde.

Semple, Robert, englischer Reisender. Schrieb: „Observations on a journey through Spain and Italy to Naples in 1805“, London 1807.

Ein trocknes puritanisches Reisebuch, dessen Hervorhebung durch Stendhal wenig begreiflich ist, da Semples Auffassung der seinen durchaus entgegengesetzt ist.

Simond, Louis, „Voyage en Italie et en Sicile“, Paris 1828.

Staël, Germaine Baronin von (1766—1817), französische Schriftstellerin. Schrieb u. a.: „Corinne ou de l'Italie“ (1807), deutsch von A. W. Schlegel (Reclam).

Stendhal wirft ihrem Buche Schwülstigkeit vor und empfiehlt es nicht, ist aber trotzdem von ihm beeinflußt worden (s. Einleitung).

Verzeichnis der Eigennamen

Die mit * versehenen Zahlen beziehen sich auf die römischen Ziffern der Einleitung.

Inhalts-Verzeichnis

Verzeichnis der Abbildungen

*

Druck vom
Bibliographischen Institut
in Leipzig

*

